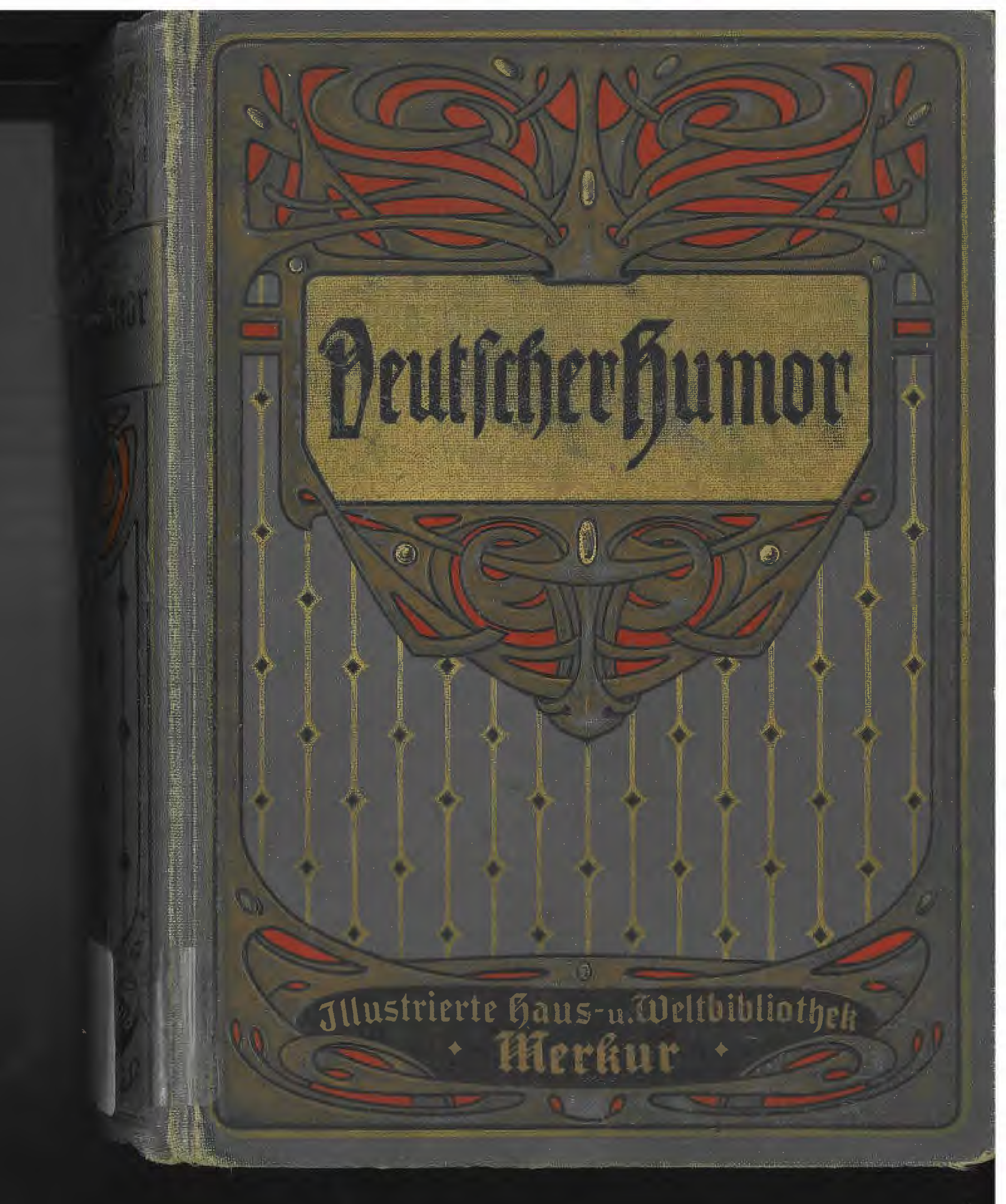

Deutscher Humor
Illustrierte Haus- u. Weltbibliothek



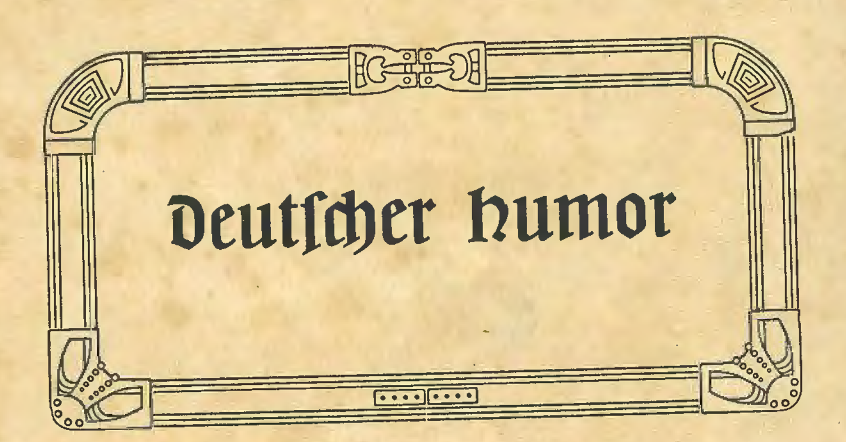
Deutscher Humor
Illustrierte Haus- u. Weltbibliothek
Merkur


Deutscher Humor
Illustrierte Haus- u. Weltbibliothek
· Merkur ·

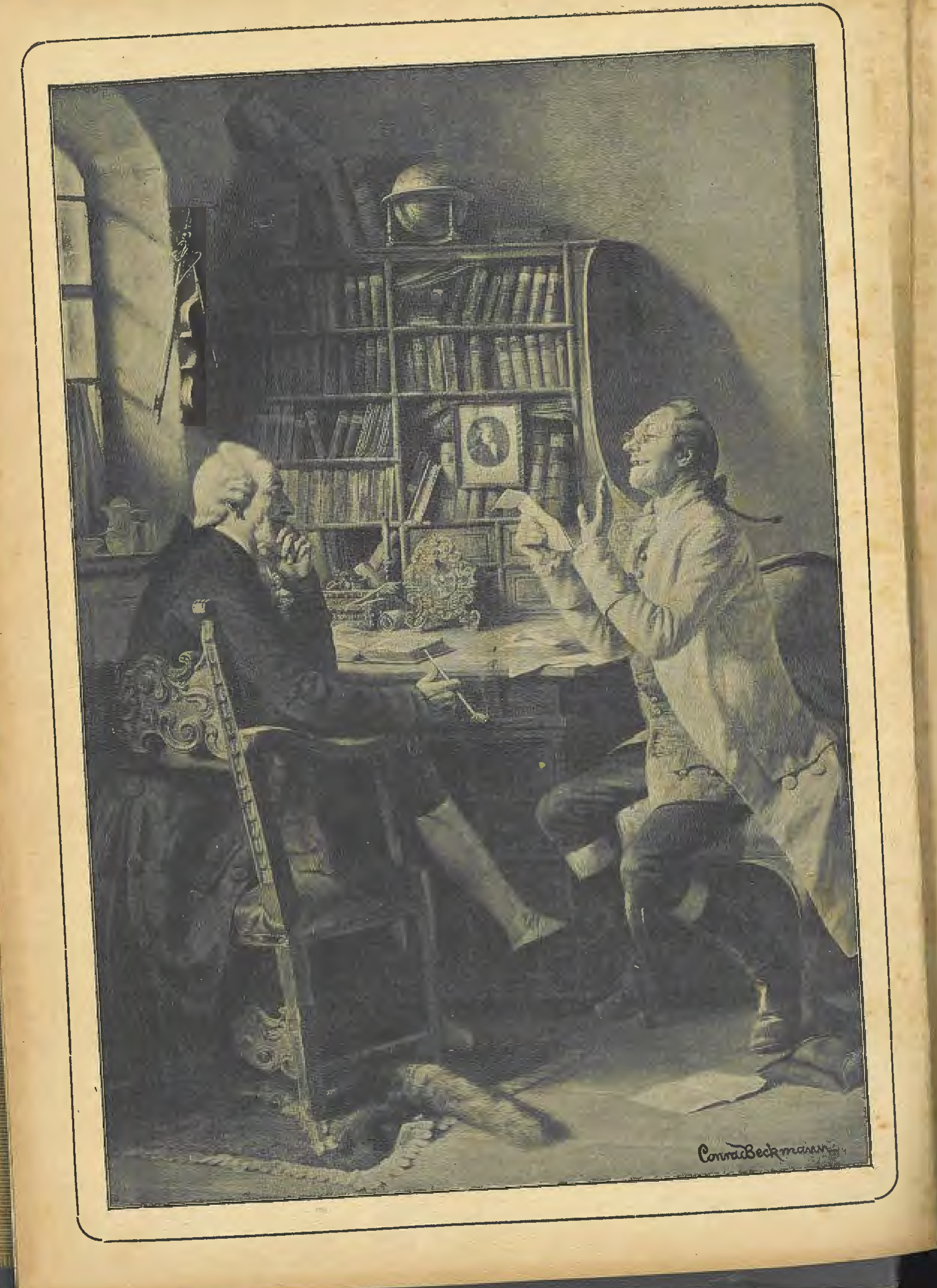

Aus der Bücherei:
161 533032 5

Deutscher Humor





Deutscher Humor



Deutscher Humor

Heitere Geschichten und lustige Streiche,

Schwänke und Ränke, Possen und Schnurren,
sowie
humoristisches Allerlei
aus dem Leben bekannter Persönlichkeiten.

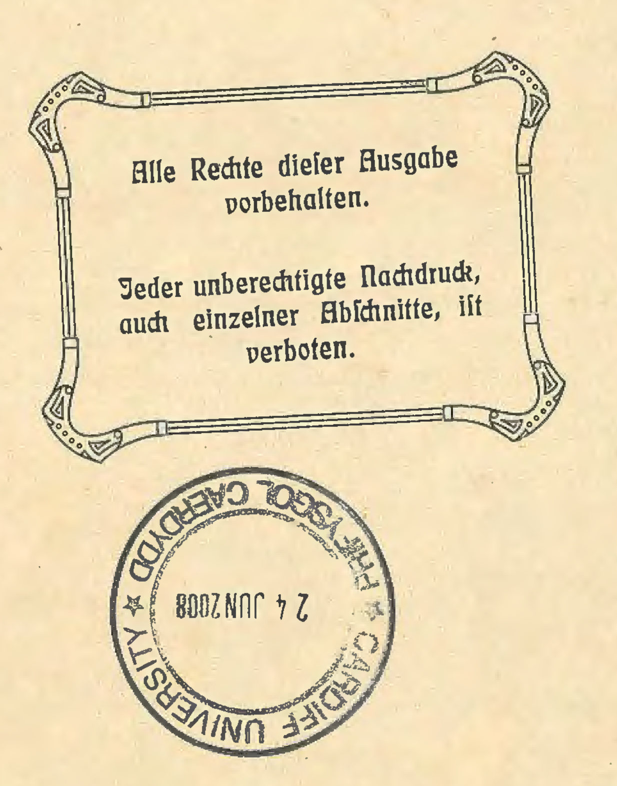
Aus der deutschen Literatur
vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart gesammelt
und für alle Freunde des Humors erzählt
von

Gustav A. Ritter.



Mit vielen Original-illustrationen.

Verlagsdruckerei „Merkur", Berlin SO. 16.





Vorwort

Die vorliegende Sammlung aus der deutschen Literatur vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart bewegt sich ausschließlich auf dem Gebiete heiterer Geschichten und lustiger Vorgänge wie sie aus dem Gemütsleben des deutschen Volkes herausgewachsen sind. Hier ist nur dem Humor Rechnung getragen, wie er nicht nur in den alten Volksbüchern von Till Eulenspiegel, den Schildbürgern, Fortunat und seinen Söhnen, Hans Clauert und vielen andern, sondern auch in unzähligen Schwankdichtungen und launigen Erzählungen seit Jahrhunderten die Stunden der Erholung nach des Tages Last und Hitze erheiternd gewürzt hat.

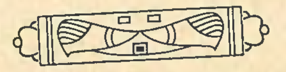
Humor ist ein Fremdwort, für das wir keine treffende deutsche Bezeichnung haben. Der große Lessing glaubte einmal Humor mit Laune übersetzen zu können, aber er kam bei näherer Betrachtung bald wieder davon zurück, denn er sagt in seiner Dramaturgie: „Humor und Laune sind verschiedene Dinge; Laune kann zu Humor werden, aber Humor ist außer diesem einzigen Fall nie Laune.“ Auch Witz ist nicht Humor. Witz entspringt als besondere Gabe dem Verstande des Einzelnen und setzt Schlagfertigkeit und kurzen, zugespitzten Wortlaut voraus; Humor dagegen wächst mit breiter Behaglichkeit aus dem Gemütsleben der Masse heraus. Der Witz richtet sich gegen Personen und Sachen und kann leicht zur verletzenden Satire werden, der Humor entwickelt sich aus gegebenen Verhältnissen und ist nie verletzend, selbst dann nicht, wenn er spottet.

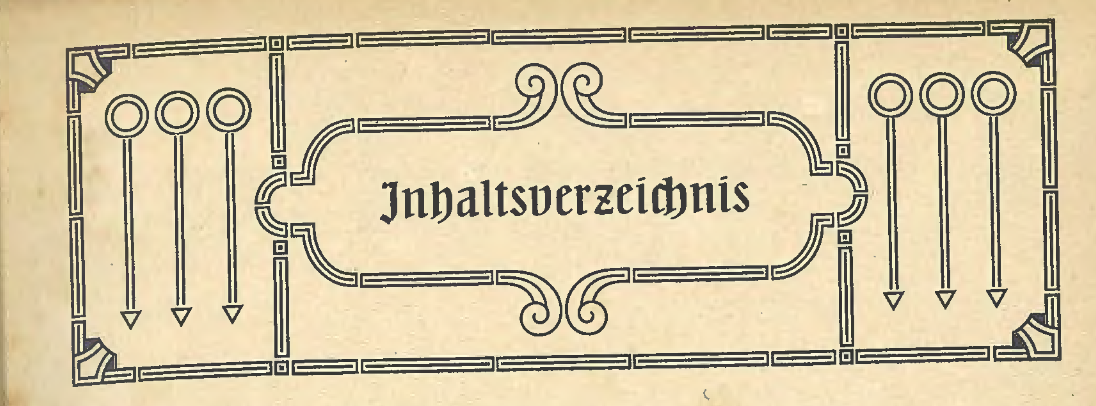
So ist der Humor von jeher auch in der deutschen Literatur zum Ausdruck gekommen. Das zeigt schon die uralte Tiersage, als deren Krone der Reineke Fuchs betrachtet werden kann. Die typisch hervortretenden Charaktereigenschaften der Tiere gaben

Veranlassung, menschliche Verhältnisse auf sie zu übertragen, ein Spiegelbild in ihnen zu erblicken und die eigenen Lebensverhältnisse in verzerrten Bildern zu verspotten, aber ohne zu verletzen. Als eine Sammlung von Streichen des Meisters Reineke, wie sie im Volke lebten und erzählt wurden, ist aber nicht nur der Reineke Fuchs zu betrachten, sondern ein Gleiches läßt sich von den meisten Büchern der humoristischen Literatur, namentlich der älteren, sagen; der Herausgeber, der oft nicht einmal genannt ist, war nur der Träger des im Volke lebendigen Humors.

Im vorliegenden Buche ist diesen Ausflüssen des Volkshumors nachgegangen von Jahrhundert zu Jahrhundert, den Originalen möglichst treu folgend; in den gewählten Stücken sind nur die oft mehr als derben Ausdrücke, an die in früherer Zeit alle Welt gewöhnt war und an denen niemand Anstoß nahm, gemildert. Mundartliches, das nur in einem oder dem andern deutschen Gau verstanden werden würde, ist möglichst vermieden oder in allgemein verständliches Deutsch übertragen worden, wenn dies der darin zum Ausdruck kommende Humor erlaubte, denn gar häufig liegt der Humor gerade in dem Mundartlichen des Dialekts und wird nichtssagend oder verschwindet ganz, wenn der Dialekt abgestreift wird. Leicht war daher diese Arbeit nicht, aber sie wird begreiflich, weil die ausgewählten Stücke des Humors einem möglichst großen Leserkreise zugänglich gemacht werden sollten. Sollte dies dem Herausgeber gelungen sein, so würde er darin seinen schönsten Lohn finden.

G. A. K.





Inhaltsverzeichnis

Humor in den alten Volksbüchern.

Schwänke, Schnurren und humoristisches Allerlei.





Die Streiche des Amis.

(Das Volksbuch von dem Amis ist die älteste Sammlung von Schwänken und Possen in Deutschland. Sie ist noch in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt und in Form von Gedichten etwa um das Jahr 1240 erschienen. Der Dichter wird „Der Stricker" genannt. Diese Schwankgedichte scheinen im Volke besonderen Anklang gefunden zu haben, denn die darin bearbeiteten Schwänke und Possen sind späterhin, nachdem das alte Buch als solches schon verschollen gewesen, in andere Volksbücher übergegangen, großenteils dem unendlich viel volkstümlicher gewordenen „Till Eulenspiegel" zugeschrieben worden.)

Der neidische Baron.

Vorzeiten lebte in „Engelland" ein Mann namens Amis, der hohe Schulen besucht hatte und sich durch großen Verstand und vielen Witz hervortat. Durch seine außergewöhnliche Schlauheit hatte er sich einem Baron, welcher den weit ausgedehnten Grundbesitz eines großen Herrn verwaltete, mehr als einmal sehr nützlich erwiesen, und aus Erkenntlichkeit wußte es dieser Verwalter zu bewerkstelligen, daß ihm eine der einträglichen Pfründen verliehen wurde, über welche der Grundbesitzer zu verfügen hatte. Solche Pfründen wurden immer auf Lebenszeit verliehen und konnten dem Inhaber nur dann wieder entzogen werden, wenn er sich für das etwa damit verbundene Amt gänzlich unfähig erwiesen oder sich eines besonderen Vergehens schuldig gemacht hatte. Eine solche Pfründe also erhielt Amis zugewiesen, und da sie, wie gesagt, sehr einträglich war, so saß er nun, wie man zu sagen pflegt, in der Wolle und kümmerte sich um den Baron, zu dessen Diensten er sonst immer bereit gestanden hatte, gar nicht mehr.

Eine solche Undankbarkeit verdroß den Baron ungemein, um so mehr, als er inne wurde, daß Amis aufhörte, ein bescheidener, einfacher Mensch zu sein, sich vielmehr einem zügellosen Wohlleben überließ und dazu noch häufig Gäste bei sich sah. Seine uneingeschränkte Gastfreundschaft wurde bald weit und breit bekannt, und man wußte, daß man bei Amis besser speiste und noch viel besser trank, als ihnen selbst bei Männern in noch günstigerer Lage aufgetischt wurde, besonders bei dem Baron, der als ein Filz verschrieen war. Der Groll, daß Amis ein größeres Haus machte, als er selber sich erlaubte, ging allmählich in bitteren Haß über. Er meinte ein Recht zu haben, den Mann auf eine bestimmte Summe aus seinen Einnahmen beschränken und den Überschuß für die Kasse der Verwaltung in Anspruch nehmen zu können. Er begab sich deshalb zu ihm und verlangte, daß er das, was er von seinen Einkünften offenbar überflüssig habe, an ihn abliefere.

Amis lachte und erwiderte: „Mit Euch teilen soll ich, Herr? Ich habe mich bis jetzt bemüht, die Einkünfte, welche mir zufließen, zu verzehren, so daß nichts bleibt, und das würde auch geschehen, wenn es noch mehr wäre. Wozu und für wen sollte auch etwas übrig bleiben? Man lebt nur einmal in der Welt. Wollt Ihr daran teilnehmen, Herr, so sollt Ihr mir willkommen sein, wie meine andern Gäste, und Ihr sollt aufs beste bewirtet werden. Es soll da an nichts fehlen. Ihr mögt kommen, so oft es Euch beliebt, der gastfreiesten Aufnahme könnt Ihr sicher sein. Aber eine Abgabe von meinen Einkünften an Euch? Nein, Herr, das kann nimmermehr geschehen."

Da ward der Baron zornig und polterte: „Wie! Ihr verweigert die Pflicht des Gehorsams gegen mich, der ich doch Euer Vorgesetzter bin, der Euch hier in dieses Amt eingesetzt hat? So kann ich Euch das Amt auch wieder nehmen, und das werde ich tun."

Amis schüttelte den Kopf und entgegnete mit aller Ruhe: „Das wird sich nicht wohl tun lassen, Herr. Ich habe stets in aller Untertänigkeit meine Pflicht getan, Ihr könnt mir nicht die kleinste Verletzung derselben nachweisen, also könnt Ihr mir auch mein Amt nicht nehmen. Etwas anderes wäre es, wenn ich meines Amtes unwürdig lebte oder in irgend einer Weise demselben nicht gewachsen wäre. Aber daß ich gut esse und noch besser trinke und häufig auch noch Gäste daran teilnehmen, das wird niemand unwürdig nennen können. Und daß ich in Wort und Schrift alle Eigenschaften besitze, die für die Verwaltung eines solchen Amtes notwendig sind, darf ich von mir selbst mit aller Bescheidenheit behaupten."

„Ich aber behaupte," eiferte der andere, „daß ein Schlemmer wie Ihr, der sein ganzes Gut verpraßt, damit nichts übrig bleibe, die Fähigkeiten nicht besitzt, die ein solches Amt erfordert."

„Darauf lasse ich's ankommen," erwiderte Amis, „und ich ersuche Euch, mich zu prüfen. Erweist es sich, daß ich Euch vollständig zu genügen vermag, so könnt Ihr mich nicht aus meinem Amte entfernen."

„Das soll geschehen! Seht Euch aber recht vor, denn wenn an Euren Antworten nur ein Jota fehlt, dann seid Ihr hier im Amt gewesen und von Stund' an nicht mehr."

„Ei, laßt nur hören!" sagte Amis ruhig. „In der Kirche wie in der Welt, auf Erden wie im Himmel, auf dem Lande wie auf dem Meere denke ich wohl Bescheid zu wissen, daß ich Euch auf jede Frage, so Euch beliebt, eine runde Antwort geben kann, an der sich nicht deuteln läßt."

Amis' Prüfung.

Am andern Tage kam der Baron, um den Schlemmer, wie er ihn nannte, zu prüfen. Er hatte die Nacht über wenig geschlafen, denn die Ruhe, mit welcher ihm Amis entgegengetreten war, und der versteckte Hohn, der aus seinen Worten hervorzuleuchten schien, hatten ihn in eine gewaltige Aufregung versetzt. Dazu kam, daß er sehr ernstlich über die Fragen nachsann, die er dem Schlemmer vorlegen wollte; Fragen, von denen er meinte, daß sie kein Mensch beantworten könnte, weil es ihn eine Unmöglichkeit dünkte.

Nachdem Amis ihn als seinen Vorgesetzten mit aller schuldigen Hochachtung begrüßt hatte, fragte er: „Nun, Herr, habt Ihr reiflich darüber nachgedacht, wie Ihr meine Fähigkeiten zu prüfen gedenkt? Ich bin begierig zu hören."

„So höret!" begann der Baron ärgerlich über den spöttischen Ton, der in dieser Frage lag, und gar hochmütig blickte er

auf den gleichmütig lächelnden Amis herab. „Saget mir zuerst, wie viel Wasser das Meer enthält; aber genau, nicht mehr und nicht weniger, wenn Euch Euer Amt lieb ist."

„Genau eine Wagenlast, Herr!" antwortete Amis ohne Besinnen.

„Eine Wagenlast?" höhnte der andere. „Wer soll Euch das glauben, Mann?"

„Ihr selbst, Herr, denn des Wassers im Meere ist nicht um ein Haar mehr oder weniger. Haltet Ihr es nicht für wahr, so lasset nur alle Flüsse, die ins Meer gehen, stille stehen; dann wollen wir's ausmessen, und Ihr werdet Euch von der Wahrheit überzeugen."

Verblüfft sah der Baron den andern an, schüttelte den Kopf und sagte: „Was ist das für eine Antwort? Wie soll ich die Flüsse stillstehen heißen?"

„Ja, das weiß ich nicht," antwortete Amis achselzuckend, „das ist Eure Sache, Herr, nicht die meine. Aber anders geht es nicht, wenn ich das Meer ausmessen soll, wie Ihr verlangt. Denkt doch selbst: wenn ich das tun wollte, so würde ich kaum angefangen haben, und es wäre durch die Flüsse schon wieder unendlich viel Wasser zugeflossen. So könnte also die Rechnung nimmer zu Ende kommen. Das muß jedes Kind einsehen. Haltet aber den Zufluß ab, dann ist es eine Kleinigkeit, das Meer zu messen, und dann werdet Ihr Euch überzeugen, daß es nicht mehr ist als eine Wagenlast."

Verdrossen schwieg der Baron, ging in der Stube auf und ab und rieb sich die Stirn, auf der sich eine tiefe Unmutsfalte gebildet hatte. In seinem Groll bemerkte er gar nicht, mit welcher Schadenfreude ihn Amis auf seinem Hin- und Herlauf beobachtete.

Endlich blieb er wieder vor ihm stehen und begann aufs neue: „Nun gut, ich muß die Antwort wohl gelten lassen. Lassen wir also das Meer und wenden wir uns zu etwas anderem. Jetzt sollt Ihr mir sagen, wieviel Tage seit Adam im Paradiese verflossen sind?"

„Ei, sieben Tage!" antwortete Amis schnell und tat ganz verwundert über solche Frage, die, wie er hinzusetzte, jedes Kind beantworten könne.

„Sieben Tage? seit Adam?" fuhr aber der Baron auf; „Herr, wollt Ihr Euch über mich lustig machen?"

„Durchaus nicht, Herr, wie würde ich mir so etwas gegen Euch erlauben," sagte Amis mit größter Einfalt. „Ich meine, Ihr habt selber noch niemals mehr als sieben Tage gezählt, die ja eine Woche ausmachen. Das reicht vom Sonntag dem ersten, bis zum Sonnabend dem siebenten Tage, manche Leute zählen auch vom Montag bis zum Sonntag; aber gleichviel: wenn das geschehen ist, dann fangen sie immer wieder von vorn an, sieben Tage zu zählen. So geht es in unserer Zeit, so ist es bei unseren Eltern und Großeltern gewesen, und so wird es fortgehen in alle Ewigkeit. Seit Anfang der Welt hat man nie mehr als sieben Tage gezählt, also auch seit Adam."

Dem Baron blieb der Mund offenstehen vor Verwunderung über diese runde Antwort. Er wußte dem pfiffigen Amis darauf nichts zu antworten, dann aber stieg ihm allmählich dunkle Zornesröte in das Gesicht. Heftig zornig polterte er daher: „So antwortet mir zum dritten, welcher Ort die Mitte von der Erde sei. Aber ich sage Euch: besinnt Euch gar wohl, denn wenn Ihr nicht ganz gleich teilt, wenn sich findet, daß die eine Hälfte nur um ein Weniges länger ist, als die andere, so habt Ihr Eure Pfründe verspielt, denn Euer Verstand reicht nicht aus, das Amt zu verwalten."

„Was ist da lange zu besinnen?" antwortete Amis lachend und zuckte geringschätzig die Achseln: „Euer Haus, Herr,

ist der ganz genaue Mittelpunkt vom Erdreich."

Da lachte auch der Baron, blickte ihn höhnend an und sagte triumphierend: „Das zu glauben vermag niemand. Mein Haus für den Mittelpunkt des Erdreiches zu erklären, ist eine Lüge, wie eine größere gar nicht gedacht werden kann."

„Sachte, Herr, sachte," fuhr aber Amis ruhig fort. „Nicht zu glauben, daß Euer Haus der Mittelpunkt des Erdreiches sei, gebietet Euch nur Eure Bescheidenheit. Ich aber sage Euch: gebt Euren Knechten Seile und tragt ihnen auf, daß sie das Erdreich von Eurem Hause aus nach jeder Seite hin ausmessen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß sich finden wird, es stehe genau in der Mitte."

Der Baron schwieg lange und ging in dem Zimmer auf und nieder. Er begann einzusehen, daß er der Schlauheit des Amis nicht gewachsen sei und seine folgende Frage klang schon viel kleinlauter: „Da Ihr alles so genau wißt, so könnt Ihr mir sicherlich auch sagen, wie weit der Himmel von der Erde entfernt ist?" Er blieb vor Amis stehen und zwinkerte mit den Augen, als ob dies eine gar verfängliche Frage sei, die er gewiß nicht würde beantworten können.

„Wohl, Herr," sagte jedoch Amis wieder ohne alles Besinnen: „der Himmel ist nicht weiter von der Erde entfernt, als daß man hinaufrufen kann."

„Wie, der Himmel soll nicht weiter von der Erde entfernt sein, als daß man soll hinaufrufen können, wie etwa hier von einem Haus quer über die Gasse zu einem andern?" fragte der Baron ganz betroffen.

„Gewiß, Herr! Wenn Ihr wieder meint, daß Ihr es nicht glauben könnt, so steigt nur hinauf, dann werde ich hier unten rufen, und Ihr werdet mich da oben sicherlich hören. Sollte das aber nicht der Fall sein, so will ich verspielt haben; dann steigt nur schnell hernieder, nehmt mir die Pfründe und gebt sie dem Grundherrn zurück."

So deutlich der tiefste Unmut auch auf dem Gesicht des Barons geschrieben stand, so schien es doch, als ob er schon eine Antwort erwartet haben mochte, der er nicht würde begegnen können; denn ohne sich auf eine Gegenrede einzulassen, fragte er: „Da Ihr das alles so genau wißt, so könnt Ihr mir gewiß auch sagen, wie breit der Himmel sein mag?"

„Ich glaube mich nicht zu täuschen," entgegnete Amis und tat, als ob er tief über diese verfängliche Frage nachdachte, während er innerlich herzlich über den albernen Baron lachte; „ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Breite des Himmels auf tausend Klafter und noch tausend Ellen bemesse; das wird sicherlich richtig sein."

„Wie wollt Ihr das beweisen?"

„Herr, wenn Ihr den Beweis haben wollt, so müßt Ihr es natürlich nachmessen."

„Wie soll man das anfangen? Das ist ja unmöglich," rief der Baron.

„Daß es schwierig ist, gebe ich zu, aber Ihr müßt, um es fertig zu bringen, erst die an dem Himmel befestigten Lichter, Sonne, Mond und Sterne, abnehmen, und das blaue Himmelsgewölbe von allen Seiten zusammenlegen; dann wird es so schmal werden, daß Ihr es ohne Mühe ausmessen könnt. Wenn Ihr damit fertig seid, werdet Ihr finden, daß das angegebene Maß von tausend Klaftern und noch tausend Ellen stimmt, und Ihr werdet mich in meinem Amte lassen müssen."

„Noch sind wir nicht am Ende, mein Lieber," sagte aber der Baron giftig. „Ich muß gestehen, daß Ihr mit Himmel und Erde, Land und Meer genugsam Bescheid wißt. Nun müßt Ihr mir aber auch noch beweisen, wenn Ihr Eure Pfründe behalten wollt, daß Ihr ebenso auch in den

gewöhnlichen Dingen des Lebens als Meister zu Hause seid. Und dies ist vielleicht noch wichtiger als jenes."

„Lasset nur hören, Herr," entgegnete Amis mit immer gleicher Ruhe; „ich denke Euch auch darin Genüge zu tun. Was meinet Ihr?"

„Was einem Manne von solcher Gelehrsamkeit, wie Ihr bewiesen habt, doch wohl nur eine Kleinigkeit sein wird: Mir zu Ehren sollt Ihr einen Esel lesen lehren. Könnt Ihr das, so will ich alles für voll und richtig nehmen, was Ihr bis jetzt habt hören lassen und Euch anerkennen als einen Meister in allen Künsten. Könnt Ihr das aber nicht, so kann ich Euch nicht helfen, und Ihr müßt den Wanderstab nehmen."

„Warum sollte ich das nicht können?" entgegnete Amis ohne Bedenken. „Bringt mir nur einen Esel, so will ich ihn wohl lehren."

Amis und der Esel.

Ein junger Esel war bald gefunden, denn Amis hatte die Bedingung gestellt, daß es eben ein junger Esel sein müsse. Der Baron hatte zwar hämisch gemeint, daß sich das wohl gleich bliebe, ob das Tier jung oder alt sei, das könne gerade beim Esel doch keinen Unterschied machen. „Sagt das nicht, Herr," hatte aber Amis wichtig tuend erwidert, „was einer in der Jugend nicht lernt, das lernt er im Alter nimmermehr. Drum gibt es ja auch unter den Menschen so viele alte Esel, weil sie in ihrer Jugend nichts gelernt haben."

Der Esel wurde dem Amis gebracht, und nicht ohne Hohn, da er das Unterfangen natürlich für unmöglich hielt, sagte der Baron: „Nun versucht Euer Heil an diesem Schüler. Wenn Ihr ihm etwas beigebracht habt, muß mir dies allsogleich gemeldet werden, damit ich mich davon überzeuge."

„Da werdet Ihr freilich lange warten müssen, Herr," antwortete Amis.

„Aha," rief der Baron bedeutungsvoll, „der Herr zweifelt, daß seine Gelehrsamkeit so weit reichen werde."

„Keineswegs," sagte Amis mit gelehrtem Ernste. „Bedenkt aber wohl, Herr, wie lange es dauert und was für Mühe es macht, ein Kind lesen zu lehren, das doch vorher schon sprechen kann. Ihr wißt, daß bei vielen an die zwanzig Jahre vergehen, ehe es soweit kommt, daß sie lesen können. Wie viel mehr nun nicht bei einem unvernünftigen Tiere, das dabei doch auch erst noch sprechen lernen muß. Vergehen dort schon zwanzig Jahre, so wird es nicht zu viel verlangt sein, wenn ich für diesen Esel dreißig anschlage. Dann aber, das ist ganz sicher, wird er lesen können."

Der Baron wiegte nachdenklich das Haupt, aber die Zuversicht des Amis machte ihn ganz irre in seinem Glauben an die Unmöglichkeit des Unternehmens. Er gedachte daher des ungeheuren Zeitraumes von dreißig Jahren gar nicht und sagte nur: „Nun, ich sehe wohl ein, daß die Sache ihre großen Schwierigkeiten hat und daß lange, lange Jahre, wohl an die dreißig, vergehen können, ehe es gelingt. Ich meine aber auch nur, daß es mir mitgeteilt werden muß, wenn sich nur etwas von Fortschritten zeigt, damit ich kommen und mich überzeugen kann."

„Das soll geschehen, Herr!" versicherte Amis, und der andere verließ dessen Haus hocherhobenen Hauptes.

Amis machte eine spottende Grimasse hinter ihm her und sprach für sich: „Geh' du nur hin, hochmütiger Mann, mich fängst du nicht. Dreißig Jahre! Diese Zeit erleben wir wohl alle drei nicht mehr, weder du, noch das Eselein, noch ich. Stirbst du aber noch vor uns, dann bin ich samt meinem Esel aus aller Not befreit."

Nichtsdestoweniger mußte Amis Hand ans Werk legen. Was tat nun der schlaue Mann? Er ließ dem Esel einen abgelegenen Stall bauen, zu dem außer ihm niemand Zutritt hatte, denn er wollte bei seinen angeblichen Studien mit dem Langohr keine Zeugen haben. Dann nahm er ein altes Buch, schüttete auf ein Blatt desselben Haferkörner, die er dem Tier als Futter vorlegte, nachdem er es weidlich hatte hungern lassen. Das wurde viele Tage lang fortgesetzt. Dann streute er die Körner zwischen mehrere Blätter, und der hungrige Esel begriff sehr bald, wie er mit dem Maul die Blätter auseinander bringen mußte, um zu den Haferkörnern zu gelangen. Dies wurde so lange fortgesetzt, bis der Esel eine förmliche Fertigkeit darin erlangt hatte, die Körner aus dem Buche herauszusuchen; der Hunger hatte das bewirkt.

Nun ließ Amis dem Baron den ersten Fortschritt des Esels melden, und der ließ nicht lange auf sich warten, denn er war ja überzeugt, daß alle Kunst an dem Esel scheitern müßte und daß er die reiche Pfründe an einen andern vergeben könnte. Dann aber wollte er seinen eigenen Vorteil wahren und einen bestimmten Teil der Einkünfte für sich ausmachen, was er bei Amis leider versäumt hatte.

„Nun, was hat das Eselein gelernt?“ fragte er mit spöttischem Lächeln; „worin besteht der erste Fortschritt, den der gewiß sehr gelehrige Schüler gemacht hat?“

„Zwei Dinge hat er bereits begriffen, Herr,“ antwortete Amis mit größtem Ernste, „das Blattumwenden in einem Buche und die beiden Buchstaben J und A.“

„Wie! ist denn das nur möglich?“ rief der Baron erstaunt.

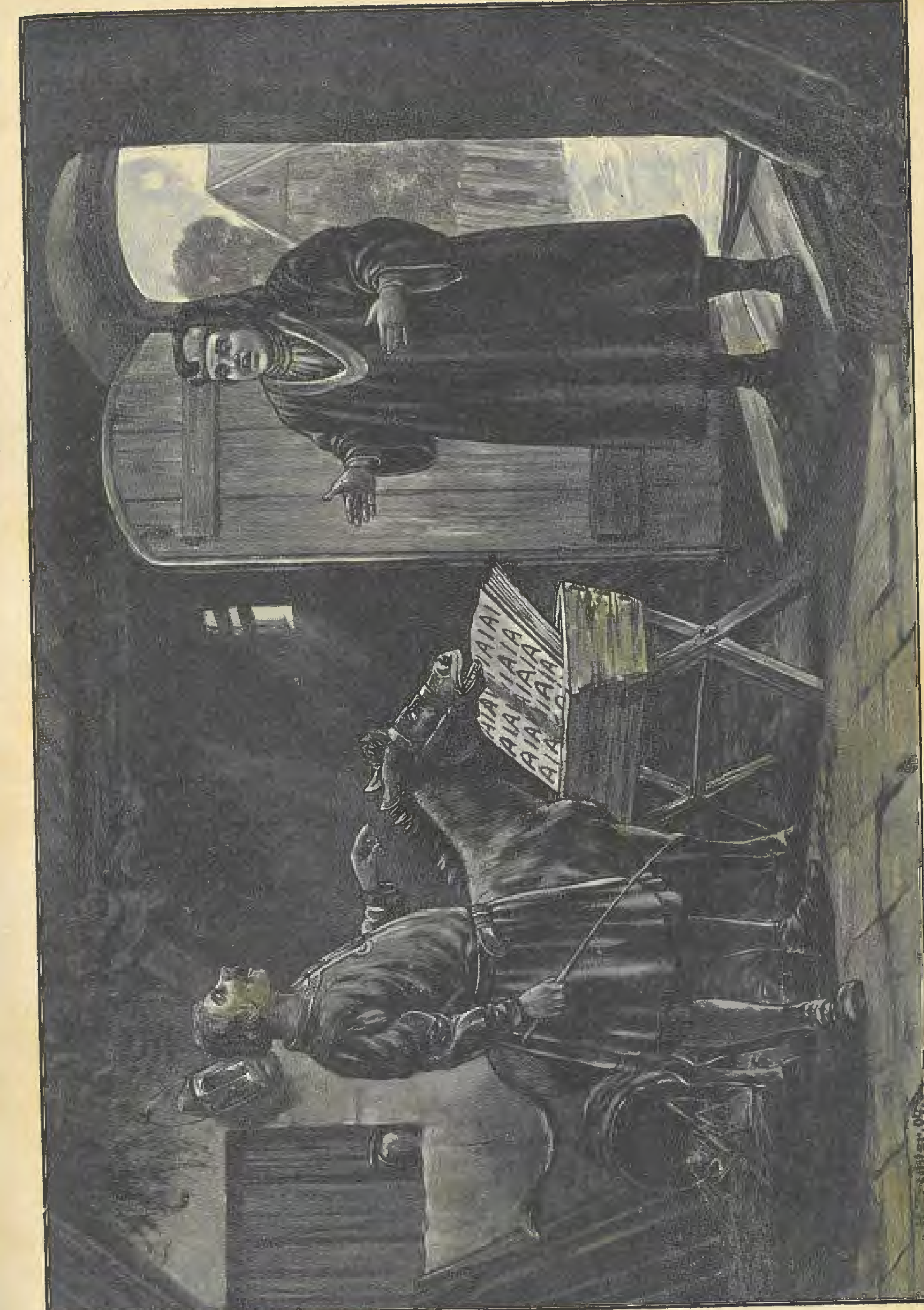
„Ihr sollt Euch sogleich davon überzeugen, Herr,“ sagte Amis und holte einen alten Folianten aus seinem kleinen Bücherschatz herbei, zwischen dessen Blätter er natürlich keine Haferkörner gestreut hatte. Er legte das Buch dem Esel vor, wie er das nun viele Wochen schon regelmäßig getan hatte, und das hungrige Tier machte sich sogleich an die gewohnte Arbeit, mit dem Maul zwischen den Blättern umherzustöbern und nach den Haferkörnern zu suchen. Das sah nun just so aus, als ob es die Blätter umwende, und der alberne Baron machte große Augen. Als es nun aber keine Haferkörner fand, stieß es endlich seinen natürlichen Schrei aus, der, wie jedermann weiß, den beiden Lauten J und A täuschend ähnlich ist.

Der Baron, dessen Verwunderung schon bei der anscheinenden Blattumwendung immer größer geworden war, so daß ihm buchstäblich der Mund offen stand, verlor bei dem Geschrei des Esels allen Spott und fragte nur: „Was bedeutet das?“

„Das sind die beiden Buchstaben J und A, die er bereits gelernt und in dem Buche gefunden hat,“ versicherte Amis mit gelehrtem Ernst. „Wenn der Herr Baron die Geduld nicht verliert, dann lernt mein kleiner Grauer alles, was ich ihn lehren soll. Aber es gehört unendlich viel Geduld dazu, das mögt Ihr glauben.“

Der leichtgläubige Baron war sprachlos und nun fast davon überzeugt, daß der Mann das seltsame Kunststück wirklich fertig bringen würde. Seine Verwunderung sorgte selbst dafür, daß die Mär im weiten Umkreise bekannt wurde, und viele kamen, um das Wunder anzustaunen. Sie kamen aber vergeblich, denn Amis war klug genug, das Kunststück keinem zweiten vorzuführen. Es hätte da wohl mancher doch gesünderen Menschenverstand haben können, als der alberne Baron, und wäre hinter sein Geheimnis gekommen. So mußte also alle Welt sich mit der Versicherung des Barons begnügen.

Wer aber auch kommen mochte, er fand bei dem ebenso lustigen wie gastfreien



Amis und der Esel.

Amis reichliche Tafel, gute Weine und fröhliche Unterhaltung, und als nun gar bald darauf der Baron starb, da hatte für den Schalk alle Sorge wegen der Entdeckung seines Truges ein Ende. Der Unterricht hörte natürlich sogleich auf, und das Eselein wurde verkauft. Das Wohlleben in seinem Hause setzte Amis aber unverändert fort, ja, die Schlemmereien wurden womöglich noch ärger als zuvor, denn es war ja nun niemand da, der wie der verstorbene Baron mit scheelen Augen darauf blickte oder wohl gar eine Abgabe von seinen Einkünften forderte. Aber die Verschwendung des Mannes nahm endlich einen Umfang an, daß selbst seine reichen Einkünfte nicht mehr ausreichten. Er fing an zu leihen, und da das Zurückzahlen der geliehenen Gelder immer größere Schwierigkeiten machte, so wollte ihm schließlich keiner mehr borgen. Er sah sich daher genötigt, darüber nachzudenken, wie er es anstellen müsse, um sein bisheriges üppiges Leben weiter fortführen zu können, denn von dem Wohlleben zu lassen und sich einzuschränken, war ihm jetzt schon nicht mehr möglich.

Es war dies eine Zeit unablässiger Sorge, und Amis fühlte, daß er das nicht lange aushalten könnte. Sein erfinderischer Kopf fand aber immer Gelegenheiten, sich durch Schlauheit und Pfiffigkeit Geld zu beschaffen und die Dummheit und Torheit der Menschen zu benutzen, sie zu übervorteilen. Dabei gewöhnte er sich mehr und mehr, auch die Redlichkeit nicht hoch anzuschlagen, und bald war er von gewöhnlichen Betrügern und Beutelschneidern nur noch durch seine größere Schlauheit zu unterscheiden.

Endlich reifte der Plan in ihm, die Pfründe aufzugeben und sich in der Welt nach ähnlichen Gelegenheiten, die Leichtgläubigkeit der Menschen auszubeuten, umzusehen, und wenn er dann genug erbeutet haben würde, zurückzukehren und eine Zeitlang wieder in Hülle und Fülle zu leben, wie er's gewohnt war. Daß es ihm dabei gar nicht fehlen könnte, des war er sicher.

Amis ging also auf Reisen und fand Gelegenheiten, wie er sie suchte, in Menge.

Amis auf Reisen.

Amis durchzog die Lande, überall nur darauf bedacht, Geld und Gut zu gewinnen, was ihm auch immer gelang, da er die Schwächen der Menschen erkannte und listig für sich auszunützen wußte.

In Lotharingen hörte er von einem großen Siechtum, das unter den Dienstleuten des Herzogs ausgebrochen sei und dem Herrn vielen Kummer mache. Flugs gab er sich für einen großen Arzt aus, der jede Krankheit zu heilen vermöge, und es wurde ihm infolgedessen leicht, Zutritt zum herzoglichen Hofe zu gewinnen. Hier wurde er mit vielen Ehren aufgenommen, und der Herzog versprach ihm, ihn zum reichen Mann zu machen, wenn er ihm diesen schweren Kummer abnehmen könnte.

„Herr, das wird mir nicht schwer," versicherte Amis zuversichtlich; „ich bin ein Arzt, dem keine Krankheit zu widerstehen vermag, sie mag leicht oder schwer sein. Ich versichere Euch, daß sie weicht, noch ehe die Nacht dem Tage gefolgt ist. Ihr sollt mir auch nicht eher den Lohn dafür zahlen, als bis die Kranken selbst zu Euch gekommen sind und Ihr aus ihrem eigenen Munde vernommen habt, daß sie gesund seien. Dann erst sollt Ihr Euch auch mir gnädig erweisen."

Des freute sich der Herzog und hieß die Kranken rufen, deren es wohl ein Dutzend oder mehr waren. Amis versammelte sie in einem Gemach, hielt ihnen eine lange, mit vielen hochgelehrten Brocken gespickte Rede und sagte zum Schluß: „Es liegt nun an euch, wie bald

ihr gesund werden wollt. Nur müßt ihr mir mit einem feierlichen Eide schwören, daß ihr von dem, was ich euch sagen werde und was unter uns verhandelt wird, zu keinem Menschen, es sei wer es sei, irgend ein Sterbenswörtlein sagen wollt."

Mit Freuden schwuren sie ihm alle einen feierlichen Eid, Stillschweigen darüber zu bewahren.

Danach sprach er: „Nun höret, was ich euch sage. Ihr müßt nun selbst unter euch zu Rate gehen, wer von euch der Allerkränkste sei. Diesen kann ich nicht gesund machen, sondern er muß sein Blut lassen, aus dem ich dann einen Trank brauen werde, durch dessen Kraft alle andern alsobald genesen werden. Nun geht hin und beratet euch, und wenn ihr den Kränksten ausgefunden habt, dann mögen alle andern zum Herrn Herzog gehen und ihn versichern, daß sie durch meine Kunst vollkommen gesund geworden sind. Plaudert aber einer auch nur ein Wörtlein von dieser meiner Vorschrift und Absicht, so ist meine große Kunst vergebens und ihr müßt alle elendiglich dahinsiechen."

Es geschah, wie es der schlaue Amis vorausgesehen hatte: Keiner wollte der Kränkste sein und sein Blut für die andern hergeben, und als sie endlich doch untereinander einig wurden und einen für den am schwersten Leidenden erklärten, und die andern nun einzeln zum Herzog gingen, ihn zu versichern, daß der fremde Doktor sie völlig gesund gemacht habe, blieb auch dieser letzte nicht zurück, sondern schlich sich den andern nach und meldete sich zuletzt noch, als die andern fort waren, ebenfalls gesund.

Der Herzog hatte gestaunt, das Wunder für unglaublich gehalten und jeden einzelnen besonders befragt und förmlich ausgeforscht; aber jeder wußte nichts anderes zu versichern, als daß ein Fremder, der ein wahrer Heiliger sein müsse, gekommen sei und ihn ganz gesund gemacht habe.

Wer war froher, als der Herzog, und in seiner Freude ordnete er an, daß dem Doktor hundert Mark Silber ausgezahlt werden sollten. Amis säumte auch nicht, diese stattliche Summe schleunigst zu erheben und sandte sie nach seiner Heimat, da er so viel Geld nicht mit sich herumtragen mochte. Dann machte er sich davon, denn als die Zeit verstrichen war, während welcher die Kranken durch ihren Eid gebunden waren, nicht zu plaudern, kam der ganze Trug natürlich ans Licht, aber Amis war längst über alle Berge. —

An einem andern Orte war er in einer Ritterburg als ein heiliger Mann aufgetreten, und da die Frau in Abwesenheit des Ritters nichts anderes hatte, so gab sie ihm eine Rolle vom feinsten Tuch, wohl an die hundert Ellen, ein ebenso kostbares wie seltenes Gut. Bald nachdem er die Burg verlassen, war aber der Ritter heimgekommen und hatte nicht sobald gehört, was die törichte Frau getan habe, als er sich auch wieder auf das Pferd warf und dem angeblichen Heiligen nachjagte. Dieser sah den Reiter in der Ferne kommen, merkte, wer es sei und daß ihm nun wohl Schlimmes bevorstehe, wußte sich aber auch alsbald zu helfen. Er zündete schnell einen dicken Holzspan an, rollte das Tuch ein Stück auseinander, tat den hell glimmenden Brand da hinein und rollte dann das Tuch wieder locker zusammen, so daß der Brand nicht verlöschen konnte.

Als nun der Ritter herangekommen und vom Rosse gesprungen war, fuhr er Amis zornig an, schalt ihn einen Betrüger und Spitzbuben, der ihm nicht nur das erschlichene Gut zurückgeben, sondern auch noch eine erkleckliche Buße zahlen müsse. Da aber Amis hoch und teuer versicherte, er habe weder etwas erschlichen noch erbeten, was die Edelfrau selbst bezeugen müsse, und da er dem Ritter mit demütigen Bitten um Schonung die Rolle Tuch zu-

rückgab, verrauchte dessen Zorn. Er nahm das Tuch und ritt brummend davon.

Spöttisch blickte ihm Amis nach und ließ sich bequem am Wege nieder, um zu erwarten, was nicht ausbleiben konnte. Der Ritter merkte an dem Geruch gar bald, daß mit dem Tuche nicht alles in Ordnung sei. Er rollte es auseinander, da schlug ihm die helle Flamme entgegen und er konnte es kaum schnell genug ins Gras werfen, wo es rasch zu Asche verbrannte. Daß ein glühender Span darin gelegen, hatte er gar nicht bemerkt.

Da erschrak er sehr und meinte in diesem Wunder eine Strafe des Himmels erblicken zu müssen. So war der Mann, den er verfolgt und wie einen gemeinen Spitzbuben behandelt hatte, doch wohl ein Heiliger gewesen, und auch seine Frau meinte er nun ganz mit Unrecht gescholten zu haben.

Eilig kehrte er um, sprang bei Amis, der sich bequem ins Gras gelagert hatte, da er so etwas erwartete, vom Pferde und bat ihn fußfällig um Verzeihung. Der Aufforderung des Ritters, wieder umzukehren und mit ihm nach seiner Burg zu reiten, setzte der schlaue Schalk scheinbaren Widerstand entgegen; aber der Ritter bat so lange und so eindringlich, daß er endlich nachgab, in seinem Herzen freilich sehr vergnügt, da er nun ein paar Tage des köstlichsten Lebens sicher sein konnte.

In der Tat wurde der angebliche Heilige ein paar Tage hindurch herrlich bewirtet, und bei seinem Abschiede noch reichlicher beschenkt, als die Tuchrolle wert gewesen war. Außerdem aber hatte der Ritter nicht versäumt, die Begebenheit in der Nachbarschaft bekannt zu machen, und da kamen nun die Leute von allen Seiten herbei, um sich der Fürbitte eines so heiligen Mannes bei den Heiligen im Himmel zu versichern, natürlich nicht ohne reichliche Spenden, die sie ihm darbrachten. Und so gewann Amis auch aus dieser Posse wieder eine gar stattliche Summe.

Amis als Kaufmann.

Die heiße, unstillbare Gier, Geld zu gewinnen, um das lockere Leben fortführen zu können, trieb Amis zu den verschiedensten Verwandlungen, die ihm als Deckmantel dienen mußten. Jetzt reiste er als Arzt, jetzt wieder als Wahrsager, dann als Wundertäter, aber alle die Streiche, die er in diesen Gestalten ausführte, brachten ihm wohl Geld, aber doch lange nicht genug, um die heiße Begierde, die ihn verzehrte, voll zu befriedigen.

Endlich verfiel er auf den Gedanken, als Kaufmann zu reisen, denn er meinte, als solcher viel mehr Gelegenheiten zu haben, großartiger aufzutreten und Geld und Gut in Fülle zu gewinnen. Von den vielen Streichen, die er als Kaufmann ausführte und die meist von der bedenklichsten Art waren, die ihn aber infolge seiner großen Schlauheit und seiner mit der Zeit an der äußersten Grenze angelangten Gewissenlosigkeit zu dem angestrebten Ziele führten, soll hier nur einer erzählt werden.

Er rüstete eine große Reise nach dem Orient, denn die Waren von dorther waren sehr gesucht und galten als besonders kostbar. Die mußten also auch einen großen Gewinn abwerfen. Mit einer Anzahl Saumrossen, beladen mit allerhand Waren, die er dort mit Gewinn abzusetzen hoffte, und in Begleitung mehrerer Knechte, schiffte er sich ein und gelangte glücklich nach „Kunstenopel" (Konstantinopel). Es ging alles ganz vortrefflich, aber die Waren, welche er einzukaufen gedachte und die im Abendlande einen sehr großen Gewinn versprachen, waren schon an Ort und Stelle so teuer, daß er an kaufen gar nicht denken konnte. Da mußte also

wieder, wie so oft schon, List und Betrug helfen.

Besonders verlockend erschienen ihm die kostbaren Seidenwaren, die er in einem der vielen Verkaufsgewölbe ausgelegt gefunden hatte, und diese in seine Hände zu bringen war nun Tag und Nacht sein eifrigstes Sinnen und Trachten. Endlich erdachte er einen ebenso kühnen wie gewissenlosen Handstreich.

Auf der Straße fand er zufällig einen Landsmann, der hier als Maurer sein kärglich Brot verdiente, einen einfältigen Menschen, der ihm zu seinem verwegenen Plan geeignet schien. Dem redete er ein, daß er der Kämmerer eines Fürsten sei, der soeben gestorben wäre, leider sehr zur unrechten Zeit, denn es sei noch ein wichtiges Geschäft abzuschließen, das keinen Aufschub erleiden dürfe, wozu aber die Person des Fürsten unbedingt nötig wäre. Es sei nun als Kämmerer in seine Hand gegeben, für den verstorbenen Herrn eine Person zu ernennen, welche den Fürsten vorstellen solle, und dazu habe er ihn, den Landsmann, ausersehen.

Der Maurer sperrte Mund und Nase auf, als ihm ein solcher Antrag gemacht wurde. Dann lachte er dumm und meinte, daß er in seinem Leben noch nicht einmal einen Fürsten gesehen habe, viel weniger, daß er jetzt einen solchen vorstellen könnte. Amis wußte jedoch alle seine Bedenken zu beseitigen, und der einfältige Mensch ging wirklich darauf ein.

Amis stattete ihn standesgemäß aus und ging mit ihm zu dem Seidenhändler, nachdem er ihn streng verpflichtet hatte, daß er während dreier Tage nichts weiter sprechen dürfe als die Worte: „Das ist wahr!“

Der Kaufmann war natürlich hoch erfreut, einen so hochgestellten Kunden zu finden, der sich nicht einmal darauf einließ, um Einzelnes zu handeln, sondern gesonnen war, ihm gleich das ganze Warenlager gegen bares Geld und ungemünzte Silberbarren abzukaufen. Alles was der angebliche Kämmerer vorbrachte, um dem Kaufmann den Handel als ein höchst willkommenes Geschäft erscheinen zu lassen, wie es gewiß niemals wiederkehren dürfte, bestätigte sein Begleiter von Zeit zu Zeit durch seine ernste Bekräftigung: „Das ist wahr!“

Das wiegte den Kaufmann in vollkommne Sicherheit, und er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß der Kämmerer seine Knechte holte, das ganze Lager räumen und nach seiner Herberge bringen ließ, von woher er auch das Geld und die Silberbarren bringen wollte. Der Kaufmann konnte auch nichts dagegen einwenden und um so unbedenklicher darauf eingehen, als der Fürst bei ihm blieb und von ihm aufs feinste bewirtet wurde. Selbst für ein treffliches Nachtlager des hohen Herrn wurde gesorgt, als der Tag vergangen und der Kämmerer nicht zurückgekommen war.

Es fiel dem Kaufmann zwar auf, daß das ungeschlachte Benehmen des angeblichen Fürsten trotz seiner glänzenden Kleidung so gar nichts Fürstliches zeigte, noch mehr, daß aus ihm nichts weiter herauszubringen war, als nur die Worte: „Das ist wahr!“ Aber, dachte er, dieser Mann ist ja aus fernen Landen, und da mögen die Fürsten ja wohl nicht anders sein, und unsere hiesige Landessprache mag er nicht sonderlich verstehen. Diese Selbstberuhigung wich aber doch einiger Besorgnis, als sich der Kämmerer auch im Laufe des ganzen zweiten Tages nicht sehen ließ und der Fürst immer und immer nichts anderes sprach, als bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit: „Das ist wahr!“

Als aber auch am dritten Tage die Sonne zur Rüste gehen wollte und die Bezahlung für die fortgeschafften kostbaren Seidenwaren ausblieb, da mußte der Kaufmann endlich wohl einsehen, daß er aufs schändlichste betrogen war. Und da er auf seine angstvollen Fragen, wie: Euer Kämmerer kommt wohl niemals zurück? oder: Herr, habt Ihr mich betrogen? und dergleichen auch keine andern Antworten erhielt als das lakonische „Das ist wahr!“ so bemächtigte sich seiner eine fürchterliche Wut. Er fiel über den Maurer her, prügelte ihn jämmerlich durch, und es entstand unter den sich stets erneuernden Wutausbrüchen des so schwer geschädigten Mannes ein solcher Lärm, daß die Leute aus der ganzen Nachbarschaft zusammenliefen.

Unter diesen befand sich auch der Meister, bei welchem der Maurer bislang gearbeitet, und der sich nicht wenig gewundert hatte, daß der sonst pünktliche und fleißige Mensch plötzlich ausgeblieben war. Wie mußte er nun staunen, als er seinen Arbeiter so unerwartet und in solchen Umständen wiederfand. Seinem Meister stand der Maurer auch Rede, denn der dritte Tag war ja nun auch beinahe vorüber, und er erzählte, wie es ihm ergangen war und wie er sich streng verpflichtet hatte, während dreier Tage nichts anderes zu sprechen als nur jene Worte.

So kam nun der ungeheure Betrug zu Tage. So jämmerlich das auch für den armen Kaufmann war, so mußten doch alle lachen über die grenzenlose Einfältigkeit des Maurers. Das brachte aber die kostbaren Seidenwaren nicht zurück, denn während dies alles in dem Hause des Seidenhändlers geschah, war Amis längst fern von dem Schauplatze. Seine Knechte hatten die Waren natürlich nicht nach der Herberge, sondern gleich auf ein im Hafen zum Absegeln nach dem Abendlande bereit liegendes Schiff gebracht, und so schwamm Amis mit seinem Raube schon fern auf dem Meere.

Amis' Ende.

Glücklich gelangte Amis in die Heimat und erzielte daselbst an den kostbaren Seidenstoffen einen überreichen Gewinn. Das verschwenderische Leben nahm nun, da Amis ja seine Pfründe aufgegeben hatte, in einem eigenen stattlichen Hause einen erhöhten Aufschwung. Tag für Tag sah er zahlreiche Gäste bei sich zu Tische, und weithin verbreitete sich der Ruf von seinem Reichtum und seiner unbeschränkten Gastfreiheit. Bei einem solchen Leben geht freilich auch der größte Reichtum endlich einmal auf die Neige, wie sich ja auch der tiefste Brunnen ausschöpft, wenn ihm nicht in demselben Maße neues Wasser zuströmt.

Auch für Amis kam endlich wieder der Zeitpunkt, daß er die Erschöpfung seiner Mittel herannahen sah und vor der Notwendigkeit stand, sich neue Quellen zu eröffnen. Das brachte ihn jedoch nicht im geringsten in Verlegenheit, denn was einmal so wohlgelungen war, das konnte ja auch weiterhin wieder unternommen werden, und seine List, seine Gewandtheit, verbunden mit der schrankenlosesten Gewissenlosigkeit halfen ihm bei allen ähnlichen Streichen, die sich, wie jener gegen den Seidenhändler, bisweilen zu förmlichen Raubzügen gestalteten, auch wirklich überall durch.

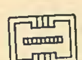
Selbst nach „Kunstenopel“ unternahm er, nachdem er sich völlig unkenntlich gemacht hatte, eine zweite Reise. Hier betrog er wieder einen Juwelenhändler um einen ungeheuren Schatz von edlem Gestein, mit dem er auch wieder glücklich in die Heimat zurückgelangte. Und so groß war dieser Schatz, daß er auch für das üppigste Leben lange Zeit ausgereicht haben würde.

Amis war indessen in die Jahre gekommen, und er begann gegen die Freuden

der Tafel und des Vergnügens gleichgültiger zu werden; hatte er doch ein so verschwenderisches Leben nun schon an die dreißig Jahre geführt. Die ausgesuchtesten Speisen, die feinsten Weine wollten ihm nicht mehr recht munden, und es war ihm mit der Zeit sogar eine förmliche Erholung, wenn einmal kein Gast im Hause war. Nur die Habgier blieb immer dieselbe, und obwohl eine Abnahme seines Reichtums noch nicht zu spüren war, zog es ihn doch noch einmal nach dem fernen Osten, und abermals kehrte er mit reichem, durch List und Gewandtheit erworbenem Gut in die Heimat zurück.

Bald danach aber erfolgte ein gänzlicher Umschwung. Wohl galt er in der Stadt, in welcher er jetzt lebte, als der reichste Mann, und das mochte er in der Tat auch wohl sein, aber die üppigen Gastereien, die sein Haus sonst mit jubelndem Leben erfüllten, wurden immer seltener. Sie waren ihm jetzt nicht nur gleichgültig, sondern es bemächtigte sich seiner ein förmlicher Widerwille gegen diese Gelage mit Leuten, die ihm zum großen Teil ganz fremd waren und deren maßlose Lobeserhebungen ihn anwiderten. Er wußte ja, daß dies nicht seiner Person, sondern nur seinem Reichtum und seiner schrankenlosen Gastfreiheit galt.

Endlich beschloß er, diesem Leben ein Ende zu machen. Er nahm seinen gesamten Reichtum zusammen und ging in ein Kloster. Hier wurde er natürlich mit offenen Armen aufgenommen, und er erfüllte fortan die Pflichten eines Klosterbruders mit größter Pünktlichkeit und lebte ganz nach der strengen Regel des Ordens bis an sein Ende.



Von den sieben weisen Meistern.

(Das Volksbuch von den „Sieben weisen Meistern“ ist eine Sammlung von fünfzehn novellenartigen Erzählungen, wahrscheinlich indischen Ursprungs, die aus dem Persischen und Arabischen schon früh auch im Abendlande in lateinischen Bearbeitungen bekannt wurden. Der leitende Faden, welcher diese Erzählungen verbindet, ist folgender: Ein römischer Kaiser Pontianus läßt seinen Sohn Diocletian in Athen von sieben weisen Meistern in der Weltweisheit und den freien Künsten unterrichten. Nach sieben Jahren an den Hof zurückberufen, hat der Jüngling in den Sternen gelesen, daß er daselbst nur dann einem schmählichen Tode entgehen wird, wenn er sieben Tage lang kein Wort spricht. Während dieser Tage wird er auf Anstiften der bösen Stiefmutter von seinem Vater durch eine Erzählung derselben jeden Tag zum Tode verurteilt, das Urteil aber infolge einer Gegenerzählung der Meister immer wieder auf den folgenden Tag verschoben, bis die Zeit des Schweigens für Diocletian vorüber ist und nun die Bosheit der Stiefmutter an das Licht kommt. — In Frankreich begannen die Bearbeitungen schon im 13., in Deutschland im 15. Jahrhundert. Hier folgte einer poetischen Bearbeitung von 1412 durch Hans von Bühel die erste prosaische Veröffentlichung etwa um 1450, und die Geschichte von den sieben weisen Meistern drang bald in vielen Ausgaben in alle Schichten des Volkes.

Wir bringen hier nur einzelnes daraus.)

Der Schatz im Turme.

Von dem römischen Kaiser Oktavianus erzählt man, daß er ein geiziger und habgieriger Mann, aber so reich gewesen sei, daß er sich von einem Baumeister einen besonderen festen Turm bauen ließ, in welchem er seine Schätze aufbewahrte. Der Turm hatte nur einen einzigen Eingang, der durch eine starke Tür, zu welcher nur der Kaiser selbst und der Schatzmeister einen Schlüssel hatten, sehr künstlich verschlossen war.

Es war aber noch ein zweiter Eingang vorhanden, von dem jedoch nur der Baumeister wußte. Er hatte nämlich unten am Fuße des Turmes einen Quaderstein in der Mauer angebracht, der wie eine Tür um ihre Angeln bewegt werden konnte und ein Loch freigab, durch das ein Mensch mit Leichtigkeit in den Turm zu gelangen vermochte. Er hatte das getan, um von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile seine Augen an den hier aufgestellten und aufgeschütteten Kostbarkeiten weiden zu können. An irgend eine böse Absicht hatte er dabei nicht gedacht.

Nun hatte der Baumeister einen Sohn und zwei Töchter, denen gegenüber er ein sehr schwacher Vater war. So war der Sohn ein leichtlebiger Mensch geworden, und der Vater hatte ihn wohl gar noch ermuntert, sein Leben zu genießen, solange er jung sei. Kein Wunder, daß das Vermögen, welches der Baumeister durch seinen Fleiß erworben hatte, zusammenschmolz. Es kam endlich so weit, daß der Vater, als wieder einmal eine große Summe bezahlt werden mußte, nicht wußte, wo er das Geld hernehmen sollte, und auf den unseligen Gedanken verfiel, es dem kaiserlichen Schatz im Turme zu entnehmen. Schwer wurde es ihm, sehr schwer, ein Dieb werden zu sollen, aber er sah keinen andern Ausweg, und für den Schatz im Turme war es ja nur eine unbedeutende Kleinigkeit, die niemand bemerken würde. Damit tröstete er sich.

Er ließ seinen Sohn kommen, machte ihm keinerlei Vorwürfe, sondern besprach die Sache mit ihm in aller Ruhe und sagte dann niedergeschlagen: „Ich sehe keinen andern Rat, mein Sohn, als etwas zu tun, was allerdings mein Gewissen schwer belasten wird, aber uns doch die Mittel gewährt, nicht nur jetzt, sondern auch unser bisheriges gutes Leben in derselben Weise fortzuführen. Da ich durch meine törichte Liebe zu euch Kindern doch einmal so weit gekommen bin, auf eine oder die andere Weise zum Betrüger oder gar zum Diebe werden zu müssen, so soll es wenigstens so geschehen, daß wir vor den Leuten den Schein retten.“

Er erzählte ihm nun von dem Geheimnis des verborgenen Einganges in den Turm, und in der Nacht gingen sie hin, und der Baumeister zeigte seinem Sohne, wie der Stein bewegt werden konnte. Dann kroch er selbst hinein und reichte dem Sohne so viel von den Schätzen heraus, wie nötig war, um die erforderliche Summe Geldes bezahlen und auch noch eine kleine Zeit auf großem Fuße weiter leben zu können. Der Stein wurde wieder sorgfältig eingefügt, und der Baumeister beruhigte sein Gewissen.

Indessen konnte es den scharfen Augen des Schatzmeisters, als dieser am andern Morgen seine gewöhnliche Runde in dem Turme machte, nicht entgehen, daß in der Nacht Diebe dem kaiserlichen Schatz einen Besuch abgestattet hatten. Er war sehr bestürzt, und mit Recht, denn als er dem Kaiser davon Meldung tat, fuhr ihn dieser hart an: „Was klagst du mir das? Sorge dafür, daß die Diebe entdeckt werden und mir das gestohlene Gut wieder hergeschafft wird. Du haftest mir mit deinem Kopfe dafür!“

Der geängstigte Schatzmeister untersuchte nun den Turm aufs genaueste, fand aber nirgends die Spur eines Einbruchs, denn durch die Tür und die vielen löcherartigen Fensterchen hatte kein Mensch eindringen können. Da kam ihm folgender sinnreiche Einfall: Er zündete in dem Turm ein möglichst starken Rauch entwickelndes Feuer an, schloß alle Fensterlöcher ganz dicht, verließ den Turm und schloß auch die Tür wieder ganz fest. Nun mußte sich der Rauch doch irgendwo einen Ausgang suchen, und siehe da: es währte nicht lange, so sah der Schatzmeister an einer Stelle dünnen Rauch hervordringen, und als er dieselbe näher untersuchte, fand er, daß hier ein Stein nur eingefügt, aber

nicht vermauert war. Er gab sich nun zwar viel Mühe, den Stein zu bewegen, doch gelang ihm dies nicht, denn er kannte ja das Geheimnis nicht; aber er war fest davon überzeugt, daß dies die Stelle sei, wo die Diebe allein eingedrungen sein konnten.

Da der Raub so wohlgelungen, so war er auch überzeugt davon, daß der Dieb über kurz oder lang den Besuch wiederholen würde. Er grub also in dem Turme gerade unter dem verdächtigen Steine ein tiefes Loch und setzte da hinein einen großen Kessel, den er mit Pech und Leim füllte, so daß der Dieb, wenn er wiederkam, da hineinstürzen und in der zähen Masse stecken bleiben mußte. Darin sollte er sich denn auch nicht getäuscht haben.

Weder der Baumeister noch sein Sohn legten sich in ihrer Lebensweise die geringsten Einschränkungen auf, und so war denn das gestohlene Geld in kurzer Zeit aufgezehrt. Sie ließen sich darüber keine grauen Haare wachsen, wußten sie doch, woher sie stets neuen Vorrat holen konnten, und da über einen Diebstahl in dem Turme gar nichts laut geworden war, so glaubten sie ganz sicher zu sein. Also standen sie eines Nachts auf und gingen zu dem Turme, und der Vater stieg zuerst in das Loch, fiel aber sogleich bis an den Hals in den Kessel, aus dem er sich trotz aller Mühe nicht wieder losmachen konnte. Da rief er kläglich zu dem draußen harrenden Sohne: „Du darfst mir nicht nachkommen, Sohn, sonst bist du verloren gleich mir."

„Warte, Vater, ich will doch sehen, ob ich dir helfen kann," sagte der Sohn, „denn findet man dich, so tötet man uns alle."

„Nein, mein Sohn," sprach der Vater, „niemand darf inne werden, wer ich sei. Nimm dein Schwert und schneide mir das Haupt ab, so findet man mich ohne Kopf und kann mich nicht erkennen."

Der Sohn weigerte sich natürlich, aber der Vater stellte ihm die Notwendigkeit dieser schrecklichen Maßregel so eindringlich vor, daß er es endlich tat und das abgeschnittene Haupt mit sich nahm und in eine versteckte Grube warf.

Als der Schatzmeister am Morgen seinen Rundgang in dem Turme machte, fand er zu seinem höchsten Erstaunen in dem Kessel einen Menschen ohne Kopf. Er eilte zum Kaiser, diesem die seltsame Mär zu verkünden.

Der Kaiser war nicht minder erstaunt, überlegte aber schnell, wie der Dieb dennoch festgestellt werden könnte: „Binde den Leichnam an ein Roß," sagte er, „und schleife ihn durch die Stadt, und in dem Hause, wo du dann Jammergeschrei hören wirst, nimm alle gefangen, denn der Herr dieses Hauses ist der Dieb."

Der Schatzmeister tat nach dem Befehl des Kaisers, und wie dieser vorausgesehen hatte, so geschah es: Als der Leichnam an dem Hause des Baumeisters vorübergeschleift wurde, brachen die Töchter in ein lautes Jammergeschrei aus. Aber schnell besonnen, ergriff der verschmitzte Bruder sein Schwert und brachte sich an dem Bein eine Wunde bei, und als der Turmwächter mit der ihn begleitenden Scharwache in das Haus stürzte, um nach dem Befehl des Kaisers die Inwohner zu fangen, fanden sie den blutenden jungen Menschen, der ihnen klagte, daß die Schwestern um seiner Verwundung willen so arg geschrieen hätten. Der Wächter sah die klaffende Wunde und glaubte ihm, verließ daher mit seinen Leuten das Haus.

Da die Entdeckung auf diese Weise nicht gelungen war, so befahl der Kaiser, daß man den kopflosen Leichnam an den Galgen hängen sollte, und stellte eine starke Wache dabei, denn er dachte sich, daß wohl die Angehörigen kommen und versuchen würden, ihn heimlich wegzuholen. Die kamen aber nicht, sondern die Wache sah am Abend nur einen Eseltreiber daherkommen, der zwei

mit Schläuchen beladene Esel auf dem Wege, der gerade an dem Galgen vorüberführte, daher trieb. In der Nähe der Wache zog der Eseltreiber unvermerkt ein Messer aus der Tasche und machte einen Schlitz in einen der Schläuche; dann schrie er jämmerlich um Hilfe. Die Kriegsleute liefen herzu, da sie aber merkten, daß es köstlicher Wein war, der aus dem Schlauche lief, so fingen sie ihn mit Händen und Hüten auf und schlürften begierig.

Der Eseltreiber tat zwar ganz verzweifelt über diese Schädigung seines Eigentums, aber leicht ließ er sich besänftigen und gab den Kriegsleuten auch die andern Schläuche preis. Es begann nun ein tolles Zechgelage, und sie wurden rasch trunken, denn es war sehr starker Wein, und bald schlief einer nach dem andern ein. Als sie nun alle schnarchten, löste der Eseltreiber, der niemand anders als der Sohn des Gehängten war, den Leichnam von dem Galgen, lud ihn auf einen der Esel, trabte nach der Stadt zurück und warf ihn zu dem Haupt in die versteckte Grube.

Der Kaiser ließ nun zwar die Wache streng bestrafen, aber er war doch hoch erstaunt über die List und Kühnheit dessen, der nur ein Genosse des Diebes sein konnte. An Bestrafung desselben dachte er kaum noch, aber um ihn sicher zu fangen und kennen zu lernen, ließ er bekannt machen, daß er demjenigen seine Tochter zum Weibe geben wollte, der ihr bis zu einer bestimmten Frist die listigste und kühnste Tat seines Lebens erzählen würde.

Da besann sich der junge Mann nicht lange, stieg in die Grube hinab, in die er den Leichnam seines Vaters geworfen hatte, und trennte von demselben einen Arm ab. Diesen verbarg er in den rechten Ärmel seines Gewandes, während er den eigenen Arm darunter versteckt hielt, und ging hin und erzählte der Kaisertochter, wie listig er mit dem Vater den Schatz im Turme bestohlen und wie kühn er den Leichnam vom Galgen geholt hatte. Da griff die Prinzessin, um ihn festzuhalten, nach seiner Hand, zog aber, vor Schreck zurücktaumelnd, nur den toten Arm hervor, und als auf ihr Geschrei nun die in einem Nebengemach bereitgehaltene Wache herbeistürzte, war der kühne Jüngling über alle Berge.

Der Kaiser konnte nicht anders, als die List und Kühnheit dieses Jünglings zu bewundern, vergaß allen Groll und ließ ausrufen, daß der junge Mann, welcher den Schatz beraubt und den Leichnam vom Galgen geholt, auch seine Tochter so listig betrogen habe, sich bei ihm melden solle. Es solle alles vergeben und vergessen sein, und er solle diese Tochter zum Weibe haben. Da sich der Kaiser mit seinem kaiserlichen Wort dafür verbürgte, so nahm der Sohn des Baumeisters keinen Anstand, sich zu melden. Er erhielt auch die Kaisertochter zum Weibe und mit ihr Ehren und Reichtümer.

Die Glöckchen des Virgilius.

Der vorgenannte Kaiser Oktavianus war trotz seines Reichtums ein so habgieriger Mann, daß er Gold und Gut über alles liebte. Zu seiner Zeit hatten sich die Römer schon viele Völker untertänig gemacht, aber oftmals empörten sich diese gegen das römische Joch, und die Bürger Roms hatten von ihnen oft viele Drangsale zu erleiden.

Damals lebte in Rom ein viel gefürchteter Mann, namens Virgilius, ein weiser Mann, der alle andern mit seinen Künsten, insbesondere in der Zauberei, überragte und eben deshalb war er allgemein gefürchtet. Den baten die Römer, daß er ihnen ein Kunstwerk herstellen möchte, durch welches sie vor ihren Feinden rechtzeitig gewarnt würden. Virgilius versprach es ihnen und

verfertigte einen künstlichen Turm. Auf diesem standen oben ringsum ebenso viele Bildsäulen, als die Römer Völker unterworfen hatten. Jedes dieser Bilder trug ein Glöcklein in der Hand und wandte das Gesicht nach dem Lande, welches ihm zugeordnet war. So oft nun in diesem Lande eine Empörung vorbereitet wurde, läutete das Glöcklein in dem Bilde, welches für dieses Land auf dem Turme aufgestellt war, und aus einem Häuschen trat ein Krieger hervor, der seinen Speer gegen dieses Land richtete. So waren die Römer gewarnt, konnten ihre Macht gegen das Land senden und die Empörung rechtzeitig dämpfen.

Einst kamen die Häuptlinge mehrerer der unterworfenen Völker, die von den Römern viel Unrecht und Gewalt erlitten hatten, zusammen, um zu beraten, was sie gegen ihre Unterdrücker tun könnten, das Joch abzuschütteln.

Etliche hielten das für ganz vergeblich, denn ehe sie noch mit ihren Vorbereitungen fertig wären, wüßten es schon die Römer und kämen ihnen zuvor. „Solange der Turm mit den Bildern steht," sprachen sie, „solange vermag ihnen niemand Schaden zu tun, da sie von den Bildern allezeit vor aller Gefahr gewarnt werden."

Da traten aber drei Brüder auf, die als tapferste Krieger allen bekannt waren, und der älteste sprach: „Wir wußten, daß dieser Einwand wider einen Rachezug gegen die Römer gemacht werden würde, und sind deshalb gekommen, um dafür zu sprechen. Wir haben nämlich eine List erdacht, um diesen Turm mit den Glöcklein zu stürzen."

„Welche List?"

„Das können wir natürlich nicht sagen," lächelte der Sprecher, „es muß vielmehr geheim bleiben, damit der Ausführung kein Hindernis entgegengestellt werde; denn vor Verrat ist man ja nie sicher, das habt ihr in euren Kämpfen mit den Römern ja mehr als einmal erfahren."

„Das ist wahr," wurde ihm von allen Seiten beigepflichtet.

„Es muß also genug sein, wenn ich euch nur so viel sage, daß der listige Plan auf den Geiz und die unbegrenzte Habgier des Kaisers Oktavian gebaut ist."

„Dann wird sie gewiß nicht fehlschlagen," rief ein Häuptling; „ich kenne ihn, wer ihn bei dieser Leidenschaft zu fassen versteht, der macht ihn blind für alles andere."

„Das meinten wir eben auch," sagte der Sprecher. „Aber ich muß euch sagen, daß es viel Geld kosten wird."

„Was für Kosten sollen das sein?" fragte der älteste Häuptling.

„Wir brauchen dazu vier Tonnen Goldes."

Nun folgte eine kurze Beratung der Häuptlinge. Als dieselbe beendet war, nahm der älteste wieder das Wort: „Was ihr verlangt, ist freilich viel, aber wir werden es in kurzer Zeit zusammenbringen; denn wenn wir Rache an unseren Peinigern nehmen können, so ist dies damit nicht zu teuer bezahlt." —

Mit den vier Tonnen Goldes fuhren die drei Brüder nach Rom und vergruben in der Nacht vor jedem der vier Stadttore eine derselben. Um die Vesperzeit des andern Tages warteten sie auf dem Markte und harrten des Kaisers, der, wie sie gehört hatten, sich um diese Zeit hier zu ergehen pflegte. Als Oktavian die drei Fremden erblickte, fragte er sie, von wannen sie wären und was sie in Rom wollten? Der Sprecher antwortete, daß sie aus fremden Landen kämen und Wahrsager und Schatzgräber wären: „wo Geld vergraben liegt, das sagt einem von uns in der Nacht ein Traum, so daß wir es bei hellem Tage leicht finden können. Wir haben von Eurem Ruhm viel gehört und wollen Euch unsere Dienste anbieten."

Der habgierige Kaiser horchte hoch auf und sagte: „Eine Probe wenigstens kann



Der Schatz im Turme.

nicht schaden, ob eure Träume nicht Schäume sind; aber wenn ich euch zuverlässig finde, so will ich euch großen Lohn zahlen."

„Herr," sagte der Sprecher, „wir begehren keinen besonderen Lohn, als nur, daß von dem, was wir finden, Euch die eine und uns die andere Hälfte gehört."

„Das soll mir recht sein," stimmte der Kaiser zu, „ich will mich mit der Hälfte begnügen. Kommt also mit mir!"

Die Männer wurden aufs trefflichste bewirtet. Die Nacht aber vertrieben sie sich in ihrer Herberge mit Singen und Tanzen und spotteten weidlich über den leichtgläubigen Kaiser.

Am andern Morgen aber traten sie wieder ehrerbietig vor den Kaiser, und der Älteste sprach: „Herr, ich habe einen guten Traum gehabt, denn mir träumte, daß vor dem westlichen Tore dieser Stadt an einer bestimmten Stelle eine Tonne Goldes vergraben liegt. Wenn es Euch genehm ist, so geht mit dahin, daß wir den Schatz heben."

Schmunzelnd sagte der Kaiser: „Ja, das mag schon sein, denn in der Umgebung von Rom ist zu allen Zeiten viel Geld vergraben worden. Ich will mit euch gehen, da wird sich ja zeigen, ob ihr die Wahrheit sprecht und eure Kunst etwas wert ist."

Die Männer gruben und zogen das Faß hervor, wie sie es zuvor hingelegt hatten, und der hocherfreute Kaiser teilte redlich mit ihnen, wie es verabredet worden.

Am andern Morgen wiederholte sich dasselbe vor dem östlichen Tor, und am dritten gar zweimal vor dem südlichen und nördlichen Tor, und der Kaiser brach in einen förmlichen Jubel aus: „Gesegnet sei die Stunde, da ihr zu mir kommt. Ich habe nie so wahrhafte Leute gefunden, wie ihr seid."

Nun kam der schwierigste Punkt der List, nämlich die Zerstörung des Bilderturmes. Am nächsten Morgen kamen die drei Fremden wieder zum Kaiser und sagten: „Herr, uns allen Dreien ist im Traum ein gewaltiger Schatz offenbart worden. Wenn wir den heben, so werdet Ihr reicher als irgend ein Mensch auf Erden."

„Wo soll dieser Schatz liegen?" fragte der Kaiser mit großer Begierde, und seine Augen funkelten.

„Unter dem Turm, auf welchem die Bilder stehen, liegt so viel Gold, daß es alle Pferde Roms nicht fortzutragen vermögen."

Da schwand die Freude des Kaisers und er sprach: „Da sei Gott vor, daß ich den Turm mit den Bildern zerstören sollte, durch die wir vor den Anschlägen unserer Feinde gewarnt werden."

„Wer spricht denn von Zerstörung?" sagte der Sprecher ruhig. „Wir werden so vorsichtig graben, daß die Grundfesten des Turmes gar nicht berührt werden und Euch doch die ungeheure Menge des Goldes zuteil wird. Aber es muß des Nachts geschehen, daß uns nicht das Volk überfalle, wenn es die ungeheuren Schätze sieht, uns erschlage und sich des Goldes bemächtige."

Der verblendete Kaiser faßte wieder Mut. Seine Habgier sah nichts von einer Gefahr, sondern hielt die Männer, die ihm ja schon vier Tonnen Goldes überliefert hatten, für durchaus ehrliche Leute. Er zog einen Ring vom Finger und sprach: „So geht und grabt, doch seid ja vorsichtig! Hier nehmt diesen Ring, wenn ihr ihn dem Turmwächter vorzeigt, so wird er euch ohne Widerrede einlassen. Morgen früh werde ich kommen und zusehen, wie weit ihr mit der Arbeit seid."

„Sie wird dann hoffentlich vollendet sein," versicherten die Schatzgräber und verließen ehrerbietig den Kaiser.

Um Mitternacht erschienen die Männer vor dem Turme, hatten auch ihre Pferde mitgebracht, die sie in der Nähe anbanden. Nachdem sie den Turmwäch-

ter, der unweit des Turmes in einem Häuschen wohnte, geweckt und ihm den Ring des Kaisers vorgezeigt hatten, schloß derselbe ihnen den Turm ohne Widerrede auf und ging dann in sein Häuschen zurück. Nun fingen die Männer an zu graben und legten das Fundament bloß, daß der nur leicht gebaute Turm im Winde zu schwanken begann. Darauf zündeten sie ein großes Feuer im Innern des Turmes an, eilten hinaus, sprangen auf ihre Pferde und ritten eilends davon. Als sie schon weit von Rom entfernt waren, brach das Feuer in dem Turm aus, und das Gebäude ward bis auf den Grund zerstört.

Das Kunstwerk des Virgilius war vernichtet, und die Römer trugen großes Leid darum und sprachen zu dem Kaiser: „Herr, wie kommt es, daß der Turm mit den Bildwerken, die uns immer so treulich vor unseren Feinden warnten, zerstört worden ist?“

Der Kaiser antwortete: „Es sind drei falsche Wahrsager zu mir gekommen, die sagten, daß eine ungeheure Menge Goldes unter dem Grundstein des Turmes läge, und sie wollten so vorsichtig graben, daß der Turm und die Bilder nicht verletzt würden, und nun haben sie mich betrogen.“

Da entstand in Rom eine gewaltige Empörung gegen den Kaiser, und das Volk schrie: „Hat er das Gold so lieb gehabt, daß wir durch seine Habgier um den Turm und die Bilder gekommen sind, die uns allzeit vor unseren Feinden gewarnt haben, so gebt ihm Gold, daß er daran genug habe.“

Und wie die Chronika erzählt, griffen sie den Kaiser, warfen ihn auf den Rücken und gossen ihm geschmolzenes Gold in den Hals und sprachen dabei: „Iß Gold und trink Gold, wie dich nach Gold gehungert und gedürstet hat.“

Nachher aber kamen die Feinde unvermutet, denn die Römer hatten keine Bilder mehr, die sie gewarnt hätten, und so konnten sich die Feinde an ihren Unterdrückern rächen, und es ging den Römern sehr übel.

Die beiden Freunde.

Der kluge Alexander.

In alter Zeit lebte ein Ritter, der hatte einen einzigen Sohn, und da er ihn sehr lieb hatte, so übergab er ihn einem weisen Meister, ihn zu erziehen und zu unterrichten. Und da er sieben Jahre bei diesem Meister gewesen, ließ ihn der Ritter wieder heimkommen, und Vater und Mutter freuten sich sehr über des Knaben Wohlgestalt und Klugheit.

Eines Tages saßen die Eltern bei Tische und der Sohn war bei ihnen und bediente sie. Da kam eine Nachtigall zum Fenster geflogen und sang gar wunderschön. Darüber freute sich der Vater sehr und bedauerte nur, daß man nicht wissen könne, was der Vogel mit seinem Gesange sagen wolle; wie müßte dem wohl sein, der das Lied verstünde und seine Bedeutung auszulegen wüßte.

Da sagte der Sohn, welcher aufmerksam dem Vogel gelauscht hatte: „Ich verstehe den Vogel recht wohl, fürchte aber, euch zu erzürnen, wenn ich die Wahrheit sage.“

„So sage es uns nur,“ sprach der Vater, „ich wüßte wahrlich nicht, warum ich dir deshalb zürnen sollte.“

„So höret, liebe Eltern! Der Vogel sang, daß ich dermaleinst ein großer Herr werden soll, so groß, daß es sich mein Vater zur Ehre anrechnen wird, mir das Wasser zum Händewaschen zu reichen, und meine Mutter, mir das Handtuch zum Abtrocknen zu halten.“

Über diese dünkelhafte Überhebung, für die es der Vater ansah, geriet dieser in maßlosen Zorn, ergriff den Sohn und, indem er rief: „Nimmer erlebst du den Tag, wo dein Vater und deine Mutter dir also unterwürfig dienen,“ warf er ihn ins Meer.

Nun konnte Alexander, so hieß der Jüngling, vortrefflich schwimmen, teilte mit kräftigem Arm die Wogen und erreichte einen aus den Fluten hervorragenden Felsen, den er erkletterte und wo er sieben Tage lang ohne Speise und Trank aushielt, so daß er endlich ganz matt und schwach wurde. Da kam glücklicherweise ein Schiff in die Nähe, und die Schiffer hörten seinen Ruf, nahmen ihn auf und führten ihn mit nach Ägyptenland, wo sie ihn an einen Herzog verkauften. Dieser gewann den Jüngling bald sehr lieb, denn er war sehr klug und zeigte sich geschickt zu allen Dingen.

Da begab es sich, daß der König des Landes einen großen Rat ausschrieb und alle Fürsten und Herren seines Reiches dazu entbieten ließ. Auch der Herzog mußte daran teilnehmen und nahm seinen Liebling Alexander mit an den Hof.

Der König hatte den Rat zusammengerufen, um demselben eine Frage vorzulegen, die ihn unablässig quälte. Wo er nämlich saß und stand, ging und ritt, umflogen ihn drei Raben mit fürchterlichem Gekrächz, daß er es nur noch mit Schrecken hören konnte und sich bei ihrem Anblick entsetzte. „Wer mir nun,“ sagte er, „erklären könnte, was das bedeutet und warum die Raben mich mit so schrecklichem Geschrei umkrächzen, dem wollte ich meine einzige Tochter zur Frau geben, und er sollte nach meinem Tode Reich und Herrschaft erben.“

Da war aber keiner, der die Frage des Königs beantworten konnte. Nur Alexander sagte zu seinem Herrn: „Wenn der König auch mir sein gegebenes Wort halten wollte, so könnte ich ihm wohl Bescheid geben.“

„Darf ich das aber wohl dem Könige offenbaren?“ fragte der Herzog zweifelnd.

„Ich setze meinen Kopf zum Pfande,“ antwortete jedoch der Jüngling.

Da wendete sich der Herzog zum König und sprach: „Herr, ich weiß einen Gelehrten, der Eurer Frage Genüge tun kann, wenn Ihr ihm das Versprechen, welches Ihr soeben vor den Fürsten und Herren des Reiches getan habt, halten wollt.“

„Das will ich wahrlich,“ beteuerte der König ernst. „Bei der Krone meines Reiches: was ich versprochen habe, das will ich getreulich halten.“

Da führte der Herzog den Jüngling zu den Könige und sprach, der würde es tun.

Wohlgefällig sah der König auf die schöne Gestalt des Jünglings und sagte, erstaunt darüber, daß ein so junges Blut an Weisheit alle die Fürsten und Herren übertreffen sollte: „Guter Jüngling, du wolltest meine Frage beantworten?“

„Ich will's versuchen, gnädigster Herr,“ sagte Alexander bescheiden.

„Nun, so sprich!“ erlaubte der König freundlich.

Da sprach Alexander: „Die drei Raben sind ein Rabe, sein Weib und ihr Junges. Als dieses noch hilflos im Neste lag, brach eine Hungersnot herein, da flog die Mutter davon und kümmerte sich nicht um das kleine Tier, der Vater aber holte ihm unermüdlich Atzung herbei, bis es flügge wurde. Da war auch die Hungersnot vorbei, und nun kam auch die Mutter wieder herbei und verlangt, daß der junge Rabe mit ihr Gemeinschaft halten soll, weil sie ihn mit Schmerzen im Nest erbrütet habe. Der Vater aber spricht ihr das Recht der ferneren Gemeinschaft ab, da sie ihr Kind schnöde verlassen, als es noch am hilfsbedürftigsten war. Nun umkrächzen Euch die drei Raben unauf-

hörlich, daß Ihr, gnädigster Herr, ein gerechtes Urteil in dieser Sache sprechen sollt. Wollt Ihr also, o Herr, künftig der Raben und Ihres Geschreis überhoben sein, so fällt ein gerechtes Urteil, und Ihr werdet die Raben nicht mehr sehen."

Alle Herren waren erstaunt über diese Weisheit eines so jungen Kopfes, am meisten der König, der sich erhob und ausrief: „So will ich denn Recht sprechen nach meiner besten Einsicht. Weil die Mutter den jungen Raben verließ in der höchsten Not und von ihm wich, so dünkt mich recht und billig, daß sie nun auch kein Recht auf seine Gesellschaft hat; weil dagegen der Vater in der Zeit der Not des Jungen treulich pflegte, so erkenne ich hiermit, daß der junge Rabe bei dem Vater verbleiben und mit ihm Gesellschaft haben soll und nicht mit der Mutter."

Da das die Raben hörten, die schweigend am Fenster gesessen hatten, flogen sie mit Geschrei davon und wurden fortan nicht mehr gesehen.

Die Weisheit des Jünglings hatte auf den König einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihn nicht wieder von sich ließ und an Sohnes Statt anzunehmen beschloß. „Du sollst," sagte er, „hinfort keinen andern Vater mehr anerkennen, als mich; und wenn du dann meine einzige Tochter als ehelich Gemahl nimmst, so wirst du der Erbe meines Reiches und König von Ägyptenland sein."

So blieb also Alexander in Ägypten und wurde von jedermann hoch geehrt.

Der Verräter schläft nicht.

Zu der Zeit war der Hof des römischen Kaisers in allen Landen berühmt, und wer irgend Begehren trug, redliche Zucht und gute Sitte kennen zu lernen, der sah es in Rom in aller kaiserlichen Pracht.

Auch Alexander trug Verlangen danach und sein königlicher Vater erlaubte ihm gern, nach Rom zu gehen, begleitet von einem anständigen Gefolge. Er wurde von dem Kaiser huldreich aufgenommen und mit dem Amte eines Truchseß den Hofleuten eingereiht; erhielt auch von dem Marschall eine Wohnung angewiesen, und da er sich weislich und klug hielt, so gewann ihn bald jedermann lieb.

Nicht lange danach kam auch der Sohn des Königs von Frankreich, Ludwig geheißen, zu gleichem Zweck nach Rom, und wurde vom Kaiser zum Mundschenken ernannt. Er wurde zu Alexander geführt, und die beiden jungen Leute waren einander äußerlich so gleich, daß man sie nicht zu unterscheiden vermochte; nur darin waren sie verschieden, daß Alexander stark und keck, Ludwig aber blöde und zaghaft war. Beide schlossen bald die innigste Freundschaft.

Nun hatte der Kaiser eine einzige Tochter, Florentina mit Namen, die mit ihrem Hofgesinde einen eigenen Palast bewohnte, wohin ihr der Vater häufig von seinem Tisch eine gute Schüssel sandte; die mußte ihr Alexander als Truchseß überbringen. Einmal aber war er verhindert, und Ludwig mußte für ihn gehen. Als dieser aber die Kaisertochter gesehen, verliebte er sich in sie und konnte keine Ruhe mehr finden, war aber zu blöde, um darin einen Schritt vorwärts zu tun. Da nahm sich Alexander seiner an, kaufte reiche Geschenke und brachte sie Florentina, angeblich in Ludwigs Namen. So wurde denn ein Verständnis zwischen diesem und der Kaisertochter ermöglicht, das jedoch heimlich gehalten werden mußte.

So vergingen den jungen Leuten mehrere Jahre in ungetrübter Freundschaft. Da kamen Alexander Briefe aus der Heimat zu, daß der alte König gestorben sei und er schleunig kommen möge, die Herrschaft über Ägypten anzutreten. Das

gab nun große Trauer zwischen den drei Unzertrennlichen und bei Ludwig und Florentina um so mehr, als ihnen gleichzeitig kund wurde, daß der Sohn des Königs von Hispania bei dem Kaiser angemeldet worden war, um sich längere Zeit an dem Hofe aufzuhalten. Da war wohl Grund zu großer Besorgnis vorhanden, denn dieser spanische Königssohn stand nicht im besten Rufe; man sagte von ihm, daß er zwar ein starker und tapferer Jüngling, aber auch ein boshafter, neidischer Geselle sei. Zum Abschied konnte Alexander also auch nicht anders, als den Freund und Florentina vor diesem neuen Gast zu warnen, daß er nur nichts von ihrem Verhältnis entdecke, es möchte ihnen sonst böse ergehen.

Alexander reiste, nachdem ihm der Freund noch einen wertvollen Ring geschenkt, bei dessen Anblick er seiner gedenken möge, zurück in die Heimat, wurde König von Ägypten, und die Tochter des verstorbenen Königs wurde seine Gemahlin.

Wie Alexander gefürchtet hatte, so kam es in Rom schon nach nicht langer Zeit. Der Hispanier, welcher Vido hieß, wurde als Truchseß eingesetzt, aber Ludwig weigerte sich, ihn wie Alexander als Gesellen anzunehmen. Darüber wurde ihm Vido bitter feind und belauerte ihn auf Schritt und Tritt, um eine Gelegenheit zu finden, ihm Schaden zuzufügen. Es konnte nicht ausbleiben, daß er bald entdeckte, wie Ludwig heimlich mit der Kaisertochter verkehrte, und er verklagte ihn deshalb beim Kaiser, daß er Florentina zu unrechten Dingen verführe.

Vor den Kaiser gerufen, der sehr zornig war, bestritt Ludwig natürlich die Klage und schalt Vido einen Verleumder. Dieser aber brauste auf und sprach: „Ich halte meine Anschuldigung aufrecht und bin bereit, die Wahrheit durch einen Zweikampf mit dir zu erweisen."

Da konnte nun Ludwig, so blöde und zaghaft er auch war, nicht anders, als die Herausforderung anzunehmen, und erwiderte: „So bin auch ich bereit, mit dir zu fechten, und will dir an deinem Leben beweisen, daß du mich schändlich verleumdet hast."

Der Kaiser war so zornig, daß er sogleich seine Einwilligung zu dem Zweikampfe gab, und bestimmte einen Tag, an welchem derselbe stattfinden sollte.

Um eine Königskrone.

So mutig sich Ludwig bei dieser Herausforderung auch äußerlich gezeigt hatte, so zaghaft war er in seinem Herzen. „Ich bin blöde und des Todes gewiß," klagte er bei Florentina, „jedermann weiß, daß in Rom kein stärkerer Mann zu finden ist, als der falsche Vido; ihm würde nur König Alexander obsiegen können."

Die kluge Florentina hatte aber schon einen guten Rat für ihn bereit: „Gehe zu meinem Vater, dem Kaiser, und sage ihm, dir wären Briefe zugekommen, daß dein Vater schwer krank liege und dich zu sehen begehre, da er sein Ableben befürchte. Dann wird der Kaiser den Tag des Zweikampfes weiter hinausschieben und dir Urlaub geben; das muß und wird er tun. Du aber mache dich auf nach Ägyptenland und stelle unserem Freunde Alexander die Sache vor, daß er komme, für dich zu fechten. Mit einiger Nachhilfe wird bei eurer großen Ähnlichkeit niemand den Betrug wahrnehmen. Wenn du den König Alexander, auch für mich, inständigst darum bittest, wird er es tun."

Es geschah alles, wie die kluge Kaisertochter geraten hatte: der Tag des Zweikampfes wurde hinausgeschoben, und Ludwig fuhr nach Ägypten.

Nachdem er dem Könige die Sache erklärt und auseinandergesetzt hatte, fragte dieser: „Weiß niemand, daß du zu mir gefahren bist?"

„Nur Florentina,“ versicherte Ludwig, „der Kaiser weiß nicht anders, als daß ich bei meinem Vater bin.“

Als Alexander hörte, auf welchen Tag der Zweikampf angesetzt war, fand er, daß es die höchste Zeit sei, wenn er noch zu rechter Zeit in Rom ankommen wolle. Es wurde also zwischen den Freunden verabredet, daß Ludwig in Alexanders Kleidern in Ägypten als König zurückbleiben und Alexander in Ludwigs Kleidern nach Rom fahren sollte; und als die beiden Freunde ihre Kleider getauscht hatten, konnte keinem auch nur eine Ahnung kommen, daß eine Verwechslung stattgefunden hatte, so völlig ähnlich waren sie einander. In Ägypten hielt jedermann Ludwig für Alexander, und als dieser nach Rom kam, dachte ohne Argwohn jeder, er sei Ludwig.

Als sich Alexander bei dem Kaiser als Ludwig meldete und ihm sagte, daß er zwar seinen Vater noch schwer krank zurückgelassen habe, aber gekommen sei, um seine Treue zu bewähren, hatte auch der Kaiser keinerlei Zweifel an seiner Person. Er antwortete finster, da sein Glaube an Ludwigs Treue noch immer wankend war: „Du hast recht gehandelt, Ludwig; morgen soll es sich erweisen, wer von euch beiden ein Verräter ist.“

Der Tag kam und mit ihm der Zweikampf, welcher damit endete, daß der bösartige Vido getötet wurde. Da war der Kaiser froh und sprach zu dem Sieger: „Mein lieber Ludwig, du hast dich und meine Tochter heute von Tod und Schande befreit; nun sollst du mir noch lieber sein, als zuvor.“

Alexander antwortete: „Gnädigster Herr und Kaiser, wenn es Euch gefällt, so bitte ich nun, da ich meinen alten Vater so sehr krank verlassen habe und nur in höchster Eile hierher zum Zweikampf geritten bin, daß ich jetzt zu ihm zurückkehren darf; sobald es besser mit ihm wird, komme ich zu Euch zurück.“

„Ich will dich nicht halten, mein lieber Sohn,“ sagte der Kaiser, „daß du deine Sohnespflicht erfüllst; nur kehre zurück, sobald du kannst, ich möchte dein nicht mehr entbehren.“

So erhielt Alexander Urlaub und fuhr unverzüglich in sein Reich zurück.

Auch in Ägypten war keinem Menschen ein Zweifel gekommen, daß der sich selten zeigende König nicht Alexander sein könnte. Nur der Königin war nach und nach ein Argwohn aufgestiegen, der immer stärker wurde, als nun ihr wirklicher Gemahl wieder daheim war. Sie faßte daher einen tiefen Groll gegen Alexander, der sich endlich zu einem unüberwindlichen Haß steigerte. In dieser Verbitterung verband sie sich mit einigen Großen des Reiches, die sich vom Hofe zurückgezogen hatten, weil sie schwer darüber grollten, daß ein Fremder, der nur von dem verstorbenen Könige an Sohnes Statt angenommen worden war, als König herrschte, und es entstand eine Verschwörung gegen das Leben des nichts ahnenden Alexander. Es fand sich auch ein feiles Subjekt unter den nächsten königlichen Dienern, das dem Herrscher Gift beibrachte. Das Gift tötete den König aber nicht, sondern bewirkte, daß sein ganzer Körper mit schwerem Aussatz bedeckt wurde. Auf Betrieb der Königin traten nun die Fürsten und Herren des Reiches zusammen, hielten eine große Beratung und beschlossen, daß ein Aussätziger nicht König des Landes sein könnte, und so wurde Alexander vom Throne gestoßen.

Inzwischen hatten sich auch in Rom manche Änderungen vollzogen. Der Kaiser hatte Ludwig immer lieber gewonnen und ihm seine Tochter zum ehelichen Gemahl gegeben. Dann war er gestorben und Ludwig als sein Nachfolger auf den Thron gestiegen. Nicht lange danach war

auch der König von Frankreich gestorben und Ludwig war auch dort König geworden, beherrschte nun also zwei große Reiche.

Als Alexander in der Nacht nach dem Verluste seines Königtums allein auf dem Lager lag und nicht wußte, was er beginnen sollte, fiel ihm sein Freund Ludwig ein, für den er ja alles geopfert hatte und der nun auf zwei Thronen saß, während er ohne ihn zweifellos von dem starken Vido getötet worden wäre. Das fuhr, als er so lag, wie ein Blitzstrahl durch seinen Sinn. Er sprang sogleich auf, nahm seinen Wanderstab und die hölzerne Klapper, welche die Aussätzigen tragen mußten, damit sie jeden, der ihnen auf ihrem Wege entgegenkam, anzeigen konnten, der Ansteckung rechtzeitig aus dem Wege zu gehen, und machte sich auf die mühselige Fahrt nach Rom.

Der Aussätzige.

Kaiser Ludwig saß zu Tische, als ihm ein Diener meldete: es sei ein armer Aussätziger vor dem Tore, der bitte um Gottes und König Alexanders willen, in den Saal eingelassen zu werden, daß er in einer Ecke auf dem Fußboden sein Mahl verzehren dürfe und so den Kaiser schauen könne. Als der Kaiser den Namen seines Seelenfreundes Alexander hörte, befahl er, dem Mann zu willfahren, trotz des Aussatzes. Der Mann wurde eingelassen und in eine Ecke verwiesen, da verzehrte er auf dem Fußboden die Speisen, die man ihm reichte.

Als der Mann gegessen hatte, sagte er dem Diener, er möchte den Kaiser bitten, ihm seinen Becher mit Wein zu reichen.

„Das wird der Kaiser nicht tun,“ entgegnete der Diener, „denn wenn du aus dem Becher getrunken hast, so kann der Kaiser nicht mehr daraus trinken.“

„Sage ihm nur um Gottes und König Alexanders willen, so wird er es gewißlich tun,“ sagte der Aussätzige ruhig.

Der Diener sagte es dem Kaiser, und wirklich gab dieser den Becher her und befahl, denselben mit dem besten Wein zu füllen, den er selber zu trinken pflegte.

Nachdem der Aussätzige getrunken, warf er den Ring, welchen Ludwig einst seinem Freunde beim Abschiede gegeben hatte, damit er seiner gedenke, in den Becher und bat, ihn dem Kaiser zu bringen. Kaum aber hatte Ludwig den Ring erblickt, als er heftig erschrak und ausrief: „Bei Gott, König Alexander ist entweder tot, oder der Mensch hat den Ring gestohlen.“ Er gab den Befehl, der Aussätzige solle den Saal nicht verlassen, bis er mit ihm gesprochen habe.

Als der Imbiß zu Ende war, hieß der Kaiser den Aussätzigen ihm in ein Nebengemach zu folgen und fragte in größter Aufregung: „Nun sprich die Wahrheit! Wie bist du zu diesem Ringlein gekommen?“

„Herr, erkennt Ihr es nicht?“ fragte der Bettler dagegen.

„Wohl! Es ist mein eigener Ring, den ich dem König Alexander gab, als er Abschied von mir nahm.“

„So sage ich Euch fürwahr, das Alexander, dem Ihr das Ringlein gegeben habt, es Euch nun wiedergebracht hat: Ich bin Alexander.“

Als der Kaiser das hörte, zerriß er sein Gewand und brach in die bitterlichsten Klagen aus: „Alexander, du Freund, du Hälfte meiner Seele,“ rief er dann jammernd, „sage mir, wie ist es gekommen, daß dein edler Leib von dieser entsetzlichen Krankheit so jammervoll entstellt werden konnte?“

Alexander berichtete ihm der Wahrheit gemäß, wie sein Weib, die Königin, infolge seiner Reise nach Rom zum Zweikampfe für seinen Freund, den Betrug geahnt und einen unauslöschlichen Haß gegen

ihn gefaßt habe. Sie habe diesen Haß so unablässig genährt, daß sie sich seiner zu entledigen beschloß und ihn vergiften ließ. Das Gift hätte ihn jedoch nicht getötet, sondern nur diese abscheuliche Krankheit erzeugt, und infolgedessen sei er von den Fürsten des Reiches für abgesetzt erklärt, vom Throne und ins Elend gestoßen worden.

Lange dauerte es, ehe Kaiser Ludwig sich gefaßt hatte. Dann aber tröstete er den Freund, ermahnte ihn, sein Leiden mit Geduld zu tragen, und versprach, die besten Ärzte kommen zu lassen, ihn zu heilen. Eine besondere Kammer ließ er ihm einrichten und mit allem, was zum Leben nötig, aufs beste versorgen.

Aus allen Weltgegenden kamen die berühmtesten Doktoren, und der Kaiser verhieß ihnen die höchsten Belohnungen, wenn sie den Freund seiner Seele gesund machen würden. Sie erklärten aber einer wie der andere, nachdem sie den Leidenden aufs genaueste untersucht hatten, daß ihm nicht zu helfen sei. Da brach Ludwigs Jammer von neuem los, daß er dem Manne, dem er ja alles verdankte und der um seinetwillen so elend geworden war, nicht helfen könne.

Eines Nachts, da Alexander auf seinem Lager ruhte, hörte er eine Stimme, welche rief: „Wenn Kaiser Ludwig seine jungen Söhne tötet und mit dem Blute seinen Freund Alexander am ganzen Leibe wäscht, so wird dieser rein werden, wie er je zuvor gewesen ist.“ In der andern Nacht hörte auch Kaiser Ludwig eine Stimme, welche rief: „Alexander weiß, wie ihm geholfen werden kann.“

Da drang Ludwig in den Freund, es ihm zu sagen. Dieser weigerte sich aber lange, denn es wäre gegen die Natur. Doch der Kaiser ließ nicht nach mit Bitten und Drängen, bis es ihm der Leidende endlich sagte. „O, du Kleingläubiger!“ rief da der Kaiser; „alles, was ich bin und habe, verdanke ich dir. Wäre ich noch am Leben und wäre Kaiser, wenn du nicht gewesen wärest?“ Und er ging hin in die Kammer, wo seine Söhne schliefen, tötete sie und wusch Alexander am ganzen Leibe mit ihrem Blute. Da ward der Aussätzige sogleich rein und gesund, wie er je gewesen war und stand vor dem Freunde in der ganzen Schöne seiner königlichen Gestalt.

Da umarmte ihn der Kaiser und empfahl ihm, eine Meile weit von Rom hinwegzugehen und ihm einen Boten zu senden mit der Meldung, daß er komme, dann wolle er ihn mit allen Ehren festlich einholen. Das geschah, und keiner freute sich inniger, als die Kaiserin Florentina, den Freund wiederzusehen, dem ja auch sie alles verdankte.

Als sie nun beim Festmahle saßen, Alexander zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin, sprach Ludwig zu dieser: „Sage mir, herzliebe Frau, hast du wohl den Aussätzigen gesehen, der vor kurzem einmal in unserem Saale in der Ecke auf der Erde das Mahl verzehrte, das ich ihm reichen ließ?“ Die Kaiserin erinnerte sich, und ihr Gemahl fuhr fort: „So setze den Fall, dieser Aussätzige wäre Alexander und könne nicht anders geheilt werden, als mit dem Blute unserer getöteten Söhne, was würdest du tun?“

Ohne Bedenken antwortete die Kaiserin innig: „Stürbe König Alexander, so wäre dieser Verlust für die Welt unersetzlich. Ich aber bin jung, und Gott kann mir in seiner Gnade wohl andere Söhne schenken: Ich würde hingehen und sie mit eigener Hand töten.“

Da sagte der Kaiser ernst: „Nun wohl, Florentina, so wisse, daß dieser arme Aussätzige in Wahrheit unser Freund Alexander gewesen, und daß ich getan habe, wie du tun würdest.“

Da eilten die Frauen jammernd nach der Kammer der Kinder, und als sie eintraten — tanzten diese singend und frisch und gesund um ihre Bettchen, nur hatte jeder einen goldenen Faden um den Hals. Und vor lauter Freude tanzten nun auch die Erwachsenen mit den Kindern. —

Danach sammelte Kaiser Ludwig ein großes Heer und fuhr mit König Alexander nach Ägyptenland, nahm dessen ruchlose Gemahlin gefangen und verurteilte sie zum Tode für ihre Schändlichkeit. Da nun aber Alexander alle Dinge mit großer Milde und Weisheit schlichtete, so unterwarfen sich die Fürsten und Herren von nun an willig seiner Herrschaft, und Kaiser Ludwig zog wieder heim nach Rom.

Der dankbare Sohn.

Nachdem König Alexanders Macht wieder fest und dauernd begründet war, gedachte er auch, seine wirklichen Eltern, die in fremden Landen wohnten, aufzusuchen, denn daß sie lebten und es ihnen wohl ging, hatte er immer von Zeit zu Zeit durch heimliche Boten erkunden lassen. Jetzt sandte er einen Boten zu dem alten Edelmann und ließ ihm sagen, daß an einem bestimmten Tage der König von Ägyptenland auf der Durchreise bei ihm zu speisen gedenke.

„Gesegnet sei die Stunde,“ sagte da der Vater, „wo der König uns die Ehre erzeigen will, bei uns zu essen. Er soll uns herzlich willkommen sein.“ Und die Mutter fügte hinzu: „Sage deinem Herrn, daß dies der glücklichste Tag meines Lebens sein wird.“ Sie wußten aber nicht, daß König Alexander ihr Sohn war, den sie längst tot glaubten.

Als der bestimmte Tag herannahte, fuhr der König mit prächtigem Gefolge zu seinen Eltern. Der Vater ritt ihm entgegen, und da er ihm nahe kam, stieg er vom Pferde und begrüßte den König kniend. Alexander hob ihn auf, hieß ihn wieder sich zu Pferde setzen und ritt mit ihm auf die Burg, wo nun auch die Mutter in demütiger Freude zur Erde sank und ihn kniend begrüßte: „Hoher Herr! wie sind wir wert der Ehre, die Ihr uns antut, daß Ihr bei uns zu speisen gedenkt.“ Alexander hob sie auf und umarmte sie mit Tränen in den Augen, ohne sich zu erkennen zu geben.

Als die Essenszeit gekommen war, stand der Vater bereit, dem König die Schüssel zu reichen, daß er sich die Hände säubern könne, und die Mutter stand daneben mit dem Handtuche. Da mußte Alexander doch in seinem Herzen lachen, wie wahr vor vielen Jahren doch die Nachtigall gesungen habe; aber er rief einen Diener herbei, daß er den alten Leuten diesen Dienst abnehme.

Nach dem Essen bat der König die Eltern in eine Kammer, wo außer ihnen niemand war, und fragte: „Sagt, ihr Lieben, habt ihr Kinder?“ Sie verneinten die Frage, und er fragte weiter: „Habt ihr in eurer Ehe auch nie ein Kind gehabt?“

„Herr,“ antwortete der Vater, „wir hatten vorzeiten einen Sohn, der ist aber lange tot.“

„Wie starb er?“

„Herr, eines natürlichen Todes,“ sagte der Vater mit unsicherer Stimme; „warum fragt Ihr so dringend meinem Sohne nach?“

„Dazu habe ich meine Ursache,“ antwortete der König ernst. „Erführe ich, daß ihr mich hintergeht, so würde euch dies das Leben kosten.“

Da fielen die Eltern auf ihre Kniee und baten um Gnade. Alexander aber hob sie auf und sprach: „Nun sagt mir, was ist es mit eurem Sohne? Es will mir vorkommen, als hättet ihr ihn getötet.“

„Herr,“ bat da der Vater, „habt Erbarmen mit uns, Ihr sollt die Wahrheit

erfahren. Ja, wir hatten einen Sohn, der uns den Gesang einer Nachtigall deutete, daß er ein großer Herr werden würde und wir ihm dienen müßten, ich ihm das Wasser reichen und die Mutter ihm das Handtuch halten würde. Diese maßlose Überhebung erfüllte mich mit so unbändigem Zorn, daß ich mich nicht zu halten vermochte, ihn ergriff und ins Meer warf. Da hat er denn wohl schmählich ertrinken müssen, und wir haben ihn niemals wiedergesehen.“

Sinnend sprach der König: „Und wäre es denn ein so großes Übel gewesen, wenn der Nachtigall Gesang in Erfüllung gegangen wäre? Es war sehr töricht, daß ihr dem Ratschluß einer höheren Macht vorgreifen wolltet. Seht, heute habt ihr in Wahrheit vor einem großen Herrn gestanden, wie die Nachtigall gesungen hat. Und dieser große Herr ist kein anderer als euer Sohn, den ihr damals im Zorn ins Meer geworfen habt, den die gütige Vorsehung aber zum König von Ägyptenland erhoben hat.“

Da erschraken die beiden alten Leute bis auf den Tod, fielen auf die Erde und baten abermals um Gnade. Doch der König hieß sie aufstehen und sprach: „Seid nur getrost und fürchtet euch nicht. Ich bin nicht gekommen, zu strafen, sondern will euch zu mir holen und euch erhöhen, wie es den Eltern eines Königs gebührt. Ihr sollt fortan über viele gebieten, so lange ihr lebet.“

Nun erst freuten sie sich ihres wiedergefundenen Sohnes, zogen mit ihm nach Ägyptenland und wurden dort bis an ihr Lebensende von Fürsten und Volk hoch in Ehren gehalten.



Reineke Fuchs.

(Die berühmte Tierfabel „Reineke Fuchs“, eines der humorvollsten Werke aller Zeiten, ist ursprünglich als „Reineke Voß“ in niederdeutscher Sprache abgefaßt worden, und höchst wahrscheinlich niederländischen d. h. flämischen Ursprungs. Die erste Ausgabe erschien 1498 in Lübeck, der dann 1517 eine andere in Rostock folgte. Als Verfasser gibt Georg Rollenhagen (1595) einen „gelehrten, scharfsinnigen Weltweisen Sachsen“ an, mit Namen Nicolaus Bowman (Baumann), und sagt von ihm: „Dieser, als er bey dem Herzogen zu Jülich eine Zeitlang in der Cantzeley für ein Rath und Secretarien gedient, durch die Fuchsschwänzer böslich hintergangen und in Ungnaden gebracht ward, daß er sich mit großer Gefahr von dannen an den Mecklenburgischen Hoff begeben mußen, da er denn Herzog Magnussen Secretarius und lieber Mann wurde, hat er aus sein selbst erfahrung den Reineke Fuchs, als wenn der im Herzogthumb also ergangen were, weislich beschrieben.“ Die Tiere leben und handeln darin als verkleidete Menschen, das heitere Tiergedicht erscheint als ein heller Spiegel des Welttreibens. Von dem köstlichen Humor fühlte sich unser großer Dichterfürst Goethe derart angezogen, daß er das Werk in Hexametern umdichtete und dasselbe noch mehr ins Feine und Weltmännische hinaufhob, während Karl Simrock, dessen Übertragung aus dem Niederdeutschen wir im nachfolgenden zugrunde gelegt haben, von dem gewiß richtigen Grundsatz ausging, daß Gedichte nicht anders als im Maße des Originals übertragen werden dürfen.)

König Nobels Hoftag.

Von König Nobel, dem Löwen, dem Könige der Tiere, war für das ganze Tierreich ein allgemeiner Landfrieden geboten worden, kraft dessen niemand mehr den andern schädigen sollte. Nun hatte er einen großen Gerichtstag ausgeschrieben, auf welchem die Übertretungen dieses Gebotes verhandelt werden sollten, und alle Edlen des Tierreiches waren versammelt, um die Klagen zu vernehmen und abzuurteilen.

Als der Hauptschuldige erschien Reineke, der Fuchs, der aber der Aufforderung, an dem Gerichtstage sich einzufinden, wohlweislich nicht gefolgt war, denn er wußte ja nur zu gut, was er von dem Urteil der Großen des Reiches zu erwarten hatte.

Mannigfach waren die Klagen, die gegen den Übeltäter Reineke vorlagen. Da kam zuerst Isegrim, der Wolf, der um Gerechtigkeit bat, weil Reineke sein Weib und seine Kinder schwer geschädigt hatte, ganz abgesehen von all' dem Trug und der Hinterlist, womit er gegen ihn selbst gehandelt hatte.

Dann kam Wackerlos, ein feines Hündchen, das nur französisch sprach, und klagte, daß Reineke ihm ein Stück Wurst, das einzige, was er zur Stillung seines Hungers in harter Winterzeit gehabt, weggenommen habe. Diesem Kläger trat auch der Kater Hinze bei, da die Wurst eigentlich ihm gehörte, weil er sie einst einem schlafenden Müller geraubt, Wackerlos sein Recht daran also eigentlich nur ihm zu danken habe.

Der Panther tadelte den Kater wegen solcher unnützen Rede, denn die Tücke Reinekes, der weder Zucht noch Ehre habe und ein verruchter Mörder sei, kenne ja jedermann. Erst gestern habe er Lampe, den Hasen, unter dem Vorgeben, ihn zum Kaplan zu machen, in die Falle gelockt und hätte ihn unfehlbar erwürgt, wenn er, der Panther, nicht dazugekommen wäre und ihn errettet hätte. Wenn so freche Verletzungen des Landfriedens, den der König geboten, nicht sehr ernst gestraft würden, so würden sie auf den König selbst zurückfallen.

Diesem Ausspruch des Panthers trat Isegrim sofort bei. Niemand könne in Frieden leben, wenn Reineke seine Schandtaten vergeben würden; nur sein Tod könne die Welt von diesem verruchten Mörder befreien.

Nun hatte Reineke am Hofe des Königs auch Freunde, vor allen seinen Vetter Grimbart, den Dachs. Dieser trat den Klagen gegenüber als sein Fürsprecher auf. Er zeigte an mehreren Fällen, wie sein Ohm Reineke von Isegrim auf die abscheulichste Weise betrogen worden sei, wenn sie irgendwelchen Streich miteinander ausführten. So sahen sie einmal, als sie großen Hunger litten, einen Bauern mit Fischen dahergefahren kommen. Reineke legte sich in den Weg und stellte sich tot. Da warf ihn der Bauer auf den Wagen, denn der schöne Pelz schien ihm wertvoll, und fuhr weiter. Hinter seinem Rücken warf nun Reineke eine große Anzahl Fische von dem Wagen hinunter. Als er dann aber von dem Wagen herabsprang, um seinen Hunger zu stillen, hatte Isegrim alle Fische verschlungen und ihm nur die Gräten gelassen. Ein andermal hatte Reineke ein geschlachtetes Schwein entdeckt, das zu weiterer Verarbeitung an einem Krummholz im Hofe aufgehängt war. Er sagte Isegrim davon, und beide beschlossen, das Schwein zu rauben. Reineken gelang es, das Schwein herab zu werfen. Da entdeckten ihn aber die Hofhunde und fielen über ihn her, und während dieses erbitterten Kampfes, bei welchem Reineke beinahe sein Leben lassen mußte, trug Isegrim das Schwein davon. Als aber Reineke endlich den Hunden glücklich entgangen war und nun kam, um seinen Anteil an der Beute in Empfang zu nehmen, hatte Isegrim alles verzehrt und präsentierte dem Gefährten, der bei dem Raube soviel ausgestanden, das Krummholz, an dem das Schwein gehangen hatte, und verhöhnte ihn noch obenein.

Mehr noch erzählte Grimbart, der Dachs, machte auch den kleinen Wackerlos und den Kater Hinze wegen ihrer gestohlenen Wurst lächerlich. Das half ihm jedoch alles nicht, denn in diesem Augenblick nahte sich ein Trauerzug der Versammlung, nämlich Henning der Hahn und seine ganze Sippschaft. Die trugen eine tote Henne

auf der Bahre, der Reineke Kopf und Hals abgebissen hatte, und sie kamen nun, um den Mörder wegen dieser Schandtat anzuklagen. Als Klausner war der Räuber zu dem Hahn gekommen, infolge des Landfriedens, sagte er ihnen, habe er der Welt entsagt. Darüber war große Freude entstanden, als nun aber Henning mit seiner ganzen großen Familie sich jenseits der Hofmauer frank und frei bewegt, sei er aus dem Busch geschlichen gekommen und habe ihm fast alle seine Kinder getötet.

Da war ja nun der freche Bruch des Landfriedens offenbar, und alle Verteidigung Grimbarts konnte nichts fruchten. Der König saß mit den Edlen zu Rat, und es wurde beschlossen, Reineke besonders zu Hofe zu laden, und Braun der Bär wurde als der erste Mann bei Hofe beauftragt, diese Botschaft auszuführen. Im Gefühl seiner Würde und ungeheuren Kraft vermaß sich Braun auch hoch und teuer, daß es Reineke nimmer gelingen sollte, ihn zu berücken, oder er wollte es ihm eintränken, daß er sich nicht sollte zu lassen wissen.

Braun, der Bär, am Honigbaum.

Meister Braun machte sich auf die Reise zu der Burg Reinekes, die Malepartus hieß. Das war ein fester und sicherer Bau, fest, weil er zwischen zwei Bergen lag und tief in die Erde hineinging, und sicher, weil er aus gar vielen Höhlungen und Gängen bestand und mehr als ein Schlupfloch hatte. Kam ein Feind und brach etwa von einer Seite hinein, so war Reineke auf einer andern Seite hinaus, und der Feind mochte sehen, wie er sich in diesen Kreuz- und Quergängen zurechtfand.

Das brauchte Reineke nun von Braun nicht zu befürchten, denn in Malepartus hinein zu kommen, dazu war er ja viel zu groß und dick, und überdies kam er ja auch nicht als Feind, sondern als Bote des Königs. Er blieb also außen stehen und rief seine Botschaft hinein: der König habe geschworen, daß es ihm das Leben kosten würde, wenn er nicht an den Hof käme und zum Gericht erschiene. Und nun berichtete er von den vielen schweren Klagen, die gegen ihn als Landfriedensbrecher und Mörder eingelaufen seien, und schloß seine Botschaft mit dem Rat: „Deshalb rate ich euch, Freund Reineke, daß ihr euch allsogleich fertig macht und mit mir kommt.“

Reineke hatte das alles sehr wohl gehört; aber verdroß ihn schon der stolze, hochmütige Ton, in welchem der Bär zu ihm gesprochen hatte, als müßte er sich's zur hohen Ehe schätzen, wenn solch ein hoher Herr sich als Bote zu ihm herabließ, so machte ihn die Aufforderung, sogleich mit zu Hofe zu kommen, stutzig, denn er vermutete, daß der Bär nicht allein gekommen sei und andere Feinde draußen lauern möchten, die etwa in seine Burg eindringen könnten. Ehe er antwortete, mußte er sich also dessen erst versichern, zu welchem Behufe an dem Eingange versteckte Gucklöcher angebracht waren, und wenn sich sein Argwohn bestätigen sollte, dann wollte er überhaupt nicht antworten, und man sollte glauben, daß er gar nicht daheim sei. Nachdem er sich aber überzeugt hatte, daß Braun wirklich allein sei, schwand seine Furcht, und ein Hohnlachen lief über sein Gesicht, denn er hatte auch sogleich einen Plan fertig, wie er den Hochmut des dicken Pelzträgers strafen wolle.

Er trat hinaus und hieß den Bären, den er frischweg Ohm nannte, herzlich willkommen. Dann aber fuhr er bedauernd fort: „Wahrlich, ich weiß dem keinen Dank, der diese eure Reise nach meinem bescheidenen Malepartus veranlaßt hat. Wußte denn der König keinen

andern Boten als euch, den größten und edelsten Mann bei Hofe? Ich wollte morgen sowieso zu Hofe kommen und will dann auch gern mit euch gehen. Heute bin ich zu laufen unfähig, denn ich habe mich, da nichts anderes zur Hand war, meinen Hunger zu stillen, an einer eklen Speise ganz und gar übergessen.“

„Was war es denn, was ihr aßet?“ fragte Braun mit mitleidiger Herablassung.



Meister Braun in dem Honigbaum.

„Was nützte es, noch groß davon zu sprechen,“ entgegnete Reineke. „Ein armer Kerl, wie ich, ist ja doch kein Graf. Wenn wir nichts Besseres aufzutreiben wissen, so müssen wir mit frischen Honigscheiben fürlieb nehmen, die ich sonst gar nicht anrühre.“

„Ei, was hör' ich!“ rief da der Bär verwundert und leckte sich das Maul; „frische Honigscheiben nennt ihr eine ekle Speise, nach der doch andere so begierig

sind? Auch ich preise Honig vor allen Gerichten. Könnt ihr mir dazu verhelfen, Freund Reineke?"

„Ihr spottet, Ohm Braun —"

„Nein, nein, gewiß nicht," fiel der Bär eifrig ein, „wie sollte ich eurer spotten! Es ist mein völliger Ernst."

„Dann könnte ich freilich helfen. Hier in der Nähe wohnt ein Bauer, der hat so viel Honig, wie ihr wohl nie in eurem Leben gesehen habt."

„Da führt mich hin," rief Braun schnell, „und ihr sollt auf dem Gerichtstag keinen eifrigeren Freund und Verteidiger finden, als mich."

„Nun gut, dann nur schnell zur Fahrt," sagte Reineke nicht minder eifrig. „Wahrlich, ihr sollt so viel Honig finden, daß ihr ihn gar nicht alle mögt."

Sogleich setzte sich Reineke in Trab, und Braun trottete hinterher. So gelangten sie in kurzer Zeit an ihr Ziel, und nachdem Reineke vorsichtig spioniert und gefunden hatte, daß alles sicher sei, führte er den Bären auf des Bauern Hof.

Da lag ein Baumstamm, den der Bauer, wie Reineke wußte, zu spalten begonnen, diese Arbeit aber nicht vollendet hatte. Nur ein Stück erst war gespellt, und ein paar Keile hielten den Spalt breit auseinander. Auf diesen klaffenden Baumstamm zeigte Reineke und sagte: „Seht, Ohm, in diesem hohlen Baume ist des Honigs die Fülle. Steckt nur den Kopf tief hinein. Aber übernehmt euch nicht, denn allzuviel ist ungesund, wie ihr wißt."

„O, habt des keine Sorge, Freund, ich kenne mein Maß, das allerdings bei so leckerem Fraß ziemlich reichlich ist," schmunzelte der Bär und trabte auf den Baum zu.

Hier steckte er den Kopf und auch die beiden Vordertatzen gierig in den Spalt hinein. Reineke aber schlug behende die Keile, die den Spalt allein auseinander hielten, heraus; dieser schnellte wieder zu, und so war der Bär mit Kopf und Tatzen schwer eingeklemmt. Er begann fürchterlich zu heulen und mit den Hinterfüßen zu arbeiten, um loszukommen, allein vergeblich. Je mehr er wirtschaftete, desto mehr lachte und höhnte Reineke, machte sich aber eilig aus dem Staube, als er den Bauern mit den Knechten und Mägden dahereilen sah, die der Lärm aus dem Hause herbeigezogen hatte.

Das halbe Dorf lief zusammen, und man kann sich denken, wie die Bauern auf den gefangenen Petz einstürmten. Mit Dreschflegeln, Heugabeln und was sie in der Eile als Waffe hatten fassen können, fielen sie über ihn her, schlugen und stachen auf ihn los, daß er, sinnlos vor Schmerz und Wut, mit einem fürchterlichen Ruck erst den Kopf und mit dem zweiten auch die Tatzen befreite. Aber die Haut vom Gesicht und von Ohren und Tatzen und auch die Klauen blieben in dem Baumstamm zurück, und geblendet von dem Blute, das ihm über das Gesicht strömte, fuhr er zwischen den Haufen der Weiber, die kreischend nach allen Seiten auseinander prallten, so daß einige, blind vor Schreck und Angst, in das dicht am Hofe vorbeifließende tiefe Wasser stürzten und nun jämmerlich um Hilfe schrieen.

In demselben Augenblicke hatte ein fürchterlicher Schlag den blutigen Kopf des Bären getroffen, daß dieser besinnungslos niederstürzte. Die Bauern ließen ihn für tot liegen und sprangen schnell nur nach dem Wasser, um die Weiber zu retten. Da kam Meister Braun wieder zu sich, sein dicker Schädel konnte schon einen derben Schlag aushalten, und als er die Bauern am Wasser beschäftigt und niemand mehr um sich sah, kroch auch er in zorniger Eile nach dem Ufer des Flusses. Und obwohl er selber nicht wußte, ob er schwimmen könnte oder nicht, ließ er sich doch, fluchend auf Reineke, der ihn so schmählich verraten hatte, in das Wasser

fallen, und siehe da, es riß ihn mit fort. Rasch wurde er hinabgeführt und entging so den Bauern, die nun auf die Weiber schimpften und ihnen die Schuld beimaßen, daß ihnen der Bär entgangen war.

Wie Reineke den Kater Hinze behandelt.

Brauns Zustand verursachte bei seiner Zurückkunft an den Hof des Königs ungeheures Aufsehen, und König Nobel gelobte, daß er alles tun würde, was der geschändete große Baron Braun von ihm zu Recht begehren würde. Der Rat mußte sogleich zusammentreten, und derselbe kam überein, daß ein anderer Gerichtstag gehalten und Reineke zum zweitenmal dazu geladen werden sollte, denn nach dem freien Recht mußte ein Übeltäter dreimal geladen werden. Die Botschaft sollte der durch seine Klugheit hervorragende Kater Hinze übernehmen. Der König nahm diese Vorschläge an.

Als Hinze den Auftrag erhielt, weigerte er sich, denselben auszuführen, denn, meinte er, habe schon der große und durch seine Kraft allgemein gefürchtete Braun den listigen Fuchs nicht bezwingen können, wie sollte es ihm, der doch nur so unansehnlich sei, erst gelingen? Als König Nobel ihm aber entgegenhielt, daß es auf die Größe der Statur gar nicht ankomme, und daß kleine Leute durch ihren Witz, durch Kunst und List oft schon weit mehr ausgerichtet hätten, fühlte sich Hinze gar sehr geschmeichelt und nahm den Auftrag an.

Schon unterwegs ward ihm ein böses Zeichen. Als er nämlich St. Martins Vogel fliegen sah und wünschte, daß der sich zu seiner Rechten niederlassen möchte, was Glück bedeutet, geschah dies nicht, sondern der Vogel ließ sich zu seiner Linken nieder, und das ist ein Unglück verkündendes Zeichen. Darüber wurde nun Hinze allerdings sehr bestürzt, aber da er die Botschaft einmal übernommen hatte und nicht unverrichteter Sache umkehren konnte, so sprach er sich selber Mut ein.

Er wanderte also fürbaß und traf Reineke vor seiner Burg Malepartus an. Mutig entledigte er sich seines Auftrages: „Der König hat gelobt, euch an Leib und Leben zu gehen, Reineke, wenn ihr nicht mit mir zu Hofe kommt. Ja, noch mehr: Solltet ihr euch weigern und euch nicht stellen, um Gericht über euch halten zu lassen, so soll es nicht nur Reineke allein, sondern auch sein ganzes Geschlecht entgelten. So sprach der König, und er hat geschworen, sein Wort zu halten."

Reineke wiegte vielsagend lächelnd den Kopf und antwortete darauf nicht, sondern hieß nur den Kater, den er heuchlerisch seinen Neffen nannte, anscheinend herzlich willkommen und wünschte, daß es ihm immer wohlgehen möchte. In seinem Kopfe aber gingen ihm schon Pläne herum, wie er auch diesen Boten geschändet heimschicken könnte.

Das hatte er bald gefunden, ließ daher des Königs Botschaft unbeachtet und fragte nur: „Ja, was geb' ich euch nur zu essen, lieber Neffe? Ein williger Wirt gibt gern, und wir können uns dabei unterhalten, bis wir am Abend schlafen gehen."

„Macht euch um das Essen keine Sorgen," entgegnete Hinze; „viel lieber wäre mir's, wir machten uns sogleich auf den Weg, denn wir können bequem auch in der Nacht marschieren, da wir hellen Mondschein haben."

„Das ist nun nicht mein Fall," sagte jedoch Reineke und wiegte bedenklich den Kopf. „Die Nacht ist niemandes Freund; wer uns bei Tage begegnet und wohl auch einen freundlichen Gruß bietet, der schafft uns bei Nacht bitteres Leid. Nein, Neffe, laßt das nur gut sein, morgen früh wandern wir um so frischer."

Hinze schwieg, da sich Reineke aber so willig zeigte, mit zu Hofe zu gehen, so hatte er im Grunde nichts gegen eine Nachtruhe einzuwenden und fragte deshalb: „Reineke, sagt einmal, was habt ihr denn zu speisen?“

„Wißt ihr, Neffe, wir behelfen uns hier, wie es eben geht. Augenblicklich kann ich euch süße, frische Honigscheiben vorsetzen, die der gefräßige Braun so liebt. Ich wollte sie ihm vorsetzen, das war ihm aber viel zu wenig, er wollte sie sich in Masse selber aus einem hohlen Baume holen, und da fiel er dann den Bauern in die Hände. Gegen mich war er obenein so trotzig und hochmütig, daß ich nicht um die Welt mit ihm die weite Reise gemacht hätte. Mit euch aber gehe ich sehr gern, das muß wahr sein. Na, wie ist's, wollt ihr eintreten und Honigscheiben genießen, süß und frisch?“

„Aufrichtig gesagt,“ antwortete Hinze, „darauf hat mein Sinn nie gestanden; aber habt ihr nicht im Hause eine fette Maus? Damit wäre mir am besten gedient.“

„Eine Maus?“ fragte Reineke schier verwundert; „mögt ihr denn so gerne Mäuse verzehren?“

„Die sind mir lieber, als der feinste Braten,“ versicherte Hinze.

„Da ist allerdings leicht Rat zu schaffen, obwohl ich keine Maus in meinem Hause habe. Aber nicht weit von hier, in der Scheune des Küsters im Dorfe gibt es Mäuse in Menge, wie ich weiß.“

„Ei, da bringt mich hin,“ rief Hinze in unbedachtem Eifer; „auf dies Wildpret will ich Jagd machen.“

„Ja, da gibt es in der Tat Mäuse wie Heu. Nun, ich sehe, daß es euch ernst damit ist, Neffe, so laßt uns gleich gehen.“

In bezug auf den Mäusereichtum in der Scheune des Küsters hatte Reineke in der Tat nicht gelogen. Er konnte das ja auch am besten wissen, denn er selber hatte ja ein Loch in die Lehmmauer gebrochen, durch welches er dem Küster schon mehrere Hühner und erst gestern noch einen Hahn weggeholt hatte. Heute morgen aber hatte er sich erst davon überzeugt, daß drinnen vor dem Loch eine Falle aufgestellt war, um den frechen Hühnerdieb zu fangen, und in dieser Falle sollte nun der zweite Königsbote hängen bleiben.

Bei Anbruch der Nacht vor dem Loche angekommen, sagte Reineke: „Hört ihr, Neffe, wie drin die Mäuse pfeifen? Daran könnt ihr merken, in welcher Üppigkeit sie leben. Nun rasch hinein! verzieht aber nicht zu lange, denn ich werde hier draußen vor diesem Loche warten und Wache halten.“

Der Kater zauderte noch ein wenig und sagte: „Bin ich auch sicher, wenn ich einkrieche? Tue ich auch klug?“

„Ja, wenn ihr so blöde seid,“ entgegnete Reineke geringschätzig, „dann laßt uns umkehren und nach Malepartus zurückgehen. Meine Frau wird uns schon etwas Gutes vorsetzen, wenn es auch keine Maus ist.“

Bei diesem Spott besann sich Hinze nicht länger, sprang behende durch das Loch und — war gefangen.

Als der Kater den Strick um seinen Hals bemerkte, wollte er schnell zurück, fühlte die Schlinge sich aber nur fester ziehen. Da fing er an zu jammern und rief den Gefährten um Hilfe an. Doch Reineke lachte und rief zurück: „Ei, Neffe, schmecken euch die Mäuse so schön, daß ihr pfeift? Singt man denn bei Hofe, wenn man ißt? Ei, wollte ich doch, Isegrim säße da drin am Strick, dann wäre ich an ihm gerächt.“

Damit ging der Schalk davon und ließ den armen Hinze in der Falle sitzen. Der fing nun an, nach Art der Katzen jämmerlich zu schreien. Davon wurde der Sohn des Küsters wach, weckte den Vater

und den Knecht, und die Mutter zündete die große Laterne an. Die Männer bewaffneten sich mit starken Knütteln, und alle eilten nun in die Scheune, fanden da den Kater in der Falle und schlugen auf ihn los. In der höchsten Todesnot fuhr Hinze dem Küster, als dieser ihm zu nahe kam, zwischen die Beine und kratzte und biß ihn da so fürchterlich, daß der Mann die Besinnung verlor und ohnmächtig zu Boden sank. Da ließen die andern von dem Kater ab und trugen den Ohnmächtigen ins Haus.

Auch Hinze war schwer verwundet, sogar ein Auge hatten sie ihm ausgeschlagen. Aber da er sich nun allein sah, begann er, was er zuvor hätte tun sollen, an dem Strick zu nagen und zu beißen, und es währte nicht lange, da hatte er ihn durchgebissen. Nun sprang er aus dem Loche hinaus und eilte, trotz seiner Schmerzen, spornstreichs zurück nach des Königs Hofe, wo er bei Anbruch des Tages anlangte, zum Schrecken aller, die den so fürchterlich zugerichteten Königsboten erblickten.

Reineke vor des Königs Gericht.

König Nobel war außer sich, und er hatte wahrlich allen Grund, in höchstem Grade zornig zu sein, denn die Art, wie Reineke die beiden Königsboten behandelt hatte, war denn doch zu empörend. Der König war um so zorniger, als er nicht wußte, wer nun die dritte Ladung des Verbrechers übernehmen würde. Er sagte: „Wer ist seines Lebens so müde, wer wagt Gesundheit und gerade Glieder daran, den Schelm zum drittenmal zu laden? Dazu hat wohl niemand Lust.“

Da erbot sich Grimbart, der Dachs, ein Vetter des Verbrechers und sein tätigster Anwalt, die Botschaft zu übernehmen. Er kannte seinen Vetter Reineke besser, als jeder andere und durfte wohl die Hoffnung hegen, ihn zu Hofe und zum Gerichtstag zu bringen.

Er machte sich auf den Weg nach Malepartus, und da er das Tor offen fand, so ging er als Freund und Vetter stracks hinein und traf Reineke mit Frau und Kindern in seinem Saal.

Reineke sprang mit freudigem Rufe auf, denn er wußte, daß Vetter Grimbart sein wahrhafter Freund war: „Ei, Vetter Grimbart, das ist schön, daß ihr euch mal sehen laßt. Was führt euch zu mir?“

„Das könnt ihr euch doch denken,“ entgegnete Grimbart, nachdem er den herzlichen Gruß ebenso herzlich erwidert hatte; „was anders als eure leidige Angelegenheit mit dem König und dem Gerichtstag? Vetter Reineke, ihr seid doch kein Tor, sondern ein kluger und gelehrter Mann. Ich muß mich wundern, daß ihr des Königs Befehl so mißachtet, ja verspottet. Meint ihr denn wirklich, daß ihr ihm widerstehen könnt, wenn er mit seiner ganzen Macht heranzieht gegen euch? Und er hat geschworen, dies zu tun, falls ihr euch nicht stellt. Wird dann nicht euer liebes Weib, werden nicht eure lieben Kinder den Trotz des Gatten und Vaters mit büßen müssen? Dem allen entgeht ihr, wenn ihr mit mir zu Hofe kommt. Ihr habt doch wahrlich schon mancher Gefahr widerstanden, die nicht größer war, als diese, und eure Klugheit und List haben euch immer durchgeholfen, so daß allein euren Feinden die Schande verblieb. Ich habe das feste Vertrauen zu euch, daß ihr auch aus dieser bösen Lage heil herauskommen werdet. Daß ihr klügeren Rat zu geben versteht, wie irgend einer bei Hofe, das weiß der König und hat es immer zu schätzen gewußt. Kommt also getrost mit mir! Ich rate nur zu eurem Besten, das mögt ihr glauben.“

So sprach Grimbart, und diese verständige Art zu reden und seiner bekannten Klugheit zugleich zu schmeicheln, machte auf Meister Reineke den gewünschten Eindruck. Er sah ein, daß es für ihn besser sei, wenn er vor dem König selber für seine Sache spreche, als daß er es darauf ankommen lasse, es zum äußersten zu treiben und dann mit Weib und Kindern verderben zu müssen, da er gegen die Macht des Königs ja doch nichts auszurichten vermöge. Er erklärte sich also bereit, mit dem Vetter zu Hofe zu gehen, redete diesem auch nicht zu, über Nacht dazubleiben, denn er führte gegen ihn keine Untat im Schilde, sondern empfahl seiner Gattin, Frau Ermelein, die Obhut über die Burg, sowie über die vielversprechenden Kinder und machte sich mit Grimbart sogleich auf die Reise.

Unterwegs redeten sie dies und das, und der Fuchs beichtete dem Freunde alle seine Sünden, insonderheit wie er Isegrim, dem Wolfe, wo sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bot, zu einer gehörigen Tracht Prügel verholfen habe. Da er alle diese Sünden aufrichtig zu bereuen schien, und es mochte ihm augenblicklich auch wirklich so ums Herz sein, so glaubte der Dachs ihn davon lossprechen zu können, wenn er nur sich bessern und in Zukunft ein ehrbar Leben führen wolle. Das versprach Reineke hoch und teuer, aber bald darauf zeigte er, wie es mit seiner Reue beschaffen war. Als sie nämlich an einem Kloster vorüberkamen, wo ein Hühnervolk sich pickend erging, gefiel ihm ein großer, fetter Hahn ganz besonders, und gierig stürzte er sich auf ihn, daß alle Federn stoben. Er ließ zwar sogleich ab, als der Dachs ihn zürnend mahnte und entschuldigte sich: es sei nur in Gedanken geschehen; aber man sah doch nur zu deutlich, daß er seine räuberische Natur nicht zu ändern vermochte.

So kamen sie an des Königs Hof, und als es bekannt wurde, daß Reineke gekommen sei, eilten alle, ihn zu sehen. Mit Behagen sahen ihn wenige, wie er so neben Grimbart dahinschritt, hoch erhobenen Hauptes, als wenn er nie im Leben ein Wässerchen getrübt hätte. So trat er auch vor den König, dem er versicherte, daß er keinen getreueren Knecht habe, als ihn, und daß er sich gern vor Gericht stellen wolle, in der sicheren Voraussetzung, daß er, der König, allen den lügenhaften Berichten und Klagen keinen Glauben schenken werde.

Doch König Nobel war nicht so leicht zu berücken. Er hieß ihn schweigen, denn: „euer Schmeicheln gilt mir nicht eine taube Nuß. Wie ihr den von mir gebotenen Landfrieden so vielfach gebrochen habt, das werdet ihr nun entgelten müssen. Hier stehen der Kläger so viele, und eure Verbrechen sind so klar erwiesen, daß über euch unfehlbar der Stab gebrochen werden muß.“

Mit der Miene völliger Unschuld verbeugte sich Reineke und sagte: „Herr, was ihr wollt, das dürft ihr ja, denn ihr seid groß und ich bin klein. Ihr mögt mich hängen oder braten, köpfen oder blenden, ich bin in den Händen euer Gnaden; aber ich will meine Sache klar sehen, mich rechtfertigen und ganz aufrichtig sein.“

Es war aber erstaunlich, was für eine Menge von Anklägern auftrat, die alle von ihm schwer geschädigt sein wollten, viele, die seine Untaten sogleich für todeswürdige Verbrechen erklärten. Fast noch erstaunlicher aber war es, mit welcher Gewandtheit, wie unerschrocken und scharfsinnig Reineke die Nichtigkeit der Beschwerden darzulegen suchte, was ihm bei vielen auch aufs beste gelang. Nicht jedoch bei allen, obwohl er auch solche Klagen abzuschwächen verstand. Ebenso wußte er zwar viele Kläger als unglaubwürdig zu entlarven, aber doch nicht alle, und durch diese einwandfreien Zeugen wurde trotz

allem und allem der schwerste Landfriedensbruch klar erwiesen, und dagegen half ihm all' seine Klugheit und Redegewandtheit nicht.

Nachdem alle klagenden Parteien gehört und die Verhandlungen geschlossen worden waren, trat König Nobel mit den Räten, unter denen auch Reinekes bitterste Feinde Braun und Isegrim nicht fehlten, zusammen, um das Urteil zu finden. Das währte indessen nicht lange, denn in nicht wenigen Fällen war ja der schwerste Landfriedensbruch sonnenklar erwiesen. Das Urteil lautete demnach auf Tod durch den Strick am Galgen.

Dieses harte Urteil schienen viele der Anwesenden nicht erwartet zu haben, denn als der König dasselbe verkündete, erhob sich einerseits ein vielstimmiges Murren, ein Zeichen, daß Reineke doch viele Freunde am Hofe hatte, anderseits freilich auch viel Beifall. Das Urteil sollte auch sogleich vollstreckt werden. Reineke wurde infolgedessen gefangen und gebunden, und man kann sich wohl denken, daß Braun, Isegrim und Hinze es sich sehr angelegen sein ließen, ihn sorgfältig zu bewachen, damit er nicht etwa trotz alledem entspringe.

Da schien nun freilich keine Rettung mehr für den Sünder. Dennoch, obwohl sein Mut natürlich sehr gesunken, arbeitete sein Kopf angestrengt, ein Mittel zu finden, diesem schmählichsten Tode zu entgehen.

Wie Reineke vom Galgen loskommt.

Die ganze Tierwelt strömte hinaus nach dem Richtfelde, wo der Galgen stand. Auch der König und die Königin begaben sich hinaus, doch sah man nur wenige von denen, die für Reinekes Freunde galten. Die meisten derselben, allen voran Grimbart, der Dachs, und Martin, der Affe, hatten mit ihrer und Reinekes großer Verwandtschaft sich von dem Könige beurlaubt und den Hof verlassen. Das war dem Könige sehr unlieb, denn es war so mancher darunter, den er am Hofe gar nicht entbehren zu können meinte. Es tat ihm fast leid, daß er sich von Reinekes Feinden zu einem so harten Urteil hatte hinreißen lassen; aber das war ja nun nicht mehr zu ändern.

Braun, Isegrim und Hinze hatten den Verurteilten in ihre Mitte genommen, umgeben noch von allen Verwandten und Bekannten, denen noch besonders eingeschärft war, wohl acht zu geben, daß der Verbrecher nicht etwa die Flucht ergriffe. Sie verteilten auf dem Wege auch die Arbeit des Hängens unter sich: Braun sollte den Verurteilten festhalten, während Isegrim die Leiter ansetzte, auf der dann der behende Hinze hinaufsteigen und den Strick befestigen sollte.

Reineke hatte zu allem stillgeschwiegen, auch zu allem Hohn, den sie an ihm nicht sparten. Er dachte nur eifrig nach, wie er etwas erfinden könnte, was ihn rettete, denn er verließ sich auf seine Redegewandtheit, von der er sich vielleicht noch im letzten Augenblicke wenigstens Aufschub der Vollstreckung des Urteils erhoffte.

Als er daher schon die Leiter fast erstiegen hatte und der Strick ihm schon um den Hals gelegt war, bat er die Umstehenden, daß sie den König bitten möchten, ihm zu erlauben, ein öffentliches Bekenntnis abzulegen, damit nicht hinterher noch Unschuldige um seinetwillen leiden müßten. Das wurde ihm denn auch gestattet, und schon damit verlor sich viel von seiner Todsangst.

Reineke beichtete nun, wie er schon als kleines Bürschchen sich an Lämmern von Schafen und Ziegen versucht habe, wie er dann zu Enten, Hühnern und Gänsen übergegangen wäre und an ihnen die Kunst des Beschleichens geübt habe. Dann habe er am Rhein Isegrim kennen gelernt, und beide hätten einen Bund geschlossen, ge-

meinsam zu arbeiten, aber Isegrim habe ihn stets übervorteilt. „Ja, mehr noch: anstatt mir meinen Teil an der gemeinsamen Beute zu geben, hat er oft seine Frau und seine Kinder dazu gerufen, so daß mir dann nicht die kleinste Rippe geblieben ist.“ Viele solche Fälle zählte Reineke auf, und dann fuhr er mit großem Nachdruck und schlauem Bedacht fort: „Aber Gott sei Dank! ich hatt' es ja nicht nötig, denn ich besaß schon damals einen Schatz, einen gold- und silberreichen Hort, den ein Wagen nicht fortbrächte, und wenn er auch siebenmal führe.“

Hier machte Reineke eine Pause und schielte nach dem Könige, ob der Eindruck, den er erwartet hatte, eintreten würde. Und er hatte sich darin nicht geirrt, denn König Nobel hatte bei Erwähnung eines Schatzes hoch aufgehorcht und konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Wie seid ihr dazu gekommen, Reineke? ich meine den Schatz. Das tut mir zu wissen.“

„Das zu verhehlen liegt nun kein Grund mehr vor,“ sagte Reineke mit einem Seufzer tiefer Traurigkeit, „denn ich kann den Schatz ja doch nicht mit mir nehmen. Wenn es euer Gnaden Freude macht, will ich's gern sagen: Der Schatz war natürlich gestohlen. Und das war ein Glück, das heißt nicht für mich, denn ich war der Dieb, sondern für euch, gnädiger Herr, denn was bis jetzt ein tiefes Geheimnis gewesen ist, das möge nun offenbar werden: es war eine Verschwörung gegen das Leben unseres guten Königs Nobel im Werke, und von dem Schatze sollten die Buben bezahlt werden, die dazu angestiftet werden sollten, euch aus dem Wege zu räumen.“

Da das der König hörte, erschrak er, mehr aber noch die Königin.

„Ich ermahne euch, Reineke, sagt die Wahrheit in dem Augenblick, wo ihr vom Leben zum Tode gehen sollt,“ rief sie in größter Bestürzung.

Der König aber befahl: „Man lasse Reineken von der Leiter niedersteigen, damit wir uns mit ihm besser besprechen können, denn diese Sache geht uns persönlich an.“

Es geschah, wie der König befohlen hatte: Reinekes Feinde sahen ihn mit Ingrimm von der Leiter niedersteigen und zu dem Königspaar treten. Er aber triumphierte innerlich, denn nun hatte er schon halb gewonnen. Freilich mußte er nun über die Maßen lügen, aber das focht ihn nicht an, denn da war er ja in seinem Element.

Wieder sprach die Königin in ihrer Herzensangst: „Reineke, bewahrt in diesem Augenblick eure Seele vor neuer Sünde und sagt uns hierin die volle Wahrheit.“

„Warum sollte ich das nicht tun? Was hülfe es mir noch, wenn ich's verschweigen oder gar lügen wollte? Der Tod ist nun ja doch mein Gewinn, darum will ich auch der ganzen Wahrheit die Ehre geben,“ sagte Reineke mit einem solchen Schein von ruhiger Ehrlichkeit, daß niemand an seiner Aufrichtigkeit zweifelte.

„Mein Vater,“ so begann Reineke zu erzählen, „hatte des mächtigen Königs Ermenrich Schatz gefunden und hütete ihn an einem verborgenen Ort, den auch sein Weib und seine Kinder nicht kannten. Der ungeheure Reichtum machte ihn hochmütig, und er meinte, daß er wohl die erste Rolle im Reiche spielen könnte, während man ihn doch nur zu den mehr oder weniger gehaßten Spitzbuben zählte. Eine solche Rolle zu spielen war aber unter unserem König Nobel, der als gut und weise bekannt ist, nicht möglich, deshalb wollte er an seine Stelle einen dummen, plumpen, ungeschickten Burschen setzen, den er ganz würde beherrschen können, denn wer Geld hat, der kann ja alles möglich machen. Dazu nun hatte er sich Braun den Bären auserſehen und in dem auch wohl den

richtigen Mann gefunden. Er ließ demselben durch einen geheimen Boten sagen: wenn er König werden wollte, so möchte er nach Flandern reisen, und schickte ihm auch gleich ein so reiches Reisegeld, daß der plumpe Geselle völlig geblendet wurde und die Reise unternahm. Dort fand er meinen Vater, dazu Isegrim, Hinze und auch Grimbart, den Dachs, die gleichfalls dahin beschieden worden waren. Dort verschworen sie sich nun. Mit dem Gelde meines Vaters, von dem er erkleckliche Summen sehen ließ, sollte ein großes Söldnerheer angeworben, der König mit Krieg überzogen, gestürzt und Braun an seine Stelle gesetzt werden. Dann wollte man, um ganz sicher zu gehen, den König durch Meuchelmörder beseitigen. In der



Wie Reineke vom Galgen loskommt.

Tat reiste mein Vater in allen Landen umher, und Tausende erklärten sich bereit, zu gelegener Zeit dem Rufe Brauns zu folgen, da ihnen der Sold für mehrere Wochen im voraus gezahlt werden sollte. Da aber, als alles schon aufs beste vorbereitet war, war der Schatz verschwunden und der saubere Plan zerstört."

Staunend hatten der König und die Königin zugehört. Als nun Reineke abermals eine Pause machte, schüttelte König Nobel aber den Kopf, und eine Falte des Zornes bildete sich auf seiner Stirn.

„Zweifelt ihr an dem, was uns hier Reineke erzählt?" fragte die Königin in großer Unruhe.

„Muß ich nicht?" sagte ihr hoher Gemahl dagegen. „Merkt ihr denn nicht den bösen Trug des Schelmes?"

„Wieso Trug?"

„Nun, tut er denn etwas anderes, als daß er gerade seine erbittertsten Feinde, welche ihn, und ich meine mit Recht, in seine jetzige böse Lage gebracht haben, der verruchten Tat zeiht, sich gegen unser Leben verschworen zu haben? Man sieht ja deutlich, wohin das zielt."

„O, mit nichten," sagte aber die Königin, „denn hat er nicht auch Grimbart, den Dachs, dieses entsetzlichen Verbrechens geziehen, und hat er einen treueren Freund und eifrigeren Verteidiger als gerade Grimbart?"

„Da habt ihr recht," antwortete der König nachdenklich, „daran habe ich nicht gedacht. Aber sagt einmal, Reineke, sagtet ihr nicht, daß ihr selber den Schatz gestohlen hättet?"

Reineke lächelte überlegen und antwortete: „Hört nur weiter, gnädiger Herr! Wie das so zu gehen pflegt, hatte mein Vetter Grimbart, als er einmal dem Weine zu reichlich zugesprochen, seinem Weibe von dem Plane gesprochen, wie sie bald mächtig erhöht werden würden. Sein Weib hatte trotz der Heimlichkeit des Ganzen doch nicht eher Ruhe, als bis sie es ihrer Busenfreundin Frau Ermelein, nämlich meinem Weibe, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt hatte. So erfuhr ich es denn, und sogleich stand es bei mir fest, den Plan zunichte zu machen und das Leben unseres teuren Königs zu retten. Ohne das Gold meines Vaters konnte ja nichts unternommen werden, es galt also, dessen Versteck ausfindig zu machen und es zu beseitigen. Als mein Vater wiederkam, um neue Summen zu holen, belauschte ich ihn, entdeckte sein Geheimnis, und nachdem er wieder auf die Reise gegangen, brachte ich den ungeheuren Schatz mit Hilfe meiner Frau anderswo unter. Leider! muß ich sagen," fügte Reineke hinzu, „denn als mein Vater bei seiner Rückkehr entdeckte, daß der Schatz verschwunden und der ganze Plan nunmehr zu Wasser geworden sei, ging er hin und erhängte sich, und daran trage allein ich die Schuld," schloß der listige Schelm mit einem tiefen Seufzer.

Im Herzen frohlockte er, denn er hatte erreicht, was er hatte erreichen wollen: in dem Könige war eine brennende Gier nach dem angeblichen Schatz erwacht. Nun wurde er sicher nicht gehängt. Das Königspaar zog ihn beiseit und verlangte von ihm, so daß es kein anderer hörte, daß er nun auch Bescheid geben sollte, wo der Schatz geblieben sei.

Reineke zuckte aber die Achseln und sagte: „Was könnte mir's helfen, wenn ich das täte? Zum Dank dafür würdet ihr mich ja doch hängen lassen, denn ihr glaubt ja doch den Mördern und Dieben, deren Verrat an König und Reich ich allein aufzudecken vermochte, und die mir dafür verräterisch nach dem Leben stehen."

„Nein, das soll nicht geschehen," entgegnete die Königin eifrig. „Der König wird euch begnadigen, wenn ihr in Zukunft besser zu leben gelobt, als ihr bisher getan."

„Ja," sagte Reineke, „wenn mir der König das hier feierlich geloben will, so werde ich ihn so reich machen, wie kein König der Welt ist."

Der König wollte davon zwar nichts wissen, denn er hielt Reineke nach wie vor für einen bösen Schelm, aber die Königin redete ihm so eifrig zu, daß er endlich sein Wort verpfändete, Reineke zu begnadigen und ihm alle Schuld zu erlassen.

Reinekes Triumph.

So hatte Reineke die Gunst des Königs wieder gewonnen, und alle Missetaten waren ihm verziehen worden. Ja, König Nobel tat sogar noch mehr: er sprach zu den versammelten Tieren, groß und klein, daß Reineke nun wieder in seiner Huld stände, sowie in der seiner Gemahlin, der Königin, und daß er sein Freund geworden sei; er habe ihm die Freiheit und festen Frieden gegeben und gebiete nun allen bei Leib und Leben, daß sie Reineken, sowie seinem Weibe und seinen Kindern, alle Ehre erzeigen, wo es auch immer wäre, sei es bei Tage oder bei Nacht, und daß er künftighin keiner Klage über Reineken mehr sein Ohr leihen würde.

Der Sinn des Königs und der Königin stand nur auf Erwerbung des Schatzes. Es wäre nun wohl das Natürlichste gewesen, wenn Reineke das Königspaar selbst an den Ort geführt hätte, wo er den Schatz des Königs Ermenrich verborgen hielt. König Nobel verlangte das auch von ihm; aber Reineke hütete sich wohl, seine Betrügerei so an den Tag kommen zu lassen. Auch holen wollte er ihn nicht, sondern der König müsse selber hin an Ort und Stelle, denn man könne niemand trauen.

Er selbst könne ihn nicht dahin führen, denn er befinde sich leider noch in des Papstes Bann, und daher dürfe der König nicht in seiner Gesellschaft und Begleitung gesehen werden, da niemand mit einem Gebannten Gemeinschaft haben dürfe. Von einer solchen könne erst die Rede sein, wenn er in Rom gewesen und von dem Bann befreit sei.

Das sah der König ein und mußte sich vorerst mit einer ganz genauen Beschreibung des Ortes begnügen, wo Ermenrichs Schatz verborgen lag. Eine solche gab Reineke folgendermaßen: Im Osten von Flandern liegt ein großes, weites Revier, eine Wüstenei, und darinnen befindet sich ein Busch, genannt Husterlo, sowie ein Brunnen, Krekelpütz geheißen. Es ist eine so große Wildnis, daß man allda wohl in Jahresfrist weder Mann noch Weib erblickt; nur Eule und Uhu haben dort ihre Wohnung, offenbar also der beste Platz, um dort einen solchen Schatz zu verbergen. „Wenn ihr an dem Brunnen Krekelpütz vorüber seid," beschrieb Reineke weiter, „so werdet ihr zwei Birken sehen; dorthin müßt ihr gehen, denn unter diesen Birken liegt König Ermenrichs Schatz vergraben. Wenn da fleißig gegraben, gescharrt und gekratzt wird, so kommt zuerst eine dicke Moosdecke zum Vorschein, darunter aber liegt der Schatz, so reich an Gold und schönem Geschmeide, wie es sobald noch niemand gesehen hat. Auch die Krone, welche König Ermenrich seinerzeit getragen hat, liegt dabei; sie war bestimmt, daß sie Braun tragen sollte, wenn er an eurer Statt König geworden wäre. Goldsachen mit edlen Steinen besetzt werdet ihr finden, viele, viele tausend Mark an Wert. Gewinnt euer Gnaden dieses reiche Gut, so werdet ihr stets des armen Reineke gedenken, der euch allein für würdig hält, einen solchen Schatz zu besitzen."

Nun hatte König Nobel zwar schon von manchem fremden Ort gehört, wie Hamburg, Lübeck, Paris, aber noch niemals

etwas von Husterlo und Krekelpütz vernommen; aber Reineke wußte den furchtsamen Hasen Lampe zu bewegen, daß er diese Angaben bestätigte, und so gab sich denn auch der König zufrieden. Er war auch damit einverstanden, daß Reineke sofort die Reise nach Rom antreten wollte, um von dem Bann gelöst zu werden.

Als dieses alles seine alten Widersacher Braun, Isegrim und Hinze erfuhren, waren sie außer sich vor Wut, denn sie waren überzeugt, daß das alles ausgemachte Lügen seien. Sie beschlossen also, zum König zu gehen, ihn zu warnen und Reineke zu entlarven. Da kamen sie aber übel an.

„Habt ihr nicht vernommen,“ herrschte sie König Nobel grimmig an, „daß Reineke jetzt bei mir in hohen Gnaden steht, während ihr Schelme meinen Untergang beabsichtigt?“

Sie wollten sich verantworten, aber der König wendete sich zornig von ihnen, hieß sie gefangen nehmen, binden und ins Gefängnis werfen. Dieser Triumph war dem rachsüchtigen Reineke aber noch nicht genug. Für seine Pilgerfahrt nach Rom brauchte er ein Ränzel und derbe Schuhe, und so wußte er's bei der Königin durchzusetzen, daß für das Ränzel dem Bären ein Stück, eines Fußes lang und eines Fußes breit, aus seinem Fell geschnitten wurde, während dem Wolf von den Vorderbeinen und seinem Weibe von den Hinterbeinen die feste Haut bis zu den Knieen, samt den Klauen, abgezogen und daraus für Reinecke Wanderschuhe gemacht wurden.

Wie Reineke nach Rom reiste.

Am andern Morgen verabschiedete sich Reineke vom Hofe, und so ungern der König auch die Verzögerung sah, in den Besitz des Schatzes zu gelangen, da er den Ort allein sich kaum zu finden getraute, so mußte er doch in Reinekes Abreise willigen. Jedermann wußte ja, daß Reineke in des Papstes Bann war, und daß er sobald wie möglich davon gelöst werde, daran lag ja auch dem Könige viel. Der Hof gab ihm das Geleit, und Reineke wußte den Widder Bellin und den Hasen Lampe zu bereden, daß die beiden ihn nach Malepartus begleiten sollten, wo er doch auch von seinem Weibe Abschied nehmen mußte.

Als sie vor der Burg ankamen, bat er den Widder, draußen zu harren. Lampe aber sollte ihn hinein begleiten, da Frau Reineke doch sicherlich des Trostes bedürfen würde. Die beiden zu betrügen, war seine Absicht, und mit vielen süßen Worten, die er prächtig zu machen verstand, erreichte er auch seinen Zweck.

Arglos begleitete ihn der Hase durch alle die verschlungenen Höhlen und Gänge von Malepartus bis in den Saal, wo Frau Ermelein mit zwei kleinen Jungen sich befand. Sie wäre wirklich des Trostes bedürftig gewesen, denn sie hatte schon nicht mehr gehofft, ihren Gatten lebend wiederzusehen. Um so größer war nun die Freude, und Reineke sollte sogleich erzählen, wie es ihm ergangen sei.

„Das würde vieler Zeit bedürfen,“ entgegnete Reineke, „für jetzt nur so viel, daß ich am Hofe gefangen lag und nur mit genauer Not dem Galgen entgangen bin. Braun und Isegrim sind für mich Bürgen geworden, und zur Sühne hat uns der König hier diesen Hasen gegeben. Er war es ja, der uns verraten hat, und soll es nun büßen.“

Da merkte Lampe, was ihm drohe, und wollte entfliehen. Doch rasch hatte ihn Reinecke bei der Kehle gepackt, erstickte seinen jämmerlichen Hilferuf und tötete ihn. Dann warf er ihn seiner Frau hin, daß sie ihn abbalgen und zum Mahle zurichten möchte. Und während sie nun speisten, erzählte Reineke seine Erlebnisse,

wie er den König und die Königin schlau betrogen und sich an seinen ärgsten Feinden gerächt hätte. „Kriegt er mich wieder in seine Hände,“ schloß er, „so werde ich dem Hängen schwerlich entgehen, denn vergebens wird er an dem Orte, den ich ihm in Flandern bezeichnet habe, den Boden aufwühlen, er wird nichts finden. Nein, Frau, wollen wir uns ihm entziehen und in Frieden leben, so müssen wir auswandern ins Schwabenland, wo wir die herrlichsten Speisen in Fülle finden. Nie habe ich größere Not gelitten und den Tod mir näher gesehen, als diesmal, und keine Macht soll mich veranlassen, je wieder zu Hofe zu gehen. Daß ich noch diesen Ausweg erfand, ist ein wahres Wunder“



Lampes Tod.

Frau Ermelein wollte jedoch von einer Auswanderung nichts hören, sondern meinte: hier wüßten sie Bescheid, wer weiß, wie es im Schwabenland beschaffen sei. Und wenn der König auch mit seiner ganzen Macht vor die Burg gezogen käme, so gäbe es ja doch tausend Listen, ihm auszuweichen, daß er vergeblich wieder abziehen müßte. „Nur daß du ihm gelobt hast, nach Rom zu pilgern, das betrübt mich schwer.“

„Liebes Weib, betrübe dich nicht,“ sagte aber Reineke. „Mit dem Auswandern gebe ich dir vollkommen recht, das ist auch nichts. Und in Rom habe ich so wenig etwas verloren wie in Jerusalem. Wir bleiben hier und warten es ab. — Doch, ich höre Bellin nach Lampen rufen und muß sehen, wie ich ihn abfertige und ihn zu Fall bringe, da er auch wider mich gezeugt hat.“

Reineke ging hinaus und fand den Widder sehr ungeduldig. „Wo bleibt Lampe?“ fragte dieser. „Mich dünkt, ich hörte ihn ängstlich schreien. Was heißt das?“

„O, es war nichts. Als meine Frau von meiner großen Reise hörte, fiel sie in Ohnmacht, und da schrie Lampe nach euch um Hilfe. Jetzt sitzen sie beisammen und erzählen sich von alten Zeiten, denn ihr müßt wissen, sie ist eine Base von ihm. Ich habe währenddessen die Briefe an den König geschrieben, denn ihr werdet euch erinnern, daß er mich dazu beauftragt hat. Wenn ihr diese Briefe mitnehmen wolltet, Vetter, so würde euch das der König hoch lohnen; ihr könntet seiner besonderen Gnade sicher sein.“

„Ich wollte das wohl tun,“ entgegnete der Widder, „aber wo laß ich sie, daß keins der Siegel zerbricht?“

„Das ist leicht gemacht, Freund Bellin, wir nehmen das Ränzel aus des Bären Fell und tun sie da hinein. Euch wird, ich wiederhole es, großer Lohn werden, und der König wird euch mit großen Ehren empfangen.“

Der Widder war gern bereit, die Briefe zu besorgen, denn er glaubte das alles, war es auch zufrieden, daß Lampe, wie der Fuchs ihn versicherte, nicht gleich mit ihm zurückkehren, sondern lieber noch bei seiner Base bleiben wollte. Reineke tat nun in das Ränzel nichts weiter als Lampes

Kopf, den er dem armen Schelm abgebissen hatte, und schnürte dann das Ränzel kunstvoll zu.

So trug er es hinaus zu Bellin und sprach: „Hier sind die Briefe, Freund, hängt das Ränzel um euren Hals. Aber ich mache es euch zur Pflicht, das Ränzel nicht zu öffnen oder gar die Schrift der Briefe einzusehen. So wie ich sie euch hier übergebe, so müssen sie in des Königs Hand gelangen; er wird gleich danach sehen, ob das Ränzel noch so kunstvoll zugeschnürt ist, wie es meine Gewohnheit ist. Wenn ihr wollt, daß der König euch besonders gewogen sein soll, so sagt ihm, wenn ihr ihm das Ränzel übergebt, daß ich zwar den Brief geschrieben habe, daß ihr aber den Inhalt ersonnen und erdacht habt, dann wird des Königs Dank doppelt sein."

Vor Freude über diese Erlaubnis Reinekes, daß er sich als der eigentliche Urheber des Briefes bekennen sollte, sprang Bellin hoch in die Höhe, sagte dem Fuchs seinen herzlichsten Dank und eilte davon, um sobald wie möglich zum König an den Hof zu kommen.

Als der König den Widder mit Reinekes Ränzel kommen sah, war er mit Recht sehr verwundert, aber Bellin warf sich nicht wenig in die Brust, daß er Briefe von Staats- und gelehrten Sachen brächte, die Reineke auf sein Anstiften geschrieben habe. Da mußte der Biber Bockert kommen, der Hofnotar, dem der König schwere Briefe zu lesen gab, und als er das Ränzel geöffnet hatte und den blutigen Hasenkopf hervorzog, entsetzten sich alle, denn ein jeder erkannte Lampes Haupt. Am meisten aber erschrak der König, denn sein heller Verstand sagte ihm sogleich, daß er von Reineke in der abscheulichsten Weise betrogen worden, daß all sein Reden und Erzählen von einem Schatze nur Lug und Trug gewesen war. Und als er daran dachte, wie schmählich er seine vornehmsten Räte, Braun und Isegrim, auf des Verräters Betreiben behandelt hatte, da wurde er tief traurig.

Sein Vetter Lupart, der Leopard, tröstete ihn und gab ihm den Rat, Braun und Isegrim wieder in alle ihre Würden einzusetzen und ihnen zur Sühne den Widder Bellin, der sich ja selbst zum Anstifter der Briefe, das heißt des verübten Mordes an Lampe bekannt habe, preiszugeben, und nicht nur ihn, sondern sein ganzes Geschlecht auf ewige Zeiten.

König Nobel tat, wie der Leopard ihm geraten hatte. Braun und Isegrim wurden wieder in alle Ehren und Würden eingesetzt, und seit der Zeit stellt Isegrims Sippschaft der Verwandtschaft des Widders nach bis auf diesen Tag. Oder, wie es in dem alten Volksbuche heißt:

„Diese Zwietracht ward so begründet.
Der Wolf zerreißt sie, wo er sie findet,
Und meint wohl gar, er täte recht.
Lämmer und Schafe, Bellins Geschlecht,
Verfolgt der Wölfe gierig Heer;
Und diese Zwietracht sühnt niemand mehr.

Aufgebot gegen Reineke.

Nach allen diesen Ereignissen, die Reineke in einem so bösen Lichte zeigten wie nie zuvor, trieb der Patron seine gewohnheitsmäßigen Räubereien nach wie vor. Wenn man einen Unterschied annehmen wollte, so konnte es nur der sein, daß er noch ungescheuter, noch frecher auftrat als sonst, und es verging keine Woche, wo nicht Klagen über Klagen bei dem Könige einliefen.

Wenn König Nobel an Reineke dachte, so kochten Zorn und Wut immer neu in ihm auf, denn er konnte nicht vergessen, wie frech er von demselben belogen und betrogen worden war. Endlich war das Maß des Räubers wieder voll zum Überlaufen. Der König sandte Boten aus nach

allen Seiten und ließ zu einem großartigen Fest einladen, bei welcher Gelegenheit dann zugleich in Sachen Reineke Fuchs beraten werden sollte.

Im Überfluß hatte der König dazu alles bereiten lassen, denn er konnte voraussetzen, daß sich mehr Gäste denn je bei Hofe einfinden würden. Und sie kamen scharenweise. Da vernahm man acht Tage lang Sang und Klang, getafelt wurde ununterbrochen, Turniere fanden statt und Tänze aller Art, Trommeln klangen, Pfeifen und Trompeten schallten, und inmitten des Festes saß der König mit seinen Genossen fröhlich an der Tafel.



Reineke stellt sich tot.

Da endlich erschien es an der Zeit, den Hauptpunkt der ganzen Festveranstaltung, nämlich die Angelegenheiten Reinekes in Fluß zu bringen, indem man einige der neuesten Klagen anhörte, denn daß es daran nicht fehlen würde, war gewiß.

Zuerst trat das Kaninchen, schüchtern, ernst und traurig, hervor. Es klagte, daß wohl nie einem Wesen so erbärmlich mitgespielt worden sei, wie ihm heute von Reineken. Um sich hierher nach Hofe zu begeben, habe es an Malepartus vorbei gemußt. Da saß Reineke im Pilgergewand, und im Frieden des vom Könige verheißenen freien Geleites habe es sich sicher gewähnt. Aber Reineke sei dahergesprungen, habe es gepackt und nahezu erwürgt, als es noch möglich gewesen sei, sich durch Schnelligkeit zu retten. Aber ein Ohr mußte es dalassen und erhielt außerdem vier tiefe Wunden von den scharfen Krallen des Räubers. „Herr König," schloß das Kaninchen seinen Bericht, „erbarmt euch meiner Not, denn es wird sich niemand mehr zu reisen getrauen, wenn Reineke trotz eurer Gebote so die Straßen sperren darf."

Nach diesem trat Merknau, der Mann der Krähe vor, dem es noch erbärmlicher gegangen war. Er war am Morgen mit seinem Weibe spazieren gegangen, als sie auf der Heide Reineke den Fuchs tot auf der Erde liegen sahen. Die Augen waren verdreht, und die Zunge hing ihm zum weit offenstehenden Maule heraus. Er war unzweifelhaft tot. Der Krähenmann befühlte ihm Haupt und Bauch, das Krähenweib neigte sich zu seinem Maul, um auf seinem Atem zu lauschen; er lag wie ein Stein, unzweifelhaft tot. Noch näher hielt die Krähe ihren Kopf an das offenstehende Maul: „da schnappte Reineke plötzlich zu und schnappte auch nach mir. Schreiend flog ich auf einen Baum und mußte zusehen, wie der Unhold mein Weib verzehrte und auch nicht ein Knöchelchen übrig ließ. Als er dann davongelaufen war, flog ich an den Ort des Unglücks und fand nur noch einige Federn von meinem lieben Weibe. Herr," schloß der Krähenmann, „schafft ihr für diese verruchte Tat nicht Rache, so wird Übles von euch gesprochen werden; wenn jeder so dächte, den Herrn zu spielen, so wäre das ein frecher Eingriff in eure fürstlichen Rechte."

Der König geriet wieder in heftigen Zorn und bedauerte, daß er sich damals von dem listigen Fuchs so habe hinters Licht führen lassen; aber daran sei nur seine Gemahlin schuld gewesen, die so für ihn gebeten habe. „Ihr Herren," schloß er, „wir müssen mit allem Fleiße bedacht sein, wie wir den elenden Verräter wieder in unsere Hände bekommen. Wenn wir die Sache ernstlich angreifen, so kann er uns unmöglich entlaufen."

Des freuten sich Isegrim und Braun nicht wenig und machten ihrer boshaften Freude auch in hämischen Worten Luft. Darüber erzürnte sich aber die Königin und sprach zu dem Könige: „Erzürnt euch nicht allzu sehr, mein gnädiger Herr Gemahl. Es heißt im Sprichwort: man höre auch den andern Teil. Ich bin überzeugt, wenn Reineke zur Stelle wäre, so würde mancher, der hier ein groß Wesen von Kleinigkeiten macht, wohl den Mund nicht auftun. Bedauerlich ist, was Reineke tat, vorausgesetzt, daß alles sich so verhält, wie es hier in seiner Abwesenheit dargestellt wird. Ihr werdet jedoch selber nicht leugnen können, daß Reinekes Rat immer klug gewesen ist; dabei ist auch wohl zu bedenken, daß seine Sippschaft groß und sein Geschlecht weit verbreitet ist. Darum ist hier nicht leichthin ein Entschluß zu fassen, sondern die Sache wohl zu bedenken. Das Land gehorcht euch freilich unbedingt, was ihr gebietet, das wird getan, aber Übereilung würde euch Schande bringen."

Dem stimmte auch des Königs Vetter, der Leopard, zu. Er sprach: „Herr, was könnte es euch schaden, wenn ihr dem Reineke das Wort vergönntet? Was ändert es denn, wenn wir ihn sprechen hören? Dann haben wir ihn doch sicher hier, und ihr könnt mit ihm beginnen, was euch beliebt. Darum tut, was eure kluge Frau euch zu tun anrät."

Dagegen erhob sich aber nun Isegrim in heftigen Worten und wies gar schlau auf den Schatz des Königs Ermenrich hin, auf welchen Köder damals der König angebissen hatte, und blies Nobels Zorn damit wieder zu hellen Flammen an.

„Was nützt all das Reden," rief der König finster. „Was sollen wir hier seiner warten und uns etwa aufs neue an der Nase herumführen lassen. Ich will in der Sache endlich einmal ein Ende sehen. Darum rüstet euch und folgt mir am sechsten Tage von heute ab gerechnet. Ich gebiete, daß ihr euch bereit macht und gezogen kommt mit Harnisch, Spieß und Bogen, mit Büchsen, Äxten und Hellebarden. Wir ziehen aus gegen Malepartus."

Da riefen alle: „Herr, wenn ihr gebietet, so folgen wir."

Der treue Grimbart.

So hatte sich über Reineke Fuchs ein schweres Gewitter zusammengezogen, und es erschien jedermann, daß er nun verloren sei. Auch seinem Neffen Dachs, dem treuen Freunde, erschien es so, und er machte sich deshalb eilends auf, um Reineke zu warnen.

Er traf ihn vor seiner Burg Malepartus und wurde sogleich herzlich willkommen geheißen. Daß der Schelm auch ihn in jener Erdichtung von dem Schatze des Königs Ermenrich schwer verdächtigt hatte, nahm er weiter nicht übel, denn es hatte dem einfachen Grimbart ja weiter nicht geschadet. Und Reineke selber fand darin auch nichts Arges, denn er hatte seinen unveränderlich treuen Freund und Fürsprecher ja nur mit hineingeflochten, um seine Geschichte glaubhafter zu machen, weshalb ja auch die Königin so großes Gewicht darauf gelegt hatte.

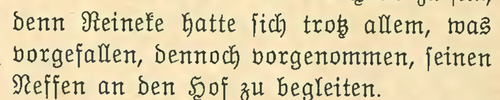
„Willkommen, Neffe," begrüßte ihn Reineke herzlich, „der liebste Kumpan, den ich in meinem Geschlechte weiß. Ihr seid ja ganz gewiß in Schweiß geraten, so

scheint ihr gelaufen zu sein. Was bringt ihr denn so wichtiges Neues?"

„Böse Zeitung, Ohm, sehr böse Zeitung," antwortete Grimbart noch fast atemlos.

„Ei wie, Neffe, nun, so laßt doch hören!"

„Von sehr üblen Dingen muß ich euch berichten, denn dem König, dem ihr so böse mitgespielt habt, was er euch nimmer vergessen kann, sind wiederum ernste Klagen gegen euch zu Ohren gekommen. Da nun Braun und Isegrim bei ihm wieder in der alten hohen Gunst stehen, so könnt ihr euch denken, daß sie ausschreien, wie ihr ein verruchter Räuber und Mörder seid. Und so hat denn König Nobel in grimmigem Zorn alle Edlen des Landes entboten, euch mit Krieg zu überziehen. Nun wird es bitterer Ernst, für euer Leben muß ich Sorge tragen, wenn der König euer habhaft wird."



Reinekes Abschied von seiner Familie.

„Quark!" versetzte Reineke wegwerfend. „Ist das alles? Das erachte ich nicht einer Bohne wert, lieber Neffe. Macht euch keine Sorgen. Hätte der König noch mehr geschworen und alle seine Räte mit ihm, es hilft ihnen alles nichts, wenn ich nicht mit dabei bin. Laßt uns nur an das denken, was ich hier in Händen habe: ein paar junge, zarte Täubchen. Die wird uns Frau Ermelein fein zubereiten, aber tut mir die Liebe und sagt ihr nichts von dem allen, denn sie macht sich immer gleich große Schmerzen um mich, die wollen wir ihr ersparen. Kann ich, wenn die Not an mich herantreten sollte, auf euch als einen treuen Freund zählen?"

„Das könnt ihr, Ohm," versicherte der Dachs lebhaft. „Wo ich euch helfen kann mit Gut und Blut, da soll es geschehen."

„Ich danke euch, Neffe, von ganzem Herzen. So lange ich lebe, will ich's euch nicht vergessen."

„Ich meine," sagte nun der Dachs, „es würde euch frommen, wenn ihr bei Hofe wieder zu Worte kommen könntet. Die Königin hat dafür gesprochen, und auch des Königs Vetter Lupardus hat dafür gestimmt. An diesen beiden habt ihr einen festen Rückhalt, das behaltet im Sinn."

Nun gingen sie in die Burg. Frau Ermelein hieß den Vetter ebenfalls herzlich willkommen und bereitete dann die Täubchen aufs beste zu. Dann aßen sie, tranken auch einen guten Tropfen dazu, und während der Mahlzeit unterhielt Reineke den Gast von seinen hoffnungsvollen Kindern. Danach gingen sie schlafen, um morgen früh wieder bei der Hand zu sein, denn Reineke hatte sich trotz allem, was vorgefallen, dennoch vorgenommen, seinen Neffen an den Hof zu begleiten.

Er war keineswegs so sorglos, wie er sich den Schein gab, vielmehr war er in großen Sorgen, wie ein so kühnes Unterfangen ablaufen würde; war er doch damals schon nur mit genauer Not dem Tode entgangen. Als kaum der Morgen graute, weckte er seine Frau und vertraute ihr an, daß er mit Grimbart an den Hof zu reisen gedächte.

Heftig erschrak Frau Ermelein und sprach: „Aber Reineke, ich bitte euch, was habt ihr dort zu schaffen? Denkt ihr nicht daran, wie es euch erst kürzlich

„Wohl wahr!" entgegnete Reineke, „ich war daselbst in großer Gefahr. Aber das Glück rollt auf und nieder, und ich trage keine Sorge, wie man mich dort empfangen und behandeln wird. Habe jedoch bei Hofe ganz nötig zu tun, da geht's eben nicht anders. Hüte nur die Burg aufs beste, liebe Frau, und ermahne die Kinder vor allzu großer Kühnheit, obwohl man sich schon auf sie verlassen kann. In längstens fünf Tagen denke ich wieder hier zu sein."

So nahm er Abschied und trat mit Grimbart die Reise zu Hofe an.

Isegrim und das Fohlen.

Wie damals, so schüttete Reineke dem klugen Neffen auch diesmal wieder sein Herz aus. Alle die Sünden, welche ihm jetzt zur Last gelegt wurden, gab er unumwunden zu: wie er dem Bären ein Stück Fell zu einem Ränzel hatte schneiden, dem Wolf und dessen Weib je ein Paar Stiefeln hatte abziehen lassen; ferner, wie er den König mit der Vorspiegelung von einem großen Schatze, der natürlich gar nicht vorhanden war, betrogen, dann den Hasen gefressen und dessen Kopf durch Bellin an den König geschickt hatte, so daß auch der Widder zu Fall kommen mußte.

Das alles erklärte er selbst für die volle Wahrheit, reihte daran nun aber noch mancherlei, was noch gar nicht zur Sprache gekommen war.

Einmal war er mit Isegrim auf der Streife gewesen. Da kam ihnen ein kohlschwarzes Mutterpferd entgegen mit einem ebenso schwarzen, prächtigen Fohlen, nach dem ihnen sogleich der Mund wässerte. Isegrim war besonders hungrig und bat den Gefährten, das Pferd doch einmal zu fragen, ob es sein Fohlen nicht verkaufen wolle und wie teuer. Reineke war dazu bereit, näherte sich dem überaus kräftigen Pferde mit der nötigen Vorsicht und fragte, wie ihn Isegrim beauftragt hatte: „Laßt mich hören, Frau Mähre, da das Fohlen doch gewiß das eure ist, ob ihr dasselbe verkaufen wollt und wieviel dasselbe kosten soll?"

„Gewiß," antwortete das Pferd, und zornig über diese Unverschämtheit funkelten ihm die Augen, „für Geld ist mir alles feil, auch mein Fohlen. Der Preis dafür steht unter meinem linken Hinterfuße. Kommt nur heran, ihr Schelm, da könnt ihr's lesen."

Der schlaue Fuchs wußte sogleich, was das Pferd meinte und hütete sich, seiner Aufforderung nachzukommen, sondern gedachte dieses Vergnügen seinem Begleiter zu überlassen und diesem damit einen ganz gehörigen Denkzettel zu verschaffen, denn wenn es dem Pferde mit dem Verkaufe auch ernst gewesen wäre und ihnen das Fohlen überlassen hätte, so würde Isegrim doch alles verschlungen und ihm nichts übrig gelassen haben. Er sagte also dem Pferde, daß ihm die Kunst des Lesens fremd sei, daß er aber auch nicht für sich selbst frage, sondern daß er von seinem Freunde Isegrim gesandt worden sei.

„So sagt ihm nur, er soll herkommen," lachte das Pferd höhnisch, „ich will ihm schon den rechten Bescheid geben."

Reineke ging also zu dem Wolf zurück und sprach: „Hört, Vetter, das ist nun eine üble Geschichte. Die Mähre will uns das Füllen wohl verkaufen, aber sie will den Preis nicht nennen, sondern meint, der stände unter ihrem linken Hinterfuße geschrieben, da sollten wir ihn uns selber lesen. Was meint ihr zu dieser Zumutung? Wo sollten wir die Kunst des Lesens hergenommen haben?"

„Was?" rief der Wolf und warf sich in die Brust, „sollte ich nicht lesen können? Ich habe hohe Schulen besucht, und wäre es deutsch, welsch, französisch oder latein,

das ist mir alles eins. Ich habe in Erfurt zu den Füßen großer Meister gesessen, bin Lizentiat der beiden Rechte und werde also doch lesen können. Glaubt die dumme Mähre etwa, mit mir ein Examen anstellen zu wollen? Das wäre mir schön. Ich werde hingehen und mir die Schrift einmal ansehen."

Der Wolf ging also hin und fragte das Pferd: „Nun sagt, Frau Mähre, was das Fohlen kosten soll, aber den genauesten Preis möchte ich wissen."

„Der Preis steht hier unter meinem linken Hinterfuße," antwortete auch ihm das Pferd, „aber davon ist nichts abzuhandeln."

„Gut, so laßt einmal sehen!"

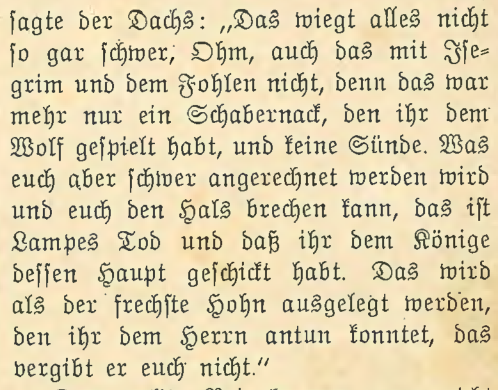


Isegrimm und das Fohlen.

Das Pferd stellte sich demnach mit dem Rücken gegen den Wolf und tat, als ob es den Hinterfuß emporheben wollte, hielt aber den Kopf zu ihm zugewendet, Es hielt den Huf ein wenig in die Höhe und der Wolf sah, daß derselbe mit einem neuen Eisen beschlagen war, das mit sechs scharfen Hufnägeln an dem Huf befestigt worden. Er hatte kaum sich ordentlich in Positur gesetzt, um zu lesen, was da etwa geschrieben stände, als das Pferd mit beiden Hinterfüßen in die Höhe fuhr und ihn dermaßen vor den Kopf schlug, daß er mit einem fürchterlichen Aufschrei hintenüber zu Boden stürzte und wie tot liegen blieb. Reineke, der alles mit großem Behagen angesehen hatte, hielt sich die Seiten vor Lachen.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als Isegrim allmählich wieder zur Besinnung kam und verstört um sich blickte. Er heulte jämmerlich, denn die sechs Hufnägel hatten ihm tiefe Wunden geschlagen. Der Fuchs aber höhnte: „Nun, Vetter, hat euch das Fohlen geschmeckt? Wie ist euch das Schläfchen nach dem fetten Mahle bekommen? Erzählt mir doch, was unter dem Hufe stand, man kennt euch ja als einen großen Meister beider Rechte von der berühmten Gelehrtenschule in Erfurt."

„Ach, Reineke," stöhnte Isegrim, „verhöhnt mich doch nicht noch obenein. Ein Stein möchte sich erbarmen, wie ich so jämmerlich zugerichtet bin. Was soll ich da gelesen haben? Ein blankes Eisen mit sechs scharfen Nägeln habe ich gesehen, dann fühlte ich nur noch einen fürchterlichen Schlag, und mir verging die Besinnung. Sechs tiefe Wunden hab' ich im Kopf, das ist die Schrift." —



Noch manches andere beichtete Reineke unterwegs dem Neffen Grimbart. Als sie dem Hofe nahe waren und Reineke schwieg, sagte der Dachs: „Das wiegt alles nicht so gar schwer, Ohm, auch das mit Isegrim und dem Fohlen nicht, denn das war mehr nur ein Schabernack, den ihr dem Wolf gespielt habt, und keine Sünde. Was euch aber schwer angerechnet werden wird und euch den Hals brechen kann, das ist Lampes Tod und daß ihr dem Könige dessen Haupt geschickt habt. Das wird als der frechste Hohn ausgelegt werden, den ihr dem Herrn antun konntet, das vergibt er euch nicht."

Das wollte Reineke nun zwar nicht Wort haben und meinte sogar, daß es ihn herzlich wenig kümmere, aber als sie vor des Königs Saal kamen, war er doch

schier verzagt; aber im Vertrauen auf seine Gewandtheit raffte er sich auf und sagte: „Ich hab's gewagt!“

Reineke verantwortet sich vor dem König.

Das Gerücht, Reineke sei zu Hofe gekommen, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit, und alle drängten herzu, um ihn reden zu hören. Martin, der Affe, auch ein Vetter von ihm und einer seiner besten Freunde, war ihm entgegengegangen und sprach ihm Mut ein. Martin war soeben im Begriff, eine Reise nach Rom anzutreten, wo er großen Einfluß hatte, und da Reineke beteuerte, daß des Papstes Bann, der schwer auf ihm laste, ihm die meiste Sorge mache, viel mehr als alle die Klagen hier, die er nur gering achte, so versprach ihm Martin seine mächtige Hilfe in Rom und sichere Lösung von dem Bann.

„Hier aber vor dem Könige,“ sagte Martin zuletzt, „seid nicht blöde und geht nur dreist voran; dem Blöden wird niemals Glück zu teil, nur dem Kühnen lacht es. Wendet euch an Frau Riechegenau, mein Ehegemahl, die wird euch mit Rat und noch mehr mit der Tat zur Hand gehen, denn sie gilt viel bei dem Könige und noch mehr bei der Königin.“

Reineke fühlte sich getröstet und versprach, nach dem Rat des Vetters Martin zu handeln. So trat er in des Königs Saal, und es richtete ihn noch mehr auf, daß er in der versammelten Menge zwar viele Feinde, aber doch auch viele Freunde sah, die es gewiß nicht dulden würden, daß ihm unrecht geschehe.

Demütig nahte er sich dem Könige, der ihn mit finsterer Miene betrachtete, verbeugte sich tief und beteuerte, daß der König keinen treueren Diener haben könnte, als ihn. Nur schlechte Personen trachteten danach, daß sie ihm Schaden brächten und hätten ihm auch die königliche Huld entzogen, ganz mit Unrecht, ohne all sein Verschulden. „Doch weiß ich, Herr,“ schloß er gleißnerisch seine Rede, „ihr seid gerecht und weise. Nie habt ihr dem Recht Gewalt angetan, und so werdet ihr auch nicht dulden, daß man mich ohne Verschulden zu Schaden bringt.“

„Bist du nun fertig, Bösewicht?“ sprach der König, als Reineke geendet, „so laß dir sagen, daß deine losen Worte dir nicht mehr helfen. Zu viel des Truges hast du gepflogen, hast sogar mir von Gott weiß was für großen Schätzen gefabelt, die gar nie vorhanden gewesen sind. Aber danach frage ich nicht. Wie treu du mir bist, davon zeugen die neuen Übeltaten, die du gegen das Kaninchen und die Krähe verübt hast; diese allein schon wären genug, um dir an den Hals zu gehen. Mit deiner Falschheit soll nun endlich einmal ein Ende gemacht werden.“

Da sah nun Reineke wohl, daß er auf nicht viel Gnade mehr zu hoffen hätte; er fühlte sich in großer Not und dachte: wärst du doch lieber daheim in deiner Burg geblieben. Dennoch sprach er dreist: „Herr, verdiente ich den Tod um diese angeblichen Missetaten, so ist euch die Sache nur mit abscheulichen Lügen dargestellt worden. Die Wahrheit ist, daß ich beiden, dem augendienerischen Kaninchen und der falschen Krähe, wohlgetan habe.“

„Eure Wohltaten kennt man,“ sagte der König bitter.

„Erweist mir die Gnade, beweisen zu dürfen, was ich gesagt habe, hoher Herr!“ wendete Reineke ein, und da der König schwieg, so fuhr er fort: „Das Kaninchen traf mich vor meiner Burg, als ich gerade frommen Betrachtungen nachhing. Es wollte hierher zu Hofe, und da es matt und müde aussah, so lud ich es ein, etwas zu genießen. Ich setzte ihm Brot, Butter und Fische vor, auch schöne Kirschen, denn es war Freitag und der ist für mich ein Fasttag, da genieße ich kein Fleisch.

Als es fertig war, ging mein Jüngster zu dem Tische, um, wie Kinder pflegen, nachzusehen, ob nichts zu naschen für ihn übrig geblieben sei. Da schlug ihm das Kaninchen auf den Mund, daß gleich das Blut am Kinn herablief. Darüber erboste sich mein Ältester, und mit Recht, und fiel in grimmigem Zorn über den unhöflichen Gast her, und seine Geschwister halfen ihm getreulich. Ich mußte dazwischen fahren, sonst hätten sie ihm wohl gar das Leben genommen. Wenn es dabei einige Wunden davongetragen hat, so ist das doch nicht meine Schuld, es hat es sich selbst zuzuschreiben, und ich meine, für seine Unhöflichkeit geschah ihm recht.“

Ein Gemurmel der Zustimmung ging durch die Versammlung, denn Reineke hatte mit so überzeugender Redlichkeit gesprochen, daß selbst manche von denen, die ihm nicht hold waren, nachdenkend wurden.

„Und der Mann der Krähe wagt es, hierher zu kommen und zu klagen, daß ich sein Weib gefressen hätte?“ fuhr Reineke noch mutiger fort. „Das ist nun gar eine ganz elende Lüge. Erstickt ist sie, weil sie den Fisch samt den Gräten in übermäßiger Gier verschlang. Wenn man ihn recht verhörte, käme vielleicht an den Tag, daß er sein Weib selbst erschlagen hat. Beide, Kaninchen und Krähe, haben mich in meiner Abwesenheit aufs schändlichste verleumdet. Sie mögen mir hier gegenübertreten mit einwandfreien Zeugen. Bestätigt sich dann ihre Aussage, so werde ich mich natürlich jedem Urteil unterwerfen.“

Kaninchen und Krähe traten jedoch nicht vor, um ihre Klage ihm ins Angesicht zu wiederholen. Sie hatten ja keine Zeugen für Reinekes Untaten, und schlichen lieber heimlich davon, denn sie sahen voraus, daß er sie noch selber in Strafe bringen würde; verschmitzt genug war er dazu.

Der Mann mit der Schlange.

Solcher anscheinend so einfachen und treuherzigen Darstellnug gegenüber war selbst der König schon wieder zweifelhaft geworden. Er wendete sich an die Versammlung und sprach: „Wer will nun klagen, der trete vor und rede laut und frei. Gestern waren ja so viele Kläger zur Stelle; hier steht Reineke, nun mögen sie klagen.“

Es trat aber niemand vor, und Reineke sagte: „Herr! mancher klagt laut und hart, wenn ihm der Gegner nicht gegenübersteht; ist dies aber der Fall, dann schweigt er. So haben auch die beiden losen Schelme, das Kaninchen und die Krähe getan; nun ich aber selbst zum Gericht gekommen bin, haben sie sich davongeschlichen, denn sie wagen es nicht, mit mir zu rechten. Träfe es mich allein, daß ich unschuldig käme in Verdacht, wahrlich, ich wollte es gern tragen; aber es verliert auf diese Weise wohl mancher edle Mann eure Gnade.“

„Wer soll dir trauen, der du doch ein untreuer, böser Dieb bist?“ sprach aber der König. „Was trieb dich dazu, daß du dem armen Lampe, der meine Briefe zu tragen pflegte, unschuldig das Leben genommen hast? Du hast mir gelobt, nach Jerusalem und nach Rom zu pilgern, statt dessen locktest du Lampe und Bellin nach deiner Burg. Den einen brachtest du ums Leben, den andern schicktest du mit dem Kopf des Gemordeten im Ränzel zu mir zurück. Und der Bursche Bellin berühmte sich noch, daß die in dem Ränzel befindlichen Briefe auf seinen Rat und sein Betreiben geschrieben worden seien. Es war aber doch nichts weiter darin, als das blutige Haupt meines Briefträgers. Das tatet ihr beiden mir zur Schande, deshalb behielt ich Bellin gleich als Pfand, und er hat mit Recht sein Leben verloren. Nun geht's an dich!“

„Was hör' ich!" rief da Reineke mit anscheinendem Entsetzen; „Lampe tot und auch Bellin? Herr, so wollt' ich doch, daß ich nie geboren wäre, denn nun habe ich den größten Schatz verloren. Durch Bellin und Lampe sandte ich euch köstliche Kleinodien, wie sie auf Erden nicht zum zweitenmal so köstlich zu finden sind. Wer hätte gedacht, daß Bellin, der Widder, ein so schwarzer Verräter wäre, daß er seinen Kumpan, den guten Lampe, ermorden und die Kleinodien unterschlagen könnte? Wohin soll man sich heut' noch wenden, um sich vor dem schnödesten Betrug zu hüten?"

Der König hatte diese Worte Reinekes nicht mehr gehört, er war während dessen in sein Gemach gegangen und fand hier die Königin und die Gattin des Affen Martin, Frau Riechegenau, welche bei dem Königspaar in der höchsten Gunst stand, denn sie war ungewöhnlich klug. Sie war von ihrem Manne Martin schon unterwiesen worden, Reinekes Sache in jeder Weise zu unterstützen, und als sie den König mit so finsterem Gesicht eintreten sah, ergriff sie sogleich diese Gelegenheit.

„Erzürnet euch nicht allzu sehr, Herr," begann sie mit großer Vertraulichkeit, „hat sich nicht Reineke dem Recht unterworfen? Kann seine Sache daher so schlecht sein, wie seine Feinde sie darzustellen suchen, nur um ihm zu schaden? Bedenket wohl, Herr, daß er euch schon mehr als einmal mit besserem Rat gedient hat, als Isegrim, Braun und alle die andern zusammen, ja, daß er noch Rat gefunden hat, wo alle andern ratlos standen? Sie beneiden ihn bloß, und deshalb wollen sie ihn verderben, weil sie ihn und seine ungemeine Klugheit fürchten."

Der König entgegnete finster: „Habt ihr denn vernommen, Frau, wessen der Schelm angeklagt wird? Rauben, Plündern, Dieberei, Mord und die mannigfachste Verräterei legt man ihm zur Last. Soll ich ihm da nicht gram sein?"

„Mag alles sein, euer Gnaden," sagte die Affin, „das meiste daran ist aber nur pure Verleumdung. Der Neid allein fürchtet seine Klugheit, und die verzeiht man ihm nicht. Denkt doch an den Mann mit der Schlange! Da war er es allein, der das Recht fand, und ihr mußtet ihn vor allen Herren preisen."

Nachdenkend sprach der König: „Ich kann mich nicht besinnen, Frau, weiß nur, daß es eine sehr verworrene Sache betraf. Erzählt mir doch, wie das war."

Die Affin erzählte nun, daß vor mehreren Jahren einmal ein Lindwurm oder Schlange an den Hof gekommen sei und heftig gegen einen Mann geklagt habe, der mit dem Recht, das zweimal gegen ihn entschieden, nicht zufrieden sei. Sie war durch ein Loch gekrochen und dort in einem Strickgeflecht hängen geblieben, so daß sie sich nicht losmachen konnte und den elendesten Hungertod hätte sterben müssen. Da kam ein Mann die Straße dahergegangen, den bat sie flehentlich, daß er sich ihrer erbarmen und sie aus der Fessel erlösen möchte.

„Ich will dich erhören," sprach der Mann, „wenn du mir schwören willst, daß du mir hernach kein Leid zufügen wirst. Mich erbarmt dein Unglück."

Da schwur die Schlange einen teuren Eid, ihm in keinem Dinge zu schaden, und beide gingen nun des Weges zusammen weiter. Vom fürchterlichsten Hunger gepeinigt, vergaß die Schlange aber bald ihren Eid, schoß auf den Mann los und wollte ihn zerreißen.

Mit genauer Not sprang der Mann zur Seite und rief: „Ist dies nun mein Dank, daß ich dich erlöst habe? Hast du mir nicht geschworen, mir in keinem Dinge zu schaden?"

„Was willst du," entgegnete die

Schlange, „mich zwingt der Hunger dazu, Hungersnot kennt kein Gebot."

„So bitt' ich dich," sagte der Mann, „mich nur so lange zu verschonen, bis uns Leute begegnen, die unseren Rechtsstreit entscheiden sollen."

Damit war die Schlange zufrieden. Sie fanden den Raben Pflückebeutel mit seinem Sohne, legten ihm den Streit vor, und der Rabe entschied, daß die Schlange das Recht habe, den Mann zu fressen.

„Nun habe ich den Prozeß gewonnen," triumphierte die Schlange, „und niemand kann mich darum schelten, wenn ich meinen Hunger an deinem Leibe zu stillen suche."

„Mit nichten," wehrte sich aber der Mann. „Es wird niemand wundern, wenn ein Räuber, wie es doch der Rabe ist, mich zum Tode verurteilt, wohl nur deshalb, weil er selber gern ein Stück davon gehabt hätte. Sein Urteil gilt nichts, und ich gehe mit dir vor vier oder neun."

Die Schlange war damit einverstanden, und die nächsten, die ihnen begegneten, waren der Wolf und der Bär. Da erschrak der Mann nicht wenig, denn er konnte sich denken, was er von diesen beiden zu erwarten hatte, um so mehr, als die beiden Raben ebenfalls mitgegangen waren und er allein nun fünf gierigen Räubern gegenüber stand. Und was er erwartet hatte, das trat auch ein, denn Wolf und Bär entschieden: „Die Schlange darf den Mann ohne weiteres töten; sie hat zwar geschworen, aber sie befindet sich durch den Hunger in einer Zwangslage, und Not und Zwang brechen Treue und Eid."

Die Schlange suchte diesem Schiedsspruch auch gleich nachzukommen. Sie wollte den Mann schon mit ihren Ringeln umschlingen und spritzte ihren giftigen Geifer nach ihm, so daß er diesem nur mit Mühe ausweichen konnte. Er wollte aber auch diesen Richterspruch nicht anerkennen, denn auch diese Richter seien selber arge Diebe und Räuber, und so müsse er seine Sache dem König befehlen; wie der entscheide, so wolle er sich dann willig fügen. Der Wolf und der Bär traten selber dafür ein, denn sie galten ja als die vornehmsten unter den Räten des Königs und dachten, daß die Sache dort ebenso entschieden werden würde.

Sie hatten sich aber geirrt, denn weder der König, noch seine andern Räte wußten mit diesem schwierigen Fall fertig zu werden. Daß der Mann für die Wohltat, die er der Schlange erwiesen, von dieser gefressen werden sollte, erschien ihnen unbillig, und doch war die Zwangslage infolge der Hungersnot nicht wegzuleugnen. In dieser Verlegenheit wurde Reineke geholt, und der König legte das Urteil in seine Hände, was er entscheiden würde, das sollte gelten.

Reineke dachte ein wenig nach, dann aber äußerte er sich dahin, daß man den Fall nicht entscheiden könne, wenn man nicht gesehen hätte, wie die Sache an Ort und Stelle gewesen sei. Da begab sich der ganze Gerichtshof dahin, wo die Schlange gefangen gelegen hatte. Sie mußte wieder durch das Loch kriechen, und die Stricke wurden wieder so um sie gelegt, daß sie sich nicht rühren konnte. Nun sprach Reineke: „Jetzt sind die Parteien wieder auf demselben Punkte, wo sie gewesen waren, als der Streit begann, keiner hat gewonnen und keiner verloren. Nun ist das Urteil bald gefällt: Die Schlange mag den Mann bitten, daß er sie löse, will er das tun, so steht es ihm frei; will er es nicht tun, so mag er sie verstrickt sitzen lassen und seiner Wege gehen. So hat der Mann nun freie Wahl, wie er sie zuerst hatte."

Es konnte nicht zweifelhaft sein, was der Mann nun wählte, und um diesen weisen Richterspruch war Reineke dann weit und breit angesehen. —

Das war die Erzählung, welche die Affin dem Könige in das Gedächtnis zurückrief, und die Königin fügte hinzu: „Ja, Braun und Isegrim mögen gute Klopffechter sein und sind gern bei Freſſereien, aber guter Rat beschwert sie nicht. Wölfe und Bären verderben das Land und sorgen nur für ihr eigen Haupt. Reineke dagegen bedenkt Weisheit und Recht. Wenn ihr guten Rat braucht, so könnt ihr seiner gar nicht entbehren, darum bitte auch ich, daß ihr ihm Gnade zuteil werden laßt."

Als die Affin noch einmal warnte: „Herr, bedenket, wie zahlreich Reinekes Geschlecht ist, daß euch ein schnelles Urteil hernach nicht reut," fand es der König zwar wunderlich, daß die Frauen sich so für den Schalk aufwarfen, aber er versprach doch, es zu bedenken. Und als er in den Saal zurückkehrte, wohin ihm auch die Königin und die Affin folgten, wo alle seiner harrten, sah er, wie sehr recht die Affin hatte, denn alle Freunde hatten sich um Reineke versammelt, und es war eine sehr große Schar.

Die Kleinode.

„Höre, Reineke," wendete sich König Nobel an den Fuchs, „jetzt sage mir aufrichtig, wie du dazu gekommen bist, mit dem Verräter Bellin ein Komplott gegen den frommen Lampe zu schmieden, das dem armen Burschen das Leben kostete. Sage mir, wie ihr beiden Erzschelme dazu gekommen seid, mir zum Hohne dann das Haupt Lampes als Brief zu senden, denn das Ränzel enthielt nichts weiter, als eben nur den Kopf. Bellin empfing seinen Lohn, nun ist an dir die Reihe."

„Herr," antwortete Reineke ganz zerknirscht, „ich wollte, ich wäre lieber tot, als daß ich eine so schamlose Betrügerei erleben muß. Ich sandte euch durch Bellin und Lampe allerdings das Ränzel ohne einen Brief darin, das ist wahr. Von Briefen hatte ich nur den beiden gesprochen, um zu verhindern, daß sie das Ränzel öffneten. In Wahrheit tat ich zum Geschenk für euch und die Frau Königin drei unschätzbare Kleinode hinein, wie sie auf der Welt nicht zum zweitenmal zu finden sind, die ich meines Vaters Schatze entnahm. Wie ich zu meinem ungeheuren Schmerze nun erfahre, sind dieselben nicht in eure Hände gelangt, sondern verschwunden, auch ist nur Lampes Kopf eingetroffen, also muß ihn Bellin unterwegs ermordet und die Kostbarkeiten entwendet haben. Ließen sie sich nur erfragen; aber daraus wird nichts werden."

„Wenn sie über der Erden sind, werden wir keine Mühe scheuen, sie aufzufinden," warf Frau Riechegenau dazwischen.

„Das wird schwerlich gelingen," meinte Reineke kopfschüttelnd, „denn wer diese Kleinode nun besitzt, der wird sie gewiß sorgsam hüten. Wer kann auch wissen, wo Bellin sie verborgen hat und ob sie überhaupt in jemandes Händen sind."

„Was für Kleinode waren es denn, Reineke?" fragte Frau Riechegenau neugierig; „davon habt ihr uns ja noch gar nichts gesagt."

„Es war ein Ring, ein Kamm und ein Spiegel, jedes dieser drei Dinge ein Kunstwerk sondergleichen."

„Weibertand!" brummte der König mit geringschätziger Miene.

„Sagt das nicht, gnädiger Herr. Der Kamm und der Spiegel waren nur einer Frau wie unserer Königin würdig. Mein Weib hat mich genug darum gequält, aber für Frau Ermelein waren sie viel zu kostbar. Der Ring aber, Herr König, war überhaupt nicht für ein Weib bestimmt, und seine wundervollen Eigenschaften konnten nur für einen König passen."

„Ihr dreht euch immer um die Sache herum, Reineke," rief Frau Riechegenau ungeduldig; „beschreibt uns doch die Dinge ein wenig, damit man weiß, wo und wie."

„Sehr gern," antwortete Reineke und berichtete von den drei Kleinoden folgendes.

Der Ring

sei ein wunderbar köstlich Ding, wie ihn nur der Witz des geschicktesten Künstlers erfinden konnte, ein wahrhaft fürstlicher Besitz. Vom feinsten Golde war er gearbeitet und innen mit Buchstaben versehen, aus denen seine wunderbaren Eigenschaften ersichtlich wurden, wie ein hochweiser Mann in Aachen, der alle Sprachen verstand, herausgefunden hatte.

Wer ihn am Finger trage, so berichtete er, der bleibe beschützt vor jeder Gefahr, auch kein Zauber könnte ihm etwas anhaben. Dazu verleihe er langes Leben. Außen war der Ring mit einem wunderkräftigen Karfunkel verziert, durch dessen Licht man auch in der Nacht alles sehen konnte, als wäre es Tag. Wer ihn berühre, deutete der Meister in Aachen, der wäre in derselben Stunde gesund und litte er an einer noch so bösen Krankheit, ihm widerstehe allein der Tod. Auch könne man mit diesem Stein durch jedes Land, durchs Feuer könne man gehen wie durchs Wasser; wer ihn trage, der könne weder verraten, noch gefangen werden, er entginge jedem Feind, und wenn sich deren Hunderte ihm entgegenstellten. Ferner benehme der Stein jedem Gift, jedem bösen Saft die Kraft, verscheuche auch allen Haß und Neid.

All unsre Wohlfahrt kann er mehren,
Er verleiht uns Reichtum, Glück und Ehren
Daß unser Leben vor dem Tod
Bewahrt sei und vor aller Not.

„Ja," fügte Reineke hinzu, „alle Tugenden dieses Ringes aufzuzählen, würde kein Ende nehmen. Ich sandte ihn durch Bellin unserem Könige, weil ich selber nicht würdig zu sein glaubte, ihn zu besitzen oder gar zu tragen. Und nun ist dieses kostbare Kleinod, das die Wohlfahrt seines Besitzers maßlos mehren konnte, für alle Zeiten dahin, durch die betrügerische Untreue des argen Bellin, der so viel Vertrauen zu verdienen schien, wohl auf immer verloren.

Der Kamm

war aus den Knochen des Panthertieres geschnitzt. Das ist ein sehr edles Tier, welches nur zwischen Indien und dem Paradies lebt. Sein Geruch ist süß und spendet Heil, so daß die Tiere, groß und klein, dem Panther insgemein folgen, wohin er auch gehen möge, weil ihnen aus diesem Geruch Gesundheit erblüht. Aus dieses Panthertieres Gebein war der kostbare Kamm mit vielem Fleiße geschnitzt, klar wie Silber, und man sagt, daß der süße Geruch nach dem Tode des edlen Tieres auch seinem Gebein unvermindert verbleibt.

Auf dem Kamme waren wunderschöne Gebilde erhaben ausgeschnitzt, durchflochten mit dem feinsten Golde. Sie stellten die Geschichte aus dem grauen Altertume dar, wie die drei Göttinnen Juno, Pallas und Venus, den Paris, einen trojanischen Königssohn, zum Schiedsrichter aufriefen, wer von ihnen die schönste sei; und er gab den Preis der Venus, die ihm dafür die schöne Helena, die Frau des griechischen Königs Menelaus, das schönste Weib der Erde, verschaffte. Und diese Historie war auf dem Kamme in schönen Bildern von Anfang bis zu Ende zu sehen.

„Und diesen wunderschönen Kamm," fügte Reineke noch hinzu, „welcher der Trägerin auch stete Gesundheit verleiht, sollte ein Geschenk für unsere Königin sein. Sie war mir ja immer in Gnaden geneigt, hat manch gutes Wort für mich eingelegt, und ich habe ihr manche Wohltat zu danken. Leider sollte sie meine Dankbarkeit nicht kennen lernen."

Der Spiegel

war aber noch viel wunderbarer als der Kamm. Das Glas war ein klarer Beryll, in dem man bei Tag wie bei Nacht zu jeder Stunde sehen konnte, was eine Meile weit im Umkreise geschah. Wer einen Fleck oder einen Makel im Gesicht hatte, der brauchte nur hineinzusehen, und gleich war jeder Makel verschwunden. Der Rahmen zu diesem Spiegel war aus dem Holze Lethim geschnitzt, das kostbarer noch ist als das Gold. Auch hierauf war manche wunderschöne Geschichte abgebildet, und unter jedem Bilde konnte man die Erzählung in goldenen Buchstaben lesen.

Die erste handelte von dem Pferde und dem Hirsch. Das Pferd wollte das schnellste Tier der Erde sein und meinte den Hirsch noch übertreffen zu können, wenn der Mensch sich auf seinen Rücken setze und hinterherjage. Es bat daher einen Bauern, sich aufzusetzen, und nun verfolgten sie den Hirsch stundenlang. Das Pferd wurde aber müde und sprach zu dem Bauer, er möge absteigen, denn es müsse sich nun ausruhen. Der Bauer aber antwortete, das würde er nicht tun, denn es müsse ihm von nun an gehorsam sein. So wurde das Pferd von der Macht des Menschen bezwungen und ist nun dessen gehorsamer Sklave:

So wird der selber mit Pein beladen,
Der sich bemüht, dem andern zu schaden.

Die zweite Geschichte lautete von dem Esel und dem Hund, die beide bei einem reichen Herrn dienten. Der Esel beneidete den Hund, wie gut der's hatte, denn er sah, wie er den Herrn bellend begrüßte, ihm auf den Schoß sprang, die leckersten Bissen erhielt und nichts dafür zu tun brauchte, sondern nur geliebkost wurde und dem Herrn Hände und Gesicht beleckte. Er aber mußte Tag für Tag Säcke tragen, erhielt Stroh zu kauen und war auf eine elende Schlafstelle im Stalle angewiesen. Da meinte das dumme Tier, es ebenso gut haben zu können wie der Hund, wenn er es nur ebenso mache wie dieser. Eines Tages sprang er daher auf den Herrn los, brüllte, schnaufte, leckte ihm das Gesicht, alles wie er es von dem Hunde gesehen hatte. Der Herr kam in große Not und schrie: Schlagt doch das Vieh tot! Da kamen die Knechte mit Knütteln herbei, schlugen auf den Esel los und prügelten ihn in den Stall hinein. So blieb er also ein Esel wie zuvor.

Ein drittes Bild stellte ein Ereignis dar, welches auf die Sitten des Wolfes ein helles Licht wirft. Er hatte einst das Knochengerüst eines toten Tieres gefunden, an dem kein Fetzen Fleisch mehr zu sehen war. Da er aber Hunger hatte, so machte er sich über die Knochen her und begann gierig daran zu nagen. Da geriet ihm ein Knochen quer in den Hals, und er mochte sich mühen, so viel er wollte, er brachte ihn nicht vorwärts in den Magen, nicht rückwärts ins Maul zurück. Das machte ihm natürlich sehr heftige Schmerzen. Er sandte nach allen bekannten Doktoren und verhieß demjenigen großen Lohn, der ihn von dem Knochen befreien würde; aber niemand konnte ihm helfen, die Anstrengungen dieser weisen Herren machten ihm nur noch größere Schmerzen.

Da kam auch Lütke, der Kranich, daher, der davon gehörte hatte, und der Wolf glaubte an dem Barett auf seinem Kopfe schon von fern den Doktor zu erkennen.

„O, steht mir bei, Herr Doktor," gurgelte der Wolf, „zieht mir den Knochen aus dem Halse und befreit mich von diesen fürchterlichen Schmerzen. Euer Lohn soll so groß sein, wie ihr noch nie einen empfangen habt."

Der Kranich glaubte dem schnöden Versprechen, besichtigte den Fall sehr genau und steckte nun den langen Schnabel samt

dem Kopfe in den Rachen des Wolfes. Mit dem Schnabel faßte er den Knochen und zog diesen glücklich aus dem Halse heraus.

Laut auf schrie der Wolf, denn diese Operation ging nicht ohne heftigen neuen Schmerz von statten. „Weh mir!" stöhnte er dann, „was machst du mir für Schmerzen; doch ich vergeb' es dir, tu's aber nicht wieder. Hätte sich das ein anderer unterstanden, wahrlich, er wäre nicht lebendig fortgekommen."

„Seid nur ruhig, Meister Isegrim," entgegnete der Kranich, „‚ihr seid genesen. Ich habe getan, was viele Doktoren nicht vermocht haben. Nun zahlt mir auch meinen Lohn aus!"

„Was?" schrie da Isegrim. „Nun hör' einer diesen Gecken an! Macht mir so fürchterliche Schmerzen und will noch Lohn dafür haben, denkt gar nicht daran, daß ich ihm eine Gnade erzeigt habe, die er also wahrhaftig nicht verdient."

Erschrocken trat Lütke zurück und stotterte: „Ihr hättet mir eine Gnade erzeigt? Inwiefern?"

„Ihr seid wirklich naiv, Doktor," antwortete der Wolf. „Ihr habt euren Kopf in mein Maul gesteckt und ich habe nicht zugebissen. Ist das noch keine Gnade? Man sollte an eurem Verstande zweifeln, jeder Vernünftige wird sagen: wenn hier jemand Lohn zu empfangen berechtigt ist, so ist es Isegrim und nicht Lütke." —

„So, Herr König," schloß Reineke seinen Bericht von den unschätzbaren Kleinoden, die er dem Königspaar durch Lampe und Bellin geschickt haben wollte, „lohnte Isegrim dem, der ihm das Leben gerettet hatte. Und diese Begebenheit war auch auf dem Rahmen des Spiegels dargestellt, nebst einigen andern kleinen Bildern, von denen ich aber weiter kein Aufhebens machen will. Jammervoll ist es, daß nun diese Kleinode verschwunden sind, von denen ich selber keinen Gebrauch machen konnte und auch nicht machen wollte. Da aber jede Untat an die Sonne kommt, so wird auch diese nicht verborgen bleiben. Vielleicht wäre sogar in diesem Kreise der Anwesenden jemand, der Auskunft darüber geben könnte, wo die Schätze geblieben sind. Wer kann's wissen!"

Wie Reineke sich rechtfertigt.

Reineke sah, wie des Königs Augen finster und mißmutig auf Isegrim ruhten, und darin ein günstiges Zeichen erblickend, glaubte er den Moment wahrnehmen zu müssen und fuhr schnell fort:

„Wie ganz anders handelten dagegen doch mein Vater und der eurige."

„Wie war das?" fragte König Nobel.

„Herr," sagte Reineke, „meine Feinde hier, Isegrim allen voran, sprechen, mein Vater sowohl wie ich, mein Weib und meine Kinder, haßten euch und eure ganze Familie. Vergönnt, daß ich das Gegenteil beweise. Von mir will ich nicht reden, aber mein Vater stand bei dem eurigen in hoher Gunst, und das kam daher: Mein Vater war ein Meister in der Arzneikunst, und als euer Vater im harten Winter schwer darnieder lag, daß er sogar auf einer Bahre getragen werden mußte, und alle Ärzte zwischen Rom und hier gerufen worden waren und keiner hatte helfen können, dachte man zuguterletzt an meinen Vater.

Er wurde geholt, und euer Vater klagte ihm seine bittere Not, daß es je länger je schlimmer würde. Mein Vater hörte das an, fragte nach diesem und jenem und war bald mit sich im reinen. „Ihr könnt gesund werden, Herr," sprach er, „wenn ihr das einzige Mittel anwendet, das hier möglich ist: Ihr müßt die Leber von einem siebenjährigen Wolf essen. Mag es kosten, was es will, es gibt kein anderes Mittel."

Der Wolf stand auch dabei, und als er gedachte, daß er gerade sieben Jahre zählte, erschrak er sehr.

Aber euer Vater sprach: „Ihr habt gehört, Herr Wolf, was der Doktor gesagt hat. Wenn ich am Leben bleiben soll, so müßt ihr mir wohl oder übel eure Leber hergeben."

Der Wolf beteuerte nun zwar, daß er noch nicht fünf Jahre zähle und sträubte sich, was er konnte, aber das half nichts; er mußte, da der König entschied, daß man dies schon an der Leber sehen würde, fort in die Küche und da wurde ihm die Leber ausgeschnitten. Der König aß die Leber und wurde tatsächlich gesund. Seit der Zeit wurde dann mein Vater hochgeehrt, er mußte Doktor genannt werden und dem Könige stets zur rechten Seite gehen. Dazu befahl der König, daß er von jedermann in höchsten Ehren gehalten werden solle, und das geschah auch bis an meines Vaters Lebensende."

„Wie ist das nun alles umgeschlagen!" fuhr Reineke seufzend fort. „Die gierigen Schurken, die nur an den eigenen Gewinn denken und Weisheit und Recht für nichts achten, werden hervorgezogen. An meines Vaters Verdienst denkt niemand, sondern der Sohn dieses Wohltäters eines Königs wird verklagt und verfolgt auf jede mögliche Weise, und ihr, hoher Herr, glaubt dem Otterngezücht, dem nur sein eigener Vorteil gilt und hinter eurem Rücken übel sogar von euch denkt und redet."

Der König war in Gedanken versunken und schwieg eine lange Weile. Dann aber sagte er: „Was ihr da von eurem Vater sagtet, Reineke, das geht mir zu Herzen. Doch kann ich mich dessen nicht entsinnen, denn ich war damals noch zu klein. Von euch jedoch weiß man nur Übeltaten zu berichten, und eine Klage kommt über die andere. Wenn nur wenigstens eine gute Tat von euch zu meinen Ohren käme, dann ließe sich vielleicht verhandeln; aber nein, das ist bis heute noch nicht geschehen."

„Darauf will ich euch antworten, Herr," entgegnete Reineke, „denn ihr selbst habt ja doch schon den Unterschied zwischen dem Wolf und mir erfahren."

„Wie, ich?" fragte König Nobel erstaunt.

„Erinnert euch nur, Herr," sprach Reineke mit aller Sicherheit, „und was ich euch in die Erinnerung zurückrufe, dessen will ich mich nicht rühmen; es soll nur ein Beweis sein, daß ich für euch alle Tage zu tun, was in meinen Kräften steht, mich für schuldig halte. Als ich und Herr Isegrim dort eines Tages ein Schwein geworfen hatten, kamet ihr dazu mit eurer Frau Gemahlin, klagtet eure Not und fordertet uns auf, mit euch zu teilen. Isegrim sollte die Teilung übernehmen, aber wie teilte er? Ein Viertel für euch, ein zweites Viertel für eure Gemahlin, und die Hälfte nahm er für sich. Ihr wurdet nicht satt, aber es fiel dem Wolf nicht ein, nur noch ein Stückchen von seinem halben Schwein herzugeben. Da schlugt ihr ihm mit eurer Tatze zwischen die Ohren, daß gleich das Blut floß und er heulend hinweglief, und ihr riefet ihm nach: ‚Komm wieder hierher und schäme dich ein andermal mehr.' Nun erbot ich mich, wenn's euch beliebte, wollte ich etwas beschaffen, ich wußte schon Gelegenheit, aber der Wolf solle mich begleiten. Wir fingen ein Kalb, und als ihr nun mir die Teilung übertruget, teilte ich euch die Hälfte zu, die andere Hälfte der Königin, und was innen war, sollten eure Kinder haben. Ich nahm für mich nur die Füße und Isegrim erhielt das Haupt. Ihr lobtet mich und meintet, daß ich in der Not gut zu senden sei. Herr, wenn ihr dieses Tages gedenkt, wird euch von selbst einleuchten, wer euer treuester Diener ist, Isegrim oder ich. All mein Sinnen ist ja nur darauf gerichtet, euch zu dienen."

Der König nickte und war anscheinend sehr befriedigt. Da nahm Reineke seinen ganzen Mut zusammen und rief mit erhobener Stimme: „Schwer bin ich verklagt, das ist wahr, aber ich muß hindurch, wie es eines Edelmannes würdig ist. Ist hier noch jemand, der mich eines Unrechtes wahr und wahrhaftig zeihen kann, der setze sein Pfand gegen das meinige, sei es sein Ohr, sein Gut, sein Leben, wie es das Recht fordert, ich will mit ihm darum kämpfen! So, Herr, will ich meine Sache führen, wie sich's gebührt."

Alle diese gleißnerischen Lügen hatten den Sinn des Königs mehr und mehr gewandelt, denn Reineke verstand mit einer solchen Treuherzigkeit zu reden, daß er jedermann berückte. König Nobel sprach daher: „Es ist wahr, Reineke, man klagt dich an, daß du bei Lampes Tode mit im Spiel gewesen seiest. Da du dich aber immer zu deinem Herrn gehalten, wie du erwiesen hast, so verzeihe ich dir gern, was du an mir verbrochen hast. Der von dir angerufene Lauf des Rechtes soll



Der kranke König.

frei walten, wie ich das immer so gehalten habe. Wer also sonst noch über Reineke zu klagen hat, der trete her und setze gegen Reinekes Pfand das seinige."

„Herr, ich danke euch, daß ihr mich mein Recht finden laßt," sagte der Fuchs demütig. „Gar bitter beklage ich Lampes und Bellins Tod, weil dadurch die Kleinode verloren gegangen sind; aber ich will nicht ruhen und nicht rasten, bis sie wiedergefunden sind."

Der König, welcher der Beschreibung jener angeblichen Kleinode begierig gelauscht hatte, erklärte sich bereit, ihm Urlaub zu geben, daß er frei reisen könnte, sagte ihm auch, falls er sie entdeckte, seine Hilfe zu.

Isegrim will Reineke dennoch verderben

Mit Ingrimm hatte der Wolf diese für ihn so unerfreuliche Wendung der Dinge gesehen, und seine Wut kannte keine Grenzen mehr, als er jetzt erleben mußte, daß Reineke von dem Könige völlig verziehen und der Schelm wieder zu Gnaden angenommen wurde. Er trat daher vor und sprach: „Großmächtiger König! Glaubt ihr wirklich dem Heuchler, der euch erst neulich zwei- und dreifach belogen hat? Ich bin der Überzeugung, daß er nie die Wahrheit spricht und auch jetzt wieder uns alle belogen hat. Er verlangt Zeugen, das ist sehr listig, denn wer hat zu allen Dingen Zeugen? Dennoch weiß ich drei Sachen vorzubringen, die er nicht wird widerlegen können. Ich lasse ihn nicht fort; er soll mir hier zu Rechten stehen, und ich werde im andern Falle den angebotenen Zweikampf mit ihm nicht scheuen."

„So redet, Isegrim!" sagte der König unmutig.

„Es war im Winter und bitter kalt," begann der Wolf, „als Reineke meine Frau beredete, mit ihm an einen nahen Teich zu gehen, wo sie jetzt bequem Fische fangen könnte. Hier führte er sie an ein Loch im Eise und verführte sie, ihren schönen, dichten Schwanz ins Wasser zu halten, es würden bald so viele Fische anbeißen, daß sie nicht den vierten Teil davon verzehren könnte. Das unschuldige Weib tat dies, aber in der Kälte währte es nicht lange, so fror der Schwanz ein, daß sie nicht wieder los konnte. Da lief er lachend herzu und behandelte mein Weib, daß ich es hier gar nicht erzählen kann. Ich kam zufällig dazu, da lief er seine Straße davon. Es kostete mich nun noch äußerste Mühe, das Eis zu zerbrechen und mein Weib zu befreien. Sie ließ ein Viertel ihres schönen Schwanzes im Eise stecken und schrie so vor Schmerzen, daß die Bauern gelaufen kamen mit Piken, Äxten, Hauen, und es war ein Glück, daß die Finsternis hereinbrach, denn da konnten wir uns in den Binsen verkriechen. Die Bauern ließen von uns ab, und in der Nacht schlichen wir dann nach Haus, mehr tot als lebendig. Seht, Herr, das ist Gewalt, Verrat und Mord, und solche Missetat müßt ihr hart strafen."

Der König antwortete: „Darüber werde ich Gericht halten, aber erst müssen wir hören, was Reineke dazu sagt."

Reineke verantwortete sich: „Herr, wäre das so, wie der Wolf erzählt, so würde man mich ehrlos nennen dürfen. Wahr ist, daß ich dem Weibe von dem Fischfang gesprochen habe. Aber ich habe sie auch treulich verwarnt, und daß ihr dann der Schwanz festgefroren ist, daran war nur ihre Gierigkeit schuld, denn sie meinte, gar nicht Fische genug kriegen zu können, und hielt das Kneipen vom Eise für Fische, deren immer mehr anbissen. Als sie dann fest saß, sprang ich ihr nur hilfreich bei, zog und schob, daß sie frei kommen sollte. Da kam zufällig Isegrim und machte einen solchen Lärm und fluchte

so lästerlich auf mich ein, daß ich es geraten fand, davonzulaufen. Daß sie dann von den Bauern gejagt worden sind, war doch nicht meine, sondern seine eigene Schuld, warum lärmte er so. Hier steht Isegrims Weib, Frau Gieremund, fragt sie, Herr, ob es nicht so gewesen ist."

Der König forderte Frau Gieremund auf, zu sprechen. Sie ließ sich aber auf diesen Fall nicht ein, sondern erzählte einen ganz andern. Danach war sie an einen offenen Brunnen gekommen; der hatte zwei Eimer, wenn der eine hinunterging, kam der andere herauf. Da hörte sie unten jemand rufen, und als sie hinabblickte, sah sie in dem Eimer unten Reineke sitzen. Sie fragte erstaunt, wer ihn da hinabgebracht habe, und er rief frohlockend, daß es unten die herrlichsten Fische in Menge gäbe; wenn sie sein Mahl teilen wolle, möge sie nur in den andern Eimer springen. Sie war töricht genug, das zu tun, und da sie viel schwerer war als der Fuchs, so fuhr der Eimer mit ihr hinab in die Tiefe und Reineke kam in dem seinigen wieder in die Höhe. Er sprang aus dem Eimer und rief höhnend hinab: „Seht, Frau Gevatterin, so geht das Glücksrad auf und nieder, so ist der Brauch in der ganzen Welt. Laßt es euch nicht verdrießen!" Dann lief er davon. Frau Gieremund saß da unten den ganzen Tag, dann wurde sie von den Bauern entdeckt, herausgezogen und furchtbar zerschlagen, so daß sie nur mit Not entkam.

„Nun, wie man sieht, Frau Gieremund, hat euch das weiter keinen Schaden gebracht," antwortete Reineke darauf. „Ihr habt bei dieser Gelegenheit jedenfalls gelernt, daß man bedachter sein muß und nicht jedem Glauben schenken darf."

Die ganze Versammlung lachte, und das war gut für den Verklagten.

Die Herausforderung.

Nun klagte Isegrim den Fuchs einer dritten Freveltat an, wie er ihn verlockt habe, in die Höhle der Meerkatze zu gehen, und wie die alte Äffin ihn mit Nägeln und Zähnen so jämmerlich zugerichtet habe, daß er hätte am Leben verzagen mögen.

„Isegrim ist nicht recht bei Trost," antwortete Reineke, „daß er so giftig von den Meerkatzen spricht. Ich sollte ihn verlockt haben? Das ist erlogen. Es war im Sachsenlande, als wir uns einmal verirrt und fürchterlichen Hunger hatten. Da entdeckte ich eine Höhle, ging hinein und fand da die Meerkatze mit ihren Jungen, ein ganz greuliches Weib und die Jungen eins immer häßlicher als das andere; dazu ein Schmutz in dem Neste, daß man meinte, in der Hölle zu sein. Ich aber machte gute Miene zum bösen Spiel, lobte die Jungen, was der alten Hexe schmeichelte, und erreichte meinen Zweck, das heißt: ich bekam zu essen und konnte meinen Hunger stillen. Was schadete es, daß sie mich, als ich so mit ihren abscheulichen Jungen schön tat, Ohm hieß und ich sie wieder Muhme nannte? Als ich danach hinaus kam zu Isegrim, der sich unter einen Baum gelegt hatte und die Hände auf den knurrenden Magen hielt, meinte er vor Hunger sterben zu müssen, und ich gab ihm ein Stück Fleisch, das mir die Meerkatze noch mit auf den Weg gegeben hatte. Das machte ihn lüstern, selber in die Höhle zu gehen und da mehr zu haben. Ich sagte ihm die Wahrheit über das greuliche Nest und den Schmutz darin, daß es aber trotzdem drin gut zu essen gäbe. Ich warnte ihn eindringlich, daß er sich ja nicht verleiten lassen sollte, über das, was er finden würde, auch nur die Nase zu rümpfen. Er schlug aber meine Warnung in den Wind, fand alles gräßlich, die Kinder abscheulich und so weiter. Kann ich dafür, daß die Alte da wütend wurde, über ihn

herfiel und ihn so übel zurichtete? Er hat es ja nicht anders gewollt. Sagt selbst, Herr König, wie kann er da von Verräterei sprechen? Fragt ihn nur, ob es nicht genau so gewesen ist, wie ich hier erklärt habe; er wird es nicht leugnen können, daß ich weit entfernt davon gewesen bin, ihn zu verlocken. Nur seine Gier, die durch das Stück Fleisch, welches ich ihm gab, erweckt war, hat ihn verlockt, und den bösen Sold von der Meerkatze hat er sich durch seinen Unverstand zugezogen."

So sprach Reineke, und sie mußten ihm alle Recht geben. Selbst Isegrims intimste Freunde schwiegen still, denn auch sie vermochten darin keinerlei Verräterei zu erblicken, da Isegrim das Gegenteil weder beweisen konnte, noch auch zu behaupten wagte, obgleich er vor Ärger und Wut förmlich schäumte. Ja, er ging auf diesen Fall gar nicht ein, wie es schon sein Weib, Frau Gieremund, bei dem zweiten nicht getan hatte, sondern rief:

„Was hilft es, hier mit Worten streiten, wenn unser Streit endlich einmal ein Ende haben soll? Wer Recht hat, wird doch endlich siegen. Ihr rühmt hier viel von der Affenhöhle und deren schmackhaften Gerichten, ich habe nur eine Unzahl Kratz- und Bißwunden davongetragen. Ein Lügner seid ihr, Reineke, durch und durch, selbst dem Könige habt ihr einen Schatz versprochen, und er hat heute noch nichts davon gesehen. Ihr seid ein Lügner von Anbeginn, ein Verräter durch und durch. Ich fordere euch hiermit zum Kampfe, am Ziel wird sich dann zeigen, wer recht hat. Weil ihr ein Verräter und Mörder seid, so will ich mit euch kämpfen auf Tod und Leben, wie ihr selbst vorher gefordert habt. Herr König, ihr hört es und auch alle ihr Herren! Hier ist mein Pfand, ihr alle mögt mir Zeugen sein. Aus diesem Gericht soll Reineke nicht entweichen!"

Großen Beifall riefen Isegrims Freunde dieser mutigen Erklärung. Reineke und seine Freunde erschraken. Der schlaue Fuchs hatte dem Isegrim, den er als einen nicht gerade besonders mutigen Helden kannte, diesen Mut nicht zugetraut. Er war sich sehr wohl bewußt, daß er dem Wolf an Kräften bedeutend nachstand, und im offenen Kampfe mit Isegrim konnte ihm all' seine Schlauheit nicht helfen. Dennoch faßte er sich schnell und sprach:

„Isegrim, ihr seid selbst ein arger Verräter. Alle Sachen, deren ihr mich beschuldigt, lügt ihr in euren Hals hinein. Meint ihr, daß ich vor einem Kampfe mit euch, der ihr mir an Kräften überlegen seid, zurückscheue? Das sei ferne. Ihr drängt nun selbst dahin, wo ich schon längst gern gewesen wäre: zum offenen Kampf mit euch. Ich weigere mich nicht, und zum Zeichen, daß Isegrim alles lügt, was er hier gesprochen hat, ist hier mein Pfand."

Der König hatte beide Pfänder empfangen und sprach: „So soll ein Kampf auf Leben und Tod entscheiden, auf wessen Seite das Recht ist. Es ist ja verworren auf beiden Seiten und muß endlich zum Austrag gebracht werden. Mit Worten ist nun lange genug gestritten worden, ich bin es müde, das ewige Gezänk noch länger zu hören. Nun aber müßt ihr, wie es Brauch ist, Bürgen stellen, daß ihr morgen zum Kampfe bereit sein werdet."

Das hatte nun weiter keine Schwierigkeiten, da beide zum Zweikampf fest entschlossen waren. Für Isegrim traten seine alten Genossen Braun, der Bär, und Hinze, der Kater, ein; für Reineke erklärten sich Grimbart, der Dachs, und Mohnike, ein Sohn Martins des Affen, bereit, die Bürgschaft zu übernehmen.

So war denn alles geordnet, was ein Zweikampf als Regel fordert, und alle sahen dem entscheidenden Zweikampf mit größter Spannung entgegen.

Reinekes Vorbereitungen zum Zweikampf.

Trotz der bewiesenen Herzhaftigkeit war Reineke doch nicht ohne Sorgen. Er kannte Isegrims rohe Kraft zu gut, als daß er nicht hätte fürchten sollen, ihm zu unterliegen, und dann war all sein Witz, seine List, sein unglaubliches Lügen umsonst gewesen. Anderseits aber wußte er sich dem Wolfe an Schnelligkeit und Gewandtheit weit überlegen, und das gab ihm immer wieder Mut.

Eine vortreffliche Stütze fand er da an Frau Riechegenau, der Gattin Martins des Affen, der nach Rom abgereist war, seiner Gattin aber noch beim Scheiden den Vetter Reineke ganz besonders empfohlen hatte. Und sie nahm sich seiner mit wahrer Liebe an.



Vorbereitungen zum Zweikampf.

„Lieber Vetter,“ sagte sie zu ihm, „nur alles mit Bedacht getan! Das müßt ihr auch in diesem Fall bedenken, der wohl gar nicht so böse ist, als er scheint. Wir werden schon Mittel finden, daß ihr imstande seid, dem plumpen Gesellen das Gleichgewicht zu halten und ihm womöglich obzusiegen. Nur mutig voran! Außerdem aber hat mich mein Mann einen Spruch gelehrt, den er einst von einem Weisen erhalten hat und der heilsam für jeden ist, der in den Streit geht. Ja, wer ihn täglich des Morgens, wenn er noch nüchtern ist, überliest, der bleibt von aller Not befreit; er ist denselben Tag zu allen Stunden vor dem Tode sicher, niemand kann ihn auch nur verwunden. Ich werde diesen Spruch morgen über euch beten. Dann dürft ihr nicht sorgen, ob es euch gelingen wird, euren Widersacher zu überwinden. Drum, lieber Vetter, seid fröhlich in dieser Nacht mit euren Freunden, deren ihr ja so viele zählt.“

„Habt Dank, liebe Muhme,“ entgegnete Reineke hocherfreut, „ich will es euch mein Lebtag nicht vergessen, wie ihr euch so liebreich meiner annehmt. Ich will es wohl gestehen, daß mich ein wenig Sorge beschlich, wenn ich an die Kraft meines Gegners dachte; aber nun fühl' ich mein Herz frei von aller Bangigkeit. Vor allem werden mir mein Recht und mein gut Gewissen wohl durchhelfen müssen.“

Danach ging Reineke zu seinen Freunden, die sich zahlreich versammelt hatten, und war mit ihnen fröhlich und guter Dinge. Sie tranken tüchtig und stießen vielmal auf das Wohlgelingen des Zweikampfes an.

Von hier wurde er dann wieder zu Frau Riechegenau geholt, denn die treue Seele hatte sich vorgenommen, den Vetter zu dem bevorstehenden Kampfe noch ordentlich vorzubereiten. Freund Grimbart, der Dachs, begleitete ihn dahin.

Die Äffin ließ ihm vom Kopf bis zum Schwanz und auch von der Brust niederwärts das Haar abscheren und ihn dann mit Öl und Fett einreiben, bis sein Körper in spiegelnder Glätte glänzte. Nun mochte Isegrim ihn fassen, wo er wollte, er konnte ihn nicht halten, denn der glatte Körper mußte ihm entgleiten. Nachdem das geschehen, sprach sie: „Nun merket auf, Reineke, was ich euch lehren werde. Daß ich es gut mit euch meine, wißt ihr, schlagt darum meinen Rat nicht in den Wind, wenn er auch nur von einer Frau kommt. Habt ihr tüchtig getrunken?“

„I nun ja,“ lachte Reineke, „die Freunde haben das ihrige getan, um das Wohlgelingen des Zweikampfes im voraus zu begießen.“

„Das ist recht,“ stimmte Frau Riechegenau bei, „setzt das morgen vor dem Zweikampfe nur fort. Das ist gut, je mehr, desto besser. Das bringt euch Glück. Ihr braucht es ganz notwendig, um vor dem Kampf euren Schweif ordentlich einzunässen. Mit dem Schweif schlagt ihr dann dem Isegrim ums Maul; könnt ihr ihn in die Augen treffen, desto besser, dann wird ihm das Gesicht versagen, und euch wird es mächtig frommen. Erst müßt ihr den Verzagten spielen und vor ihm scheinbar die Flucht ergreifen, dann wird er meinen, schon gewonnen zu haben und um so täppischer und unvorsichtiger sein. Nur achtet darauf, daß ihr immer gegen den Wind lauft und erregt möglichst viel Staub und Sand, die ihm dann in das durchnäßte Gesicht und in die Augen fliegen und ihn völlig blind machen werden. Dann dreht euch behende um, und während er sich die Augen wischt, könnt ihr um so besser im Trüben fischen, das ist dann eure Sache. Weiter kann ich euch nicht raten, denn da müßt ihr selber zusehen, wie es am besten gehen wird. Nun aber geht schlafen ohne Sorgen. Wir werden euch zur rechten Zeit wecken.“

Schon wollte Reineke mit vielem Danke sich entfernen, als sie noch einmal anhob: „Wartet noch, Vetter, ich will gleich jetzt den Spruch des Weisen über euch beten, dann seid ihr wohlgeborgen.“ Und sie breitete die Hände über ihn aus und sprach: „Gaudo statzi salphenio Casbu garfous as bulfrio!“

Nun führten sie Reineke nach seinem Bett. Er legte sich zur Ruhe und schlief wirklich sorglos bis an den Morgen. Da kamen Grimbart und der nicht minder treue Otter und weckten ihn. Der Otter hatte gleich für das Frühmahl gesorgt, denn er brachte eine junge Ente mit, die er frisch gefangen hatte. Er ließ sie sich wohlschmecken, und sie tranken tüchtig mit ihm.

Dann gingen sie nach dem Plan, wo schon die Schranken für den Zweikampf hergerichtet waren, und um die sich, wie man wohl denken kann, auch bereits alles Volk versammelt hatte, denn jedermann war ja aufs höchste gespannt, wie dieser Kampf enden würde.

In den Schranken.

Mit Sand und feinem Kies war der Plan bestreut, der zum Kampfplatz hergerichtet war und um den herum man niedrige Schranken gezogen hatte. Für den König und die Königin, sowie für deren nächstes Gefolge war eine besondere Tribüne erbaut worden, von wo aus sie den ganzen Platz übersehen und alle Einzelheiten des Kampfes verfolgen konnten.

Mit großem Geschrei wurde das Königspaar empfangen, als es auf dem Plan erschien und nach der Tribüne geführt wurde, wo es mit einigen Damen und Herren vom Hofe Platz nahm. Als König Nobel unsern Helden Reineke erblickte, mußte er über dessen geschorenen, fettglänzenden Körper laut auflachen. Er rief ihn heran und sprach: „Sag', Reineke, wer lehrte dich das, deinen Leib so einzuölen, daß man dich von keiner Seite zu fassen vermag? Wahrlich, mit Recht nennt man dich Reineke Fuchs, denn zu schlau bist du dem Geschlecht der Toren. Überall weißt du ein Loch zum Entschlüpfen, und wenn es dir nur nützen kann, so kann man sicher sein, daß du es auch findest.“

Reineke hatte bei diesen Worten die Frau Riechegenau angesehen, ob sie wohl damit einverstanden sei, daß er reden dürfe; da sie ihm aber kein Zeichen des Einverständnisses machte, so ließ er es dabei bewenden, dem Herrn nur eine tiefe, demütige Verbeugung zu machen. Auch der Königin erzeigte er in gleicher Weise seine Verehrung und verriet in seinem ganzen Wesen, daß er munter und guter Dinge sei. Dann aber beeilte er sich, an Ort und Stelle zu kommen und sprang über die Schranken auf den Kampfplatz, wo er von seinen beiden Bürgen, dem Dachs und dem Sohne Martins, in Empfang genommen wurde.

Hier war inzwischen auch Isegrim mit seiner ganzen Sippschaft angekommen und machte sich, samt seinen Bürgen, dem Bären und dem Kater, nicht wenig wichtig. Der ganze Haufen dieser Begleitung war sehr erbost auf Reineke und seinen Anhang. Mannigfache Scheltworte und Flüche schallten zu diesen herüber, doch sie erhielten keine Antwort, denn jene waren übereingekommen, sich in nichts um diese Gesellschaft zu kümmern, was diese noch mehr ärgern mußte, als wenn sie geantwortet hätten.

Nun traten der Leopard und der Luchs auf den Kampfplatz. Sie waren zu Grießwärteln ernannt worden, wie die Kampfrichter bei den Turnieren geheißen wurden, die darauf sehen mußten, daß bei den Kämpfen keine Unregelmäßigkeiten vorkamen, sondern alles nach den feststehenden Regeln vor sich ging. Sie säuberten den

Plan von allen sich darauf umtreibenden Personen, so daß nur die beiden Kämpfer und ihre Bürgen übrig blieben. Wer auf ihre Aufforderung nicht gleich gutwillig den Kampfplatz räumte, den zwangen sie mit mehr oder weniger Gewalt, sich hinter die Schranken zurückzuziehen.

Ferner hatten sie das Amt, die beiden Kämpfer zu vereidigen, wobei jeder feierlich den Grund angeben mußte, weshalb er sich in den Kampf einließ. Isegrim schwur zuerst, daß Reineke ein Verräter, ein Dieb, ein Mörder, ein Missetäter der gemeinsten Art, dazu ein Lügner sondergleichen sei, und daß er dies durch einen Kampf um Leib und Leben beweisen wolle. Reineke schwur, daß er durch den Kampf erweisen wolle, es sei alles, was der Wolf gesagt und wider ihn vorgebracht habe, eitel Lüge, er habe gar keinen Grund zur Klage. Darauf sprachen die Grießwärtel: „Tut, was ihr zu tun schuldig seid. Der Kampf soll nun erweisen, wer recht hat.“

Jetzt wurden die Schranken geschlossen, und auch die Bürgen mußten sich bis dahin zurückziehen. Danach traten Reineke und Isegrim vor die Tribüne, um dem Könige und der Königin ihre Ehrfurcht zu erweisen. Unvermerkt hatte sich in diesem Augenblick Frau Riechegenau an die Schranken gestellt und sagte, so daß es kein anderer zu hören vermochte: „Vetter, gedenkt der Lehren, die ich euch gegeben habe.“ Und Reineke erwiderte ebenso: „Habt keine Sorge, liebe Muhme, ich werde sie getreulich befolgen. Mein Leben hat so oft in Gefahr gestanden, daß ich jetzt auch diesen Schurken nicht scheue, und ich will ihn mit List und kühnen Streichen schänden vor aller Welt und ihm seiner Lügen Lohn bezahlen.“

Da winkte der König, und die beiden Kämpfer traten in die Mitte des Platzes, des Zeichens von den Grießwärteln gewärtig, das den Beginn des Kampfes angeben sollte. Aller Augen hingen mit größter Spannung an Reineke und Isegrim; die als zwei stattliche Kämpfer erschienen. Man brauchte nicht lange zu warten: die Grießwärtel erhoben ihre Stäbe, und der Kampf begann.

Der Zweikampf.

Isegrim hatte seinen Grimm kaum noch zügeln können, und als nun von den Grießwärteln das Zeichen gegeben wurde, stürzte er mit großen Sprüngen und weit offenem Rachen auf den Gegner los. Reineke war jedoch flinker als er, hatte auch die Lehren der Muhme Riechegenau wohl beherzigt, den starken, buschigen Schwanz gehörig eingenäßt und ihn dann in dem Sand und Kies umhergeschleift. Als nun der Wolf an ihm vorbeischoß, schlug er ihm mit dem Schwanze in die Augen, daß jener geblendet wurde. Dies benutzte der Fuchs, um ihm wiederholt solche Schläge zu versetzen; so daß er ihm das Gesicht völlig benahm, und als der Wolf trotzdem, daß er aus den schmerzenden Augen kaum zu sehen vermochte, seinen Angriff erneuerte, sprang Reineke vor ihm her und rührte mit Füßen und Schwanz den Sand auf, daß sein Gegner, da er gegen den Wind lief, in eine dichte Staubwolke eingehüllt wurde. Wischte Isegrim die Augen, womit er nur den brennenden Schmerz vermehrte, so schlug ihn Reineke immer aufs neue mit dem Schwanz ins Gesicht.

So schien sich der Kampf für den Wolf übel zu wenden, denn wenn dieser still stand und wischte, kam Reineke dahergesprungen und schlug ihm nicht nur ins Gesicht, sondern fiel ihn auch mit Klauen und Zähnen an, um gleich darauf wieder behende davon zu springen. Dazu verhöhnte er ihn noch: „Herr Isegrim, ihr habt so manches unschuldige Lämmlein verschlungen, aber wir hoffen, daß ihr das nicht wieder tut, denn jetzt seid ihr in

Reinekes Hände geraten, und wenn ihr nicht gute Worte gebt, so geht es euch ans Leben.“

Mit diesen Worten sprang der Fuchs dem Wolf an die Kehle, um ihn zu würgen. Die Kraft Isegrims war aber so groß, daß er sich mit einem gewaltigen Ruck von seinem Gegner befreite; doch dieser, viel behender als der ungefüge Wolf, griff ihm zwischen die Augen und riß ihm ein Auge aus, daß ihm das Blut über das Gesicht strömte. „So ist es gut!“ schrie da Reineke, denn er meinte schon, daß Isegrim nun ganz verzagen müßte. Doch dieser wurde jetzt völlig rasend, vergaß seine Schmerzen, packte Reineke und warf ihn zur Erde. Zugleich ergriff er einen von Reinekes Vorderfüßen mit dem Maul.

Nun gab sich Reineke verloren, denn mit voller Kraft hielt ihn Isegrim niedergedrückt, und dagegen war er machtlos.



Der Zweikampf.

Da legte er sich aufs Bitten und sagte: „Lieber Ohm, laßt mich am Leben, und ich will euer Mann sein mit allem, was ich habe, euer Knecht in Ewigkeit. Dem Könige selbst würde ich mich nicht dazu erbieten. Was sollen wir uns befehden? Ihr seid stark, ich bin klug, wenn wir also beide zusammenhalten, wer könnte gegen uns aufkommen? So erreichtet ihr leichtlich Königsgewalt. Ich hätte ja auch gerne gemieden, mich in diesen Kampf mit euch einzulassen; aber konnte ich denn anders, da ihr mich herausfordertet? Und habe ich euch nicht in dem Kampfe bisher geschont? Wenn ich in euch nicht einen so nahen Verwandten gesehen hätte, so würdet ihr weit übler gefahren sein. Ich biete euch jede Sühne, die ihr nur immer verlangen wollt. Nicht nur ich, sondern auch mein Weib und meine Kinder, sowie alle meine Vettern, Schwäger und Freunde sollen sich von jetzt an in Ehrfurcht vor euch neigen und euch auch vor dem Könige die größte Ergebenheit zeigen. Alle sollen euch bitten, Reineken zu vergeben und ihm aus Gnaden das Leben zu schenken. Gern will ich öffentlich bekennen, daß ich euch schändlich verlogen und mannigfach betrogen habe. Was könnte es euch auch frommen, wenn ihr mich tötet, der euch von nun an nur stündlich zu dienen beflissen sein wird?"

Grimmig antwortete Isegrim zwischen den Zähnen hindurch, die Reinekes Hand immer noch festhielten: „Nun schweige endlich, du falscher Wicht! Und wenn du mir alle Schätze der Welt bötest, ich ließe dich nicht wieder frei. Wie oft hast du mir etwas zugeschworen, du schwarzer Geselle, und hast gar nicht daran gedacht, deinen Schwur zu halten. Was frage ich nach der Freundschaft deiner Freunde oder nach einem Bunde mit ihnen? Werden sie mir darum feind, daß ich dich töte, so ist mir's gleich; ich frage auch danach nichts. Wie würden sie frohlocken, wenn ich dich los ließe! Bei meinem Eid! Ich wäre ja toll, wenn ich das täte. Nein, Verräter, jetzt kostet es dir Leib und Leben."

Während der Wolf also seinem unergründlichen Haß Luft machte, schob Reineke die freie Hand sacht zwischen die Lenden des Gegners, packte ihn an der empfindlichsten Stelle des Leibes und zog, drückte und quetschte ihn derart, daß Isegrim laut aufbrüllte. Da zog Reineke auch die noch unverletzt gebliebene andere Hand aus dem weit aufgesperrten Rachen und griff nun mit beiden Händen zu. Er kniff, quetschte und zerrte, daß der Wolf fürchterlich schrie und heulte. Endlich faßte der Fuchs sogar noch mit den Zähnen zu, und nun war es völlig aus mit Isegrims Widerstand. Das Blut floß ihm aus Mund und Nase, er heulte, daß es weithin schallte, und es war so jämmerlich mit anzusehen, daß seine Freunde den König baten, dem fürchterlichen Kampfe ein Ende zu machen.

„Ist's euer Wille?" fragte König Nobel.

„Ja, ja!" hieß es von allen Seiten. „Reineke hat ohne Zweifel obgesiegt, aber er soll Isegrim nicht so fürchterlich zurichten."

„Da ihr es wollt, so mag es geschehen," antwortete der König und gab den beiden Grießwärteln einen Wink. Da eilten der Leopard und der Luchs auf die Kämpfenden zu und geboten Reineke einzuhalten. Doch dieser sagte: das würde er nur tun, wenn auch seine Freunde darum bäten. Da baten auch diese, und nun erst ließ der Sieger, den alle schon für verloren angesehen hatten, Isegrim fahren, der ohnmächtig zusammenbrach.

Da liefen sie nun in hellen Haufen herzu, um Reineke zu beglückwünschen. Man sah auch viele sich anschließen, die bisher nur Haß gegen ihn empfunden, ihn sogar auch verklagt hatten, und die nun gern für Reinekes Verwandten gegolten und ihn Ohm oder Vetter genannt

hätten. Es war hier so, wie es überall im Leben zu sein pflegt:

Es kann die Welt noch heut die Kunst:
Der Glückliche hat der Freunde viel,
Man wünscht ihm ein fernes Lebensziel;
Wem es aber übel gerät,
Dem sind die Freunde dünn gesät.

Reinekes Erhöhung.

Reineke dankte den Freunden von Herzen für ihre Glückwünsche. „Ja," sagte einer, „kühnlich habt ihr in diesem Zweikampfe euch und euer ganzes Geschlecht zu hohen Ehren gebracht. Als wir euch unterliegen sahen, befiel uns der schmerzlichste Kummer; aber dann wendete sich das Blatt, das Glück schlug um: es war ein vortrefflich Stück." Reineke gab zu, daß der Gedanke, der ihm kam, als er so unter Isegrims Klauen lag, sein Glück gewesen sei.

Nun kamen die Grießwärtel, um den Sieger vor den König zu führen. Reineke schritt zwischen beiden, allen andern voran. Er hatte wohl allen Grund, stolz um sich zu blicken, denn es war ja in der Tat eine verzweifelte Sache gewesen, mit dem soviel stärkeren und größeren Wolfe sich in einen Zweikampf einzulassen, und unter den Anwesenden, namentlich unter den Freunden und Anhängern Isegrims, mochte gewiß mancher gewesen sein, der den Ausgang von vornherein für unzweifelhaft gehalten und Reineke verloren gegeben hatte.

Vor dem Könige jedoch schwand jeder Stolz, demütig kniete Reineke vor ihm nieder. Der König hieß ihn aufstehen und sprach vor allen Baronen: „Reineke, du hast den Tag mit allen Ehren gewonnen, und es mag damit für jetzt genug sein. Ich spreche dich ledig von allen Anklagen, die wider dich erhoben worden sind. Damit wollen wir die Angelegenheit für heute beschließen. Was insonderheit deine Sache mit Isegrim betrifft, so soll die vertagt sein, bis den so schwer geschlagenen Wolf seine Füße wieder zu tragen vermögen, dann will ich sie mit meinen Edelleuten weiter beraten."

„Herr," antwortete Reineke, „eurem Rate folge ich gern. Mich hatte nur Isegrim verschrieen, und da er hier an eurem Hofe eine so bevorzugte Stellung einnahm, so schrieen es ihm viele nach. Gar viele klagten, denen von mir niemals ein Härlein gekrümmt worden ist, und sie taten das nur, um Isegrim zu gefallen, weil sie von ihm Vorteile zu erlangen hofften. Nun werden wir es aber wohl erleben, daß es so kommen wird, wie mit den Hunden vor der Küche."

„Was ist damit?" lächelte der König, denn er war schon gefaßt darauf, daß nun wieder ein Scherz kommen würde.

„Einst saßen viele Hunde vor einer Küche und warteten auf einen ihrer Kumpane, der bei ihnen das höchste Ansehen genoß und sich in die Küche geschlichen hatte, um zu stehlen. Es war ihm geglückt, ein großes Stück Fleisch zu erbeuten; aber der Koch hatte es bemerkt und goß ihm einen Kübel brühheißes Wasser über Rücken und Schwanz. Trotz des furchtbaren Schmerzes aber behielt der Dieb das Stück Fleisch im Maule und kam damit zu den andern Hunden. Diese belobten ihn und sprachen: Seht, wie er den Koch zum Freunde hat, der ihm ein solch' Stück Fleisch geschenkt hat. Er aber erwiderte, indem er den Schmerz in seinem jämmerlich verbrühten Hinterteil verbiß: Es ist nicht so, wie ihr denkt; ihr seht wohl das Stück Fleisch im Maule, aber seht mich einmal von hinten an, dann mag mich preisen, wer Lust dazu hat. Als sie nun seinen verbrühten Rücken und Schwanz sahen, hatte keiner mehr Verlangen nach der Küche, und alle verließen ihn, denn ihnen graute davor. So geht

es aber allen Gierigen. Solange sie als Herren schalten, will jeder ihr Freund sein und loben sie und sprechen nur, was sie gerne hören. Verlieren sie aber ihren Einfluß, dann will sie keiner mehr kennen. Also, denke ich, wird es Isegrim gehen:

Alle, die es also treiben,
Denken nicht, wo sie am Ende bleiben.
Die Strafe bleibt jedoch nicht aus,
Ihre Herrschaft nimmt ein Ende mit Graus.
Nun sind sie verlassen ganz und gar,
Hinten geht ihnen aus das Haar:
Das sind ihre Freunde groß und klein,
Die von ihnen abfallen insgemein
Und lassen sie nun alleine stehn,
Wie es von den Hunden ist geschehn.

„Eure Meinung habe ich verstanden, Reineke," sagte darauf der König gnädig. „Ich will euch künftig wieder in meinem Rate unter meinen edlen Baronen sehen. Ihr sollt sogar in meinem geheimsten Rat sitzen, das heißt, wenn ihr nicht aufs neue euch vergehen werdet. Nehmt euch also vor neuer Missetat in acht und helft mir alle Dinge zum besten kehren. Wollt ihr die Tugend mit eurer Klugheit verbinden, so dürfte am Hofe wohl niemand zu finden sein, der euch gleich käme an schärferem Rat und schlauerer List. Der Hof kann euer wahrlich nicht entbehren. Rechtfertigt dieses Vertrauen, Reineke! Ihr sollt für mich sprechen und tagen. Ich will euch zum Kanzler des Reiches ernennen; was ihr verordnen und schreiben werdet, das soll geschrieben und verordnet sein."

„Habt Dank, großmächtiger König und Herr," entgegnete Reineke hochbeglückt über die Ehren, die der König ihm zugedacht hatte. „Ich werde mich bemühen, früh und spät zu euren Diensten zu sein." —

Während der Sieger so gefeiert wurde und zu so hohen Ehren stieg, lag der besiegte Isegrim besinnungslos auf dem Kampfplatz, umstanden von seiner Frau, seinen Kindern, Braun dem Bären, Hinze dem Kater und andern Freunden. Manche hielten ihn für tot, aber es zeigte sich bald, daß noch Leben in ihm war. Man holte eine Bahre herbei, legte ihn darauf und schaffte ihn fort. Nun kamen zu ihm die Meister der Chirurgie und untersuchten seine Wunden, deren er nicht weniger als sechsundzwanzig zählte. Sie verbanden ihn, gaben ihm einen Trank und versicherten, daß es nicht lange dauern würde, bis er wieder gesund wäre. Jetzt war er aber sehr elend, und mit Recht durfte man an der Versicherung der Doktoren zweifeln.

Als er sich ein wenig erholt und seine Sinne beisammen hatte, war seine größte Sorge, daß er samt Braun, Hinze und andern Anhängern seinen bisherigen Einfluß am Hofe des Königs verloren haben könnte. „All mein Gut, das ich mir erworben habe, würde ich dahingeben, wenn das nicht der Fall wäre," sagte er zu seinem Weibe, Frau Gieremund, die tief betrübt an seinem Krankenlager saß. Sie schwieg jedoch, denn sie wußte, daß Isegrims Rolle am Hofe zu Ende war. Es hatte ja von dort niemand nach ihm gefragt, oder auch nur um sein Befinden fragen lassen. Das war gewiß der beste Beweis, daß er für eine gefallene Größe galt, genau passend zu dem Beispiel, welches Reineke dem Könige von dem verbrühten Hunde erzählt hatte. Was sollte jedoch Frau Gieremund ihrem Manne davon sprechen; früh genug würde er ja noch die Wahrheit erfahren.

Reineken dagegen war es sehr recht, daß es dem Isegrim so erging, und was an ihm lag, so würde er gewiß dafür sorgen, daß weder der Wolf, noch der Bär, noch sonst einer von all denen, die ihm so übel mitgespielt und so unablässig verfolgt hatten, bei Hofe wieder obenauf kämen.

Daß er so viel erreichen würde, hätte er sich selbst ja nicht träumen lassen. Da war es wohl nur natürlich, daß er nun auch Sehnsucht nach Hause hatte, wo sich Frau

Ermelein und die Kinder gewiß sehr um ihn bangten, denn er hatte ja nicht Zeit gehabt, ihnen eine Nachricht zu senden. Die Ereignisse hatten sich ja förmlich überstürzt.

Das erlaubte er sich nun auch dem Könige zu vertrauen, und König Nobel gab ihm gern Urlaub, ermahnte ihn aber, ja recht bald wieder zu kommen.

Wohl an die vierzig Freunde gaben ihm das Geleite nach Malepartus, darunter auch einige, die ihn zuvor gemieden hatten. Jetzt stand er ja bei Hofe in der höchsten Gunst und konnte ihnen nützen, wie hätten sie sich da nicht um seine Freundschaft bemühen sollen. Meinen Freunden zeige ich mich hold, hatte er selbst gesprochen, und nun konnte er ja auch wirklich viel für sie tun. Als sie bei Reinekes Burg angekommen waren, verabschiedeten sie sich von ihm, und jeder zog heim zu den Seinen.

Frau Ermelein war in der Tat in größter Sorge um ihren Mann gewesen. Wenn sie daran dachte, wie er erst vor gar nicht langer Zeit mit knapper Not dem Galgen entgangen war, so wogen seine Taten diesmal ja ungleich schwerer, denn er hatte Lampe, des Königs Briefträger, ermordet, sein Haupt sogar als Brief an den König geschickt und diesen damit auf die unglaublichste Weise verhöhnt. Konnte er da auf Verzeihung hoffen, und würden seine Feinde, Braun und Hinze allen voran, nicht alles daransetzen, ihn zu verderben? Und der Mann ließ nichts von sich hören, also war er gewiß schon fest verstrickt.

So dachte Frau Ermelein, und man wird sich ihren Jubel vorstellen können, als er nun heil und gesund vor ihr stand und sie gar hörte, zu welch hohen Ehren er gekommen war. — Ja:

Wer sich versteht auf Reinekes Kunst,
Der steht bei aller Welt in Gunst,
Wird überall gehalten wert,
Sogar von Fürsten hochgeehrt.
Wer Reinekes List zu üben weiß,
Gelangt zu Ehr' und hohem Preis.
Wer aber Reinekes Kunst nicht kann,
Den sieht die Welt mit Verachtung an.



Fortunat.

(Das Volksbuch Fortunatus erschien zuerst in einer Augsburger Ausgabe von 1509, nachdem dasselbe etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden war. Der Held des Buches, sowie nach ihm seine beiden Söhne, wurden als Besitzer eines unerschöpflichen Geldsäckels und eines wunderbaren Wunschhütleins sehr populär, so daß das Volksbuch nicht nur viele deutsche Ausgaben veranlaßte, sondern auch in die vlämische, französische, englische, dänische, schwedische, sogar in die isländische Sprache übersetzt wurde. Der Stoff, welcher schwerlich rein deutsch ist und wohl einer spanischen Quelle entstammen dürfte, wurde von Hans Sachs u. a., sowie von dem Engländer Thomas Decker auch dramatisch bearbeitet und von den sogenannten „Englischen Komödianten", einer wandernden Schauspielertruppe im Ausgang des 16. Jahrhunderts, auf die Bühne gebracht.)

In die weite Welt.

Fortunat war der Sohn reicher Eltern, welche in der Stadt Famagusta auf der Insel Cypern lebten. Der Vater hielt eine Menge von Knechten, kaufte herrliche Rosse, besuchte alle Turniere und ritt auch an den Hof des Königs, unbekümmert um Weib und Kind. So verschleuderte er denn sein Gut und geriet in Armut und Not. Da fielen natürlich auch alle seine Freunde, die ihm verschwenden geholfen hatten, von ihm ab, und er brach, wenn er mit seinem Weibe und seinem allmählich herangewachsenen Sohne bei Tische saß,

oft in die bittersten Klagen aus, die vornehmlich in dem Kummer um die Zukunft seines Sohnes ihren Grund hatten.

Fortunat war von herzlicher Liebe zu seinen Eltern beseelt, und als der Vater bei Tische wieder einmal gar herzbrechend klagte, tröstete er ihn: er solle sich um ihn keinen Kummer machen, sondern zu dem Könige gehen, der ihm gewiß eine Anstellung geben würde, während er selber, jung, stark und gesund, in fremde Länder reisen wolle, denn es gäbe ja noch Glückes genug in der Welt.

Er stand vom Tisch auf, ging an den Strand, sah dort eine venetianische Galeere und erinnerte sich, gehört zu haben, daß sich auf diesem Schiffe ein Graf von Flandern befinde, der einige Knechte durch den Tod verloren habe. Flugs reifte ein Plan in seinem Kopfe, und als er den Grafen mit andern Edelleuten daherkommen sah, trat er ihm bescheiden entgegen und eröffnete ihm sein Anliegen, in seinen Dienst zu treten.

„Was verstehst du?" fragte der Graf, dem der junge Mensch sehr wohlgefiel.

„Ich verstehe alles, was zum Waidwerk gehört, getraue mich auch, als reisiger Knecht zu dienen," antwortete Fortunat.

„Das wäre mir schon recht, aber ich bin aus fremden Landen, wohin ich jetzt zurückkehre, dahin wirst du mich nicht begleiten mögen."

„Das wäre kein Hindernis, je weiter, desto besser," sagte Fortunat.

„Nun, welchen Lohn begehrst du?"

„Ich mag nichts fordern, Herr; welchen Lohn Ihr meint, den ich verdienen werde, damit will ich mich begnügen."

Diese Bescheidenheit und der ganze Anstand des jungen Mannes, der sicherlich von edler Abstammung war, machten den Grafen geneigt, auf den Antrag einzugehen, und Fortunat folgte ihm auf das Schiff, ohne noch einmal nach Hause zurückzukehren und von seinen Eltern Abschied zu nehmen oder ihnen auch nur Kunde zu geben, was er getan, um sie von der Sorge um ihn zu befreien, und wohin er gegangen.

Die Galeere war schon zur Abfahrt bereit gewesen, stach sogleich in See und so gelangte Fortunat als Diener des Grafen von Flandern glücklich nach Venedig. Hier hielt sich der Graf nicht lange auf, denn Venedig war ihm wohlbekannt; überdies erwartete ihn daheim seine Braut, eine Tochter des Herzogs von Cleve, mit der er sich demnächst zu vermählen gedachte. Er kaufte daher eine Anzahl Rosse und alles, was zu einer langen Landreise nötig war, sowie auch kostbare Zeuge und Kleinodien aller Art, die zur Verherrlichung seiner Hochzeit dienen sollten.

Bei allen diesen Geschäften bediente er sich vorzugsweise des jungen Fortunat, schon deswegen, weil derselbe unter allen seinen Knechten allein der Landessprache mächtig war; aber der junge Mensch zeigte sich außerordentlich klug und war immer auf den Vorteil seines Herrn bedacht, so daß ihn der Graf sehr lieb gewann. Das machte Fortunat aber durchaus nicht eitel, sondern nur um so eifriger im Dienste seines Herrn, und er war morgens immer der erste und abends der letzte, der dem Grafen aufwartete. Auch daheim in Flandern, wo die Hochzeit des Grafen mit aller Pracht gefeiert wurde, erregte Fortunat das Wohlgefallen aller Herrschaften, sie beglückwünschten den Grafen zu solch seltenem Diener und machten dem Fortunat allerhand reiche Geschenke.

Das verdroß alle die andern Diener des Grafen, und sie wurden dem jungen Manne bitterfeind. Sie machten Anschläge, wie es ihnen gelingen möchte, Fortunat anzuschwärzen und zu verleumden, um ihn zu entfernen. Es wollte aber nicht gelingen, denn der Graf nahm keinerlei Klagen über Fortunat an, da er sehr wohl erkannte, daß sie nur aus blassem Neid entsprangen, und verwies den Dienern solche Versuche aufs strengste. Dennoch fand sich ein Knecht des Grafen, ein alter, listiger Reiter, der sich erbot, es zu machen, daß Fortunat ohne alle ihre Mitwirkung den gräflichen Hof verlasse und nicht wiederkehre; sie müßten aber zehn Kronen zusammenbringen, die wären dazu nötig. Die Diener gingen darauf ein.

Der Schalksknecht machte sich nun an Fortunat und wußte den arglosen Jüngling mit seiner verstellten Freundschaft völlig zu umstricken, lud ihn zu Gaste, lobte seine Schönheit, seinen Anstand, sein zierliches Wesen, und das schmeichelte Fortunats Eitelkeit, von der ja wohl kein junger Mann frei ist.

Nachdem er so seine ganze Freundschaft gewonnen hatte, kam der Reiter eines Abends, als alle zu Bett waren und Fortunat die Wache hatte, mit zwei Flaschen Wein und setzte sich mit ihm vertraulich zusammen.

„Ich könnte Euch wohl etwas mitteilen," sagte er im Laufe des Gespräches, „was Euch zu großen Ehren bringen würde."

Hochaufhorchend blickte Fortunat den andern fragend an.

„Ihr müßt nämlich wissen," fuhr der Reiter fort, „daß der Kanzler mein Gönner ist und mir mancherlei anvertraut, was kein anderer wissen darf. Ich sage Euch, Ihr werdet bald in bessere Gesellschaft kommen, als worin Ihr jetzt seid, und ich bitte Euch bloß, daß Ihr dann meiner gedenken und mir auch manchmal etwas Gutes zukommen lassen wollet."

Fortunat verstand den Mann gar nicht und drang in ihn, sich näher zu erklären. Lange sträubte sich der Reiter und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich aber sagte er, sehr heimlich tuend: „Habt Ihr noch nicht bemerkt, daß die gnädige Frau Gräfin ein ganz besonderes Wohlgefallen an Euch hat?"

Fortunat fuhr auf und sagte entrüstet: „Was denkt Ihr von mir, wie sollte ich es wagen, mein Auge zu der gnädigen Frau zu erheben! Noch nie hat auch sie mich ein besonders Wohlgefallen merken lassen."

„Beruhigt Euch nur," sagte der andere verschmitzt, „so ist es ja gar nicht gemeint, die Sache ist ganz anders, wie mir der Kanzler vertraut hat. Ich denke solches weder von Euch, noch von der gnädigen Frau. Die Frau Gräfin wünscht Euch zu ihrem ausschließlichen Dienst, da sie an Euren zierlichen Sitten und artigen Liedern, die Ihr so schön zu singen versteht, so großes Wohlgefallen hat. Der Herr Graf ist auch entschlossen, ihr zu willfahren und Euch zum ersten Kammerherrn der Frau Gräfin zu erheben. Da Ihr aber ein so schöner Jüngling seid und die Frau Gräfin eine so junge und schöne Frau, und da des Menschen Fleisch schwach ist, so will er Euch und sie auf Schritt und Tritt belauern lassen, und so er nur den geringsten Argwohn schöpfen sollte, seid Ihr ein Kind des Todes. Ich sage Euch, Euer Leben hängt von jetzt ab nur an einem Haar."

Fortunat war sehr bleich geworden. Er bemerkte gar nicht, wie lauernd ihn der alte Reiter betrachtete. Plötzlich aber sprang er auf, ergriff sein Barett und sein Schwert und wollte nach der Tür stürzen.

„Was ist Euch, Freund? Wo wollt Ihr hin?" rief aber der Alte scheinbar verwundert und ergriff ihn am Arm.

„Fort will ich aus dieser Mördergrube, so rasch als möglich dieser Gefahr entfliehen. Helft mir, wenn Ihr mein wahrer Freund seid, daß ich sogleich unbemerkt davonkomme."

Der Alte versprach, sein Bestes zu tun. Da in der Nacht aber alle Tore geschlossen waren, so sorgte er dafür, daß mit dem Morgengrauen an einem kleinen Pförtchen, welches immer zuerst geöffnet wurde,

Fortunats Pferd heimlich bereit stand, und während er den Torwärter anderweit beschäftigte, schlüpfte der Jüngling, das Pferd am Zügel führend, hinaus. Dann aber setzte er sich auf und jagte so eilig von dannen, als gelte es wirklich, durch diese Flucht Leib und Leben zu retten.

Der Glückssäckel.

Fortunat setzte seine Flucht mit gleicher Eile fort und ruhte nicht eher, als bis er nach Calais kam. Hier fand er ein Schiff und fuhr nach England hinüber. Nun erst fühlte er sich sicher, denn er hatte bisher immer in der Furcht geschwebt, daß der Graf von Flandern ihm nachsetzen lassen würde.

Da er ohne Geld war, so ging er auf die Lombardenstraße, wo stets die Geschäftsleute in Menge zusammenkommen, und fragte hier und da, ob er nicht irgendwo Beschäftigung und ein Unterkommen finden könnte. Ein reicher Kaufmann aus Venedig, Geronimo Roberto mit Namen, wollte es mit ihm versuchen, fand in einigen kleinen Diensten, die er ihm auftrug, daß der junge Mann Verstand und Geschick habe, und stellte ihn beim Warenlager an, wo er für das Ein- und Ausladen der Schiffe Sorge zu tragen hatte.

Dieses Verhältnis, in welchem sich Fortunat sehr wohl befand und auch vorwärts zu kommen hoffte, sollte indessen nicht von Bestand sein, ebenso wie sein Aufenthalt in London überhaupt. Das trug sich aber folgendermaßen zu:

In London lebte ein junger Italiener, namens Andreas, den sein Vater mit großen Gütern dort hingesandt hatte, um Handelsgeschäfte zu treiben. Der junge Mensch hatte die Güter aber verschleudert, hatte sich einem leichtfertigen Lebenswandel ergeben und das viele Geld in Saus und Braus durchgebracht. Als er nun von Gelde vollständig entblößt war, wendete er sich an diesen und jenen der leichtfertigen Genossen, die ihm wacker beigestanden hatten, seines Vaters Geld durchzubringen, mit der Bitte, ihm aus der Not zu helfen, aber da fand er, wie das immer so zu gehen pflegt, nur taube Ohren. Da fiel ihm auch der Kaufmann Roberto ein, mit dem er durch die Handelsgeschäfte bekannt geworden war, und da dieser seinen Vater in Italien sehr gut kannte, so war er nicht abgeneigt, dessen Sohne eine erhebliche Summe vorzustrecken, nur stellte er die Bedingung, daß er ihm einen Bürgen bringen müsse. Das war nun Andreas nicht imstande, und da die Not immer größer wurde, so sank er von Stufe zu Stufe, bis er selbst vor einem scheußlichen Verbrechen nicht mehr zurückbebte.

Von einem seiner ehemaligen Zechbrüder hörte er zufällig, daß der König einem angesehenen Edelmanne ein kostbares Geschmeide mit dem Auftrage, noch einige Diamanten dazu zu kaufen, übergeben habe, und dann dasselbe seiner Schwester, die er vor kurzem an den Herzog von Burgund verheiratet hatte, überbringen solle. Und sofort entstand in dem jungen Bösewicht der Gedanke, sich dieses äußerst wertvollen Schmuckes zu bemächtigen.

Zu diesem Zweck ging er zu dem Edelmann und stellte sich ihm als Diamantenhändler vor, der einige kostbare Steine zu verkaufen habe. Bereitwillig zog der Edelmann aus der Tasche seines Wamses ein Bündchen Schlüssel hervor, öffnete eine Truhe und entnahm derselben ein feines Kästchen. Dieses enthielt den Schmuck, und mit unheimlich funkelnden Augen betrachtete der Bösewicht die blitzenden Steine. Er erklärte die seinigen vollkommen dazu passend, und bat den Edelmann, dieselben zu besichtigen, und zwar in dem Hause des Kaufmanns Geronimo Roberto,



In die weite Welt.

bei dem er seine Wohnung habe; wenn es ihm recht wäre, so würde er ihn morgen dahin abholen. Der Edelmann war erfreut, hier den königlichen Auftrag vielleicht am ehesten erledigen zu können, und erklärte sich damit einverstanden.

Da Andreas von seinem früheren Verkehr mit Roberto dessen Haus und Gewohnheiten sehr gut kannte, so begab er sich mit dem Edelmann andern Tages dorthin, zu einer Zeit, wo er wußte, daß Roberto nicht daheim sei und der Aufgang im Vorhause sowohl wie die oberen Wohnräume wie ausgestorben lagen. Hier lockte er den Edelmann in eine Kammer, ermordete ihn, zog ihm die Schlüssel aus der Tasche und den Siegelring vom Finger und begab sich eilends damit zu der Gattin des Edelmannes, der er den Siegelring desselben als Beweis vorzeigte, daß er ihn sende, um das Juwelenkästchen aus der Truhe zu holen. Da er ja auch die Schlüssel dazu mitbrachte, so hatte die Frau kein Arg, schloß die Truhe auf, aber — da war kein Juwelenkästchen vorhanden. Nun konnte sie nicht anders, als ihrem Manne sagen zu lassen, daß er selbst kommen müsse.

So war die schwarze Tat von dem jungen Bösewicht also ganz zwecklos verübt worden, und er mußte eiligst aus London entfliehen. Als nun aber die Leiche des Edelmannes in Robertos Hause gefunden wurde, erregte die Untat in ganz London ungeheures Aufsehen, und im Volke entbrannte ein förmlicher Aufstand gegen die vielen Italiener in der Stadt, die zum Verdruß der englischen Kaufleute den Markt beherrschten und ungern gesehen waren. Roberto wurde mit seinem ganzen Hausgesinde verhaftet, und angesichts der ungeheuren Gärung in der Stadt, obwohl keinem die Blutschuld erwiesen werden konnte und alle ihre Unschuld beteuerten, wurden sie kurzerhand verurteilt und hingerichtet. Wenige Tage danach wurde zwar das Juwelenkästchen unter dem Bett des Ermordeten versteckt gefunden und damit die Unschuld der Gerichteten erwiesen, aber nun war nichts mehr daran zu ändern. Jedenfalls war der ermordete Edelmann, da ein Fremder die Juwelen gesehen und nun auch den Ort kannte, wo sie aufbewahrt wurden, ängstlich geworden, hatte das Kästchen aus der Truhe genommen und unter das Bett versteckt, wo es sicherlich niemand vermutete.

Nur Fortunat war dem unseligen Irrtum nicht zum Opfer gefallen, denn er konnte nachweisen, daß er während der durch einen bösen Buben verübten Untat nicht zu Hause gewesen war; aber der Richter riet ihm, schleunigst London und das Land zu verlassen, weil das empörte Volk am Ende auch ihn dafür würde büßen lassen. Unter dem Schutze zweier Knechte wurde er nach dem Flusse gebracht, wo er ein segelfertiges Schiff fand, und so fuhr er hinaus in das weite Meer, froh, heil davongekommen zu sein.

Das Schiff landete an der französischen Küste. Ohne Geld und ohne Aussicht, einen neuen Herrn zu finden, behalf sich Fortunat mit Betteln fort, zog so durch die Picardie und kam in die Bretagne. Hier geriet er in einen wilden Wald, wo er die Nacht in einer verlassenen Glashütte zubrachte, vor Hunger und Mattigkeit schon ganz schwach. Am Morgen zog er weiter und rastete an einer Quelle, als er das Gebrüll wilder Tiere hörte, die gleichfalls nach der Quelle kamen, um ihren Durst zu löschen. Schnell stieg er auf einen Baum, aber ein Bär hatte ihn gewittert und stieg ihm nach. Er zog seinen kurzen Degen und stach der Bestie mehrmals in den Kopf, so daß sie das Gleichgewicht verlor und hinunterstürzte. Als es unten wieder still geworden war, stieg auch er leise und bebenden Herzens hinab, fand, daß der Bär tot war, und der Hunger trieb ihn, daß er seinen Mund

an die Wunden des Tieres legte und das hervorquellende Blut auffog. Das stärkte ihn ein wenig, aber nun überwältigte ihn die Müdigkeit, und er schlief auf dem toten Bären ein.

Als er nach langer Zeit erwachte und die Augen aufschlug, glaubte er zu träumen, denn er sah eine überaus schöne Jungfrau vor sich stehen. Er rieb sich die Augen, aber es war kein Traum, sondern Wirklichkeit. Er dankte zunächst Gott in seinem Herzen, daß er ihn aus der Gefahr vor den wilden Tieren gerettet hatte, und sprach dann: „Schöne Jungfrau, ich begrüße dich mit Freuden und bitte dich, mir zu sagen, wie ich aus diesem Walde komme, in welchem ich nun schon den dritten Tag umherirre.“

„Wie kommst du hierher?“ fragte das Mädchen, und Fortunat erzählte ihr seine Herkunft und seine Erlebnisse.

„Warum hast du dein Vaterland verlassen?“ fragte die Jungfrau weiter.

„Um das Glück zu suchen,“ antwortete Fortunat treuherzig.

Da lächelte die Jungfrau und sprach: „Wohlan, du hast es gefunden: Ich bin Fortuna, die Göttin des Glücks. Ich kenne dich und will dir wohl. Unter den sechs Tugenden, die zu vergeben mir der Himmel verliehen, wähle dir eine: Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit, langes Leben. Aber besinne dich schnell, ehe ich dir entschwinde, denn das Glück weilt nirgend lange.“

Fortunat besann sich nicht lange, denn er dachte, daß der Reiche in der Welt alles haben könne; daher wählte er schnell: „So gib mir Reichtum.“

„Wohl, es sei!“ sprach die Jungfrau. „Nimm hier diesen Säckel und bewahre ihn wohl, denn so oft du auch hineingreifst, wirst du zehn Goldstücke der landesüblichen Münze, wo du dich gerade befindest, in der Hand haben. So lange du lebst, wird dir der Säckel diese Treue bewahren, und auch deinen Kindern wird er sie noch halten, dann aber versiegen. Doch merke dir den heutigen Tag, denn ich stelle die Bedingung, daß du in jedem Jahre an diesem Tage einer tugendhaften Jungfrau, die sich ihrer Armut wegen nicht verheiraten kann, durch eine reichliche Aussteuer dazu verhilfst.“

Als Fortunat diesen Glückssäckel in Händen hielt, vergaß er schier den Hunger und rief: „O Fortuna, wie danke ich dir! Aber sprich, was kann ich tun, um dir meinen Dank zu erweisen?“

Die Jungfrau erwiderte: „Es freut mich zu sehen, daß du ein dankbares Gemüt hast. Tue, wie ich dir gesagt habe, bleibe ehrlich und gottesfürchtig, das soll mein Dank sein.“

Fortunat gelobte, ihr in allen Stücken zu gehorchen, setzte jedoch noch hinzu: „Aber nun, holde Jungfrau, bitte ich dich, mir zu sagen, wie ich aus diesem Walde komme.“

Die Glücksgöttin hieß ihn, ihr zu folgen, und bald gelangten sie auf eine Straße, und Fortunat sah schon den Ausgang des Waldes; doch die Göttin war verschwunden.

Arm und doch reich.

Gleich am Ausgange des Waldes sah Fortunat ein Wirtshaus liegen und probierte die Kraft seines Säckels: er griff hinein und hatte zehn Goldkronen in der Hand. Da war er fröhlich und ließ sich auftischen, was der Wirt nur Gutes hatte, kaufte ihm auch noch einen Reiterharnisch ab, damit er desto eher wieder einen Herrn finden möchte. Dann schritt er fürbaß und kam in ein Städtlein, über dem auf einem Berge eine feste Burg ragte. Darin wohnte der Waldgraf, dem die Behütung des großen Waldes übertragen war.

Nachdem er einen Schoppen Wein getrunken hatte, fragte Fortunat, ob in dem Städtlein nicht ein gutes Pferd zu kaufen sei.

„O, ja wohl,“ antwortete der Wirt, „erst gestern ist ein Roßkamm mit fünfzehn Pferden hier angekommen, von denen unser Herr Graf die drei besten kaufen will. Dieser hat schon dreihundert Goldkronen dafür geboten, aber der Roßkamm will dreihundertundzwanzig haben; nur um diese zwanzig Goldkronen sind sie noch auseinander.“

„So führt mich zu dem Händler, daß ich seine Rosse besehe.“

„Er wird sie Euch schwerlich zeigen, das hat er sogar unserem Herrn Grafen schwer gemacht.“

„Er wird sie schon vorführen,“ sagte Fortunat hochmütig, „denn ich kann die Rosse wohl eher bezahlen, als euer Graf.“

Der Wirt sah den Mann in dem unscheinbaren Reiterharnisch geringschätzig lächelnd an, führte ihn aber doch zu dem Roßhändler, der in der Tat Schwierigkeiten machte, die schönen Tiere zu zeigen, denn er wollte damit auf die Hochzeit des Herzogs von Bretagne, wo er mit den Edelherren einen guten Handel zu machen gedachte. Der Wirt aber redete ihm zu, bis er's doch tat, und da fand Fortunat, daß die von dem Grafen gewählten drei Rosse die schönsten waren. Dann zählte er ohne zu handeln dreihundertundzwanzig Goldkronen auf, und der Händler verkaufte ihm die Rosse. Nun beauftragte Fortunat den Wirt, zwei Knechte für ihn zu werben, die ihn an den Hof des Herzogs begleiten sollten.

Inzwischen hatte der Waldgraf erfahren, daß ein Fremder ihm die drei schönen Rosse weggekauft habe. Er dachte nicht anders, als das sei ein vornehmer Edelmann und ließ bei dem Wirt anfragen. Als er von diesem aber hörte, daß der Fremde ein ganz einfacher Geselle in einem Reiterharnisch, auch zu Fuß gekommen wäre, schickte er seine Knechte aus, denselben zu fangen und in die Burg zu bringen. Hier ließ er ihn in das Burgverließ werfen.

„Ohne Zweifel,“ sagte der Waldgraf, „hat der Bursche das Geld gestohlen oder wohl gar im Walde einen Reisenden ermordet.“ Zugleich legte er auch Beschlag auf die drei schönen Rosse, die ihm bei der ganzen Angelegenheit die Hauptsache waren.

Erst nach einigen Stunden ließ er sich den Gefangenen vorführen und schnaubte ihn an: „Wo und woher bist du?“

„Ich bin ein Reisender, wie Ihr seht,“ antwortete Fortunat einfach, „bin auf der fernen Insel Cypern daheim, wo mein Vater als armer Edelmann lebt.“

Erfreut, zu hören, daß der junge Mann aus so weiter Ferne gekommen sei und sich gewiß kein Mensch um ihn kümmern würde, so daß er selber mit ihm nach Willkür verfahren könne, sprach er grimmig: „Wie bist du zu dem Gelde gekommen, womit du die Rosse bezahlt hast?“

Fortunat trotzte auf sein gutes Recht und antwortete: „Das ist meine Sache, danach zu fragen hat niemand ein Recht; wer mich einer unrechten Handlung zeihen kann, der möge hertreten, und ich werde ihm Rede stehen.“

„Ei sieh, Bursche, auch noch trotzig,“ höhnte der Graf, „na warte, ich will dich schon zahm werden sehen. Nehmt ihn,“ wendete er sich an seine Knechte, „und führt ihn in die Folterkammer; da werden wir bald erfahren, auf welche Weise ein solcher Lump zu dem Gelde gekommen ist.“

Fortunat erschrak heftig, daß er gefoltert werden sollte, wovon er ja schon so viel Schreckliches gehört hatte. Und als ihn nun die Knechte auf eine Bank banden und seine Glieder mit ungeheuren Gewichten beschwerten, schrie er laut auf:

„Um Gottes willen haltet ein! Ich will ja gern alles gestehen, was man von mir verlangt.“

Die Knechte hielten inne, und der Graf gab ihnen einen Wink, den Gefangenen wieder vorzuführen.

„Siehst du, mein Bursche,“ sagte er, „wir haben schon Mittel, so verstockte und trotzige Gesellen zu bändigen. So sprich, was hast du zu sagen?“

Trotz alledem hatte sich Fortunat vorgenommen, das Geheimnis seines Glückssäckels nicht preiszugeben und wenn er darüber sollte sterben müssen. Er erzählte daher dem Grafen, daß er in dem großen Walde unter einem Baume geruht und daselbst einen Beutel mit sechshundertundzehn Goldkronen gefunden habe. Das Geld habe er zu sich gesteckt und den Beutel in einen Bach geworfen, der ihn davongeführt habe.

„So hast du mich also um mein Eigentum betrügen wollen,“ wütete der Graf, „denn was in dem Walde gefunden wird, gehört mir, wie du weißt.“

„Woher sollte ich das wissen, der ich hier doch ganz fremd bin?“ sagte Fortunat einfach. „Habet Barmherzigkeit mit mir, edler Herr, so will ich alle Tage Gott für Euch bitten.“

Sei es nun, daß der Waldgraf einsah, ein Fremder könne das wirklich nicht wissen, oder sei es, daß er fürchtete, seine Ungerechtigkeit möchte bekannt werden und ihm am Hofe des Herzogs, wohin er doch zur Hochzeit zu reisen gedachte, großen Schaden bringen — genug, sein Zorn legte sich, er nahm dem armen Teufel, für den er Fortunat nun hielt, nur das Geld und die Rosse und ließ ihn, nachdem er hatte schwören müssen, sein Gebiet nie wieder zu betreten, aus der Stadt führen.

So hatte die hochmütige Art, seinen Reichtum zu zeigen, Fortunat in große Gefahr gebracht, aber den Glückssäckel hatte er gerettet und nahm sich vor, künftighin vorsichtiger zu sein. Der Graf hatte ihm, da er meinte, daß der arme Tropf von Gelde nun ganz entblößt sei, noch ein kleines Zehrgeld zustellen lassen. Davon lebte Fortunat mehrere Tage, denn seinen Säckel wollte er vorläufig nicht in Anspruch nehmen, aus Furcht, daß er damit wieder Unglück haben könnte. Und so kam er glücklich bis nach der Stadt Andegavis, die am Meere liegt und wo der Herzog der Bretagne Hof hielt und seine Braut, eine Königstochter, erwartete.

Fortunat kehrte in einer ganz bescheidenen Herberge ein und ging umher, um die festlichen Vorbereitungen anzusehen. Da er hier viel von den großartigen Turnieren sprechen hörte und auch schon viele Edelleute und Fürstlichkeiten in der Stadt anwesend fand, mit deren Wesen und Auftreten er von dem Hofe des Grafen von Flandern her wohlvertraut war, so erwachte doch die Lust in ihm, die Festlichkeiten nicht nur zu sehen, sondern auch mitzumachen.

Heimlich nahm er daher zu dem Glückssäckel seine Zuflucht, suchte einen Roßtäuscher auf, kaufte von ihm zwei der schönsten Rosse und ließ sie vollständig und aufs beste ausrüsten, wie es nur vornehme Herren vermögen. Dann ersuchte er den Händler, ihm einen Knecht zu schaffen, der mit so edlen Rossen gut umzugehen verstände, und der Roßkamm bewog einen von seinen eigenen Leuten, in den Dienst dieses Fremden zu treten, denn die große Summe, welche Fortunat für die Rosse und deren Ausrüstung gezahlt, ohne zu feilschen, machte es ihm zur Gewißheit, daß er es in dem schlichten Manne in dem Reiterharnisch doch mit einem vornehmen Edlen zu tun habe. Fortunat nahm also den Knecht in seinen Dienst, ging hin und ließ ihn vom Kopf bis zu den Füßen prächtig ausstatten, wie er auch für sich selbst vornehme Kleider erstand und anlegte. Dann begab er sich

mit dem Knecht zu dem Roßkamm zurück und ritt aus der Stadt hinaus, kehrte aber durch ein anderes Tor, als ob er eben erst als Fremder ankäme, wieder zurück und quartierte sich in dem vornehmsten Gasthofe ein.

Hier fand er viele Edelleute vor, die ihn natürlich als ihresgleichen ansahen und ihn bald sogar besonders auszeichneten, da er vor ihnen seinen Reichtum ja nicht zu verbergen brauchte und einen größeren Aufwand zu machen imstande war, als einer von ihnen. Auch an den Turnieren beteiligte er sich, und überall machte er großes Aufsehen, nicht nur durch die Pracht, mit der er auftrat, sondern mehr noch durch seine unbegrenzte Freigebigkeit. Letzteres trat besonders bei der gemeinsamen Tafel hervor. Da kamen täglich Sänger, Spielleute und manch anderes fahrendes Volk, die ihre Künste zum besten gaben und von den Herren dafür mit einer kleinen Spende begabt zu werden erwarteten, und Fortunat gab stets am reichlichsten.

Eines Tages trat auch ein schon bejahrter Edelmann an den Tisch und klagte den Herren seine Not. Sein Haar fing schon an ins Graue zu spielen. „Ich bin,“ sagte er, „aus Hibernien, bin sieben Jahre in der Welt umhergezogen und habe aller Herren Länder in der Christenheit kennen gelernt. Nun ich aber auf der Heimreise bin, ist mir mein Geld gänzlich ausgegangen, und ich möchte die Herren bitten, mir eine Beisteuer zu gewähren, damit ich meine Reise fortsetzen kann.“ Der Alte wußte von den Reisen, die er gemacht haben wollte, von den Ländern, die er durchstreift hatte, und den Völkern darin so trefflich zu erzählen, daß alle mit Lust zuhörten; und danach flossen dann auch die Spenden reichlich. Um so lieber gab jeder, als der Mann ein grundehrliches Gesicht hatte und einfach und treuherzig sprach, so daß niemand an der Wahrheit der Abenteuer, die er erlebt hatte oder doch erlebt haben wollte, zweifelte.

Auf keinen machten die Reden des Mannes einen lebendigeren Eindruck, als auf Fortunat. Könntest du doch auch die Welt sehen, dachte er, Länder und Menschen kennen lernen und Abenteuer erleben. Das müßte einmal eine Lust sein! Aber warum sollte ich das nicht können? Dieser Mann ist nur sieben Jahre umhergestreift und hat doch schon ergrauendes Haar, war also schon bei Jahren, als er zu reisen begann; ich aber bin jung, gesund und rüstig. Und wenn ich nun gar einen solchen erfahrenen Gefährten bei mir hätte, so wäre endlich gar nichts zu besorgen. Daß mir, wie diesem Manne, das Geld ausgehen könnte und ich fremde Leute um eine Beisteuer angehen müßte, brauche ich ja nicht zu befürchten. Wahrhaftig, ich tu's und gehe auf Reisen.

So dachte Fortunat, und es brannte ihm auf dem Herzen. Er nahm den alten Edelmann beiseit und bat ihn, daß er zu ihm auf seine Kammer kommen möchte, da er mit ihm besonders zu reden habe. Der Mann kam, und Fortunat eröffnete ihm seinen Herzenswunsch, Reisen zu machen, wie er es getan hätte. Dazu möchte er ihn gewinnen, nicht als Diener, sondern als Führer und Begleiter; ein eigenes Pferd und einen Knecht zu seiner eigenen Bedienung solle er auch haben, sowie es ihm auch niemals an dem nötigen Gelde, das er für sich brauche, fehlen solle.

So verlockend dieser Antrag war, so ging der Mann, der sich Leopold nannte, doch nicht sogleich darauf ein, sondern er sprach: „Herr, Ihr ehrt mich sehr, daß Ihr mich für ein so großes Unternehmen zu Eurem Begleiter haben wollt. Dennoch kann ich nicht darauf eingehen. Ich habe daheim in Hibernien Weib und Kinder, die ich so viele Jahre nicht gesehen habe, und die Liebe zu ihnen läßt mich wünschen, nun zu ihnen zurückzukehren.“

„Das finde ich natürlich,“ stimmte Fortunat zu, „dennoch läßt sich aber unser beider Wille recht wohl vereinigen. Versprichst du mir, mich auf meinen Reisen zu begleiten und mir mit deiner Erfahrung beizustehen, so gehe ich mit dir auch in deine Heimat, und dein Weib und deine Kinder sollen so reichlich von mir bedacht werden, daß sie ihr Lebtag genug haben. Endlich werde ich auch für dich reichlich sorgen, wenn ich einmal Verlangen danach tragen sollte, nach meiner fernen Heimat, der Insel Cypern, zurückzukehren.“

Da ging es wie ein freudiger Schimmer über des Edelmannes Gesicht, doch hatte er noch ein Bedenken. „Junger Herr,“ sagte er, „Ihr versprechet viel, und ich möchte Euch wohl zu Willen sein, wenn Ihr Euer Versprechen halten könntet. Aber reisen in der Art, wie Ihr es vorhabt, kostet sehr viel Geld.

„Darum sorge dich nicht,“ bemerkte Fortunat leichthin; „du magst wissen, daß ich in jedem Lande, wo wir auch sein mögen, stets so viel Geld auftreiben kann, daß wir vollauf zu leben haben.“

Da war's Leopold zufrieden, und Fortunat gab ihm einen Beutel mit zweihundert Kronen und sprach: „Nimm und spare nicht. Kaufe ein paar Pferde, so gut du sie findest, dinge dir auch einen Knecht, wie er dir ansteht. Wenn das Geld nicht reicht, so sollst du mehr haben.“

Da wurde Leopold vergnügt, rüstete sich aufs beste aus, und auch Fortunat kaufte für sich noch vielerlei, daß er überall als ein vornehmer Herr erscheinen konnte. Doch nahm er nur zwei Knechte und einen Knaben in Dienst, so daß sie für die Reise zusammen sechs Personen waren.

Der spitzbübische Wirt.

Fortunat besprach sich mit seinem Begleiter Leopold, ob sie nicht, bevor sie in dessen Heimat reisten, erst noch das Deutsche Reich durchziehen wollten. Leopold war damit einverstanden, und so ritten sie aus Frankreich zuerst über den Rhein in das heilige römische Reich deutscher Nation, das sie nach allen Richtungen durchzogen. Sie besuchten die Höfe der Fürsten, die großen Städte, sahen die Berge und Täler und gelangten endlich, als sie genug gesehen hatten, über Köln nach Flandern an das Meer. Hier schifften sie sich ein und kamen nach London, wo Fortunat so Böses erlebt hatte; deshalb hielten sie sich hier auch nicht weiter auf, als nötig war, sondern ritten unverweilt nach Edinburg.

Von hier ist es nur noch sechs Tagereisen nach Hibernien zu der Stadt Valdric, wo Leopold daheim war. Nun erinnerte er Fortunat auch an sein Versprechen, mit ihm seine Heimat zu besuchen, und Fortunat kam seinem Wunsche nun auch gern nach. Leopold fand die Seinen nach so langer Zeit frisch und gesund, zwei seiner Kinder bereits verheiratet, und es war bei allen unsägliche Freude, den schon totgeglaubten Vater wiederzusehen und obenein in so guten Verhältnissen. Um ihnen diese noch besser zu beweisen, gab ihm Fortunat Geld und hieß ihn ein großes Gastmahl bereiten, zu dem er seine ganze Verwandtschaft und Freundschaft einladen und dabei nichts sparen solle. Das ergab ein Freudenfest, wie man es in Valdric seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Aber auch weiterhin hielt Fortunat sein Versprechen, denn er hatte seinen treuen, ehrlichen Führer liebgewonnen, und hinterließ bei ihrer endlichen Abreise Leopolds Angehörigen namhafte Summen Geldes, die sie auf Jahre hinaus vor jedem Mangel schützen konnten.

Nun ging die Reise weiter. Man fuhr über das Meer nach der Stadt Calais in Frankreich, ritt gen Paris und von da durch ganz Frankreich, segelte wieder über das Meer nach Neapel, kam nach

Rom und endlich nach Venedig. Hier hörten die Reisenden fast von nichts anderem sprechen als von den großen Festlichkeiten, welche demnächst in Konstantinopel stattfinden sollten. Dies war die Hauptstadt des griechischen Kaisertums, denn die ungläubigen Türken waren damals noch nicht in Europa, und der alte Kaiser wollte, der Regierung müde, diese seinem Sohne übergeben und denselben feierlich krönen lassen.

Für die großartigen Festlichkeiten, welche mit diesem Ereignis verbunden waren, hatten die Venetianer, damals ein mächtiges Volk zur See, eigens eine Galeere ausgerüstet, um dem Kaiser die Geschenke der reichen Stadt zu überbringen. Fortunat, welcher diesen Festen gern beiwohnen wollte, gelang es, auf diesem Schiff Plätze für sich und seine Gefährten zu erhalten. In Konstantinopel aber mußte er sich von den Venetianern trennen, denn diese erhielten zwar vom Hofe ein eigenes Haus angewiesen, wollten aber keine Fremden unter sich haben, und so mußte Fortunat sehen, wo er mit seinen Begleitern unterkomme. Es gelang ihm erst nach vieler Mühe, doch war er, wie sich bald zeigte, gar übel angekommen.

Der Wirt nämlich war ein arger Spitzbube, und da er sah, daß diese Gäste viel Geld ausgaben, so vermutete er bei ihnen große Reichtümer. Fortunat verschloß zwar bei jedem Ausgange die Räume sorgfältig, aber der Wirt wußte durch ein loses Brett in der Wand, das sich beiseite schieben ließ, dennoch hinein zu kommen und durchsuchte während ihrer Abwesenheit alle Sachen der Reisenden. Da fand er zwar kein Geld, wurde aber um so gieriger, als Fortunat ihn am andern Tage fragte, ob er nicht einen redlichen armen Mann wüßte, der seine Tochter nicht zur Hochzeit auszusteuern vermöchte, damit er denselben reichlich mit Geld versehen könnte. Gewiß wußte der Wirt einen solchen Mann, dachte aber: wenn der Gast so verschwenderisch sein kann, so muß er große Reichtümer besitzen, die er und seine Begleiter gewißlich an ihrem Leibe tragen. Er beschloß also, des Nachts, wenn alle fest schliefen, einen Versuch zu machen.

Er schlich in tiefer Nacht durch die Öffnung in der Wand in das Zimmer und untersuchte die Kleider der fest schlafenden Männer. Bei den Dienern fand er nichts, bei Leopold aber einen wohlgefüllten Beutel, den er abschnitt. Auch in dem Wamms des Herrn fand er den Glückssäckel eingenäht; den schnitt er auch ab, als er aber fühlte, daß er leer sei, warf er ihn verächtlich unter das Bett, mußte sich also mit der Beute, die er bei Leopold gemacht, die sich, wie er nachher sah, immerhin auf fünfzig Goldstücke belief, begnügen. Ehe er wieder hinausschlich, öffnete er aber ein Fenster, um den Schein zu erwecken, als ob in der Nacht Diebe eingestiegen seien.

Man kann sich die Verwirrung denken, als der Diebstahl am Morgen entdeckt wurde, denn mit Recht war Fortunat völlig verzweifelt; was sollte er beginnen, wenn der Glückssäckel unwiderbringlich verloren war? Leopold war zuerst erwacht, sah gleich nach seinem Geldbeutel, und da er ihn abgeschnitten fand, sprang er aus dem Bett und lief sogleich zu Fortunat, der in einer besonderen Kammer schlief; dann weckte er die Knechte und schalt sie aus, daß sie das Fenster offen gelassen hätten und Diebe eingestiegen seien. Hoch und teuer versicherten sie, daß sie das Fenster geschlossen hätten, aber ein lauter Schrei aus Fortunats Kammer schnitt ihren Wortwechsel ab, und als sie hinzuliefen, fanden sie ihren Herrn ohne Besinnung. Es kostete Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Die Unruhe in den Kammern der Fremden hatte auch den Wirt herbeigelockt, und es begann ein allgemeines Suchen

nach Fortunats Säckel, wobei sich niemand eifriger zeigte, als der Wirt selber, der unter fortwährendem Schelten auf die Unachtsamkeit der Knechte nur immer den gefährdeten Ruf seines Gasthauses beklagte. Als er Fortunat so bleich sah, fragte er: „Ist es denn so viel, was ihr verloren habt?“

Leopold antwortete für ihn: „Mir sind fünfzig Goldstücke gestohlen.“

„Und um solche Lumperei macht ihr solch ein Aufhebens?“ sagte da der Wirt geringschätzig und fügte hinzu: „Gestern war der Herr doch noch bereit, ein armes Mädchen mit einem großartigen Hochzeitsgut zu beschenken. Rechnet doch euern Verlust auf dies Geschenk und schenket um so viel weniger.“

„Ach, es ist mir nicht um das Geld,“ sagte Fortunat niedergedrückt, „aber in dem Beutel steckte ein kleiner Zettel mit einer Anweisung auf eine sehr bedeutende Summe, die dem Diebe aber gar nichts nützen kann, da das Geld nur an mich persönlich gezahlt wird.“

Der Wirt hatte begierig die Ohren gespitzt, als er von einer Anweisung auf eine bedeutende Summe hörte, denn er hatte den aus Fortunats Wams geschnittenen Beutel im Finstern natürlich gar nicht untersucht, sondern nur gefühlt, daß er leer sei und ihn deshalb achtlos unter das Bett geworfen. Als er nun aber weiter hörte, daß auf Grund dieses Zettelchens der Fremde nur persönlich die Summe einlösen könnte, wurde er andern Sinnes und er sagte zu sich selber: „Nun, mag er nur das viele Geld einlösen, das dann ganz sicher in meine Hände fallen soll.“

Nun tat er, als ob er nur um so eifriger suche und zog heimlich den weggeworfenen Beutel unter dem Bett hervor und gab ihn Fortunat, der ihn mit einem Freudenschrei empfing und sogleich befahl, das Suchen einzustellen, da es nun keinen Zweck mehr habe. Durch einen heimlichen Griff in den Säckel überzeugte er sich, daß derselbe durch das Abschneiden seine Kraft nicht verloren habe, und ehe der Wirt die Kammer verließ, erinnerte er ihn daran, daß er ihn heute zu einem armen, ehrlichen Mann habe führen wollen, dessen Tochter er reichlich auszustatten beabsichtige, denn heute war der Jahrestag, daß er den Glückssäckel erhalten hatte.

Nach diesem großen Schrecken begab sich Fortunat auf den Markt, kaufte fünf feste lederne Beutel und ging dann nach der Herberge zurück. Er schloß sich in seine Kammer ein und entnahm dem Glückssäckel eine große Summe Geldes. Dann tat er hundert Goldstücke in einen der Beutel für Leopold, wovon dieser die nötigen Ausgaben bestreiten sollte, mit der Weisung, nicht unnötig zu sparen. Jeder der drei Diener erhielt einen Beutel mit zehn Goldstücken, und vierhundert tat er in den fünften Beutel.

Nachdem dies geschehen, begab sich Fortunat zu dem Wirt, welcher ihn zu einem Schreiner führte, der in großer Armut lebte und seine Tochter, die den Sohn des Nachbarn liebte, nicht ausstatten konnte, so daß die jungen Leute an eine Verheiratung nicht denken konnten. Als sich Fortunat von der Redlichkeit der armen Leute überzeugt hatte, ließ er den Nachbarssohn rufen, sah, wie lieb er auch die Tochter des Schreiners hatte, und schüttete nun vierhundert Goldstücke als das Heiratsgut des Paares auf den Tisch. Es wurde sogleich ein Priester geholt, der die jungen Leute zusammengab und ihre Ehe einsegnete, und Fortunat gab dem Vater des Mädchens noch zehn Goldstücke zur Bereitung eines guten Hochzeitsmahles. Alle küßten ihm die Hände und priesen Gott, daß er ihnen diesen unbekannten Wohltäter gesandt hätte, der ihnen wie ein

Engel erschienen war. So erfüllte Fortunat das Gebot der Glücksgöttin Fortuna.

Förmlich entrüstet in seinem Herzen war aber der Wirt über diese unglaubliche Verschwendung eines unerschöpflich scheinenden Reichtums, wie er es nannte. Er nahm sich vor, noch einmal während der Nacht eine gründliche Untersuchung anzustellen, obwohl er wußte, daß die Fremden während des Schlafes nun eine Kerze brennen ließen. Als die Männer ausgegangen waren, schlich er durch sein Schlupfloch in ihre Kammer, bohrte ein Loch in die auf dem Leuchter stehende Kerze bis auf den Docht, goß Wasser hinein und verklebte das Loch wieder sorgfältig mit Wachs, so daß die Kerze, wenn sie bis dahin niedergebrannt war, unbedingt verlöschen mußte. Das geschah denn auch wirklich, und in der Finsternis schlich er sich wieder hinein und begann, da er sich die Schlafstätten gut gemerkt hatte, bei Leopold leise hin und her zu tasten. Dieser aber erwachte sofort, ergriff sein Schwert, welches er seit jenem Diebstahl immer bereit liegen hatte, und hieb zu. Lautlos brach der Wirt zusammen, Leopold aber sprang auf, weckte die andern, und sie besetzten Türen und Fenster, daß ihnen der Dieb nicht entwische. Als sie aber mit Mühe die Kerze wieder zum Brennen gebracht hatten, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß es niemand anders war, als der Wirt, und der war tot.

Keiner war erschrockener als Fortunat, denn das konnte als Mord ausgelegt werden und ihnen das Leben kosten. Nur Leopold verlor den Kopf nicht. Er hatte in seinem bewegten Leben so viele Gefahren bestanden, daß er auch hier begriff, wie sogleich gehandelt werden müsse. Er ließ das Licht auslöschen und empfahl den andern, sich ganz still zu verhalten. Dann nahm er die Leiche des Wirtes auf den Rücken und schlich damit hinunter in den Hof hinter die Stallgebäude, wo sich ein alter, nicht mehr gebrauchter tiefer Ziehbrunnen befand. Hier warf er den Toten hinein. Dann kehrte er zurück und sagte: „Der Bösewicht ist untergebracht, wo ihn sobald niemand finden wird. Daß er ausgegangen ist, um uns zu bestehlen, hat er gewiß niemand gesagt, also kann uns auch niemand in Verdacht haben. Ihr Knechte geht jetzt hinunter zu den Rossen, putzt sie und rüstet sie zur Reise. Dabei singt und tut fröhlich und guter Dinge. Sobald der Morgen graut, reiten wir soweit uns die Rosse tragen.“

So geschah es, und je schlimmer ihnen zu Mute war, desto fröhlicher stellten sie sich, und als alles zur Abreise fertig war, versammelte Fortunat noch das ganze Hausgesinde, ließ den Wirt, mit dem er gestern erst abgerechnet hatte, grüßen und beschenkte jeden einzelnen reichlich. Mit dem Versprechen, wenn sie nach einigen Wochen wieder nach Konstantinopel kämen, auch wieder in diesem Gasthause einzukehren, bestiegen die Reisenden ihre Pferde und ritten zur Stadt hinaus.

Heimkehr und Brautschau.

Ungefährdet gelangten die Flüchtlinge an die Grenze, bis wohin damals die Türken schon vorgedrungen waren, und durchzogen nun das Gebiet des türkischen Sultans. Zu seinem Schmerze sah Fortunat hier viele Christen als Sklaven in zum Teil harter Gefangenschaft. Er hätte sie gern losgekauft, aber er hütete sich, seinen Reichtum sehen zu lassen und beeilte sich, das Gebiet des Sultans wieder zu verlassen. Dann reiste er mit seinen Begleitern durch die Wallachei, Ungarn, Polen, auch noch nach Dänemark, Schweden und Norwegen, und kam endlich durch Deutschland zurück nach Venedig. Hier war großer Reichtum nicht auffällig, und so kaufte er nach Herzenslust die seltensten

Kostbarkeiten, daß bald alle Welt von dem reichen, überaus freigebigen Fremden redete, der so von hoch und niedrig in Ehren gehalten wurde.

Fortunat hatte nun so ziemlich alle Christenländer gesehen. Er war nun fünfzehn Jahre von seiner Heimat entfernt und den größten Teil dieser Zeit ununterbrochen auf Reisen gewesen, kein Wunder also, daß er sich reisemüde fühlte. Nun ergriff ihn eine Sehnsucht nach der Heimat. Er kaufte also auch noch vielerlei Gewänder, Möbel, Hausgeräte, mietete eine eigene Galeere und ließ alles auf das Schiff bringen. Dann segelte er ab und sah bald die Insel Cypern und seine Vaterstadt Famagusta vor sich. Er landete, und sein erster Gang war nach dem Hause seiner Eltern. Hier mußte er aber leider zu seinem Schmerz erfahren, daß beide schon tot seien und das Haus in andere Hände übergegangen war. Da mietete er denn ein großes Haus am Marktplatze, wohin er alle Sachen aus dem Schiffe schaffen ließ.

Bald verbreitete sich die Nachricht in Famagusta, daß Fortunat zurückgekehrt sei als reicher Mann, und da kamen die alten Freunde von allen Seiten, ihn zu begrüßen, viele auch, von denen er sich nicht entsinnen konnte, sie jemals gekannt zu haben. Er nahm sie aber trotzdem mit gleicher Freundlichkeit auf. Dann ließ er bekannt machen, daß alle diejenigen, welche noch Forderungen an seinen verstorbenen Vater haben sollten und dieselben beweisen könnten, zu ihm kommen möchten, um das Geld nebst den Zinsen zu erhalten. Nun wurde er in der ganzen Stadt hochgepriesen. Wie staunte man aber erst, als er das väterliche Haus samt den Nachbarhäusern kaufte und dort einen Palast aufführen ließ, welcher den des Königs weit hinter sich zurückließ.

Als der Bau vollendet war, spach Fortunat zu seinem Freunde Leopold: „Nun laß uns hier ein ruhiges und ehrbares Leben führen, Leopold, damit wir nach den Beschwerden der jahrelangen Reisen in unserem Alter der Ruhe aufs beste genießen.“ Das war der alte Ritter zufrieden und Fortunat beschloß nun, sich zu verheiraten und für immer seßhaft zu bleiben, ein Vorsatz, zu dem ihm selbst der König behilflich zur Seite trat. Das wurde auch in Famagusta bekannt, und manches schöne Kind wurde nun, was sonst nie geschehen wäre, gar herrlich ausgestattet, in der Hoffnung, die Herrin dieses ungeheuren Reichtums zu werden.

Alle diese Hoffnungen waren nichtig, denn der König hatte schon für ihn gewählt, und zwar eine der drei Töchter eines wenig begüterten Edelmannes, der aber viel am Hofe galt. Graf Nimian schüttelte auf den Vorschlag des Königs zunächst den Kopf und sagte: „Gnädiger Herr und König, könnt Ihr mir raten, ihm die Hand einer meiner Töchter zu geben, wenn er darum anhält? Wir wissen doch nichts von ihm, als daß er der Sohn eines verarmten Edelmannes ist, und niemand weiß, wie er seinen Reichtum erworben hat. Wohl hat der Mann einen prachtvollen Palast und daneben sogar eine Kirche gebaut, hat köstlichen Hausrat und herrliche Gewänder; das alles bringt ihm aber nichts ein und trägt keine Zinsen, und man weiß, daß bar Geld leicht zu Ende geht. Land und Leute jedoch besitzt der Mann nicht.“

„Alles wahr, lieber Graf,“ erwiderte der König, „aber ich weiß von Augenzeugen, daß Fortunat auch so viel Kleinodien besitzt, daß er dafür jede Grafschaft kaufen könnte. Er hat lange und weite Reisen gemacht und viele Erfahrungen gesammelt, also wird er sicher auch wissen, mit welchen Mitteln er sein Leben fortführen kann. Ich gönne ihm wahrlich die edelste Gemahlin und möchte nicht,

daß eine andere die Herrin dieser Schätze wird.“

Auf diese Rede erklärte sich der Graf bereit, den Wunsch des Königs zu erfüllen, und dieser übernahm es, mit seiner Gemahlin die Sache zu ordnen, auch für das Heiratsgut des jungen Mädchens Sorge zu tragen. Auch der Gräfin erschien Fortunat doch von gar niedriger Herkunft, aber auch sie fügte sich dem Wunsche des Königs und sandte ihre drei Töchter, wie es die Königin gewünscht hatte, an den Hof, gab ihnen auch Diener und Dienerinnen mit. Sie wurden von der Fürstin sehr liebevoll empfangen.

Der König seinerseits ließ Fortunat kommen und eröffnete ihm, daß er mit Vergnügen gehört, wie er sich zu verheiraten gedenke, woraus er schließe, daß er sich in Famagusta häuslich niederlassen wolle. „Da ich nun fürchte,“ fuhr er fort, „daß du etwa eine Jungfrau wählen möchtest, die mir nicht würdig erschiene, die Gattin eines der reichsten und würdigsten Männer meines Königreiches zu werden, so laß dir meinen Rat gefallen: ich will dir eine Frau suchen, welche dir zum Wohlgefallen und deinen Nachkommen zur Ehre gereichen soll.“

Fortunat zeigte sich für die Huld des Königs dankbar, war damit einverstanden, und der König stellte es ihm frei, ob er die drei Jungfrauen, welche er ihm zur Wahl vorstellen wolle, zugleich oder jede einzeln sehen möchte.

„Wenn Ihr mir die Wahl lassen wolltet, gnädigster Herr,“ entgegnete Fortunat, „so bitte ich, die drei Jungfrauen beisammenstehend schauen zu dürfen, und eine jede auch reden zu hören.“

Nun bestimmte der König eine Stunde, in welcher die Vorstellung stattfinden sollte, und Fortunat bat um die Erlaubnis, seinen Freund Leopold, einen alten Edelmann von großer Erfahrung, der seit vielen Jahren sein steter Begleiter gewesen sei, mitbringen zu dürfen. Das bewilligte der König gern, und die beiden stellten sich pünktlich in dem königlichen Palast ein. Der König ließ seine Gemahlin ersuchen, sich mit ihren Frauen und Jungfrauen bereitzuhalten, ihn und zwei Gäste, die er mitbringen würde, zu empfangen. Die Königin, welche seine Absicht kannte, ließ ihm sagen, daß sie zu jeder Zeit dazu bereit wäre.

Nun führte der König die beiden Herren in die Gemächer seiner Gemahlin. Diese und alle sie umgebenden Damen erhoben sich von ihren Plätzen und empfingen den hohen Herrn und seine Gäste mit aller Ehrerbietung. Der König setzte sich, Fortunat trat ihm zur Seite, und Leopold stellte sich hinter beide.

Nun sagte der König zu seiner Gemahlin: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marsepia und Kassandra vor.“ Da traten die drei Schwestern aus dem Kreise der Damen hervor, neigten sich dreimal vor dem Könige und knieten dann vor ihm nieder, wobei man ihre edlen Sitten sehr wohl erkennen konnte.

Der König befahl ihnen, aufzustehen und sagte nun zu der ältesten: „Gemiana, du sollst mir sagen, wo du am liebsten bist: bei der Königin, meiner Gemahlin, oder bei deinem Herrn Vater oder bei deiner Frau Mutter?“

Nach kurzem Überlegen antwortete die Jungfrau: „Mein königlicher Herr! Es geziemt mir nicht, den Ort zu wählen, wo ich gern sein möchte, sondern ich habe darin stets dem Willen Eurer Majestät oder meines Vaters zu gehorchen, dem ich stets gern und willig folgen werde.“

Danach wendete sich der König an die zweite Jungfrau mit der Frage: „Sage mir, Marsepia, wen du mehr liebst, den Grafen, deinen Vater, oder die Gräfin, deine Mutter?“

Sie antwortete: „Gnädiger Herr und König! Ich liebe beide gleich und von

ganzem Herzen, und wenn der Fall eintreten sollte, daß ich eins mehr liebte, als das andere, so möchte ich nicht, daß ich es wüßte oder empfände oder gar ausspräche, denn beide haben mir gleich viel Liebe erwiesen."

Zuletzt wendete sich der König an die jüngste der drei Schwestern und sprach: „Kassandra, nimm an, es wäre hier bei Hofe ein Fest mit Spiel und Tanz und ein stattlicher Ritter forderte dich auf zum Tanz und deine Mutter erlaubte es dir, dein Vater aber nicht, was würdest du tun?"

„Gnädigster Herr und König," antwortete Kassandra, „ich bin noch jung, fast noch ein Kind, und weiß darauf keine schickliche Antwort, denn der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Ich wüßte wahrlich nicht zu wählen, denn was ich auch wählte, so würde ich damit doch eins von meinen lieben Eltern betrüben, und das sei ferne von mir.

Der König schüttelte den Kopf und sagte: „Aber denke doch, mein Kind, du würdest doch dem Ritter eine Antwort geben müssen; was würdest du denn zu ihm sagen?"

„Ich würde ihn bitten, ein Jahr auf meine Antwort zu warten, damit ich bei weisen Leuten um Rat fragen könnte, danach würde ich mich entscheiden."

Sehr befriedigt nickte der König, entließ die drei Jungfrauen zu ihren Gefährtinnen und verabschiedete sich auch bei den Hofdamen und der Königin, samt den beiden Herren, die ihn wieder nach seinen Gemächern zurückbegleiteten. Hier wollte nun der König von Fortunat wissen, welche von den drei Jungfrauen ihm am besten gefallen habe, da er sie ja gesehen und auch sprechen gehört habe.

Fortunat aber antwortete: „Gnädigster Herr und König! Die Jungfrauen gefallen mir alle drei so gleich gut, daß ich wahrlich nicht weiß, welche ich wählen sollte, daß sie meine Gattin würde. Wollt Ihr mir aber ferner noch gnädig sein, so gönnt mir bis morgen Bedenkzeit, während welcher Zeit ich mich mit meinem alten erprobten Freunde beraten will.

„Gut," sagte der König, „diese Bitte gewähre ich gern; ich finde es löblich, daß man bei einer für das ganze Leben so wichtigen Frage alle Umstände sorgfältig erwägt, damit nicht hintennach die Reue kommt. So geht denn und beratet euch, und kommt morgen wieder, mir eure Entschließung mitzuteilen. Ihr seid mir dann zu jeder Stunde willkommen."

So entließ der König die beiden Freunde in der huldvollsten Weise.

Im eigenen Heim.

Die Beratung der beiden Freunde war nicht von kurzer Dauer; handelte es sich doch für Fortunat um eine der wichtigsten Lebensfragen.

Nachdem sie im allgemeinen lange über die Notwendigkeit der Gründung eines eigenen Heims gesprochen hatten und darin auch übereinstimmten, sagte Fortunat: „Du hast die drei Jungfrauen ja auch gesehen und gehört, wie ich selbst, du bist aber alt und soviel erfahrener als ich; nun rate mir als treuer Freund, welche ich wählen soll, rate mir so ehrlich, als ob es dich selbst anginge."

„Herr," antwortete Leopold ernst, „wie und was soll ich Euch raten; in solcher Sache ist guter Rat schwer. Leicht könnte Euch mein Rat mißfallen, denn der Geschmack ist verschieden. Ihr habt hier aber nicht meinem Geschmack zu folgen, sondern nur dem Euren, denn nicht ich, sondern Ihr allein habt in der Folge die Last zu tragen, wenn Ihr eine schlechte Wahl treffen solltet."

„Du hast wohl recht," entgegnete Fortunat, „dennoch sollst du mir raten, denn bei der Wahl einer Gattin soll nicht nur das Herz, sondern auch der Verstand sprechen. Du siehst in dieser Sache, da sie dich nicht betrifft, so viel ruhiger als ich und kennst überdies Welt und Menschen so gut, daß du recht wohl von der Schale auf den Kern ruhig schließen kannst."

Leopold weigerte sich jedoch hartnäckig, den Wunsch des Freundes zu erfüllen, und begegnete allen seinen Gründen mit gewichtigen Gegengründen, bis sie endlich, da sie nicht übereinkommen konnten, den Ausweg fanden: es solle jeder, ungesehen von dem andern, den Namen derjenigen mit Kreide aufschreiben, für die er sich stillschweigend entschieden habe. Das geschah, und als sie dann die geschriebenen Namen verglichen, fand sich, daß jeder denselben Namen aufgeschrieben hatte: Kassandra. Das war die jüngste der drei Schwestern, die also auf beide Männer denselben günstigen Eindruck gemacht hatte.

Damit war die schwierige und doch so wichtige Sache entschieden, und beide begaben sich am andern Tage wieder zu dem Könige, ihm das Resultat mitzuteilen. „Dein Wunsch soll sogleich erfüllt werden," sagte der Fürst gnädig, sandte zu der Königin und ließ diese mit der Jungfrau Kassandra zu sich entbieten. Zugleich wurde ein Priester geholt, der schon bereit gehalten war, und dieser mußte, nur im Beisein des Königs, der Königin und des treuen Leopold, an dem jungen Paare sogleich die Trauung vollziehen.

So war Fortunat ein Ehemann geworden, aber er bemerkte sehr wohl, daß sein junges Weib mehr erschrocken und traurig als erfreut war, und fürchtete schon, daß er ihr etwa gar mißfalle. Jedoch es ergab sich, daß sie nur traurig war, weil sie eine Ehefrau geworden, ohne erst ihre geliebten Eltern um Erlaubnis fragen zu können, daß sie sich nur dem Willen des Königs gefügt habe.

„Darüber sei ruhig, mein Kind," tröstete dieser aber, „ich wollte nur allen Hindernissen, die eurer Verheiratung etwa hätten entgegentreten können, vorbeugen. Was deshalb vorher hatte unterlassen werden müssen, das wird nachgeholt werden. Ich weiß, daß deine lieben Eltern damit einverstanden sind, dessen haben wir, meine Gemahlin und ich, uns schon zuvor versichert. Es sei ferne von uns, daß wir einen solchen Schritt ohne ausdrückliche Zustimmung des Herrn Grafen und der Frau Gräfin Nimian gewagt haben würden; das magst du schon glauben."

Und Kassandra glaubte es gern und tröstete sich, und nun erst wurden die Türen für den ganzen Hofstaat geöffnet, und alle kamen, um dem jungen Ehepaar ihre Glückwünsche darzubringen.

Jetzt erst erfuhr Fortunat, daß die drei Jungfrauen, unter denen er gewählt hatte, Schwestern seien, denn sie brachen alle drei in die heftigsten Tränen der Rührung aus. Er trat zu seinen Schwägerinnen und sagte: „Betrübet euch nicht so sehr, daß ihr nun eure Schwester von euch lassen müßt. Ich verspreche euch, zu tun, was an mir ist, Kassandra so glücklich zu machen, wie eine Frau nur immer sein kann. Auch will ich versuchen, euch einigen Trost zu gewähren."

Alsbald sendete Fortunat seinen Freund Leopold nach seinem Hause und bezeichnete ihm diejenigen Truhen mit Kostbarkeiten, die er in Venedig zusammengekauft hatte und die er herbeitragen lassen sollte. Das geschah, und alle standen förmlich erstarrt bei dem Anblick des ungeheuren Schatzes, der aus den geöffneten Truhen hervorblitzte. Fortunat kannte den Wert der einzelnen Kleinodien ganz genau. Die beiden herrlichsten davon verehrte er dem Könige und der Königin, andere erhielten seine junge Gemahlin und

deren Schwestern, und danach wurden auch alle Damen des Hofstaates beschenkt, so daß er von allen Seiten Dank erntete.

Nun sandte der König auch zu den Eltern Kassandras und ließ sie an den Hof entbieten, und Fortunat ordnete Leopold mit tausend Dukaten dazu und gab ihm den Auftrag, dies Geld der Gräfin in den Schoß zu schütten und ihr zu sagen: dies sei eine geringe Spende ihres Tochtermannes, damit sie um so williger wäre, nach Hofe zu kommen. Der Gräfin war es zwar nicht ganz recht, daß sie gerade Kassandra verlieren sollte, denn diese war ihr besonderer Liebling; aber die funkelnden Goldstücke machten sie doch bald willig zur Fahrt an den Hof.

Der König empfing sie äußerst huldreich und erklärte ihnen, daß er die Ausrüstung der Hochzeit übernehmen werde. Nun trat auch Fortunat an der Hand seiner jungen Gemahlin hinzu, begrüßte seine Schwiegereltern auf das ehrerbietigste und bat sie und den König, ihm doch zu gestatten, daß er die Hochzeit in seinem neuen Hause ausrichten und dieses damit zugleich einweihen dürfe. Ja, er wagte sogar, den König und die Königin zu bitten, ihm die Ehre zu geben, sie mit ihrem ganzen Hofstaate dann in seinem Hause als seine Gäste begrüßen zu können. Diese Bitte wurde ihm zu seiner größten Freude sogleich zugesagt.

Wie großartig nun dieses Fest veranstaltet wurde und verlief, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Alle waren starr vor Staunen über diesen unerhörten Reichtum, und wenn einer trotzdem noch nicht ganz befriedigt war, so war es nur die stolze Gräfin Nimian, welche an dem Schwiegersohn nur das eine auszusetzen hatte, daß er nicht Land und Leute besäße, die ihm untertan wären. Dies wußte Fortunat, und als am zweiten Tage morgens der König mit dem Grafen und der Gräfin vor Fortunat erschienen, um nach der Sitte der Zeit die Morgengabe für die Braut zu verlangen, sagte er lächelnd: „Land und Leute vermag ich ihr nicht zu bieten, aber gern will ich euch fünfzigtausend Dukaten übergeben, damit ihr bei erster Gelegenheit eine Burg und das dazu gehörende Gebiet kaufen und meiner Gemahlin als Eigentum übergeben könnt.“

„Ei, die Gelegenheit zu einem vorteilhaften Kauf ist schon da,“ rief der König erfreut. „Das schöne Schloß Lorgano und der zugehörige Flecken mit Leuten, Land und allen Liegenschaften muß von dem Besitzer schuldenhalber verkauft werden. Ich kenne diese herrliche Besitzung, die der verschwenderische Graf nicht länger halten kann; wenn es Euch recht ist, so wollen wir dieselbe für Eure liebe Gemahlin erstehen.“

Der Kauf wurde noch an demselben Tage abgeschlossen, und Fortunat ließ durch Leopold die dafür verlangte Summe, ohne zu markten, bar auszahlen. So wurde auch Kassandra Schloßbesitzerin, hatte Land und Leute, und nun war auch die Gräfin Nimian mit ihrem Schwiegersohne überaus zufrieden.

Vierzehn Tage währte das wahrhaft königliche Fest, bei welchem auch Turniere um kostbare Preise nicht fehlten. Danach verabschiedeten sich das Königspaar und die Schwiegereltern, und nun ließ Fortunat noch mehrere Festtage für die Bürger von Famagusta folgen. Danach aber wendete er sich seinen eigenen Angelegenheiten zu, um für die Ordnung seines neuen Hausstandes Sorge zu tragen.

Vor allem lag ihm am Herzen, seinen treuesten Diener, den nun schon recht alt gewordenen Leopold, zu versorgen. Er stellte ihm die Wahl: ob er in seinem Palast mit ihm leben wolle, oder ob er lieber ein eigenes Haus besäße, für welchen Fall für passende Diener und Unterhalt

gesorgt werden solle; oder ob er noch lieber in seine Heimat zurückreisen möchte, in welchem Fall ihn vier Diener geleiten würden und er so viel Geld erhalten solle, daß ihm in seinem ferneren Alter keine Sorge nahetreten könnte.

„Herr,“ antwortete Leopold bescheiden, „daß Ihr in irgend einer Weise für mein Alter sorgen wollt, weiß ich Euch Dank, obwohl ich dem lieben Gott so schon täglich danke, daß er mich bei Euch hat mein Glück finden lassen. In Eurem Palast mit Euch zu leben, würde sich nicht schicken, der Greis würde überall anstoßen, manchem vielleicht sogar im Wege sein. Auch die Reise in meine so ferne Heimat kann ich nicht wählen, denn ich fühle es nur zu gut, wie sehr mich nun schon das Alter drückt, und ich würde eine solche Reise nicht mehr aushalten. Überdies bin ich um die Meinigen daheim außer aller Sorge; weiß ich doch, daß Ihr sie reichlich versorgt habt, so daß sie vor jedem Mangel geschützt sind. Da mir nun aber Eure Großmut auch ein eigenes Haus mit der nötigen Dienerschaft zur Verfügung stellt, so kann ich nur dies wählen. Lange werdet Ihr ja diese Sorge nicht mehr zu tragen haben.“

„Nein, nein, mein lieber Freund,“ sagte Fortunat, „so mußt du nicht sprechen. Ich denke, daß du noch manches Jahr zu mir halten und mir mit deinem Rat treu zur Seite stehen wirst.“

„Glaubt das nicht, Herr, ich fühle, daß es bald mit mir zu Ende geht.“

Und der alte Edelmann sollte recht behalten, denn nach wenigen Monaten schon konnte er das Zimmer und bald auch das Bett nicht mehr verlassen. Zwar verschrieb Fortunat die besten Ärzte, denen er die reichlichsten Belohnungen versprach, wenn sie dem alten Mann noch einmal aufhülfen; aber gegen die Hinfälligkeit des Alters kannte die ärztliche Kunst keine Mittel, und so starb Leopold, von Fortunat tief betrauert, der ihn in seiner Kirche bestatten und ihm ein schönes Denkmal aufrichten ließ.

Der Kaufmann in Ägypten.

So lebte nun Fortunat in Famagusta viele Jahre, in deren Verlauf dem Ehepaare zwei Söhne geboren wurden, welche die Namen Ampedo und Andolosia erhielten. Sie wurden mit allem Fleiße und großer Liebe erzogen, und je mehr sie heranwuchsen, desto mehr zeigte sich ein großer Unterschied zwischen beiden: Ampedo war ein stiller, in sich gekehrter Knabe, während Andolosia einen leichten, kecken Sinn verriet.

Fortunat hatte das vierzigste Lebensjahr überschritten, und obwohl es ihm an nichts fehlte, da er sich keinen Wunsch zu versagen brauchte, weil sein unerschöpflicher Glückssäckel nach wie vor jede Summe spendete, die er von ihm verlangte; obwohl auch Frau und Kinder ebenso mit inniger Liebe an ihm hingen, wie er an ihnen, so kam ihm doch mit der Zeit manche Stunde, in der er gar lebhaft an seine Jugendjahre zurückdachte und an die herrlichen Reisen, die er mit Leopold gemacht hatte. Diese Stunden stellten sich je länger, je häufiger ein, und es wuchs in seinem Herzen endlich eine brennende Sehnsucht auf: wie ehemals die Länder der Christen, so nun auch noch die Heidenschaft kennen zu lernen, das Land des weltberühmten Priesters Johannes und die Länder, so man Indien nennt.

Kassandra erschrak, als er ihr mitteilte, daß es ihn mit Gewalt treibe, wieder eine große Reise zu unternehmen, und als er sie nun mit seinen Wünschen und Plänen bekannt machte, wurde sie sehr betrübt, denn sie fürchtete, ihn für immer zu verlieren. Täglich versuchte sie, ihn von diesen Gedanken abzubringen und weinte da-

zu heiße Tränen. Es gelang ihr nicht. Sie stellte ihm vor, wie verschieden es sei, mit einem jungen, rüstigen, an Ertragung von Mühseligkeiten gewöhnten Körper durch die Christenlande zu reisen, während er jetzt bei herannahendem Alter mit einem nicht mehr festen, an die Bequemlichkeiten und Genüsse eines ruhigen Lebens gewöhnten Leibe die Heiden kennen lernen wolle, von denen man doch wisse, daß sie die Christen auf jede mögliche Art verfolgen und töten. Es half der trostlosen Kassandra alles nichts, Fortunats Entschluß blieb unerschütterlich.

„Fasse nur Mut, liebes Weib," suchte er sie zu trösten. „Ich will mich ja nur auf kurze Zeit von euch trennen und verspreche dir: wenn ich zurückgekehrt bin, werde ich dich nie wieder verlassen, und nur der Tod soll uns dann scheiden." Ein andermal, als sie ihn noch dringender zu bewegen suchte, sein Vorhaben aufzugeben, sagte er: „Quäle dich nicht mit trüben Vorstellungen. Diese Reise kann niemand wenden. Für dich und die Kinder werde ich sorgen, daß ihr, selbst wenn ich nicht zurückkehren würde, euer Leben lang vor Sorgen geschützt seid."

Kassandra mußte sich endlich drein ergeben, denn die Vorbereitungen zur Reise hatten bereits begonnen und nahmen ihren rüstigen Fortgang. Als sie beendet waren, segnete Fortunat die Seinigen, nahm einen bewegten Abschied und fuhr, natürlich in eigener Galeere, in das weite Meer hinaus.

Die Fahrt ging nach Alexandria in Ägypten, wo es Sitte war, daß jeder Kaufmann, der dorthin kam, dem Sultan ein Geschenk zu machen pflegte. Auch Fortunat bat um die Gunst, dem Herrn des Landes aufwarten zu dürfen, und er brauchte nicht lange auf die Erlaubnis zu warten, denn wer bringt, ist immer angenehm.

Nachdem er in den Palast getreten und in einen Saal geführt worden war, hieß er einen Kredenztisch aufstellen, auf welchem er die für den Sultan bestimmten Kleinodien auslegte. Als der Fürst in den Saal getreten war, erstaunte er sichtlich über die Pracht dieser Schätze, glaubte aber nicht anders, als der Kaufmann wolle ihm dieselben zum Kauf vorlegen. Er ließ daher durch den Dolmetscher fragen, was Fortunat für die sämtlichen Kleinodien als Preis verlange. Fortunat ließ dagegen fragen, ob die Kleinode den Beifall des hohen Herrn hätten, und als diese Frage natürlich bejaht wurde, erklärte Fortunat einfach, daß es ihm eine große Freude sein würde, wenn der Sultan die Gnade haben wollte, diese Schätze von ihm als Geschenk anzunehmen. Der Sultan zeigte sich aufs höchste verwundert, wie ein einfacher Kaufmann ein so außerordentliches Geschenk, das mindestens seine fünftausend Dukaten wert war, machen könne, was selbst die reichen italienischen Handelsstädte, die große Geschäfte mit Alexandria betrieben, nicht vermöchten. Aber er nahm das Geschenk trotzdem an und war darauf bedacht, sich dafür erkenntlich zu zeigen, und befahl, dem Manne einen ganzen Zentner Pfeffer zuzustellen, der zu damaliger Zeit einen sehr großen Wert hatte.

Von diesem Geschenk und Gegengeschenk erfuhren die italienischen Kaufleute, deren eine große Zahl in Alexandria anwesend war, mit großem Verdruß. Außerdem aber mußten sie die Erfahrung machen, daß der fremde Kaufmann, denn als solcher war ja Fortunat aufgetreten, große Mengen von Waren einkaufte und mit ganz geringem Nutzen wieder verkaufte. Sie mußten also befürchten, daß er sie dadurch zwingen würde, ebenfalls billiger zu verkaufen und auf ihren bisherigen guten Verdienst zu verzichten. Sie wendeten sich daher, da sie nicht hoffen konn-



Fortunat entführt das Wunschhütlein

ten, bei dem Sultan vorgelassen zu werden, an den Großvezir, welcher in dem Lande der erste Mann nach dem Sultan war, und machten ihm ein großes Geschenk, damit er sich ihrer annehme, indem er Mittel und Wege fände, dem Fremden diese Art des Handels unmöglich zu machen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Fortunat alsbald von diesem Schritt der neidischen Kaufleute erfuhr. Er lachte und verehrte dem Großvezir noch einmal so viel. Diesem war das natürlich sehr recht, er nahm das Geld von beiden Parteien und ließ alles, wie es war, strebte sogar nur danach, dem angefeindeten Fortunat möglichst günstig zu sein, denn solch ein reicher und freigebiger Kaufmann war noch nicht in Alexandria gewesen, der mußte recht oft wiederkommen.

Auch der Sultan war der Meinung, daß solch ein Kaufmann eine Perle für Alexandria und sein Land sei und in hohen Ehren gehalten werden müsse. Er lud ihn deshalb mit einigen seiner Gefährten vom Schiffe zur Tafel und bewirtete ihn aufs beste. Diesem Beispiel folgte dann auch der Großvezir, und so sahen nun die Italiener, daß ihr reiches Geschenk an diesen weggeworfen war.

Bei solchem Ansehen hätte es Fortunat gewiß leicht bewirken können, daß sein Schiff länger im Hafen von Alexandria liegen bleiben konnte, als es das Gesetz erlaubte. Es herrschte nämlich in Alexandria die streng durchgeführte Verordnung, daß kein Schiff länger als sechs Wochen im Hafen bleiben durfte; es mochte Ladung gewonnen haben oder nicht, es mußte Alexandria und Ägypten verlassen. Die Frist für sich zu verlängern, wäre für Fortunat ein leichtes gewesen, aber es fiel ihm nicht ein, von der ihm zu teil gewordenen Gunst Gebrauch zu machen. Er kaufte vielmehr orientalische Waren aller Art zusammen, so daß seine Galeere volle Ladung hatte und beauftragte seinen Kapitän und Steuermann, langjährige treue und zuverlässige Diener seines Hauses, damit nach Portugal, Spanien, England und Flandern zu fahren, dort zu verkaufen und einzukaufen und wieder nach Alexandria zurückzukehren.

Zwei Jahre gab er ihnen für diese Reise Zeit, danach wollte er sie in Alexandria erwarten. Sollten sie ihn dann aber hier nicht antreffen, so könnten sie annehmen, daß er nicht mehr am Leben sei. Dann sollten sie nach Famagusta zurückkehren und das Schiff seiner Gemahlin und seinen Söhnen übergeben. Kapitän und Steuermann gelobten, diesen Befehlen ihres Herrn aufs pünktlichste nachzukommen, und Fortunat wußte, daß er sich auf sie verlassen könne.

Das Wunschhütlein.

Nun war Fortunat allein und gedachte seine Reise in die Heidenländer, die er sich vorgenommen hatte, anzutreten und auszuführen. Er wendete sich also an den Vezir und bat diesen, ihm bei dem Sultan Geleits- und Empfehlungsbriefe an alle die Könige und Fürsten, deren Länder er zu besuchen dachte, auszuwirken. Da er das Geld nicht zu schonen brauchte, so befand er sich denn auch sehr bald im Besitz der gewünschten Briefe, warb eine Anzahl Diener und beschaffte alles, was zu einer so ungeheuren Reise nötig erschien, alles aufs reichlichste und nach der Sitte des Landes.

Fortunat verließ Ägypten und durchreiste das Land des Kaisers von Persien, gelangte dann in das große Land Chatai, zog durch die Wüste in das Gebiet des Priesters Johannes, welches teils aus festem Lande, teils aus Inseln besteht. Diesem sogenannten Priester sind zweiundsiebzig Könige untertan, deren jeder reich an Land und Leuten, Städten und

Schlössern ist. Überall, wohin Fortunat kam, teilte er seltene Kleinode aus, bedachte außer den Fürsten aber auch die Kämmerlinge und erhielt infolgedessen überall auch neue Empfehlungsbriefe zur Fortsetzung der Reise. Endlich gelangte er so auch noch in das Land Calicut, wo der Pfeffer und andere seltene Gewürze und Spezereien wachsen, die im Abendlande mit schwerem Gelde bezahlt werden.

Nachdem nun Fortunat dies alles gesehen, überkam ihn aber doch endlich die Sehnsucht nach Weib und Kindern so mächtig, daß er beschloß, nach Hause zurückzukehren. Diesen Entschluß führte er denn auch unverweilt aus, ritt auf einem Kamel durch die Wüste und gelangte in das gelobte Land und nach Jerusalem. Nachdem er hier alle die heiligen Orte gesehen, zog er weiter, bestieg auch noch den Berg Sinai und kam endlich wieder in Ägypten an und nach Alexandria.

Die zwei Jahre, welche er seinem Schiffskapitän als Frist gestellt hatte, waren bis auf wenige Wochen um, und die Galeere war auch noch nicht im Hafen. Der Vezir gab seine hohe Freude zu erkennen, den so überaus freigebigen Kaufmann wieder in Ägypten zu sehen, und bei dem Sultan vorgelassen zu werden, dem Fortunat seinen Dank für die wirksam gewesenen Empfehlungsbriefe abstatten wollte, hatte keine Schwierigkeiten. Beide Würdenträger erwiesen dem fremden Kaufmanne alle nur erdenkliche Ehre.

Es waren etwa acht Tage vergangen, da lief die Galeere in den Hafen ein, und es ergab sich, daß der Kapitän redlich seine Pflicht getan hatte. Er hatte die aus Ägypten mitgenommenen Güter mit großem Vorteil verkauft, daran einen sehr namhaften Gewinn gemacht, und brachte eine reiche Ladung aus den besuchten Ländern mit zurück, von denen man sich hier wieder einen bedeutenden Gewinn versprechen konnte. Daran lag Fortunat aber nichts, denn er wollte nun sobald wie möglich heim nach Cypern segeln. Er beauftragte daher den Kapitän, die mitgebrachten Waren möglichst billig zu verkaufen, und so geschah es, daß sie nicht sechs, sondern nur drei Wochen gebrauchten, um mit der ganzen Ladung zu räumen.

Nun stand seiner Abreise nichts mehr im Wege. Von seiner großen Reise hatte er viele seltsame Tiere, kostbare Waren und auch Kleinode aller Art mit nach Ägypten gebracht, die ließ er zum Teil auf seine Galeere bringen, zum Teil schenkte er sie dem Sultan, da auf dem Schiffe ohnehin nicht Platz genug für alles war.

Der Sultan und sein Stellvertreter, der Großvezir, gaben sich alle Mühe, Fortunat an Ägypten zu fesseln, sie wollten alles tun, seine Wünsche zu erfüllen. Er lehnte aber alles ab, denn sein Sinn stand jetzt nur nach Hause. Da wollte ihm der Sultan wenigstens noch eine letzte Ehre antun und lud ihn zur Tafel, an welcher außer ihm nur der Sultan und sein Vezir, teilnahmen, die trotzdem nach orientalischer Sitte von einer ganzen Schar von Dienern bedient wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde nun noch einmal ein Sturm auf den fremden Kaufmann versucht, der natürlich ebenso vergebens war. Es sei dringend nötig, daß er heim käme, sagte Fortanut, er habe deshalb auch schon seine Galeere ins Meer hinaussteuern lassen, wo sie auf ihn harre, damit er dann nicht den geringsten Aufenthalt mehr habe und sogleich absegeln könne.

Am Schlusse des Mahles bat Fortunat um die Erlaubnis, die Diener beschenken zu dürfen. Das wurde ihm natürlich gern gestattet, und heimlich griff er unter dem Tische fortwährend in den Glückssäckel, so daß es aussah, als hole er die Goldstücke aus einer in seinen Kleidern verborgenen Tasche. Und er gab

der ganzen Dienerschar so reichlich, daß sich die Machthaber Ägyptens gar nicht genug wundern konnten, wie es möglich sei, daß ein Mensch soviel Geld in seiner Tasche tragen könne.

„Wunderbar!" war alles, was der Sultan staunend sagen konnte, als alles beendet war. Geheimnisvoll lächelnd fügte er aber hinzu: „Nun ja, es gibt ja manches Wunder in der Welt, warum also dieses nicht. Doch, Fremder, damit du nicht glaubst, du könnest allein so etwas verrichten, will auch ich dir ein Wunder vorführen, von dem nur wenige Eingeweihte wissen, die das Geheimnis unverbrüchlich bewahren, denn es würde ihnen sonst den Kopf kosten. Aber du sollst darum wissen, denn ich habe dich liebgewonnen, und da du ein Fremder bist, so magst auch du es sehen, und du wirst erkennen, welche Macht dadurch in meine Hände gegeben ist."

Obwohl Fortunat der Boden Ägyptens schon unter den Füßen brannte, so wurde er durch diese Worte doch neugierig gemacht; und das war gut, denn er sollte dadurch in den Besitz eines Schatzes gelangen, der dem Glückssäckel an wunderbarer Kraft nichts nachgab.

Der Sultan forderte ihn auf, ihm zu folgen, und führte ihn in einen dicken, aus Quadersteinen erbauten Turm, in welchem sich Gewölbe an- und übereinander reihten. Das waren die Schatzkammern des Sultans. Da waren Prachtgeräte in Menge aufgestellt, ganze Haufen Silbergeld aufgeschüttet wie Getreide, große und kleine Truhen mit Goldstücken, kostbaren Kleinodien und Edelsteinen, Prachtgewändern aller Art und vieles andere.

Der Sultan mochte wohl erwartet haben, daß der Kaufmann vor Staunen über diese Schätze außer sich geraten würde, und wunderte sich im stillen nicht wenig über die gleichgültige Miene, mit welcher Fortunat das alles betrachtete, aber, dachte er, es wird schon noch kommen. Zuletzt und ganz zu oberst kamen sie in ein kleines Gewölbe, das sich mit einer breiten, offenen Galerie nach der Stadt und dem Meere öffnete, und Fortunat sah mit Vergnügen seine Galeere draußen, schon außerhalb des Hafens, zur Abfahrt bereit liegen.

In diesem kleinen Dachgewölbe war nichts von Kostbarkeiten enthalten, und darüber war der Kaufmann anscheinend mehr verwundert, als über alle die Schätze, die er bisher gesehen hatte.

„Du staunst," sagte der Sultan, und ein eigentümliches Grinsen lief über sein Gesicht, „daß du in dieser Kammer nichts siehst, als ein einfaches Bett, einen Stuhl, und einen kleinen Tisch. Aber wisse, daß diese Kammer noch von keines Menschen Fuß betreten worden ist, als dem meinigen. Wärest du nicht ein Fremder, der in kurzer Zeit weit von Ägypten entfernt ist, so würde auch dir dieser Ort, von dem aus ich unbemerkt die Stadt und den Hafen beobachte, unbekannt geblieben sein. Aber ich habe dich hergeführt," fuhr er schnell fort, als er auf Fortunats Gesicht ein geringschätziges Lächeln zu sehen glaubte, „denn hier bewahre ich den größten Schatz, den ich besitze, und den du sehen und bewundern sollst, als Lohn für deine Freigebigkeit, für die es keine Schranken zu geben scheint."

Er drückte auf einen kaum erkennbaren Knopf an der Wand, bückte sich dann unter das Bett und zog ein Kästchen hervor. Darin lag, als er es öffnete, nichts weiter als ein unscheinbares Filzhütchen.

Der Sultan weidete sich an dem maßlosen Erstaunen seines Gastes. „Ja," sagte er, „staune nur, aber wisse, daß dieser Hut mir mehr wert ist, als alle meine Kleinode; denn wenn ich diese auch nicht hätte und besäße nur dieses Hütlein, so könnte ich mich damit doch in den Besitz aller Herrlichkeiten der Welt setzen, und

mit diesen könnte ich mir nicht dieses Hütlein erkaufen."

Fortunat antwortete aufs höchste erstaunt: „Allergnädigster Herr! Wie wäre das möglich. Da möchte ich, wenn es nicht unbescheiden ist, einen solchen Wunsch zu äußern, wohl wissen, welch eine feine, seltene Tugend diesem Filzhütlein innewohnt."

„Das magst du wissen." Und geheimnisvoll fuhr er fort: „Dieses schlichte Hütlein hat die Tugend, daß, wenn man es aufsetzt, man alsbald an jeden Ort hingelangt, wohin man zu sein wünscht. So macht es mir viele Kurzweil. Sind meine Diener auf der Jagd, so mögen sie sein, wo sie wollen, und ich bin bei ihnen, wenn ich es will. Sind meine Krieger im Felde, so kann ich bei ihnen sein, so oft ich es wünsche und ebenso schnell wieder daheim in meinem Palast. Auf diese Weise sind sie auch nie sicher vor meiner Gegenwart, und keiner wagt etwas zu tun, was mein Mißfallen erregen könnte."

Während Fortunat noch wie beiläufig fragte: „Lebt der Meister noch, der dieses Hütlein gemacht hat?" dachte er schon darüber nach, wie er sich in den Besitz dieses wunderbaren Hutes setzen könnte, der so herrlich zu seinem Glückssäckel paßte. Und als der Sultan auf seine Frage noch antwortete: „Das weiß ich nicht," war er auch schon fertig mit einem Plane und fragte naiv: „Wenn das Hütlein so große Kraft hat, so muß es ja aber auch sehr schwer sein und denjenigen, der es aufsetzt, gewaltig drücken."

„Durchaus nicht," lachte der Sultan und sagte unklugerweise: „Nimm einmal dein Barett ab!"

Fortunat zitterte vor Erregung, das hatte er ja mit seiner naiven Frage beabsichtigt, denn der Sultan setzte ihm nun zur Probe wirklich das Hütlein auf. Da sagte er fröhlich: „Ja, ich hätte nicht gedacht, daß es so leicht sei, aber auch nicht geglaubt, daß Ihr so töricht sein würdet, mir es aufzusetzen." Er wünschte sich auf seine Galeere draußen auf dem Meere und stand in demselben Augenblick auf derselben mitten unter seinen Leuten, die gar nicht wußten, wie ihnen geschah, ihren Herrn so plötzlich in ihrer Mitte zu sehen. Es wurden nun sogleich die Segel gerichtet, und mit frischem Winde durchfurchte die Galeere die sanft geschwellten Wogen.

Der Sultan auf dem Turme war außer sich. Er eilte verzweifelt hinab und ließ im Hafen alle vorrätigen Schiffe segelfertig machen, um dem Fortunat nachzusetzen. Das geschah zwar, aber sie bekamen die verfolgte Galeere nicht mehr in Sicht, fürchteten sich auch vor Seeräubern, die gerade damals das Meer unsicher machten, und kehrten um. Darüber versank der Sultan in große Traurigkeit; die italienischen Kaufleute aber, die erfahren hatten, daß Fortunat mit dem besten Kleinod des Sultans davongegangen war, wenn auch niemand wußte, was es war, gerieten in große Freude, denn nun waren sie sicher, daß der Fremde, der sie so geschädigt hatte, nie wieder nach Alexandria kommen würde.

Der Sultan konnte bei Tag und Nacht keine Ruhe finden, und alle seine Diener wurden mit ihm traurig. Hatten sie zuvor dem Fortunat gar nicht Ehre genug antun können, so galt er ihnen jetzt als der ärgste Bösewicht auf Erden. Unablässig sann der Sultan darauf, wie er wieder zu seinem unschätzbaren Hütlein kommen könnte. Den Großvezier oder den Admiral oder sonst einen seiner Großen als Gesandten nach Cypern zu senden, schien ihm nicht geraten, denn die Christen daselbst würden den Heiden nur verspottet haben. Da kam er auf den Gedanken, ein Schiff auszurüsten und dasselbe nur mit christlichen Matrosen zu bemannen, demselben auch einen christlichen Führer zu geben und diesem die Botschaft anzuvertrauen.

Einen solchen Mann fand er in einem venetianischen Hauptmann namens Marcholando, der ihm als ein gewandter Unterhändler und zuverlässiger Mann empfohlen wurde, und derselbe erklärte sich bereit, die schwierige Botschaft zu übernehmen. Worin die Tugend des Hütleins lag, das vertraute ihm der Sultan zwar auch nicht an, sondern sagte nur, daß es ihm von äußerstem Wert wäre, und daß er alles daransetzen müsse, es von Fortunat wieder zu erlangen. Wenn sich dieser jedoch weigere, den Schatz wieder herauszugeben, so sollte er zum Könige von Cypern gehen, den Räuber verklagen und dem König sagen: er, der Sultan, fordere, daß er den Mann zwinge, das Hütlein seinem Eigentümer zurückzustellen, widrigenfalls er einen bösen Krieg mit Ägypten zu gewärtigen habe.

Der Hauptmann versprach, kein Mittel unversucht zu lassen, den Wunsch und Willen des Sultans durchzusetzen, und dieser ließ ihm sogleich eine beträchtliche Belohnung auszahlen, verhieß ihm aber auch noch eine viel größere, wenn er ihm das Kleinod wiederbrächte.

Und so begab sich Marcholando dennach dem Hafen, ging zu Schiffe und segelte ab nach Cypern.

Fortunats Ende.

Hauptmann Marcholando landete in dem Hafen von Famagusta, wo Fortunat schon zehn Tage zuvor angekommen war. Diesen hatte seine Gemahlin Kassandra mit aller Freude und Liebe empfangen, und ihre Freude teilte die ganze Stadt, daß der Herr nun glücklich wieder da war. Marcholando hatte daher alle Ursache, sich über diese Fröhlichkeit der Einwohner von Famagusta zu verwundern.

Natürlich erfuhr Fortunat alsbald die Ankunft eines Schiffes von Alexandria, und er konnte sich wohl denken, weshalb dasselbe kam. Er ließ daher eine gute Herberge bestellen und dieselbe mit allem versehen, was nötig war, um die Fremden aufs beste aufzunehmen. Dahin ließ er dann den Hauptmann mit seinen Leuten führen, und diese mußten gestehen, daß sie eine solche Bewirtung ihr Lebtag noch nicht genossen hatten.

Nachdem sie so drei Tage lang herrlich und in Freuden auf Fortunats Rechnung gelebt hatten, ließ Marcholando ihrem Gastgeber sagen, daß er eine Botschaft an ihn auszurichten hätte und er eine Zeit bestimmen möchte, wo sein Besuch ihm angenehm sei. Fortunat sandte sofort zu ihm und ließ ihn in seinen Palast führen, wo er ihn mit größter Freundlichkeit aufnahm und ihn bat, seine Botschaft auszurichten.

Da begann der Hauptmann: „Der Sultan von Babylonien und Ägypten entbietet dir, Fortunat, durch mich seinen Gruß und läßt dir sagen, daß du ihm als rechtschaffener Mann, den er mit der größten Ehre aufgenommen habe, das Kleinod zurücksenden möchtest, das du ihm entführt hast."

„Mich wundert," entgegnete Fortunat, „daß der Sultan nicht weiser war, als er mir dieses Kleinod auf das Haupt setzte. Kennt Ihr, Hauptmann, die Kraft dieses Kleinodes?"

„Davon ist mir nichts bekannt," sagte Marcholando, „ich weiß nur, daß es ein unscheinbares Filzhütchen ist, auf welches der Sultan so großen Wert legt."

„Nun, so mögt Ihr wissen, daß es die Kraft hat, mich überall hinzutragen, wohin ich kommen will, sobald ich es wünsche. Als es mir der Sultan aufsetzte, wünschte ich, auf meiner Galeere zu sein,

und im Augenblick war ich da; aber es fehlte nur ein Haar, so wäre ich vorbei in das Meer gefallen. Große Angst stand ich aus, und in diese Lebensgefahr hat mich der Sultan, wiewohl wider seinen Willen, gebracht; deshalb gebe ich das Hütchen nicht wieder her."

„Lasset Euch raten, Herr!" sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. „Was gewährt eine solche Kraft des Hütleins für Nutzen? Wahrlich, wenn ich einen ganzen Sack voll solcher Hütlein hätte, so würde ich sie um den dritten Teil dessen hingeben, was ich Euch für das eine verschaffen will."

„Und das wäre?" fragte Fortunat fein lächelnd.

„Der Sultan soll Euch eine ganze Galeere voll der feinsten Gewürze, wie Pfeffer, Nägelein, Muskatnuß, Ingwer, Zimt und andere senden, eine Ladung, die über hunderttausend Mark wert ist, und damit Ihr ganz sicher geht: Ich will mit Eurer Galeere nach Alexandria fahren und sie Euch vollbeladen wiederbringen; nicht eher sollt Ihr das Hütlein herausgeben."

„Das ist viel," sagte aber Fortunat, „doch so sehr ich des Sultans und Eure Freundschaft schätze, so soll mir doch niemand das Hütlein abnehmen, so lange ich lebe."

Damit endete die Verhandlung, und der Hauptmann begab sich nun, wie der Sultan ihm geheißen, zum König von Cypern, den Fortunat zu verklagen und zu verlangen, daß der König ihm befehlen sollte, den Wunschhut zurückzugeben, auch mit dem Kriege zu drohen. Der König aber erwiderte: „In meinem Reiche herrscht strenges Gesetz. Wenn der Sultan eine Klage gegen Fortunat hat, so möge er sie vorbringen; es wird streng untersucht und das Urteil gesprochen werden, wie es recht und billig ist."

Da sah der Hauptmann die Nutzlosigkeit seiner Sendung ein und ließ sein Schiff zur Heimfahrt fertig machen. Fortunat aber lud ihn noch einmal zu Gaste und erwies ihm die größten Ehren, beschenkte ihn auch mit manchen kostbaren Kleinoden. Als hierbei die Angelegenheit noch einmal zur Sprache kam, sagte Fortunat beiläufig: „Ihr könnt Eurem Sultan sagen, wenn er mir das Hütlein abgenommen hätte, würde er mir es auch sicherlich nicht zurückgeben, und niemand in seiner Umgebung würde ihm dazu raten. So geht es auch mir, und so werde ich es also behalten."

So blieb Fortunat im Besitz nicht nur des Glückssäckels, sondern auch des Wunschhütleins, und der Sultan wagte um des letzteren willen auch keinen Krieg anzufangen, da der Ausgang eines solchen doch immerhin zweifelhaft war.

Fortunat hatte nun die ganze Welt durchfahren, die Länder der Christen und Heiden kennen gelernt, und lebte nun in stiller Ruhe in Famagusta. Er wurde alt, sah seine Söhne Ampedo und Andolosia zu stattlichen Jünglingen heranwachsen und hatte seine Freude an ihnen. Was nie versiegender Reichtum gewähren konnte, das hatte er und spendete auch andern; aber was auch durch die reichsten Spenden nicht abgewendet werden konnte. das vermochte auch er nicht. Seine geliebte Gattin Kassandra fiel in eine schwere Krankheit, und, obwohl die berühmtesten Ärzte aus aller Welt verschrieben wurden und Fortunat Belohnungen über Belohnungen verhieß, wenn sie einer erhalten könnte, so war doch alle ärztliche Kunst zu schwach, um siegreich gegen den Tod anzukämpfen.

Das stürzte Fortunat in tiefes Herzeleid, so daß er an nichts mehr Wohlgefallen fand, und nicht lange danach erkrankte auch er, und bald merkte er, daß das Ende seiner Tage gekommen sei. Auch bei ihm erwies sich die ärztliche Kunst vergeblich, und als er sein Ende herannahen fühlte,

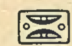
berief er seine beiden Söhne an sein Lager.

„Meine lieben Söhne," sprach er zu ihnen, „ihr müßt euch darein ergeben, daß ihr euren Vater von euch scheiden seht, denn das Ende meiner Tage ist gekommen. Höret nun, was ich euch noch zu sagen habe, ehe ich diese Welt verlasse, und merket euch alles wohl."

Nun erzählte er ihnen von seiner Jugend, von dem Geschenk der Glücksgöttin Fortuna, sowie auch von dem Erwerb des Wunschhütleins, wies ihnen beide Wunderstücke vor und erklärte ihre Eigenschaften. Danach fuhr er fort: „Haltet den Säckel sowohl wie das Hütlein in strenger Hut, denn sie werden euch ihre Dienste ohne Aufhören leisten, solange ihr lebt. Erst mit eurem Tode wird der Säckel seine Kraft verlieren, ob auch das Hütlein, weiß ich nicht zu sagen, da mir nichts darüber bekannt ist. Von der wunderbaren Tugend dieser beiden Dinge dürft ihr niemand sagen, wie auch ich sie als unverbrüchliches Geheimnis bewahrt habe; nicht einmal eure liebe Mutter hat darum gewußt, und ihr seid die ersten, welche es nun von mir erfahren, weil ihr es erfahren müßt. Und noch eine Bedingung knüpft sich an den Glückssäckel: an jedem ersten Tage des Brachmonats müßt ihr eine Tochter armer, aber redlicher Eltern, welche ihr kein Heiratsgut geben können, mit einem solchen ausstatten; gebt ihr dann vierhundert Goldstücke in der landesgebräuchlichen Münze, wie ich es sechzig Jahre meines Lebens hindurch getan habe, weil dies die Glücksgöttin Fortuna ausdrücklich bestimmt hat."

Hierauf segnete Fortunat seine Söhne, und am andern Tage entschlief er. Große Trauer war bei allen Einwohnern von Famagusta, denn da war keiner, dem er nicht Gutes getan hatte, und bei seiner feierlichen Bestattung in der Kirche, die er ja noch selbst gebaut, blieb kein Auge trocken.

Was aber mit dem Glückssäckel und dem Wunschhütlein ferner geschah, das ist in der folgenden Geschichte zu lesen.



Die Söhne des Fortunat.

(Die Geschichte des Fortunat, sowie die seines Glückssäckels und Wunschhütleins setzt sich fort in der Geschichte seiner beiden Söhne, die in vielen Ausgaben gleich mit der Geschichte des Vaters verbunden erschienen ist. Nach dem Vorgange von G. O. Marbach bringen wir sie getrennt davon, weil hier erst die beiden allgemein menschlichen Wünsche: einen stets gefüllten Geldbeutel zu besitzen und sich gedankenschnell überallhin versetzen zu können, zuletzt zum Verderben ausschlagen. Der Inhalt, reich auch an Humor, ist ebenfalls echt volkstümlich.)

Die Teilung der Schätze.

Fortunat war gestorben, und seine Söhne Ampedo und Andolosia hatten die reiche Erbschaft angetreten. Nicht nur der Palast, den ihr Vater erbaut und mit einer Pracht ausgestattet hatte, daß der Palast des Königs von Cypern nicht damit wetteifern konnte, sondern auch die mit Goldstücken wohlgefüllten Truhen, alles war nun ihr Eigentum, das sie untereinander teilen oder auch gemeinsam genießen konnten, ganz nach ihrem Gefallen. Sie entschieden sich für das letztere, denn keiner von beiden hatte ja bis jetzt ein Weib genommen, also konnte auch der ganze Hausstand so bleiben, wie er bisher gewesen war. Sollte später einmal einer oder der andere sich verheiraten, dann war immer noch Zeit genug, eine Änderung eintreten zu lassen. Von dem vorhandenen Golde konnte jeder nehmen, so viel er mochte; ging es zu Ende, so war ja der Glückssäckel da, der wieder neuen Vorrat heranschaffte.

Nach dem Willen des Vaters sollten der Glückssäckel und das Wunschhütlein, diese kostbarsten der nachgelassenen Kleinode, nicht voneinander getrennt werden. Warum nicht? Das hatte ihnen der Vater nicht gesagt. Daß diese beiden Wunderdinge eins zum andern gehörten, war ausgeschlossen, denn die Kraft des einen war nicht von der des andern abhängig, jedes hatte seine Wunderkraft für sich. Der Vater hatte sie ja auch ursprünglich nicht zusammen besessen. Den Glückssäckel hatte er erhalten, wie er als blutjunger Mensch in die Welt gezogen war, und das Wunschhütlein war ihm erst in seinen späteren Lebensjahren zugefallen.

Daß nicht nur dem Fortunat, sondern auch noch seinen Söhnen die Wunderkraft sich dienstbar zeigte, das hatten die Brüder nach dem Tode des Vaters alsbald erprobt. Von dem Glückssäckel hatte dies ja schon die Glücksgöttin Fortuna ausdrücklich verheißen, es war also wohl vorauszusetzen, daß seine Wunderkraft noch bis zum Tode der beiden Brüder reichen und dann erlöschen würde.

Von dem Wunschhütlein war nichts derartiges bekannt. Daß seine Kraft mit dem Tode des Fortunat nicht erloschen war, davon hatten sich die Brüder auch schon durch kleine Proben überzeugt. Ampedo sowohl wie Andolosia hatten sich das Hütlein auf den Kopf gesetzt, und nach dem dann ausgesprochenen Wunsche waren sie in wenigen Augenblicken dahin versetzt worden, wohin sie gewünscht hatten. Das war aber, wie gesagt, nur zur Probe geschehen, gewissermaßen als Spielerei, und Andolosia meinte, daß sic sich, wenn nicht mehr, so doch mindestens viel Kurzweil davon versprechen könnten. Ernster dachte Ampedo, der ältere Bruder, wenn er sagte, daß das Wunschhütlein für den Fall, wenn der Glückssäckel verloren gehen sollte, vielleicht dazu dienen könnte, denselben wieder zu erlangen; deshalb hätte der Vater gewiß recht gehabt, als er verordnete, daß die beiden Dinge nicht voneinander getrennt werden sollten.

Andolosia war ein feuriger, tatenlustiger junger Mann, und als er nach dem Tode des Vaters Fortunat über dessen Bücher und Schriften kam, erwachte auch in ihm eine brennende Sehnsucht, es dem Vater gleichzutun und die Welt und die Menschen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er machte daher seinem Bruder den Vorschlag, daß sie wie der Vater reisen wollten.

Damit war Ampedo aber nicht einverstanden. Er war von ganz anderer Gemütsart als der jüngere Bruder, ein stiller, ruhiger Mensch, der ein friedfertiges Leben, für das er sich ja keinen Genuß zu versagen brauchte, allem andern vorzog. Reisen brachte ja nur Unbequemlichkeiten aller Art, und Abenteuer erleben zu wollen, schien ihm das törichtste von allen Dingen. Er lehnte daher den Vorschlag des Bruders rund ab, und antwortete ihm entschieden: wer reisen wolle, der möge das tun, er für seine Person denke nicht daran und wolle in Famagusta bleiben. „Willst du durchaus reisen," fügte er hinzu, „so nimm das Wunschhütlein und reise, wohin dir nur immer der Sinn steht."

„Das würde mir wenig helfen, Länder und Menschen kennen zu lernen, denn ich will mich herumtummeln unter ihnen. Also behalte du das Hütlein und bleibe hier, mir aber gib den Säckel."

Das wollte jedoch Ampedo nicht, und so konnten sie lange nicht einig werden. Endlich siegte Andolosia mit dem Vorschlag: „Wir wollen zwei Truhen mit Goldstücken füllen, die behalte du und lebe nach deinem Wohlgefallen. Mit solchem Schatze wirst du Zeit deines Lebens nicht fertig werden, und das Hütlein magst du auch behalten, es wird dir manche Kurzweil schaffen. Mir aber laß den Säckel, damit ich unter Menschen komme und Ehre gewinne und sie mich auch schon wegen meines Reichtums achten, denn ich kann doch so viel Geld, wie ich dazu vonnöten habe, nicht in Säcken mit mir herumschleppen. Sechs Jahre nur fordere ich dazu, dann kehre ich nach Famagusta zurück, und dann bist du Herr des Glückssäckels und wir leben und nutzen ihn dann gemeinschaftlich."

Das leuchtete dem gutmütigen Ampedo ein. Er willigte darein, übergab dem Bruder den Glückssäckel, nachdem sie diesem soviel Goldstücke entnommen hatten, daß ihm ein überreicher Schatz zurückblieb. Andolosia rüstete sich nun unverzüglich zur Reise, kaufte schöne Pferde, stattete nicht weniger als vierzig tüchtige Leute mit allem Nötigen aus und segelte auf der eigenen Galeere nach Frankreich.

Am Hofe des Königs von Frankreich in Paris machte das Auftreten dieses fremden Ritters von offenbar unerschöpflichem Vermögen ungeheures Aufsehen, und da er sich auch sonst von adligen Sitten und in den Turnieren und allen ritterlichen Übungen vielen weit überlegen zeigte, so war er bei allen edlen Herren und Frauen hoch angesehen. Von Paris wendete er sich nach Aragonien, Navarra, Kastilien, Portugal und endlich nach Spanien, und hier gefielen ihm Land und Volk so wohl, daß er beschloß, hier zu verweilen.

Von dem Könige wurde er in jeder Weise ausgezeichnet, hatte er sich doch ganz in dessen Dienst gestellt. Zog der König gegen den Feind, so rüstete Andolosia außer seinen Leuten noch hundert Söldner auf eigene Kosten aus und war allzeit der vorderste im Kampfe. Der König wollte ihn auch in den Grafenstand erheben und ihn mit der Tochter eines der reichsten Grafen verheiraten. Doch da hielt es Andolosia für geraten, weiter zu ziehen, er hatte ja des Reichtums selber genug, und das ihm bestimmte Fräulein erregte durchaus nicht sein Wohlgefallen. Manche, die ihr Gutes von ihm genossen hatten, waren betrübt über seine Abreise, manche aber sahen ihn auch nicht ungern scheiden, denn das üppige Leben, welches dem Fremden sein Reichtum zu führen erlaubte, war ein Gegenstand ihres Ärgers und Neides gewesen.

Andolosia fuhr hinüber nach England und kam in die große Stadt London. Hier erwarb er wieder ein großes Haus und richtete sein Hauswesen auf den Fuß eines großen Herrn ein, so daß aller Augen auf diesen vornehmen Fremden gerichtet waren. Auch der König hörte davon und ließ sich erkundigen, ob er nicht an seinem Hofe Dienste nehmen wolle. Gern ging Andolosia darauf ein, und als bald danach ein Krieg mit den Schotten ausbrach, rüstete er wieder einen ganzen Heerhaufen auf eigene Kosten aus und gab in gar manchen Kämpfen durch die Tapferkeit seiner Leute den Ausschlag. Nach Beendigung des Krieges wurde er von ganz London auf das ehrenvollste empfangen, und der König lud ihn sogar zu Gaste an seine Tafel.

Hier erblickte er zum erstenmal des Königs Tochter, die Prinzessin Agrippina, die schönste Jungfrau des Landes, und sein Herz ward in Liebe zu ihr entzündet. „Ach," seufzte er, „warum bin ich nicht von königlichem Stamme geboren! so würde ich den König sogleich bitten, mir diese Tochter zur Gemahlin zu geben."

Das konnte ja nun allerdings nicht sein, aber niemand konnte ihn hindern, sich derselben so angenehm wie möglich zu machen. Er wußte es zu veranstalten, daß er der Königin und ihrer schönen Tochter, sowie ihrem ganzen Hofstaat ein großes Fest geben durfte, welches natürlich überaus glänzend ausfiel, und an dessen Schlusse er alle Damen mit köstlichen Kleinoden beschenkte.

Am andern Tage ließ ihn der König zu sich bitten und sagte zu ihm: „Ich habe von dem köstlichen Mahle gehört, daß du meiner Gemahlin und ihren Damen gegeben hast; warum ladest du mich nicht einmal zu einem solchen Mahle ein?“

„Allergnädigster Herr,“ antwortete Andolosia mit tiefer Verbeugung, „wenn Eure Majestät es nicht verschmähen wollten, an Eures geringen Dieners Tische zu sitzen, so würde ich mir das zur höchsten Ehre schätzen.“

„Nun gut,“ sagte der König, „so werde ich morgen mit zehn Begleitern kommen.“

Es wurde dazu alles aufs beste zugerichtet, und die Herren fanden ein Mahl in Adolosias Hause, daß sie sich über diesen unglaublichen Luxus gar nicht genug verwundern konnten. Der König, der das nicht möglich machen konnte, empfand darüber sogar eine innere Kränkung, und er nahm sich vor, diesen Übermut einmal zu Schanden zu machen. Er ließ also heimlich ein Verbot ausgehen, daß niemand an den Haushalt des Andolosia Holz verkaufen solle, und lud sich dann abermals bei ihm mit zehn Herren zu Gäste.

Wieder wurde alles vorbereitet, und es sollte noch prächtiger eingerichtet werden als das erstemal. Aber, o Schrecken! womit sollte man kochen? Nirgends war Holz zu haben. Als der verzweifelte Hausmeister dies seinem Herrn meldete, ahnte Andolosia irgend einen losen Streich, wußte sich aber sogleich zu helfen. Er sandte zu den vielen italienischen Kaufleuten, die in London waren, und ließ ihnen ihre ganzen Vorräte von Sandelholz, Zimt und andern brennbaren Gewürzen abkaufen und in der Küche aufschütten, und an diesem Feuer wurden nun die Speisen zubereitet.

Als der König und seine Begleiter das Haus Andolosias noch lange nicht erreicht hatten, wurden sie schon den außerordentlichen Wohlgeruch gewahr, der die ganze Luft durchwürzte und am stärksten natürlich das Haus ihres Wirtes durchduftete. Als der König verwundert nach der Ursache fragte, erzählte ihm Andolosia lachend, wie sein Hausmeister nirgends habe Holz erhalten können und wie er infolgedessen alle Spezereien in London habe zusammenkaufen lassen, an deren Feuer dann das Mahl bereitet worden sei.

Dieses Mahl fanden die Gäste in der Tat noch weit großartiger, als das erste, und der König, dessen Absicht vereitelt worden war, mußte noch verwunderter den Kopf schütteln. Er erschrak aber förmlich, als zu einer bestimmten Zeit hundert Mann von seiner Leibgarde eintrafen, die den Befehl erhalten hatten, ihn abzuholen und nach seinem Palast zu geleiten, und Andolosia um die Erlaubnis ersuchte, auch diese Menge Menschen noch mit einem kleinen Imbiß erfreuen zu dürfen. Dies geschah, und nach diesem rasch abgefertigten Mahle ließ der Hausherr noch jedem der Krieger zehn Kronen auszahlen.

Tagelang sprach ganz London von nichts anderem, als von diesem großartigen Feste des fremden Herrn und von seiner grenzenlosen Freigebigkeit.

Woher kommt dem Manne dieser ungeheure Reichtum? Dieser Gedanke ließ dem Könige nun Tag und Nacht keine Ruhe, und auch in seinem engsten Familienkreise war dies vielfach der Gegenstand der Gespräche.

„Ja, woher kommt diesem Manne der ungeheure Reichtum?“ fragte er auch wieder, als er einmal mit der Königin, seiner Gemahlin, über Andolosia sprach. „Wie kann ein Mensch das Geld so haufenweise ausgeben, schier ohne Ende?“

„Es gäbe vielleicht einen Weg,“ antwortete die Königin mit listigem Lächeln, „das zu erfahren. Ich sehe, wie sich dieser Mann außerordentliche Mühe gibt, unserer Tochter zu gefallen. Wenn ihr die Erlaubnis gegeben würde, ihm scheinbar ebenso entgegen zu kommen, so könnte sie ihn insgeheim darüber befragen, und er würde es ihr gewißlich sagen.“

„So mag sie es versuchen, zu entdecken, woher dem Menschen dieser ungeheure Reichtum kommt, mit dem er sogar uns und unseren ganzen königlichen Hof verdunkelt,“ entschied der König.

Die Königin teilte der Tochter mit, was ihre Eltern von ihr wünschten. Wenn Andolosia wieder an den Hof käme, sollte es eingerichtet werden, daß sie mit ihm allein bliebe und dann sollte sie ihn ausforschen. Agrippina versprach, es zu versuchen.

Der Glückssäckel geht verloren.

Als Andolosia wieder an den Hof kam, wurde er zu seiner großen Freude gleich in die Frauengemächer geführt, und hier wurde es so eingerichtet, daß er mit der Prinzessin Agrippina allein war.

„Herr,“ begann diese nach der Begrüßung das Gespräch, „man erzählt Wunderdinge von dem Mahl, das Ihr meinem Vater gegeben habt. Habt Ihr denn nicht Sorge, daß Euch das viele Geld ausgehen wird?“

„Gnädigste Prinzessin,“ antwortete Andolosia, „so lange ich lebe, kann mir das Geld nicht ausgehen.“

„Da müßt Ihr ja Euren Vater hoch in Ehren halten, der Euch so großes Gut hinterlassen hat.“

„O, mein Vater war nicht reicher, als ich bin, aber er hatte andere Leidenschaften als ich. Er hatte seine Freude daran, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, während ich mich an schönen Frauen und Jungfrauen ergötze und danach trachte, ihre Gunst zu gewinnen, wenn sie mir besonders gefallen.“

„Ihr seid an mancher Könige Hof gewesen, Herr,“ lächelte Agrippina, „solltet Ihr da nicht mehr als eine gefunden haben, die Euch besonders gefallen hätte?“

„Das wohl,“ sagte Andolosia, „aber doch nicht so, daß sie mich hätten fesseln können. Ihr allein übertrefft sie alle an Schönheit, Leibreiz und edlen Sitten. Das hat mein Herz entzündet, Ihr würdet mich fesseln können wie einen Sklaven. Wohl weiß ich, daß Ihr durch Eure Geburt so hoch über mir steht, daß ich dessen nicht wert bin, aber so voll ist mein Herz von dieser Liebe, daß ich es Euch frei gestehen muß, auf die Gefahr hin, daß ich Euch mißfalle und Ihr mich von Eurem Angesicht verbannt. Ich kann nicht anders, und sollte es auch mein Leben kosten. Begehrt von mir, was Ihr wollt, es soll geschehen; aber strafet Euren untertänigsten Knecht nicht mit Verachtung.“

Andolosia war zu ihren Füßen niedergesunken, und Agrippina neigte sich mit holdem Lächeln zu ihm und sagte: „Andolosia, ich weiß die Liebe eines solchen Mannes zu schätzen. Sage mir aufrichtig die Quelle deines schier unermeßlichen Reichtums, und ich will dich erhören und dir alles gewähren, was du von mir begehrst.“

„Geliebteste Agrippina,“ rief Andolosia feurig, „wenn ich wüßte, daß Ihr Euer Wort auch halten würdet, so solltet Ihr alles der Wahrheit gemäß erfahren.“

Die Prinzessin neigte sich noch tiefer und flüsterte: „Teuerster Andolosia! Du sollst nicht zweifeln; was mein Mund versprochen hat, das sollst du durch die Tat erfahren.“

Da geriet Andolosia außer sich, vergaß alles um sich her und jede Vorsicht, öffnete sein Wams, zeigte ihr den Glückssäckel, den er da eingenäht hatte und rief: „Seht, Agrippina! so lange ich diesen Säckel habe, fehlt es mir nimmer an Geld

und ich habe dessen, soviel ich immer begehre." Er griff hinein und immer wieder und zählte ihr tausend Goldstücke in den Schoß.

Sprachlos staunend hatte Agrippina diesen Vorgang angesehen und sagte, als sie wieder Worte finden konnte: „Wenn ich es auch nicht begreifen kann, so sehe ich doch nun, wie Ihr in solcher Herrlichkeit leben könnt," und als Andolosia sie nun erinnerte, auch ihr Versprechen zu halten, fuhr sie fort: „Gewiß, teurer Andolosia, komm diesen Abend zu mir, ich will es mit meiner Kammerfrau abmachen, daß sie dich empfängt und einläßt. Aber du mußt ihr ein großes Geschenk machen, damit sie reinen Mund hält und meine Mutter, die Königin, nichts davon erfährt."

Nun wurde der überglückliche Andolosia entlassen.

Die Prinzessin aber eilte zu ihrer Mutter, um ihr sogleich mitzuteilen, welches Geheimnis über dem unermeßlichen Reichtum des Fremden schwebte, und was sie ihm für die Enthüllung desselben zugesagt hatte.

Die Augen der Königin funkelten vor Begierde, den Glückssäckel, diesen Spender von Reichtümern ohne Ende, in ihren Besitz zu bringen, und während die Tochter noch sprach, hatte sie schon einen Plan in ihrem Kopfe fertig, wie das zu ermöglichen sei.

Die Königin fragte, ob sie sich den Säckel genau angesehen habe, und als die Tochter bejahte, ließ sie sich denselben beschreiben. Daran war ja nun allerdings nicht viel zu beschreiben, denn etwas Einfacheres als diesen Säckel konnte es ja gar nicht geben. Die Königin ließ nun einen Beutler kommen, einen Handwerker, welcher dergleichen Dinge verfertigt, und dem mußte die Prinzessin den Säckel ebenfalls genau beschreiben. Er erhielt den Auftrag, einen ganz gleichen Säckel anzufertigen und zwar von altem Leder, daß er so aussähe, als wenn er schon lange im Gebrauch wäre, und daß er noch am Abend fertig sein müsse.

Danach ließ sie auch ihren Arzt kommen und befahl ihm, einen Trank zu bereiten, der, in den Wein gemischt, einen Menschen in tiefen, langen Schlaf versenke und ihm das Bewußtsein gänzlich raube, sonst aber weiter nicht schade.

Es geschah alles nach dem Wunsche der Königin. Sie erhielt den falschen Säckel und den Schlaftrunk und begab sich damit zu ihrer Tochter Agrippina, mit der sie eine lange, geheime Unterredung hatte, an der nicht einmal die erste Kammerfrau teilnehmen durfte. Diese erhielt nur den Befehl, wenn Andolosia käme, ihn gütig zu empfangen und zu ihrer Herrin, der Prinzessin Agrippina zu führen.

Andolosia stellte sich gegen Abend pünktlich ein, wurde von der Kammerfrau empfangen und zu der Prinzessin geführt. Diese füllte einen goldenen Becher, in den sie zuvor schon den Schlaftrunk geschüttet hatte, mit Wein, brachte ihn leicht an ihre Lippen und reichte ihn dann Andolosia zum Willkommenstrunk. Er leerte ihn bis auf den Grund und wurde dann liebreich eingeladen, sich zu der Prinzessin auf ein Ruhebett zu setzen.

Aber was war das? Kaum hatte er sich niedergelassen, so kam es ihm wie ein Schwindel in die Stirn, und er fühlte eine seltsame, mit jedem Augenblick stärker werdende Mattigkeit seine Glieder durchrieseln. Die Augen fielen ihm zu, und schwerfällig sank er auf das Ruhebett nieder. Er hatte das Bewußtsein und alles Gefühl verloren.

Nachdem sich Agrippina davon überzeugt hatte, säumte sie nicht länger. Sie öffnete ihm das Wams, trennte den Glückssäckel heraus und nähte dafür den falschen Säckel in derselben Weise ein. Dann eilte sie damit zu ihrer Mutter, und beide wur-



Prinzessin Agrippina entwendet den Glückssäckel.

den nicht müde, die Kraft des Wundersäckels zu erproben und eine Hand voll Goldstücke nach der andern herauszunehmen, bis sie einen ganzen Haufen des gleißenden Metalls, nach dessen Besitz die ganze Welt so begierig strebt, vor sich liegen hatten.

Am andern Morgen kam auch der König, um sich selbst von dem Wunder zu überzeugen, und der Glückssäckel mußte aufs neue seine unerschöpfliche Kraft erproben lassen. Nun wollte der König den Säckel natürlich mit Beschlag belegen und ihn in sichere Verwahrung nehmen, da fand er aber einen unerwarteten Widerstand bei seiner Tochter. Diese wollte ihn durchaus nicht hergeben, und nicht mit Unrecht sagte sie: „Ich habe mein Leben daran gewagt; wäre Andolosia erwacht, als ich den Säckel aus seinem Wams trennte und den falschen einnähte, wahrlich, er hätte mich ermordet. So will ich ihn nun auch selbst behalten.“

Und so blieb es, sie gab den Glückssäckel nicht her, und der König mußte sich endlich zufrieden geben.

Als Andolosia aus der schweren Betäubung erwachte und sich gar nicht besinnen konnte, was mit ihm geschehen war, war er sehr bestürzt und schalt heftig mit der Kammerfrau, daß sie ihn nicht geweckt habe. Diese versicherte, daß sie alles vergeblich versucht habe, ihn zu ermuntern, und daß die Prinzessin endlich, als ihn nichts zu erwecken vermochte, äußerst beschämt davongegangen sei. Sie beruhigte ihn so weit, daß er einsah, er dürfe keinen Lärm machen, um den Ruf der Prinzessin nicht zu schädigen, und so schlich er denn, noch ganz wirr im Kopfe, davon.

Da der König den Glückssäckel von seiner Tochter durchaus nicht hatte erhalten können, so kam ihm der Einfall, daß Andolosia wohl noch einen solchen Säckel haben könnte. Um dies zu ergründen, ließ er sich bei ihm zum andern Tage wieder zu Tisch ansagen.

Andolosia war über die Gnade, welche ihm der König erzeigen wollte, wieder hoch erfreut. Als er aber für die nötigen Ausgaben seinem Säckel wieder eine größere Summe entnehmen wollte, glaubte er vor Schreck in die Erde sinken zu müssen, als er die Hand leer herauszog. Ein zweiter Griff war ebenso vergeblich; er kehrte den Säckel um und um, aber der versagte. Da er ihn nun genauer betrachtete, erkannte er freilich an mehreren Anzeichen, daß dies nicht der alte Glückssäckel war. Da schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, denn nun ging ihm ein Licht auf, daß er während der schweren Betäubung unzweifelhaft von der Prinzessin auf die schändlichste Weise betrogen worden war.

Daß er dagegen jetzt nichts machen könne, sah er augenblicklich ein, aber er faßte sich schnell, rief alle seine Diener zusammen und erklärte ihnen, daß er sie nicht länger in seinem Dienst behalten könnte. Rosse und Kleidung möchten sie als ihr Eigentum behalten, auch gab er ihnen von dem Rest des Geldes, das er nach vorrätig liegen hatte, hundert Kronen, die sie unter sich verteilen sollten. Die Diener, welche sich diesen plötzlichen Glückswechsel nicht erklären konnten, wollten ihn zwar nicht verlassen, aber er dankte ihnen herzlich für ihre bisherige treue Ergebenheit und blieb bei seinem Entschlusse.

In der ersten Frühe des nächsten Morgens brachten sie ihm, wie er befohlen, sein zu einer weiten Reise fertig gemachtes Pferd und nahmen mit Tränen von ihm Abschied; doch versprach er ihnen, wenn sein Glück wiederkehren sollte, so wolle er sie auch alle wieder in seinen Dienst nehmen, bis dahin aber müsse nun jeder für sich selbst sorgen.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Famagusta zu seinem Bruder

zurückzukehren, und er ritt zu Lande und fuhr zu Wasser, bis er dort glücklich ankam.

Wie auch das Wunschhütlein verloren geht.

Ampedo freute sich sehr, den Bruder, welcher nun zehn Jahre in der Fremde gewesen war, wiederzusehen, wunderte sich aber nicht wenig, daß er so allein kam ohne alle Dienerschaft. Da blieb Andolosia nun nichts übrig als zu beichten, daß er um den Säckel gekommen sei. Ampedo erschrak sehr und sagte traurig: „Siehst du, hätten wir des Vaters Wort befolgt und die Kleinode nicht getrennt, so besäßen wir den Säckel heute noch.“

Ampedo war ein guter Mensch, und als er sah, welch großes Herzeleid der Bruder um den verlorenen Säckel trug, erbarmte ihn seiner. Er vergaß die eigene Traurigkeit und versuchte ihn zu trösten, indem er sprach: „Lieber Bruder, laß es dir nicht so zu Herzen gehen. Auch ohne den Säckel haben wir noch immer Schätze genug. Ich bin während deiner langen Abwesenheit sehr sparsam gewesen und habe von den beiden Truhen voll Goldstücken, die wir vor deiner Abreise füllten, noch nicht eine verbraucht. Wir haben aber auch noch das Hütlein. Wenn wir an den ägyptischen Sultan schreiben, der ja seine geheime Tugend kennt, so wird er uns sicherlich großes Gut dafür geben, um dasselbe wieder zu erlangen. Also sei getrost, wir haben noch beide vollauf. Laß den Säckel fahren!“

„Ach, Bruder,“ seufzte Andolosia, „was man einmal besessen, das vergißt man nicht so bald. Wenn du mir das Hütlein geben wolltest, so bin ich überzeugt, daß ich mit Hilfe desselben auch den Säckel wiedergewinnen würde.“

„Nachdem du uns um den Säckel gebracht hast, willst du uns nun wohl auch noch um das Hütlein bringen,“ rief Ampedo abwehrend. „Mit meinem Willen sollst du es nicht erhalten. Deine Kurzweil kannst du auch damit haben, wie ich, aber es mit dir fortnehmen — nimmermehr!“

Andolosia war trotzdem überzeugt, daß er durch das Wunschhütlein auch den Glückssäckel wiedergewinnen würde, und sann Tag und Nacht darauf, wie er es anstellen könnte, dasselbe in die Hände zu bekommen. Die Gelegenheit dazu fand sich jedoch sehr bald von selbst.

Zu einer großen Jagd waren eines Tages Ampedos Knechte ausgezogen, und da Ampedo einige Einrichtungen mit Andolosia zu besprechen hatte, so sollte dieser später mittels des Wunschhütleins nachkommen. Als er dasselbe aber in Händen und auf den Kopf gesetzt hatte, ließ er Jagd und Jäger sein, wo sie mochten, wünschte sich nach Genua, wohin ihn das Hütlein auch nach wenigen Augenblicken versetzte. Da ging er zu den namhaftesten Juwelenhändlern, suchte die schönsten Kleinode aus und bestellte sie alle zu derselben Stunde in seine Herberge. Hier fing er nun an um den Preis zu handeln, und als er mit allen einig war, legte er die kostbaren Stücke auf eine Wage, als ob er noch das Gewicht prüfen wollte, und verschwand dann, da er das Hütlein schon auf dem Kopfe hatte, mit den Juwelen vor den Augen der verblüfften Kaufleute. Ebenso verfuhr er in Florenz und in Venedig und brachte auf diese Weise die kostbarsten Juwelen der drei reichsten Städte Italiens ohne Geld zusammen.

Nun fuhr er durch die Luft nach London. Hier mietete er in der Nähe der Kirche, von der er wußte, daß sie die Prinzessin Agrippina regelmäßig zu besuchen pflegte, einen Laden, legte darin seine Kostbarkeiten aus und machte sich selber durch eine falsche Nase und dergleichen unkenntlich. Als die Prinzessin mit

ihren Begleiterinnen vorüberging, winkte Andolosia der Kammerfrau. Diese erkannte ihn nicht und trat näher. Da schenkte ihr der vorgebliche Händler zwei schöne Ringe, mit der Bitte, es zu bewirken, daß die Prinzessin ihn holen ließe und von seinen herrlichen Juwelen kaufe. Hocherfreut tat das die Kammerfrau auch, und Agrippina befahl, den Juwelenhändler mit seinen Kostbarkeiten in den Palast zu bringen.

Andolosia wurde in einen Saal geführt, der neben Agrippinas Kammer lag, und breitete hier seine wirklich kostbaren Schätze auf einem Tische aus. Die Prinzessin kam und wählte eine Anzahl der schönsten Steine aus, wollte dem Händler aber viel weniger zahlen, als er forderte. Da fing dieser an zu klagen, daß er gerade für sie, die man ja als die reichste Fürstin der Welt kenne, überall umhergereist sei, um diese Steine zusammenzukaufen, daß er viele Angst ausgestanden habe, überfallen und beraubt, vielleicht sogar ermordet zu werden; da könne sie doch unmöglich verlangen, daß er nun auch noch obendrein Schaden haben solle, denn die Steine kosteten ihm selber mehr, als sie ihm biete.

Das schien Agrippina einzusehen, denn sie ging in ihre Kammer, nahm den Glückssäckel aus dem Kasten, worin er immer gut verwahrt war, und hing ihn an ihren Gürtel. Nun kam sie zu dem Tische zurück und begann dem Säckel eine Handvoll Goldstücke nach der andern zu entnehmen und aufzuzählen, während der Händler die Juwelen wieder in das Säckchen zurückpackte, in dem er sie gebracht hatte, um sie ihr dann zusammen übergeben zu können. Statt dessen aber trat er hinter sie, hängte das Säckchen mit den Juwelen an seinen Gürtel und setzte unvermerkt das Wunschhütlein auf. Dann aber umschlang er die Prinzessin mit seinen Armen und wünschte sich weit weg in eine menschenleere Wildnis. Augenblicklich verschwanden beide aus dem Saale.

In einer dichten Wildnis erwachte die Prinzessin Agrippina aus der Betäubung, in die sie die gedankenschnelle Reise durch die Luft versenkt hatte. Tief erschrocken blickte sie um sich, denn sie sah nichts als eine dichte Wildnis, in der sie unter einem großen Baume mit schönen, verlockend leuchtenden Früchten lag, und neben ihr stand der Juwelenhändler. Bei seinem Anblick erst entsann sie sich, was zwischen ihm und ihr in dem königlichen Palast zu London verhandelt worden war und fühlte in der Erinnerung zu ihrem Entsetzen noch, wie die Arme dieses Menschen sich um sie geschlungen hatten; dann aber wußte sie nicht mehr, was mit ihr geschehen war.

Da dämmerte ihr eine dunkle Ahnung auf, daß dieser Mensch wohl etwas anderes sein könnte, als er scheine. Sie begann herzbrechend zu weinen, bis sie ganz kraftlos an den Stamm des Baumes zurücksank. Als sie sich endlich ein wenig beruhigt hatte, blickte sie gen Himmel, sah aber nur die dichte Baumkrone mit den schönen Früchten über sich und seufzte: „Ach, hätte ich eine von diesen Früchten dort, damit ich wieder ein wenig zu Kräften käme.“

Diesen Wunsch glaubte ihr Andolosia erfüllen zu müssen, band seinen Gürtel mit dem schweren Juwelensäckchen ab und warf es ihr in den Schoß, nahm auch das Wunschhütlein vom Kopfe und setzte es zum Spaß ihr auf das Haupt, weil er meinte, beide Dinge würden ihn beim Klettern hindern, und erstieg den Baum. Agrippina weinte still vor sich hin und seufzte unter heißen Tränen: „Ach Gott, wäre ich doch daheim in meiner Kammer!“ und augenblicklich fuhr sie durch die Luft davon.

Andolosia erschrak, daß er fast von dem Baume heruntergefallen wäre, denn

nun hatte er nicht allein wieder den Glückssäckel, sondern auch das Wunschhütlein obenein verloren.

Die bedeutungsvollen Äpfel.

Mit einem lauten Schrei kletterte Andolosia von dem Baume herunter und stürzte besinnungslos zur Erde. Als er wieder zu sich kam, raste er gegen sich selbst und verfluchte alle Geschöpfe der Welt. „Ha," schrie er, „wäre mein Bruder hier, ich wollte ihn erwürgen und mich dann an diesen Baum henken; dann wären wir beide tot, und weder die hinterlistige Königin, noch die falsche Agrippina hätten etwas von dem Glückssäckel, der ja seine Kraft nur bis zu unserem Tode behält."

In Angst und Verzweiflung irrte Andolosia umher, bis es Nacht wurde und er erschöpft unter einem Baume zur Erde sank, indem er wünschte, daß ein wildes Tier käme und ihn zerrisse, daß seinem elenden Leben ein Ende gemacht würde. Als er am nächsten Morgen erwachte, fühlte er großen Hunger, denn er hatte ja lange nichts gegessen. Da sahe er, daß er unter einem Baume lag, der goldigrote Äpfel trug. Die Zweige hingen weit herab, so daß er bequem pflücken konnte, und er verzehrte zwei der schönen Früchte.

Wieder ruhte er, aber nach kurzer Zeit hatte er an seinem Kopfe das Gefühl, als ob sich dort etwas eigentümlich rege. Er griff danach und hatte — zwei große Bockshörner in den Händen, die ihm aus dem Kopfe herausgewachsen waren. Fürchterliches Entsetzen erfaßte ihn, als er diese schreckliche Zierde auf seinem Haupte entdeckte. Er riß daran, er lief damit gegen die Baumstämme, um sie zu zerschmettern und abzustoßen; es war alles vergeblich. Er brüllte wie ein wildes Tier, und — das hörte endlich doch ein menschliches Wesen.

In dieser Einsamkeit nämlich lebte ein Einsiedler als einziger Bewohner des fernabgeschiedenen Fleckchens Erde. Der hörte zu seiner größten Verwunderung die Stimme des brüllenden Andolosia, ging dem Schall nach und fand den Unglücklichen. „Wie kommst du hierher?" fragte er, nicht eben besonders freundlich, „was suchst du hier in dieser Wildnis?"

„Zu meinem Verderben bin ich wider meinen Willen hierher gekommen," schrie Andolosia und riß an den Hörnern.

„Seit dreißig Jahren habe ich keinen Menschen gesehen, und ich wünschte, du wärest auch nicht gekommen, mich in meiner Einsamkeit zu stören."

Andolosia hörte kaum, was der Einsiedler sagte, denn in diesem Augenblick war das Gefühl des Hungers noch größer, als das des Entsetzens, und, obwohl er sich zehnmal den Tod gewünscht hatte, trieb ihn doch die Natur unwillkürlich, das Leben zu erhalten. Er fragte den Einsiedler, ob er nichts zu essen habe, und der Alte führte ihn in seine Hütte und setzte ihm Speise und Trank vor, allerdings nur Obst und Wasser, aber Andolosia aß mit Heißhunger und fühlte sich bald besser. Dann aber erhielt das Gefühl der Verlassenheit und seines entsetzlichen Zustandes wieder die Oberhand, und er begann wieder zu klagen und zu jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Der Einsiedler suchte ihn zu trösten und versprach, ihm bald wieder unter Menschen zu helfen.

„Ach, was soll mir das," klagte aber Andolosia, „mit Abscheu wird mich jeder betrachten, mich für einen so von Gott gezeichneten Elenden halten."

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm ihn der Einsiedler bei der Hand und führte ihn aus der Hütte abermals zu einem Apfelbaum mit glänzenden gelben Äpfeln, brach zwei der Früchte ab und sprach: „Nimm, mein Sohn, und iß!"

Das tat Andolosia, und bald war es ihm, als ob er wieder eine Bewegung an seinem Kopfe fühlte. Und als er hinfaßte, waren die Hörner verschwunden, sein Kopf war so glatt wie zuvor.

Vor Freude schrie nun Andolosia laut auf und dankte dem Einsiedler unter Tränen. „Wie ist es möglich," sagte er dann, „daß mir diese Hörner wachsen und auch wieder verschwinden konnten?"

„Mein Sohn," sagte der Alte, „Gott hat diese Bäume unterschiedlich geschaffen. Diesem Baume dort drüben mit den schönen goldroten Früchten gab er die Kraft, daß dem, der davon ißt, Hörner aus dem Kopfe wachsen, während diese gelben Äpfel hier die Kraft haben, den Hornschmuck wieder zu vertreiben."

Eilig fragte Andolosia, dem sogleich wieder ein Plan durch den Kopf fuhr, wie er den Glückssäckel und das Wunschhütlein wiedererlangen könnte, ob der Einsiedler ihm erlaube, daß er sich von diesen Äpfeln einstecken könnte.

„Wie sollte ich das erst erlauben?" lächelte der alte Mann. „Die Äpfel sind nicht mein Eigentum, sie gehören niemand; nimm dir davon, soviel du magst."

Er ermahnte Andolosia zwar noch, daß er sich doch von der Welt ab und zu Gott kehren und diesem in der Einsamkeit dienen sollte, denn dieses kurze, vergängliche Leben gewähre doch nur eine kleine Lust für großen, ewigen Schaden. Aber Andolosia hörte darauf nicht, er dachte nur an den großen Schaden, der ihm durch den Verlust des Glückssäckels und des Wunschhütleins erwachsen war, pflückte von den beiden Bäumen eine große Anzahl Äpfel, machte aus seinem Mantel einen Sack und tat die Früchte da hinein. Dann aber sprach er zu dem Einsiedler: „Vater, könnt Ihr mir einen Weg weisen, daß ich wieder unter Menschen komme?"

„Folge mir, mein Sohn!" antwortete der Greis und leitete ihn pfadlos durch die Wildnis, bis sie endlich auf eine schmale Straße gelangten. „Folge dieser Straße," sagte er dann; „sie führt dich zu einem Dorfe, wo du auch zu essen und zu trinken findest, wie du es gewöhnt sein wirst."

Andolosia dankte dem Einsiedler nochmals für die Errettung seines Lebens und wanderte die Straße dahin, in vielen Windungen durch die Wildnis. Nach einigen Stunden erreichte er endlich deren Ende und kam in das Dorf, wo er im Wirtshause sich nach so langer Zeit wieder ordentlich an Speise und Trank erholen und stärken konnte.

Nachdem er sich gesättigt hatte, fragte er den Wirt, ob er ihm sagen könne, wie er von hier nach London komme.

„Nach London, Herr?" fragte der Wirt mit großem Erstaunen dagegen; „das liegt gar weit von hier."

Unangenehm überrascht fragte Andolosia weiter: „Weit von hier? Wo befinde ich mich denn? ich bin gänzlich irre gegangen und weiß nicht mehr aus und ein."

„Am äußersten Ende von Hibernien seid Ihr, Herr," erklärte der Wirt. „Wenn Ihr nach London wollt, so müßt Ihr erst nach Schottland hinüber, dann durch ganz Schottland und ganz England reisen, so würdet Ihr endlich nach London kommen. Da seht Ihr, daß das ein sehr weiter Weg ist."

Andolosia dachte an die Äpfel, welche er bei sich führte, und daß diese auf einer so langen Reise, die viele Wochen dauern konnte, verderben müßten. Er fragte daher den Wirt kleinlaut: „Reist Ihr denn auch immer diesen weiten und beschwerlichen Weg, wenn Ihr mal nach London wollt?"

„O nein, Herr," sagte der Wirt, „das heißt, wenn einmal einer von uns nach London reisen will, was aber schon seit Jahren nicht mehr vorgekommen ist; denn was sollten wir da? Wenn es aber ein-

mal vorkommen sollte, so liegt ein paar Stunden von hier eine Stadt am Meeresufer, wo man immer Schiffe trifft, die nach allen Richtungen fahren, auch nach London, und dann ist man in wenigen Tagen dort."

Als Andolosia das hörte, wurde er wieder froh, denn so wurde ihm Gelegenheit geboten, seinen wohlüberlegten Plan auszuführen. Er machte sich alsbald auf den Weg nach jener Hafenstadt. Hier hatte er Glück, denn er fand ein Schiff, welches nach London zu segeln im Begriff war, beeilte sich, die Überfahrt zu bezahlen, und nach wenigen Stunden schon stach er in See.

Die gehörnte Prinzessin.

Nachdem Andolosia nach wenigen Tagen glücklicher Seefahrt in London angekommen war, begab er sich zu einem Haarhändler, kaufte eine Perücke und einen falschen Bart und legte, um sich vollends unkenntlich zu machen, über das eine Auge eine schwarze Klappe. Dann erstand er ein Tischchen, bedeckte dieses mit einem weißen Tuche und legte auf demselben seine goldroten Äpfel aus, wieder an der Kirchentür, wo er schon einmal als Juwelenhändler gesessen hatte.

Wie damals kam die Prinzessin auch jetzt mit ihren Dienerinnen zur Kirche gegangen. Mit verstellter Stimme rief Andolosia: „Äpfel von Damaskus! Kauft, schöne Dame!" Sie blieb stehen, betrachtete die verlockend schönen Früchte und fragte nach dem Preise. Der Händler forderte drei Kronen für das Stück, und als die Prinzessin, verwundert über diesen Preis, wissen wollte, weshalb diese Äpfel so teuer seien, erhielt sie zur Antwort, daß sie demjenigen, der zwei davon genieße, Schönheit und scharfen Verstand verleihen. Da befahl sie ihrer Kammerfrau, zwei von diesen Äpfeln zu kaufen.

Wieder zu Hause angekommen, verzehrte Agrippina begierig die beiden Äpfel, und fühlte alsbald heftiges Kopfweh. Sie legte sich auf ihr Ruhebett, und als die Schmerzen nachgelassen hatten, trat sie vor den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Kaum aber hatte sie hineingeblickt, da schrie sie entsetzlich auf und sank ohnmächtig zur Erd, denn es waren ihr zwei mächtige Hörner, größer noch als die Hörner eines Ziegenbocks, aus dem Kopfe herausgewachsen.

Die Kammerfrau und eine ihrer Gefährtinnen eilten herbei, da sie die Prinzessin so laut hatten schreien hören, und entsetzten sich über diese fürchterliche Verunstaltung ihrer Herrin. Sie brachten die Bewußtlose wieder zu sich, aber sie war so außer sich vor Schreck, daß sie vorerst gar nicht reden konnte. Als sie die Sprache wiedergewonnen hatte und sagen wollte, wie denn das gekommen sei, vermochte sie nur zu vermuten, daß es von den Äpfeln aus Damaskus herrühren könne, die ihr der treulose Händler verkauft hatte. Händeringend bat sie die beiden Frauen, ihr zu helfen, die fürchterlichen Hörner wieder wegzubringen. Sie griffen zu, zogen und rissen an den Hörnern, daß die Prinzessin laut wimmerte, denn es war, als sollte ihr der Kopf mitten auseinander gerissen werden. Aber die Hörner saßen fest und wichen nicht.

Die Prinzessin wußte sich vor Jammer nicht zu lassen und wies alle Tröstungen der beiden Kammerfrauen von sich. „Was helfen mir nun Schönheit, Reichtum und hohe Geburt," klagte sie, „da ich einem unvernünftigen Tiere gleichgeworden bin? Wäre ich elende Kreatur doch nie geboren! Wenn es kein Mittel gibt, diese Ungestalt zu entfernen, so bleibt mir nur übrig, mich in der Themse zu ertränken, kann ich mich doch vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Sprecht nur um des Himmels willen zu niemand davon, ich will euch die höchste Belohnung zahlen."

Da sagte die ältere Kammerfrau: „Gnädigste Herrin, sendet doch zu den geschicktesten Ärzten der Stadt. Sind die Hörner gewachsen, so werden sie doch auch wieder fortzubringen sein. Die gelahrten Herren finden wohl Ursache und auch Mittel in ihren Büchern."

„Du hast recht," antwortete Agrippina, „tue, wie du gesagt hast, gehe zu den geschicktesten Doktoren und versprich ihnen die höchsten Belohnungen; lege ihnen den Fall vor, nenne aber keinen Namen, sondern sage ihnen, es betreffe eine reiche Verwandte. Du aber," wendete sie sich an die andere Kammerfrau, „lasse niemand vor, hörst du? ohne Ausnahme niemand, denn ich sei sehr unwohl und könne niemand empfangen."

Die Kammerfrau eilte von einem der berühmten Doktoren der Stadt zum andern und legte jedem den seltsamen Fall vor; aber keinem war noch ein solcher vorgekommen, es stand auch davon in keinem der dicken Bücher. Als sie nun von dem letzten dieser gelehrten Herren trostlos wieder auf die Straße trat, begegnete ihr ein Herr in der Kleidung, wie sie die gelehrten Ärzte zu damaliger Zeit zu tragen pflegten. Der redete sie an und sprach: „Liebe Frau, ich habe Euch aus den Häusern mehrerer berühmter Doktoren kommen sehen. Habt Ihr einen verzweifelten Fall im Hause, bei dem Ihr des Rates und der Hilfe bedürfet?"

„Leider ja," antwortete die Kammerfrau schwer seufzend, „aber keiner kann helfen."

„Das wäre!" sagte der Fremde und warf sich in die Brust. „Teilet mir den Fall mit, wenn es Euch genehm ist. Ich bin auch ein Arzt, der noch immer hat helfen können; es müßte wahrlich ein seltsames und sehr schweres Gebrechen sein, wogegen ich kein Mittel wüßte und das ich nicht mit Gottes Hilfe zu vertreiben vermöchte."

Da erzählte ihm die Kammerfrau, während sie in der Straße langsam auf und ab gingen, von den plötzlich gewachsenen Hörnern auf dem Kopfe ihrer reichen Verwandten, schilderte deren Verzweiflung und stöhnte dabei jämmerlich.

Der Doktor aber lachte und sprach: „So, so, ist es das? Nun, der Fall ist mir nicht unbekannt, habe erst vor noch nicht zwei Jahren in Hispania der schönen Tochter eines Grafen, der zwei Hörner gewachsen waren, dieselben vertrieben, daß auch nicht eine Spur davon geblieben ist."

Neugierig fragte die Kammerfrau: „Gelehrter Herr! woher kommt ein solch seltsames Gewächs?"

Da nahm der Doktor eine sehr gelehrte Miene an und sagte bedeutungsvoll: „Wisset, liebe Frau, solches Leiden entstehet, wenn ein Mensch an einem andern eine große Untreue begeht, auch sich dieser Bosheit noch höchlich freut, während er solche Freude doch nicht offenbar werden lassen darf. Dann muß sich diese teuflische Lust einen Ausweg suchen, und sie drängt entweder nach außen hinaus, wie in dem vorliegenden Fall, oder sie geht nach innen, und dann drückt sie ihm das Herz ab."

Nun fragte die Frau nach des Doktors Wohnung, damit sie ihn finden könne, aber er sagte, er sei erst seit drei Tagen in London und habe noch keine Wohnung, sondern sei vorläufig im Gasthause zum Schwan abgestiegen; dort solle sie nur nach dem Doktor mit der langen Nase fragen, so werde er da allgemein genannt.

Die Kammerfrau eilte von dannen, und der Doktor, der natürlich kein anderer als der verkleidete Andolosia war, sah ihr mit triumphierenden Blicken nach.

Die Prinzessin Agrippina lag mit verhülltem Haupte auf ihrem Bett, als die Kammerfrau eintrat und ihr fröhlich zu-

rief: „Seid fröhlichen Herzens, gnädigste Herrin, und fasset wieder Mut! Euch wird sicherlich geholfen werden.“

Nun erzählte sie ihrer Herrin, daß kein Londoner Doktor von der seltsamen Krankheit gewußt habe, wie sie aber einen fremden Arzt getroffen, der die Krankheit kenne und heilen könne, auch ihre Ursache wisse. Als die Prinzessin die vom Doktor angegebene Ursache hörte, fiel es ihr schwer aufs Herz, wie das genau auf den Betrug paßte, den sie an Andolosia begangen, und sie trieb die Kammerfrau, den Doktor aufzusuchen und mitzubringen. Sie solle ihm hundert Kronen auszahlen, und sollte er mehr verlangen, sollte sie ihm geben, soviel er haben wollte.

Die Kammerfrau eilte, erfragte im Gasthause zum Schwan den Doktor mit der langen Nase und wurde zu ihm gewiesen. Sie gab ihm die hundert Kronen und sagte: „Brauchet allen Fleiß, Doktor, und haltet Euch bereit, mit mir zu gehen, denn es dunkelt schon, und zu der Kranken dürfet Ihr sowieso nur des Nachts kommen. Hütet Euch auch, zu irgend jemand ein Wort davon zu sprechen, denn ihre eigenen Eltern wissen nicht, was der Tochter geschehen ist.“

„Ärzte üben immer Verschwiegenheit, das gehört zu ihrem Beruf,“ sagte der Doktor salbungsvoll, „aber ich habe in der Apotheke erst noch mancherlei vorzubereiten. Wollt Ihr warten oder wiederkommen?“

Die Frau entschied sich für warten, denn ohne den Doktor wagte sie nicht zu ihrer Gebieterin zurückzukehren. Andolosia aber begab sich in die Apotheke, ließ die Hälfte von einem Apfel der anderen Sorte mit Zucker und verschiedenen wohlschmeckenden Sachen herrichten, kaufte auch noch mehrerlei Arzeneien und wurde danach, da es schon finster geworden war, von der Kammerfrau durch ein Hinterpförtchen in den königlichen Palast und das Schlafzimmer der Prinzessin geführt.

Die unvollendete Kur.

„Seid getrost, gnädige Frau,“ sagte der Doktor zu der Prinzessin, die hinter den Vorhängen auf ihrem Bette lag und schmerzlich stöhnte, „mit Gottes und der Kunst Hilfe soll es bald besser werden. Richtet Euch in die Höhe, daß ich die Beschaffenheit des Gebrechens untersuchen kann.“

So sehr sich Agrippina auch schämte, ihre schreckliche Entstellung sehen zu lassen, so überwand sie sich doch, und der Doktor befühlte nun das Gehörn von allen Seiten. Dann befahl er, zwei Pelzsäckchen von der Größe und im Umfang von der Dicke der Hörner zu machen, am besten von der Haut eines Affen. Da im Schlosse mehrere solcher Tiere zur Kurzweil gehalten wurden, so schlachtete man eins davon und die Kammerfrau verfertigte die Pelzsäckchen; auch hieß der Doktor etwas von dem Fett des Affen bringen. Dies mischte er mit einer stark wohlriechenden Salbe, die er mitgebracht hatte, bestrich damit die Hörner sehr sorgfältig von oben bis unten und von allen Seiten und zog dann die Pelzsäckchen darüber, indem er dafür sorgte, daß sie fest anlagen. Dann gab er der Prinzessin eine Medizin ein, nämlich den zubereiteten halben Apfel von der gelben Sorte, welche die Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben.

Nun hieß der Doktor die Patientin ganz still liegen, und sie schlief ein, während er am Bette sitzen blieb, angeblich, weil er ihren Schlaf beobachten müßte. Dann aber weckte er sie, nahm die Pelzsäckchen von den Hörnern ab und siehe da: diese waren um den vierten Teil kleiner geworden.

Prinzessin Agrippina getraute sich nicht, sich von der Wahrheit dieser unverhofft schnellen Wirkung der Kur mit den Händen zu überzeugen; da aber die beiden Kammerfrauen mit Ausrufen der höchsten Verwunderung die Aussage des Arztes bestätigten, so griff sie sich an den Kopf und fühlte nun selbst, daß die entsetzlichen Hörner etwa um den vierten Teil kleiner geworden waren.

Sie jauchzte laut auf vor Freude, denn nun zeigte sich, daß dieser fremde Doktor seine Kunst besser verstand, als irgend einer der gelehrten Männer in London, und daß er wahrlich seine Geschicklichkeit nicht zu hoch gepriesen hatte. Nun zog die Hoffnung in ihr Herz ein, daß der entsetzliche Zierrat von ihrem Kopfe wieder entfernt werden würde, und sie ermunterte den Doktor, nur sogleich in der Kur fortzufahren.

„O, das geht nicht so, gnädige Frau,“ sagte jedoch der Doktor mit wichtiger Miene. „Nun muß eine andere Medizin angewendet werden, und dazu bedarf es peinlicher Vorbereitungen; denn so wenig die Doktoren von London von diesem Leiden wissen, so wenig hat auch der Apotheker Kenntnis von der Zubereitung einer solchen Medizin. Da muß ich die Hauptsache selbst bereiten und auch dann noch bei bei dem übrigen ihm zur Hand gehen. Morgen nacht aber komme ich wieder, dann wollen wir fortfahren. Habt nur guten Mut, gnädige Frau! Ihr werdet sicher von dieser abscheulichen Hauptzierde befreit werden; der Anfang ist ja schon gemacht.“

Dagegen war nichts einzuwenden, die Prinzessin mußte sich gedulden, sie fügte sich schwer seufzend in ihr Schicksal.

Für die zweite Nacht ließ Andolosia die andere Hälfte des Apfels zubereiten, ihr aber einen andern Geschmack geben, mischte auch das Affenfett mit einer anders gefärbten Salbe. Bei der Behandlung ging es genau so, wie in der ersten Nacht, und die Hörner wurden wieder um den vierten Teil ihrer ehemaligen Größe kleiner, so daß sie jetzt nur noch halb so lang waren, wie zu Anfang.

Mit größerer Unruhe verließ Andolosia diesmal aber die Wohnung der Prinzessin. Vergebens hatte er, während er an dem Bette der Prinzessin saß, um angeblich ihren Schlaf zu beobachten, aufs sorgfältigste umhergespäht, um etwas von dem Glückssäckel und dem Wunschhütlein zu entdecken. Daß sie hier in diesem Zimmer seien, erschien ihm wohl gewiß, denn wo wären sie sicherer aufgehoben gewesen, als hier im Schlafzimmer? Aber nirgends zeigte sich eine Spur von den beiden wundervollen Gegenständen, die wieder zu erlangen doch gerade der Zweck seiner diesmaligen Reise nach London gewesen war.

Noch unruhiger arbeitete sein Kopf in der dritten Nacht, da er wieder an dem Bette saß. Wieder hatte er einen halben Apfel mit anderem Geschmack zur Anwendung gebracht, und es kam ihm schon der verzweifelte Gedanke, die Prinzessin in der vierten Nacht einen ganzen Apfel von der Sorte essen zu lassen, welche die Hörner hervortrieb. Dann mußte eins der Hörner wieder in voller Größe emporsprießen; er aber wollte dann nach Flandern entfliehen und von dort ihr entbieten, daß sie, wenn sie die Hörner los sein wolle, zu ihm kommen und das Hütlein mitbringen, sich zugleich aber auch fest verpflichten müsse, ihm jährlich soviel auszusetzen, daß er bis an sein Lebensende ohne alle Sorgen leben könne. Daß er den Glückssäckel wiedererlangen würde, wagte er schon nicht mehr zu hoffen.

Auch andere Pläne schmiedete er da noch, aber sie sollten alle nicht nötig sein. Zufällig nämlich fiel ihm sein Barett, das er abgenommen hatte, an die Erde, und er mußte sich tief bücken, um dasselbe aufzuheben. Dabei warf er ebenso zu-

fällig einen Blick unter das Bett und sah mit einer Freude, daß ihm fast das Herz stillestand, in einem Kästchen am Fußende des Bettes — das Wunschhütlein liegen. Es war, nachdem es die Prinzessin aus der Wildnis heimgetragen, dorthin geworfen worden und unbeachtet liegen geblieben, weil niemand seine geheime Kraft kannte; auch Agrippina selbst hatte keine Ahnung davon, daß es das Hütlein gewesen war, dem sie ihre so unerwartete Heimkunft verdankte.

Der Doktor sandte die mit ihm wachende Kammerfrau in ein Nebengemach, von dort eine bestimmte Medizin zu holen, nahm nun schnell das Hütlein und barg es unter seinem Wams. Dann weckte er die Prinzessin, zog die Pelzsäckchen von den Hörnern, und es zeigte sich, daß diese nur wenig noch hervorragten, immer aber doch noch so weit, daß sie von den Haaren nicht völlig bedeckt werden konnten.

„Nun noch eine Nacht,“ rief die Kammerfrau und schlug jubelnd die Hände zusammen, „und meine liebe Herrin ist wieder so schön und glatt wie zuvor.“

„Ja,“ stimmte der Doktor bei, „aber nun kommt noch der schwierigste Teil der Kur, nämlich die Wurzeln der Hörner aus der Hirnschale zu treiben. Dazu bedarf ich eines überaus köstlichen Arzneimittels, was ich hier in London schwerlich finden werde. Um dasselbe zu erlangen, muß ich reisen oder einen andern Doktor danach ausschicken. Ohnedies wird das Mittel sehr teuer sein. Außerdem aber, gnädigste Frau, möchte ich nun auch wohl gern wissen, welchen Lohn ich erhalten soll, wenn Euer Haupt wieder so glatt ist, wie zuvor.“

„Eure Kunst ist gut und soll danach belohnt werden,“ antwortete die Prinzessin, welche trotz des unerschöpflichen Glückssäckels außerordentlich geizig und gewiß nicht gesonnen war, eine außergewöhnlich große Summe Geldes zu opfern, sobald sie erst geheilt war. „Wendet nur zuletzt noch alle Eure Kunst daran, die Wurzeln der Hörner wegzubringen, Ihr sollt mich gewiß nicht karg finden. Zur Erlangung des Arzneimittels aber bitte ich Euch: es koste, was es immer sei; helfet nur und sparet kein Geld.“

„Wie soll ich sparen,“ entgegnete der Doktor sarkastisch, „wenn ich doch kein Geld habe?“

„Gut, gut,“ sagte die Prinzessin, „so tretet dort in das Nebengemach!“

Der Doktor entfernte sich mit einer Verbeugung, voll geheimer Hoffnung, daß es sich nun entscheiden würde, und die Prinzessin stand auf aus dem Bett, kleidete sich an und nahm ihre Zuflucht zu dem Glückssäckel. Dieser war sehr sicher in einer Truhe aufbewahrt, welche neben dem Bett stand, und an einem Gürtel sorgfältig befestigt. Diesen legte die Prinzessin um, trat an einen Tisch am Fenster und begann Geld aufzuzählen.

Nach einigen Minuten schon befahl sie der Kammerfrau, den Doktor hereinzurufen. Als Andolosia eintrat, zählte sie noch immer. Er erkannte sogleich den Säckel an ihrem Gürtel, trat hinter sie, faßte unter sein Wams, als ob er einen Geldbeutel hervorziehen wollte, brachte aber das Hütchen hervor, warf das Barett auf die Erde, setzte das Hütlein auf, umfaßte die Prinzessin von hinten mit den Armen und war mit ihr aus dem Zimmer verschwunden.

Wieder hatte sich Andolosia in einen wilden Wald gewünscht, wo keine Menschen wären. Hier zog er seinen Doktorrock aus, nahm die falsche Nase aus dem Gesicht, und Agrippina sah mit tödlichem Schrekken, daß sie den Mann vor sich habe, den sie in so schändlicher Weise betrogen hatte. Sie war nun auf das Schlimmste gefaßt, denn er zog sein Messer und schnitt ihr den Glückssäckel vom Gürtel und befestigte

ihn in seinem Wams wieder da, wo er sonst gewesen war.

Sie stürzte ihm zu Füßen und bat um Gnade und Verzeihung, aber der zornige Mann wollte sie nicht hören, wollte kein Erbarmen mit ihr haben, wie sie ja auch mit ihm keins gehabt, sondern ihn mitleidslos in Elend und Verzweiflung gestürzt hatte. Als sie ihn aber endlich an seine ritterliche Ehre mahnte, die ihm verbiete, einem wehrlosen Weibe das Leben zu nehmen oder es hilflos dem Elend preiszugeben, da bändigte er endlich doch seinen grimmigen Zorn.

„Nun gut,“ sagte er, „ich gelobe, dich weder an deiner Ehre, noch an deinem Leben zu kränken. Trägst du doch ein Andenken von mir auf deinem Kopfe, das du behalten sollst, so lange du lebst.“

Sie bat, sie flehte, daß er sie doch von dieser fürchterlichen Entstellung befreien möchte; aber da blieb Andolosia ungerührt, all ihr Flehen war umsonst.

„Sprich, Agrippina, wohin du gebracht sein möchtest,“ sagte Andolosia endlich. „Willst du zu Vater und Mutter zurück, so soll es geschehen.“

„Nein, nein,“ rief Agrippina wie verzweifelt, „vor keinem Menschen will ich mich mit diesem Hauptschmuck mehr blikken lassen, auch nicht vor Vater und Mutter. Bringt mich in ein Kloster, abgeschieden von aller Welt will ich fortan allein noch leben.“

Da setzte Andolosia das Wunschhütlein auf, umfing die Prinzessin und stand in wenigen Augenblicken mit ihr vor der Pforte eines Frauenklosters im fernen Hibernien. Hier empfahl er die Jungfrau der Äbtissin ganz besonders, zahlte eine Pfründe von sechshundert Kronen für sie ein und verließ sie.

Mit Hilfe seines Hütleins versetzte er sich nach Flandern, kaufte hier viele schöne Pferde, dingte viele Knechte und zog als großer Herr durch Deutschland nach Welschland, wo er ein Schiff bestieg und mit seiner stattlichen Begleitung in Famagusta auf Cypern glücklich ankam.

Heilung und Versöhnung.

Herzlich freute sich der Bruder Ampedo, als er Andolosia in so stattlicher Weise zurückkehren sah, und doppelt groß war seine Freude, als er hörte, daß auch der Glückssäckel und das Wunschhütlein wiedergewonnen seien. Andolosia war bereit, dem Bruder beide zurückzugeben, doch weigerte sich Ampedo beharrlich, den Säckel zu nehmen, denn der bringe, wie er nun gesehen und auch in des Vaters Büchern gelesen, dem Besitzer nur Unglück. Das Hütlein allein nahm er, und so blieben die beiden wunderbaren Kleinode abermals getrennt.

Auch am Hofe des Königs von Cypern wurde Andolosia mit hohen Ehren aufgenommen. Er erzählte von den mancherlei königlichen Höfen, wo er sich aufgehalten, und als der König hörte, daß er auch in England gewesen, fragte er plötzlich: „Der König von England soll ja eine sehr schöne Tochter haben, Agrippina geheißen, die ich wohl meinem Sohne zur Gemahlin geben möchte. Aber wie jüngst das Gerücht ging, soll sie abhanden gekommen sein. Habt Ihr nicht gehört, Andolosia, ob sie wiedergefunden worden ist?“

„Darüber kann ich Euch recht wohl genauen Bescheid geben, denn selbst an ihres Vaters Hofe weiß noch niemand, daß Agrippina durch die Kunst eines Schwarzkünstlers in ein Kloster nach Hibernien versetzt worden ist, wo ich vor noch nicht gar so langer Zeit sie selbst gesprochen habe.“

„Wird sie von dort denn nicht bald zu ihrem Vater nach London zurückkehren?“ fragte der König; „ich bin alt und möchte meinem Sohne gern bald die

Regierung übergeben, nachdem diese Jungfrau Agrippina seine Gemahlin geworden ist."

„Mein gnädigster Herr," antwortete Andolosia. „Von selbst zurückzukehren wird Agrippina nicht vermögen; aber Euch und Eurem Sohne zuliebe, will ich mich gern der Sache annehmen und dafür sorgen, daß die Jungfrau baldigst heimkehrt in ihres Vaters Haus."

„Meines ganz besonderen Dankes könntet Ihr gewiß sein," sagte der König augenscheinlich sehr erfreut.

„Nun gut, so werde ich unverzüglich abreisen. Vierzehn Tage hernach aber sendet eine Botschaft mit der Werbung um die Königstochter nach England und gebt auch ein Bildnis Eures Sohnes mit, daß der König und die Prinzessin wissen, wie Euer Sohn von Angesicht ein so schöner junger Mann ist. Ich denke, daß die Boten nicht vergebens reiten werden."

Andolosia ging zu seinem Bruder und bat ihn, ihm das Wunschhütlein zu leihen, das er zu einer schnellen, kurzen Reise, die er im Auftrage des Königs unternehmen solle, gebrauche; in einigen Tagen würde er wieder zurück sein. Ampedo erfüllte gern den Wunsch seines Bruders und gab ihm das Hütlein.

Nun versetzte sich Andolosia mit Hilfe des Wunschhütleins flugs nach der Wildnis in Hibernien, wo die wundersamen Äpfel wuchsen, die der Prinzessin Agrippina so verhängnisvoll geworden waren. Aber o weh! da zeigte sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit: er wußte nicht mehr, welche Äpfel es waren, nach deren Genuß die Hörner emporwuchsen, und welche diejenigen, die sie wieder verschwinden machten, und er konnte doch nur die letzteren gebrauchen, da er entschlossen war, Agrippina zu heilen, damit sie die Gemahlin des jungen Königssohnes von Cypern werden sollte.

Ja, da hingen die Früchte gar verlockend; aber welche waren die richtigen, die roten oder die gelben? Nun war Andolosia aber von jeher immer rasch zur Tat gewesen, und so besann er sich denn auch jetzt nicht lange: an sich selbst mußte er die Probe machen, und das konnte er ohne Bedenken, da er ja die Wirkung der beiden Äpfelsorten kannte. Er aß also von dem Baume mit den roten Früchten einen ganzen Apfel und alsbald schoß ihm ein mächtiges Horn aus dem Kopfe hervor. Dann aß er von dem andern Baume, und das Horn verschwand. Dies also waren die Äpfel, welche er allein gebrauchen konnte, um Agrippinas Haupt wieder glatt werden zu lassen, wie es zuvor gewesen war. Er steckte davon eine Anzahl zu sich und versetzte sich mit Hilfe des Wunschhütleins sogleich nach dem Frauenkloster.

Mit großer Freundlichkeit empfing ihn die Äbtissin, auch Agrippina erkannte ihn sogleich, erschrak jedoch nicht wenig, denn sie meinte nicht anders, als daß er käme, um noch nachträglich an ihr Rache zu üben. Um so überraschender war ihr seine Frage, als die Äbtissin beide auf seinen Wunsch allein gelassen hatte: „Agrippina, verharrt Ihr immer noch auf dem Entschlusse, abgeschieden von der Welt zu leben?"

„Wo sollte ich hin mit diesem entsetzlichen Hauptschmuck?" sagte sie traurig.

„Wenn Ihr nun aber der Hörner ledig werden könntet?"

„O, dann gäbe es für mich nichts Süßeres, als bei meiner lieben Mutter und bei meinem Vater zu sein!" rief die Prinzessin feurig. „Wie sollte dies aber möglich sein? Es ist nicht geschehen, so oft ich auch den lieben Gott darum angefleht habe, mir diese Gnade zu gewähren."

Da sagte Andolosia feierlich: „Agrippina! Gott hat dein Gebet erhört, deine Bitte soll dir gewährt sein!"

Er gab ihr einen der Äpfel zu essen und hieß sie dann eine halbe Stunde ruhen. Als diese vorüber war, waren auch die letzten Reste der Hörner verschwunden, und ihr Kopf war wieder so glatt, wie er je zuvor gewesen.

Sie war vor Entzücken außer sich, und Andolosia ließ ihr Zeit, sich allmählich zu fassen. Dann aber trat er mit ihr vor die Äbtissin, und diese sowohl wie alle Klosterfrauen priesen mit lauter Stimme das Wunder, welches sich an der Jungfrau vollzogen hatte, die nun durchaus würdig sei, feierlich in den Verband der Klosterschwestern aufgenommen zu werden.

Da erklärte ihnen aber Andolosia, daß dies nun nicht mehr anginge, denn Agrippina sei eine Jungfrau aus königlichem Geblüt, die ihre Strafe für ein Vergehen nunmehr abgebüßt habe und an ihres Vaters Hof zurückkehren müsse, um dort mit einem jungen Königssohne vermählt zu werden.

Weinend beugte sich Agrippina vor der ehrwürdigen Äbtissin, die ihr den Segen gab, und nahm Abschied von den frommen Schwestern. Dann übergab Andolosia der Äbtissin noch einmal hundert Kronen für sich und die Klosterfrauen und verließ mit der Prinzessin das Kloster.

Als sie draußen auf freiem Felde waren, setzte Andolosia sein Wunschhütlein auf den Kopf, umschlang Agrippina, und nach wenigen Minuten befanden sie sich in dem Garten hinter dem königlichen Palast zu London. Hier nahm Andolosia kurzen Abschied von der Prinzessin, denn in das Haus, in welchem ihm so viel Übles widerfahren war, einzutreten, wagte er nicht; denn er fürchtete, daß es ihm zu neuem Unheil gereichen könnte. Er setzte vielmehr sein Hütlein wieder fest und kehrte mit Gedankenschnelle nach Genua und den andern italienischen Städten zurück, wo er die Juwelenhändler, denen er auf seiner damaligen Reise nach London die wertvollsten Schätze ohne Geld abgekauft hatte, vielmehr damit durch die Kraft des Wunschhütleins plötzlich verschwunden war, treu und ehrlich bezahlte. Danach versetzte ihn das Hütlein nach Famagusta auf der Insel Cypern zu seinem Bruder Ampedo zurück.

Bald danach kam auch die Gesandtschaft des Königs von Cypern in London an, um für des Königs Sohn um die Hand der Prinzessin Agrippina zu werben. Wie Andolosia vorausgesagt hatte, so geschah es: die Gesandten wurden mit hohen Ehren empfangen, die Verhandlungen hatten raschen Fortgang, und die Vermählung des jungen Paares wurde beschlossen. Unter dem Zusammenlauf des ganzen Volkes von London wurde die königliche Braut feierlich nach dem Hafen und auf das Schiff geleitet, welches sie in Begleitung mehrerer anderer Fahrzeuge in ihre neue Heimat bringen sollte, und die Fahrt ging glücklich von statten. Von dem Jubel des ganzen Volkes von Cypern wurde Agrippina empfangen und mit großer Pracht und Feierlichkeit ihre Vermählung mit dem Sohne des Königs von Cypern vollzogen.

Glücksäckels und Wunschhütleins Ende.

Diese königliche Hochzeit wurde natürlich auch von großartigen Festlichkeiten begleitet, und bei all den Turnieren und ritterlichen Spielen zeichnete sich auch wieder Andolosia vor allen Teilnehmern besonders aus, nicht nur durch den Glanz seines Auftretens, den ihm sein Reichtum gestattete, sondern auch durch Kraft und Gewandtheit, und seiner Geschicklichkeit in der Führung der Waffen kam kein anderer gleich.

Es war nur natürlich, daß er darum von manchem beneidet, von zweien sogar bitter

gehaßt wurde. Das waren ein englischer Herr, namens Theodor, der mit der Prinzessin gekommen war, und der einheimische Graf Limosi. Beide vereinigten sich zum Verderben des gehaßten Andolosia und verabredeten, daß sie dem Andolosia in der Nacht, wenn er heimritte, auflauern, seine Diener niedermachen und ihn selbst gefangen auf das feste Schloß des Grafen bringen und ihn durch Martern zwingen wollten, ihnen so viel Geld zu geben, daß sie ebenso wie er herrlich und in Freuden leben könnten.

Diesen schändlichen Plan führten die Bösewichter auch wirklich aus. Sie brachten, nachdem sie die wenigen Diener, welche Andolosia begleiteten, niedergehauen hatten, diesen auf das Schloß des Grafen Limosi, wo er in das Burgverließ geworfen, in Ketten gelegt und außerdem noch an einen großen Eichenblock angeschlossen wurde. Diese Bluttat erregte ungeheures Aufsehen, um so mehr, als niemand wußte, wo Andolosia geblieben, denn man hatte die Leichen seiner Diener, aber nicht die seinige gefunden. Die beiden Übeltäter waren eilig an den Hof des Königs zurückgekehrt und hielten sich still, und das Stillschweigen ihrer Helfershelfer hatten sie mit großen Summen erkauft, die sie von Andolosia ja bald zurück zu erhalten dachten.

So viel Mühe sich der König auch gab, eine Spur der Mörder oder von dem Verbleib Andolosias, den er wie ein Freund liebte, zu entdecken, es war alles vergeblich. Auch Ampedo mühte sich in jeder Weise darum ab und dachte, daß an allem Übel allein der Säckel schuld sei, womit er ja auch nicht weit von der Wahrheit entfernt war. Da ergriff ihn denn auch die Angst, daß es ihm wegen des köstlichen Hütleins ebenso ergehen könnte, und diese Angst steigerte sich so sehr, daß er dasselbe zerschnitt, ins Feuer warf und nicht eher davonging, als bis es zu Asche verbrannt war. Die Boten zwischen ihm und dem Könige gingen immer hin und her, aber keiner brachte je eine tröstliche Nachricht. Das nahm sich Ampedo endlich so sehr zu Herzen, daß er in eine tödliche Krankheit fiel und starb.

Der König aber forschte unablässig weiter, ließ auch im ganzen Lande bekannt machen, daß er demjenigen, der ihm Nachricht von Andolosia brächte, dieser möchte tot oder lebend sein, tausend Dukaten Belohnung auszahlen würde. Um solche Mühe, die sich der König gab, die Übeltäter zu entdecken, ergrimmten diese nur um so mehr gegen Andolosia. Graf Limosi ging zu seinem Gefangenen und sprach finster: „Andolosia, du darfst nicht hoffen, je wieder frei zu werden, wenn du mir nicht sagst, wo du das viele Geld hernimmst. Mache es kurz, oder ich will dich derart martern lassen, daß du froh sein sollst, es endlich gestehen zu können.“

Andolosia erschrak heftig, dennoch aber wollte er das Geheimnis seines Glückssäckels bewahren und gab vor, in seinem Hause sei eine Grube, in welcher sein Vater einen ungeheuren Schatz geborgen habe; wenn er ihn dort hinführen lasse, so wolle er ihm diesen Schatz ausliefern. Darauf ging der Graf natürlich nicht ein, denn damit mußte ja die Schändlichkeit an den Tag kommen. Er ließ den Gefangenen in die Folterkammer führen und derart martern, daß Andolosia unter den furchtbaren Qualen endlich seinen Glückssäckel preisgab. Der Graf überzeugte sich durch einen Griff in den Säckel, daß dies die Wahrheit sei, und stieß einen Jubelruf aus; Andolosia aber gab er dennoch nicht frei, sondern ließ ihn wieder so hart gefangen legen wie zuvor.

Limosi eilte zu seinem Genossen Theodor und erzählte ihm, wie er endlich das Geständnis von Andolosia erpreßt hätte, und obwohl Theodor meinte, tot wäre besser als gefangen, so gab er sich doch



Des Wunschhütleins Ende.

zufrieden. Beide entnahmen nun dem Säckel große Summen und schlossen einen Vertrag, nach welchem jeder von ihnen den Säckel ein halbes Jahr besitzen, dem andern aber immer so viel Geld geben solle, als er bedürfen würde.

Nun hatte Theodor schon in England gehört, daß Andolosia ein Schwarzkünstler sei, der durch die Luft davon zu fliegen vermöchte. Deshalb lag er dem Grafen Limosi fortwährend in den Ohren, daß es besser sei, den Menschen zu töten. Und als nur noch ein Tag an der Beendigung des Halbjahrs fehlte, wo der Säckel in des Theodor Hände übergehen sollte, erhielt er von Limosi wirklich die Vollmacht, in sein Schloß und zu dem Gefangenen gelassen zu werden und mit diesem nach Gutdünken zu verfahren.

Als Theodor am andern Tage an den Hof zurückkam, war Andolosia tot. Er ermahnte den Grafen, daß das halbe Jahr abgelaufen sei, und dieser brachte ihm ohne Weigerung den Glückssäckel, sagte aber: „So oft ich den Säckel in Anspruch nahm, mußte ich den armen Andolosia bedauern, du hättest ihn doch nicht töten sollen."

„Ei was!" entgegnete Theodor, „ein toter Mann kann uns nicht anklagen." Zugleich fuhr er mit der Hand in den Säckel, zog sie aber leer heraus.

„Was soll das heißen?" schrie er, kirschrot im Gesicht.

Limosi nahm den Säckel und griff hinein, aber auch er zog die Hand leer zurück.

„Ha, du schändlicher Bube!" schrie der Engländer, „so unverschämt betrügen willst du mich, daß du mir einen falschen Säckel gibst?"

„Es ist wahr und wahrhaftig der echte Säckel," versicherte Limosi. Er war es auch wirklich, aber sie wußten beide nicht, daß der Glückssäckel mit dem Tode der Kinder Fortunats seine Kraft verloren hatte, gerieten deshalb in immer heftiger werdenden Zank, zogen beide ihre Degen und gingen aufeinander los. Sie machten dabei einen solchen Lärm, daß die Knechte herbeieilten, und als Limosis Leute sahen, daß ihr Herr verwundet am Boden lag, nahmen sie den Engländer gefangen und setzten ihn in Gewahrsam.

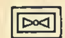
Die Sache kam vor den König, und als dieser die beiden Bösewichter vor sich bringen ließ, verwickelten sie sich in solche Widersprüche, daß der König ihre ruchlose Tat ahnte. Da aber keiner gestehen wollte, etwas von Andolosia zu wissen, so ließ der König den Engländer auf die Folter bringen, und nun gestand dieser alles ein.

Da wurde der König um den rechtschaffenen Andolosia, von dem er und das ganze Land so viel Gutes gehabt hatten, sehr betrübt und entbrannte in um so heftigeren Zorn gegen die beiden Bösewichter. Sie wurden in der schimpflichsten Weise hingerichtet, aber damit noch nicht genug, ließ der König alle diejenigen, welche um ihre schändliche Tat gewußt und es nicht angezeigt hatten, fangen und an den Mauern von Limosis Schlosse aufhängen.

Der Leichnam des armen Andolosia wurde in der Nähe des Schlosses in einem Graben gefunden und mit festlichem Trauergepränge nach Famagusta gebracht. Hier wurde er in der Kirche, die sein Vater Fortunat gebaut hatte, nebst seinem Bruder Ampedo feierlich beigesetzt. Und so ruhten denn Fortunat und seine Söhne in einer Gruft.

Da weder Ampedo noch Andolosia verheiratet gewesen und Erben hinterlassen hatten, so fiel ihre Hinterlassenschaft an den König. Er nahm deshalb den Palast sowohl wie alle Güter in Besitz. In dem Palast fanden sich außer dem kostbaren Hausgerät noch große Reichtümer an barem Gelde sowohl wie an Kleinoden aller Art. Den Palast aber überließ der

König seinem Sohne, der mit seiner Gemahlin Agrippina darin wohnte, bis er nach dem Tode des Vaters die Regierung des Landes antreten mußte.



Eulenspiegeleien.

(Von den ältesten Drucken dieses volkstümlichsten aller Volksbücher in niederdeutscher Mundart ist in den Bibliotheken von Berlin und Wien ein Exemplar vorhanden: „Eyn kurtzvylich lesen von Tyel ulenspegel, geborn vyst dem Land Brunzwyck", gedruckt zwischen 1520 und 30 von „Servais Kruffter in Cöln." In der Bibliothek von Gotha soll jedoch ein Druck von 1519 von Joh. Grieninger in Straßburg enthalten sein, doch ist wohl sicher, daß noch frühere Sammlungen der Possenstreiche dieses volkstümlichen Landfahrers, der 1350 in Mölln in Holstein gestorben sein soll und auf den viele ältere Schelmenstreiche übertragen wurden, vorhanden gewesen, aber völlig verschollen sind.)

Der junge Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel zeigte schon in frühester Jugend eine unüberwindliche Neigung zu Schelmereien aller Art. Andern Leuten einen Possen zu spielen war ihm förmlich zweite Natur, und damit verband sich eine immer stärker hervortretende Abneigung zu jeder geregelten Tätigkeit. Zu Kneitlingen, einem Dorfe am Elm, einer mit schönen Buchen bestandenen Hochplatte im Braunschweigischen, war er geboren, nachdem aber hier sein Vater, Klaus Eulenspiegel geheißen, gestorben war, siedelte seine Mutter ins magdeburgische Land über, nach einem Dorfe an der Saale, wo sie herstammte. Vergebens mühte sie sich ab, den Jungen zu einem Handwerk zu bringen, er dachte nur an Narrenspossen und vertrieb sich die Zeit damit, allerhand Gaukeleien zu lernen.

So übte er sich auf dem Boden des Hauses, das unmittelbar am Ufer des Flusses stand, in der Kunst, auf dem Seil zu laufen und zu tanzen. Die Mutter schalt ihn darum, traktierte ihn wohl auch mit Schlägen, es half aber alles nichts. Als er es nun zu einer gewissen Fertigkeit darin gebracht hatte, zog er heimlich aus dem Dachfenster ein Seil quer über den Fluß nach einem gegenüberliegenden Hause, und die Leute liefen zusammen und ergötzten sich an seinen Sprüngen. Als es endlich auch die Mutter gewahr wurde, lief sie auf den Dachboden, schnitt das Seil durch, und Till stürzte ins Wasser. Da wurde er natürlich tüchtig ausgelacht und von den Jungen weidlich verhöhnt. Er mußte Hohn und Spott aushalten, nahm sich aber vor, sich dafür zu rächen.

Das kalte Bad hatte ihn nicht von der Gaukelei heilen können, nur vorsichtiger wurde er. Ein zweitesmal zog er das Seil von einem andern Hause und nicht wieder über den Fluß. Da liefen die Leute wieder zusammen, namentlich die liebe Jugend, und sahen seinen Sprüngen zu. Nun rief Eulenspiegel hinunter zu den Jungen, daß jeder seinen linken Schuh ausziehen und ihm hinaufreichen sollte, er wolle ihnen ein schönes Kunststück zeigen. Das ließen sich die Jungen nicht zweimal sagen, er erhielt, wie die Chronik erzählt, zweihundert Schuhe, die er auf eine Schnur reihte. Das verheißene Kunststück bestand aber nur darin, daß er plötzlich die Schnur durchschnitt und die Schuhe durcheinander zur Erde polterten. Das ergab nun natürlich eine wilde Rauferei unter den Jungen, in die sich endlich auch die Erwachsenen mischten; als man dann aber den Künstler abstrafen wollte, war dieser längst verschwunden. —

Ein andermal war kein Brot im Hause, und bei ihrer Armut vermochte die Mutter auch keins zu kaufen. Da nahm Till einen

großen Beutel und wanderte nach der Stadt Staßfurt. Hier ging er in einen Bäckerladen und sagte dem Bäcker, er solle ihm für seinen Herrn diesen Beutel mit Weiß- und Schwarzbroten füllen und ihm dann einen Jungen mitgeben nach der Herberge, wo sein Herr abgestiegen sei, dort solle die Bezahlung erfolgen. Der Bäcker sah darin kein Arg und tat, was Till verlangte. Nun hatte dieser aber in den Beutel heimlich ein kleines Loch gemacht und unterwegs ließ er ein Weißbrot in den Schmutz fallen. Da tat er sehr verdrießlich und sagte dem Bäckerjungen, der ihn begleitete, er könne doch das schmutzige Brötchen seinem Herrn nicht geben, der Junge möge nur schnell zurücklaufen und dafür ein anderes holen, er wolle hier auf ihn warten. Der Bäckerjunge lief eilends zurück, als er aber mit dem sauberen Brötchen wiederkam, war weit und breit kein Eulenspiegel mehr zu sehen. —

Eyn kurtz zvylich lesen van Tyel ulenspiegel: geborn vyß dem land Brunßwyck. Wat he selzamer boitzen bedreuen hait syn dage lüstich zo lesen.

Gedruckt by Seruais Kruffter.

Titelbild des ältesten Druckes von Till Eulenspiegel (etwa 1520). Aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Ein andermal war er wegen irgend eines Streiches von einem Nachbarn abgestraft worden, und er rächte sich deshalb an dessen Hühnern. Er band nämlich an jedes Ende eines Fadens einen tüchtigen Bissen Brot und legte diese so hin, daß die Fäden verdeckt und nur die Brotstücken zu sehen waren. Als nun das Hühnervolk diese Lockspeise entdeckt hatte, fiel es darüber her; sie bissen mit Gier an, verschluckten die Brotstücken samt den Enden der Fäden und konnten diese doch nicht ganz mit hinunterschlucken, denn an jedem Ende zog ein ander Huhn, so daß eins das andere immer hin und her riß und den Bissen Brot doch nicht aus dem Halse loswerden konnte. Und so würgten und zerrten sie an der Lockspeise, und der Nachbar hatte seine liebe Not, sie zu befreien. —

So wuchs Eulenspiegel wild und unbändig heran bis in sein sechzehntes Jahr und hatte nichts gelernt. Endlich behagte ihm das kümmerliche Leben im Hause der

armen Mutter nicht mehr, und er beschloß, in die weite Welt zu gehen und sein Glück anderswo zu versuchen.

Eulenspiegel als Bäcker.

Im Magdeburgischen und Braunschweigischen zog Eulenspiegel umher und verdingte sich als Knecht bald hier, bald da. Lange freilich blieb er nirgends, oder vielmehr hielten es die Leute mit ihm nicht lange aus, denn er konnte seine Narrenspossen einmal nicht lassen und verursachte seinen Brotherren damit manchen Schaden.

Als er wieder einmal nach Braunschweig kam, kehrte er in der Herberge der Bäcker ein und gab sich für einen Bäckergesellen oder wie man damals sagte für einen Bäckerknecht aus. Da war ein Brotbäcker anwesend, der ihn fragte, ob er bei ihm eintreten wolle, denn er habe augenblicklich keinen Bäckerknecht, und unbedenklich sagte Eulenspiegel zu, um so lieber, als er merkte, daß der Bäcker selber ein lustiger, gespaßiger Mann war.

Am dritten Tage seiner Dienstzeit sagte der Meister, nachdem der Teig fertig gemacht war: „Du hast dich ja recht anstellig erwiesen. Diese Nacht aber mußt du allein backen, ich muß einmal ordentlich ausschlafen und kann dir erst am Morgen helfen.“

„Schön, Meister,“ antwortete Eulenspiegel, „da müßt Ihr mir aber auch sagen, was ich backen soll.“

„Ei,“ lachte der Meister, „bist du ein Bäckerknecht und weißt nicht einmal, was du backen sollst? Was pflegt man denn zu backen? Eulen und Meerkatzen, mein Lieber.“

Damit ging der Meister lachend zur Tür hinaus, um sich schlafen zu legen. Eulenspiegel begab sich in die Backstube, und als die Zeit da war, daß gebacken werden mußte, formte er aus dem Teig lauter Eulen und Meerkatzen, die er mit aller Sorgfalt im Ofen buk, wie er es von dem Meister gesehen hatte. So arbeitete er fleißig die ganze Nacht, und als der Meister am Morgen in die Backstube trat, um dem Gesellen etwa noch zu helfen, stand er vor Erstaunen mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde da, denn er sah weder Semmeln noch Brötchen, sondern nur lauter unbehilfliche Figuren, welche Eulen und Meerkatzen vorstellen sollten.

Endlich fand der Mann Worte und rief zornig: „Daß du die Pestilenz kriegst! Was, zum Teufel, hast du denn gebacken?“

„Ja, Meister,“ antwortete Eulenspiegel mit einem möglichst dummen Gesicht, „ich habe gebacken, was Ihr mir geheißen habt: Eulen und Meerkatzen.“

Wütend und sich in den Haaren wühlend, lief der Meister in der Backstube auf und ab. „Was soll ich nun mit diesen Narrendingen machen? Die Leute würden mich ja verspotten, wenn ich die in meinen Laden brächte.“ Und so redete er sich immer mehr in Wut, bis er endlich den Gesellen am Kragen ergriff und ihm zuschrie: „Kerl, nun bezahle mir den verdorbenen Teig.“

Eulenspiegel schüttelte sich von dem wütenden Griffe los und sagte ruhig: „Wenn ich Euch den Teig bezahle, dann muß aber auch diese Backware mein sein.“

„Bezahle mir den Teig, und dann scher' dich zum Henker mit dieser Backware; ich kann sie nicht gebrauchen.“

Eulenspiegel bezahlte also den Teig, denn es war ihm eingefallen, gehört zu haben, man könne in einer Stadt wie Braunschweig noch so Törichtes auf den Markt bringen, man fände doch einen Käufer dafür. Dann nahm er einen großen Korb und packte seine Backware hinein, die darin kaum Platz hatte. An diesem Tage war gerade St. Niklastag, das Fest der

Schulkinder. Eulenspiegel ging also mit seiner Ware von dannen und stellte sich damit an die Tür der St. Niklaskapelle, die am Damme stand, heute aber nicht mehr vorhanden ist. Und siehe da: reißend ging seine komische Ware ab, und er löste viel mehr Geld dafür, als er für den Teig bezahlt hatte.

Als dies dem Meister angesagt wurde, geriet er aufs neue in Wut, daß er nicht selber an den Niklastag gedacht hatte, und lief nach der Kapelle, denn der Geselle sollte ihm nun auch den verbrauchten Arbeits- und Bäckerlohn bezahlen. Da war jedoch kein Eulenspiegel mehr zu finden; der war mit der schönen Einnahme längst hinweg, und der Bäcker fand nur noch den leeren Korb und hatte das Nachsehen. —

Das Bäckerhandwerk scheint dem Eulenspiegel zugesagt zu haben, denn bald darauf finden wir ihn wieder bei einem andern Bäcker im Dienst, und zwar in Uelzen, welches damals ein wenig bedeutendes Dorf war. Hier trug ihm der Meister auf, daß er das Mehl in der Nacht solle „beuteln“, d. h. sieben, damit es am Morgen zum backen fertig sei.

„Schön, Meister,“ sagte Eulenspiegel, „da solltet Ihr mir aber ein Licht geben, daß ich zum beuteln sehen kann.“

„Wozu das?“ entgegnete aber der Meister; „ich habe den Knechten nie Licht zum beuteln gegeben, sie haben im Mondschein gebeutelt. Das mußt du auch tun.“

Der Meister ging, um ein paar Stunden zu schlafen. Eulenspiegel aber nahm den Beutel, hielt ihn zum Fenster hinaus und beutelte das Mehl in den Hof, dahin, wohin hell der Mondschein fiel, und als der Meister zurückkehrte, stand er und beutelte noch.

„Aber zum Teufel, was machst du?“ schrie ihn der Meister an. „Hat das Mehl nicht mehr gekostet, als daß du es in den Schmutz wirfst?“

„Ei was denn, Meister!“ sagte aber Eulenspiegel verwundert; „ich tue doch nur, was Ihr mir geheißen habt, ich sollte im Mondschein beuteln, und hier in der Backstube ist doch kein Mondschein.“

„Was sollen wir denn nun aber machen?“ rief der Meister und griff sich verzweifelt an den Kopf.

„Laßt nur gut sein, Meister,“ tröstete aber Eulenspiegel, „der Schaden ist bald geheilt. Ich raffe das Mehl wieder auf, und da geht höchstens eine Handvoll verloren.“

„Ja, aber die Zeit, die Zeit, du Narr, daß dauert ja viel zu lange, bevor wir backen können.“

„Da weiß ich einen Rat, Meister. Der andere Bäcker da drüben hat seinen Teig wohl schon fertig liegen; den gehe ich holen. Dann backen wir, und er kann sehen, wo er andern Teig hernimmt.“

„Bist du bei Sinnen, Mensch?“ rief der Meister entrüstet. „Da gehe du lieber an den Galgen und hole den Dieb herein, ehe du des Nachbars Teig stiehlst.“

„Gut!“ sagte Eulenspiegel und ging schnurstracks hinaus nach dem Galgenberge. Da lag wirklich das herabgefallene Gerippe eines vor längerer Zeit gehängten Diebes. Das hockte Eulenspiegel auf den Rücken und brachte es zum Bäcker. „Hier bringe ich,“ sagte er, „was am Galgen lag. Wozu soll das gut sein, Meister, daß ihr es haben wolltet?“

„Der Streich soll dir teuer zu stehen kommen, du Narr,“ rief der Meister wütend. „Das Mehl hast du mir verschüttet, und nun hast du auch das Gericht bestohlen. Ich gehe, es vor dem Bürgermeister zu klagen, das sollst du sehen.“

Er lief zu dem Markt, wo der Bürgermeister jetzt gerade anwesend sein mußte, und Eulenspiegel lief hinter ihm drein. Der Meister fand hier den Bürgermeister und begann seine Klage. Da kam aber auch Eulenspiegel herbei, stellte sich da-

neben und riß die Augen groß auf. Darüber vergaß der Meister seine Klage und schnaubte ihn grimmig an: „Was willst du?“

„Nun, Ihr habt mir doch gesagt, ich sollte sehen, wie Ihr dem Bürgermeister klagen wolltet. Da muß ich doch kommen und die Augen ordentlich aufmachen.“

„Geh' mir aus den Augen, du Schlingel!“ brüllte der Bäcker.

„Ja, Meister, das könnte ich tun, wenn ich in Euren Augen säße. Dann aber würdet Ihr die Augen zumachen, und ich müßte durch die Nasenlöcher kriechen.“

Diese Torheiten länger anzuhören, fühlte sich der Bürgermeister nicht aufgelegt. Er drehte ihnen den Rücken zu und ging davon, und Eulenspiegel tat ein gleiches.

Eulenspiegel in seinem Eigentum.

Als Eulenspiegel in das Land Lüneburg kam, verübte er eine arge Spitzbüberei, so daß der Herzog ihm das Land verbot und befahl: wenn man ihn beträfe, sollte man ihn fangen, dann wolle er ihn hängen lassen. Das schreckte den Schalk indessen nicht; wenn ihn sein Weg so führte, so ging oder ritt er durch das Land nach wie vor.

Einmal aber geschah es, als er auch so durch das Land Lüneburg ritt, daß er den Herzog mit einem Gefolge von Dienern daherreiten sah. Da befiel ihn doch ein großer Schrecken, denn nirgends sah er ringsum einen Ort, wo er sich hätte verbergen können. Fliehen konnte er auch nicht, denn die Reiter würden seinen Klepper bald eingeholt haben, und so fühlte er, daß es hier um seinen Hals gehe. Da wußte er sich denn nicht anders zu helfen, als daß er vom Pferde sprang, das Tier totstach, ihm den Bauch aufschlitzte und sich da hineinstellte.

Als die Reiter an die Stelle kamen, rief einer der Diener: „Gnädiger Herr! der da in des Pferdes Haut steht, das ist der Eulenspiegel, den Ihr hängen wollt.“

Der Herzog ritt herzu und sagte finster: „Was, du bist der Erzgauner? Habe ich dir nicht das Land verboten und befohlen, daß man dich greifen soll, damit ich dich hängen lassen kann?“

„Gnädigster Fürst,“ sagte Eulenspiegel demütig, „wohl weiß ich das; aber was habe ich denn so Übles getan, daß es des Hängens wert wäre?“

„So komm einmal her, Bursch, und verantworte dich.“

„Ich fürchte Eure Ungnade, Euer Gnaden, wenn ich von dieser Stelle gehe.“

„Das verstehe ich nicht. Tritt hierher zu mir, es soll dir nichts geschehen, bei meinem fürstlichen Wort.“

Da trat Eulenspiegel aus dem Pferde heraus und hin an die Seite des Herzogs.

„Nun sprich, was hat dich bewogen, trotz meines Verbotes hier in meinem Lande zu sein?“

„Herr, war ich in Eurem Lande? Das vermeine ich nicht. Das uralte Recht besagt, daß jedermann Frieden in seinem Eigentum haben soll. Das Pferd aber war mein Eigentum und so stand ich also in meinen vier Pfählen.“

Da lachte der Herzog laut auf und sagte gnädig: „So mag es sein, das will ich anerkennen, aber laß dich nicht wieder in meinem Lande antreffen, sonst hängst du.“ Er ritt davon, und so war die Gefahr an Eulenspiegel vorübergegangen, freilich mit Verlust seines Pferdes. —

Eine Zeitlang mied nun Eulenspiegel das Land Lüneburg. Aber die Folgen der ausgestandenen Angst um sein Leben verloren sich nach und nach, und er meinte, es sei nun Gras darüber gewachsen. Vorsicht aber ist zu allen Dingen nütze, und als er endlich einmal wieder durch das Land Lüneburg reiten wollte,

denn er hatte sich ein ander Pferd angeschafft, stellte er es folgendermaßen an.

Er sah einen Landmann auf dem Acker und fragte ihn: „Wes ist dieser Acker?“

„Er ist mein,“ antwortete der Landmann, „ich habe ihn von meinen Vätern ererbt.“

„Würdet Ihr mir denn von diesem Acker einen Schüttkarren voll verkaufen?“

„Wo habt Ihr Euren Schüttkarren?“

„Den denke ich dort im Dorfe erhandeln zu können.“

„Dann könnt Ihr einen von mir selber erhalten, und wenn Ihr mir den abkauft, so sollt Ihr für den Schüttkarren voll Erde nicht mehr als einen Schilling bezahlen.“

Der Handel wurde abgeschlossen. Eulenspiegel kaufte den Karren, spannte das Pferd davor, fuhr hinaus zum Acker und lud den Karren voll Erde von dem ererbten Acker des Bauern. Dann setzte er sich auf die Erdladung und fuhr getrost in das Land Lüneburg hinein, sicher, daß ihm niemand etwas anhaben könnte; denn nach dem uralten Recht war jeder Freie auf seinem Erb und Eigen geschützt.

Unfern der Burg Celle sah er den Herzog aus dem Burgtor daherreiten. Erstaunt hielt der Fürst bei dem Karren an und sprach: „Wie, Eulenspiegel, bist du doch wieder in meinem Lande, wo du ergriffen und gehängt werden sollst?“

„Gnädiger Fürst,“ antwortete Eulenspiegel ohne Zagen, „ich bin keineswegs in Eurem Lande, sondern in meinem eigenen Lande. Dieses Land, auf dem ich sitze, habe ich als mein Eigentum gekauft von einem Bauern, der es von seinen Vätern ererbt hat; es ist also Erb und Eigen nach dem alten Recht.“

Unwillig sprach der Herzog: „So magst du auch für diesmal noch Frieden haben. Fahre hin mit deinem Lande aus meinem Lande! Aber das sage ich dir: läßt du dich noch einmal in meinem Lande betreffen, so wirst du samt deinem Eigentum ohne Gnade gehängt.“

Der Herzog ritt dahin, und Eulenspiegel sprang herab, stürzte den Karren um, setzte sich auf sein Pferd und ritt wohlgemut von dannen, ist aber, solange der Herzog lebte, nicht wieder in das Land Lüneburg zurückgekehrt.

Wie Eulenspiegel den Weibern die Pelze wäscht.

In Thüringen war's, wo Eulenspiegel in einem Dorfe Herberge nahm und im Gespräch mit der Wirtin einfließen ließ, daß er außer vielem andern auch verstünde Pelze zu waschen, daß sie wie neu würden. Das Geld war ihm knapp geworden, und da er die Eitelkeit der weiblichen Natur kannte, so meinte er, daß er von den Frauen am ehesten eine Summe einheimsen könnte, wenn er sie bei ihrer Putzsucht angriff. Die Wirtin fing auch sogleich Feuer, denn da der Winter nicht mehr fern war, so wurde sie von der Aussicht gelockt, dann mit einem anscheinend neuen Pelze Staat machen zu können. Sie lief auch gleich zu den Nachbarinnen, um ihnen die Kunde von dem Pelzwäscher mitzuteilen, und so sah Eulenspiegel bald eine ganze Zahl von Frauen mit ihren Pelzen kommen, die sie neu gemacht haben wollten. Er ließ sich natürlich von jeder im voraus ein Draufgeld geben, denn die ganze Sache lief ja doch nur wieder auf einen Schabernack hinaus, der ihm alles andere, nur kein Geld eintragen konnte.

Nachdem Eulenspiegel mit den Pelzen mehrere anscheinend wichtige vorbereitende Dinge vorgenommen, sie geklopft, geglättet, zusammengelegt hatte, was die Weiber mit förmlicher Andacht sahen, sprach er zu ihnen: „Nun müßt ihr gehen und Milch besorgen. Ich brauche zu der Wäsche

dieser Pelze drei Kessel, die muß ich mit Milch füllen, um zuerst die Pelze darin ordentlich abzubrühen, damit die Unreinigkeiten daraus entfernt werden." Eilig liefen die Weiber, um so viel Milch herbeizuschaffen, daß die drei Kessel, welche die Wirtin besorgte, gefüllt werden konnten. Dann wurde ein tüchtiges Feuer angezündet, und Eulenspiegel steckte die Pelze in die Kessel, goß die Milch dazu, stellte sie an das Feuer und rührte tüchtig um. Das tat er alles mit großem Ernst, und die Frauen sahen ebenso ernsthaft zu.

Nachdem er das eine Weile getan hatte, sprach er: „Nun müßt ihr in das Holz gehen und junges Lindenholz holen und davon den Bast abstreifen. Wenn ihr zurückkommt, werden die Pelze genug geweicht sein, dann sollen sie gewaschen werden, und dazu brauche ich eben das Lindenholz, damit es gute, neue Pelze werden." Mit neuen Pelzen Staat machen zu können, dafür hätten die Weiber wohl noch mehr getan; so gingen sie also willig zu Holze, um das Gewünschte herbeizuschaffen. Währenddessen machte sich aber Eulenspiegel mit dem erhaltenen Gelde davon, und als die Weiber zurückkehrten und Eulenspiegel verschwunden war und sie nun selbst nach ihren Pelzen in den Kesseln sahen, fanden sie, daß die Haare ganz und gar abgeweicht waren. Wohl meinten sie nun, das müsse so sein und der Mann würde schon wiederkommen und nun die eigentliche Wäsche vornehmen; aber sie warteten vergeblich, Eulenspiegel dachte gar nicht daran, wiederzukommen, denn wenn er so unklug gewesen wäre, so würden die Männer für den häßlichen Schabernack, den er ihren Weibern gespielt, ihm wohl selber seinen Pelz gründlich gewaschen haben.

Eulenspiegel wird ein Schmied.

Solche und ähnliche Streiche, die Eulenspiegel überall ausführte, wohin er kam, machten ihn überall bekannt, und man fing an, sich vor ihm in acht zu nehmen. Dadurch aber wurde es für ihn immer schwieriger, damit, also durch Müßiggang, Geld zu verdienen und seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. So kam es denn wohl vor, daß er sogar Hunger litt und zu Beschäftigungen greifen mußte, die ihm sonst ein Schrecken gewesen wären.

Es war Winterszeit, und Eulenspiegel wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. Da kam er an einer Schmiede vorbei und fragte an, ob er hier nicht Arbeit bekommen könnte. Der Schmied wollte ihn zwar nicht annehmen, aber da der Bursche so sehr bat, sich auch zu jeder Arbeit bereit und mit dem schlechtesten Essen zufrieden erklärte, so behielt er ihn endlich doch.

Der Schmied hatte eine merkwürdige Redensart an sich, wenn er den an den Bälgen stehenden Knecht anfeuern wollte, daß er tüchtig blasen möchte: „Folge mir doch mit den Bälgen nach!" Als sie nun gleich am ersten Tage sehr fleißig waren und der Schmied ebenfalls diese Redensart gebrauchte und dann nach dem Hofe hinausging, nahm Eulenspiegel einen der Bälge auf die Schulter und ging damit auch auf den Hof. Hier sprach er: „Hier, Meister, ist der Balg, mit dem ich Euch nachfolgen sollte. Sagt nur, wo ich ihn hintun soll, dann will ich den andern auch holen." Der Meister war zwar verwundert, lachte aber doch über seine eigene Rede und sagte: „Nein, Gesell, so war das nicht gemeint, trage den Balg nur wieder hin, wo er gelegen hat." So führte er immer ganz wörtlich aus, was man ihm auftrug.

Mit dem schlechtesten Essen zufrieden zu sein, hatte er sich bereit erklärt, und



Wie Eulenspiegel den Weibern die Pelze wäscht.

zum Mittag erhielt er denn auch eine Mahlzeit, die jeder andere verschmäht haben würde. Er aß dennoch, denn Hunger tut weh, aber dachte bei sich: Hier ist deines Bleibens nicht und wenn du bis ans Knie im Schnee waten müßtest. Danach arbeitete er bis zum Abend mit dem Meister, während die Magd die Bälge ziehen mußte. Das Abendessen war zwar besser, aber so karg, daß kaum ein Knabe davon satt geworden wäre, viel weniger ein Mensch, der den Tag über hart gearbeitet hatte.

Als es Schlafenszeit war, sprach der Meister: „Gesell, stehe morgen früh auf und laß die Magd den Blasebalg ziehen. Schmiede alles zusammen, was du hast, und haue die Hufnägel ab, bis ich komme."

Am Morgen tat Eulenspiegel, spöttisch lachend, genau so, wie ihn der Meister geheißen hatte. Er nahm das Schmiedegerät vor, Zange, Hammer, Schürhaken, sogar den Feuerspieß und schweißte alles zusammen. Dann schüttete er den Kasten mit den Hufnägeln aus, schlug ihnen die Köpfe ab und legte die Köpfe besonders und die Stifte besonders, band sein Schurzfell ab, schrieb etwas über die Tür und ging davon, denn seine Siebensachen hatte er schon vorher zurechtgelegt.

Als der Meister in die Werkstatt trat und sah, was der Gesell Böses angerichtet hatte, ward er fuchswild und tobte fürchterlich, da die Magd ihm sagte, daß Eulenspiegel mit seinem Bündel davongegangen sei. „Aber er hat da etwas an die Tür geschrieben, ehe er ging," setzte sie hinzu.

Der Schmied stemmte die Arme in die Seiten und sah an, was der Gesell geschrieben hatte, vermochte es aber nicht zu lesen. Da lief er zum Pfarrer und bat diesen, daß er mit ihm kommen und lesen möchte, was der Ausreißer da angeschrieben habe. Der gutmütige Pfarrer ging mit und sah über der Tür mit Kreide eine Eule und einen Spiegel gemalt und darunter die Worte hic fuit. Der Pfarrer verwunderte sich nicht wenig, denn er hatte schon viel von dem Schalk gehört, und sprach zu dem Schmied: „Meister, dies da an der Tür heißt soviel als Eulenspiegel ist hier gewesen. Aber Mann, warum habt Ihr mich nicht wissen lassen, daß sich Eulenspiegel bei Euch als Gesell verdingt hat; den hätte ich gern einmal gesehen, denn sein Name ist in aller Leute Munde."

„Das muß wahr sein, Herr Pfarrer," sagte der Schmied, „und er hätte meine Schwelle nicht übertreten dürfen, wenn ich gewußt hätte, wer er wäre."

Der Pfarrer war sehr ungehalten, daß ihm die Gelegenheit entgangen war, Eulenspiegel kennen zu lernen; aber der Schmied entgegnete brummig: „Wie konnte ich Euch zu wissen tun, daß Eulenspiegel bei mir sei, da ich ihn doch selber nicht kannte."

Nachdem der Pfarrer gegangen, nahm der Meister den Kohlenwedel und wischte Eulenspiegels Zeichnung und Schrift von der Tür, indem er sprach: „Das sollte mir fehlen, daß ich dieses verteufelten Schalksnarren Wappen an meiner Tür hätte."

Sehr recht hatte der Schmied das von Eulenspiegel hinterlassene schriftliche Andenken als Wappen bezeichnet, denn wie Eulenspiegel selber, so wurde auch dies sein Wappen, das er sehr häufig anzeichnete, damit man wisse, wer den Schabernack ausgeübt, überall bekannt.

Eulenspiegel verdingt sich bei einem Schuster.

Der Schalk trat auch einmal bei einem Schuster in Dienst, bei einem Meister, der viel lieber auf dem Markt umherschlenderte, als daß er arbeitete, die Arbeit vielmehr seinen Gesellen überließ.

Bei diesem Meister trat also Eulenspiegel als „Schusterknecht", d. h. als Geselle in Dienst, und mit der Schusterei wußte er so ziemlich Bescheid, da er sich schon in seinen jungen Jahren bei seiner Mutter notgedrungen darauf hatte einüben müssen. Gleich am ersten Tage wollte der Meister seiner Gewohnheit nach auf den Markt gehen und trug dem neuen Gesellen auf, aus einem Leder zuzuschneiden. Wie es nicht anders sein konnte, fragte Eulenspiegel, was für eine Fasson er zuschneiden sollte.

Da lachte ihn der Meister aus und sprach: „Dumme Frage! Was wirst du zuschneiden sollen? Meinetwegen groß und klein, wie der Hirt aus dem Dorfe treibt," und mit diesen Worten verließ er lachend das Haus. Nach seiner schalkhaften Gewohnheit nahm Eulenspiegel den Auftrag wieder wörtlich, breitete das Leder aus und schnitt daraus Ochsen, Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen und noch allerlei anderes Vieh.

Erst gegen Abend kehrte der Meister zurück und sah zu seinem Schrecken, was der Gesell aus dem Leder zurechtgeschnitten hatte. Er ward böse und fuhr Eulenspiegel an: „Was hast du da gemacht? Wie hast du mir das teure Leder so verderben können?"

Gelassen antwortete Eulenspiegel: „Ich habe getan, was Ihr mir geheißen habt."

„Das lügst du," schalt der Meister, „ich habe dich nicht geheißen, das Leder so zu verderben."

„Wozu dieser Zorn, Meister?" entgegnete der Gesell; „Ihr habt mir, als Ihr ginget, geheißen, ich soll zuschneiden groß und klein, wie der Hirt aus dem Dorfe treibt. Was treibt aber der Hirt aus dem Dorfe? Allerhand Viehzeug natürlich, und das habe ich zugeschnitten, wie Ihr verlangt habt."

Der Meister konnte nicht leugnen, daß er das im Spott wirklich gesagt hatte und entgegnete daher ruhiger: „Gesell, du konntest dir doch aber denken, daß ich das gar nicht gemeint habe, sondern große und kleine Schuhe sollten es sein; was denn sonst?"

„Ja, Meister," sagte Eulenspiegel achselzuckend, „hättet Ihr mich das geheißen, so hätte ich das gern getan. Ich will ja immer tun, was Ihr haben wollt und was Ihr mir heißen werdet."

So war der Friede wieder hergestellt, der Meister erkannte aber recht wohl, daß dieser Gesell immer genau ausführte, wie es ihm geheißen wurde, und nahm sich vor, fernerhin wohl darauf zu achten. Daran hätte er sehr wohlgetan, wenn es geschehen wäre; aber der leichtfertige Mann vergaß es nur zu bald wieder. Und so sagte er eines Tages, als er wieder das Haus verließ und der Gesell ihn fragte, was er nähen solle: „Nähe die großen und kleinen Schuhe, immer einen hinter den andern." Als er dann nach vielen Stunden wieder nach Hause kam, fand er, daß Eulenspiegel wortgetreu immer einen kleinen Schuh hinten an einen großen genäht hatte.

„Ja, Meister," entschuldigte er sich, „Ihr habt mir wahrlich gesagt, daß ich die großen und kleinen Schuhe immer einen hinter den andern nähen sollte. Und das habe ich getan."

„Das mögen meine Worte gewesen sein," sagte der Meister ärgerlich, „aber es war nicht meine Meinung. Ich meinte, du solltest immer ein Paar große und ein Paar kleine Schuhe hintereinander fertig machen."

„Eure Meinung kann ich aber nicht erraten, Meister, das müßt Ihr einsehen."

Das Verhältnis hatte aber doch keinen längeren Bestand, da der Geselle, obgleich er die Meinung des Meisters recht gut wußte, sich doch immer nur nach dessen Worten richtete und ihm dadurch vielen Schaden zufügte. Es kam zum Bruch,

als der Meister wieder einmal eilig das Haus verlassen und dem Gesellen nur kurz anbefahl, er solle aus dem Leder Schuhe über einen Leisten zuschneiden. Als der Meister nach Hause kam, hatte Eulenspiegel das ganze Leder zu Schuhen über einen und denselben kleinen Leisten zerschnitten.

„Bist du denn ganz unsinnig geworden?" schalt der Schuster. „Wie kannst du einen großen Schuh über einen kleinen Leisten zuschneiden? Nun ist wieder das ganze Leder zu einer Unmasse von kleinen Schuhen zerschnitten, die kann ich doch in Jahr und Tag nicht verkaufen."

„Laßt das nur gut sein, Meister," tröstete Eulenspiegel, „das hole ich alles schon noch nach."

„Wie willst du das nachholen, du Tölpel? Man kann wohl einen kleinen Schuh aus einem großen schneiden, aber nicht einen großen aus einem kleinen. Du hast den kleinen Leisten genommen, und der große liegt für nichts da." Und der geschädigte Mann fuhr sich verzweifelt mit den Händen in die Haare.

„Aber wahrhaftig, Meister," verantwortete sich Eulenspiegel, „Ihr habt mir doch geheißen, die Schuhe über *einen* Leisten zu schneiden."

„Aber du Nichtsnutz," wütete der Alte, „habe ich denn gemeint, daß du die Schuhe über einen und denselben Leisten schneidest?"

„Das kann ich nicht wissen, was Ihr gemeint habt; gesprochen habt Ihr nur von *einem* Leisten, und den hab' ich genommen."

„Und hast mir wieder einen großen Schaden zugefügt, du arger Schalk. So wirst du mir nun das zerschnittene Leder bezahlen, verstehst du?"

„Ha, ist es so gemeint?" brauste nun aber auch Eulenspiegel auf; „dann werde ich nimmer in dieses Haus zurückkehren. Daß ich aber dagewesen bin, das sollt Ihr wenigstens noch inne werden."

Mit diesen Worten verließ er die Werkstatt, ging in seine Kammer, packte seine paar Sachen zusammen und ging aus dem Hause. Von außen aber malte er an die Haustür sein bekanntes Wappen, welches bedeutete: Eulenspiegel ist hier gewesen. Vor diesem stand dann der Schuster mit offenem Munde. Als sich aber sein Erstaunen gelegt hatte, ging er ins Haus, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und brummte: „Ja, das hätte ich wissen sollen!"

Wie Eulenspiegel einmal mit eigener Münze bezahlt wurde.

Einmal als Eulenspiegel bei sehr schlechtem Wetter zur Winterszeit nach Braunschweig gewandert kam, waren seine Stiefel in den schier aufgeweichten Wegen durch und durch naß geworden, so daß sie wieder ordentlich eingefettet werden mußten, damit sie nicht hart und steif würden.

Nachdem er sich in einer Herberge mit einem Paar anderer Stiefel versehen hatte, nahm er das durchnäßte Paar und sah sich nach einem Schuhmacher um, der das Einfetten besorgen sollte. Er fand einen solchen auf dem Kohlmarkt und trat in den Laden, wo der Meister mit seinem Knecht bei der Arbeit saß.

Eulenspiegel zeigte ihm die nassen Stiefel und fragte: „Meister, hier seht Ihr das durch und durch nasse Schuhzeug. Wollt Ihr mir dasselbe ordentlich spicken, so daß ich's morgen wieder haben kann?"

„Das will ich gern tun," antwortete der Meister, nahm die Stiefel, und Eulenspiegel ging grüßend davon.

„Na, das muß ich sagen," sagte der Meister, die Stiefel in- und auswendig betrachtend, „der Bursche muß ja ordent-

lich umhergewatet sein; so etwas von Nässe an Stiefeln habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen."

„Kanntet Ihr den nicht, Meister?" fragte da der Gesell und lachte.

„Wie soll ich jeden wildfremden Menschen kennen," antwortete der Meister; „kanntest du ihn etwa?"

„Wie werde ich den nicht kennen, der ist schon oft in Braunschweig gewesen, und über seine Narrenspossen hat man weidlich gelacht, mancher hat sich auch schwer darüber geärgert, wie es gerade kam."

„Nun, so sage doch, wer war's denn?"

„Das war Eulenspiegel, Meister."

„Eulenspiegel? Ist ja gar nicht möglich!" rief der Schuster verwundert.

„Ja, Ihr könnt's glauben; ich habe ihn oft genug gesehen, um ihn nun wieder erkennen zu können."

Der Meister setzte die Stiefel an die Erde und ließ seiner Verwunderung noch weiter freien Lauf.

Da begann der Gesell wieder: „Wißt Ihr was, Meister? Da könntet Ihr einmal dem Schalksnarren einen ebensolchen Possen spielen, wie er tagtäglich andern Leuten antut."

„Wie meinst du das?"

„Er sagte doch, Ihr solltet ihm die Stiefel ordentlich spicken, nicht wahr?"

„Nun ja, das heißt mit Speck einreiben, was man doch spicken nennt."

„Das schon, Meister, aber wie wär's, wenn Ihr das spicken anders verstanden hättet und ihm die Stiefel ebenso spicktet, wie man einen Hasen spickt?"

Der Schuster machte erst große Augen, dann aber fing er an laut zu lachen, schlug in die Hände und sagte: „Das wäre gut, Gesell. Da würde ihm mal mit seiner eigenen Münze gezahlt, denn man hört ja doch, daß seine Narreteien hauptsächlich darin bestehen, daß er wörtlich nimmt und ausführt, was ganz anders gemeint ist. Du hast recht, Gesell, das wollen wir tun."

Der Schuster nahm also Speck, schnitt ihn in Streifen und spickte nun mit einer Spicknadel das Stiefelleder, wie man einen Hasen oder einen Braten zu spicken pflegt.

Am andern Tage kam Eulenspiegel und fragte, ob seine Stiefel gespickt wären. Der Meister deutete auf die Wand, wo er sie an einem Nagel aufgehängt hatte, und Eulenspiegel begriff sofort, daß ihm hier gerade solch ein Possen gespielt worden sei, wie er selbst sie auszuüben pflegte. Aber er lachte vergnügt und sagte: „Ihr seid ein wackerer Meister, habt das gerade so gemacht, wie ich Euch geheißen habe. Was bin ich dafür schuldig?"

„Einen alten Groschen."

Eulenspiegel bezahlte den Groschen, nahm seine Stiefel und ging mit freundlichem Gruße zum Hause hinaus. Der Meister sowohl wie der Schusterknecht sahen ihm nach und wollten sich totlachen, daß einmal auch Eulenspiegel so geäfft worden sei. Das Lachen sollte dem Meister aber vergehen, denn nach wenigen Minuten erschien Eulenspiegel wieder an dem Fenster, das zu ebener Erde auf die Straße hinausging und rief durch die Scheibe: „Meister, ich wollte nur fragen, was das für Speck ist, ob von einer Sau oder von einem Eber?" Der Schuster saß auf seinem Schemel starr vor Verwunderung, und da er nicht antwortete, so drückte Eulenspiegel mit den Armen gegen das Fenster, daß die halbe Scheibe in das Zimmer flog, steckte den Kopf hindurch und tat dieselbe Frage noch einmal.

Da sprang aber der Schuster auf, ergriff einen Knüppel, der in der Ecke stand, und schrie: „Ha, den Kopf werde ich dir einschlagen, du Lümmel." Eulenspiegel aber zog schnell den Kopf zurück, lachte und rief: „Erzürnt Euch nicht, Meister; wenn Ihr mir's nicht sagen könnt oder nicht sagen wollt, so muß ich eben wo anders fragen." Und lachend sprang er davon.

Der Schuster aber stand ergrimmt vor seiner zerbrochenen Fensterscheibe. Dann aber wendete er sich zornig gegen den Gesellen und fuhr ihn an: „Den Rat hast du mir gegeben. Nun bezahle mir auch das Fenster oder siehe zu, wie es wieder ganz wird." Da der Gesell kein Wort erwiderte, so wurde der Meister noch wütender, denn nun war ja nicht Eulenspiegel, sondern er selber geäfft. Und in seinem unmäßigen Zorn gab er dem Gesellen den Laufpaß, der auf der Stelle sein Haus verlassen mußte.

Eulenspiegel und die Schneider.

In Berlin gab sich Eulenspiegel für einen Schneider aus, trat auch bei einem solchen Meister in Arbeit als „Schneiderknecht," der sein Handwerk wohl verstehe. Der Meister gab ihm, um ihn zu prüfen, eine feine Arbeit und sprach: „Hier hast du eine Arbeit, nähe gut und so, daß man es nicht sieht." Eulenspiegel nickte verständnisvoll, und als der Meister wieder gegangen war, nahm er das Gewand und sein Nähzeug, kroch unter eine Bütte und begann nun da über dem Knie zu nähen. Nach kurzer Zeit trat der Meister wieder ein, sah sich erstaunt nach dem Gesellen um und fand ihn endlich unter der Bütte sitzen und emsig nähen.

„Aber was tust du denn da?" fragte der Meister verwundert, „das ist ja ein wunderlich seltsam Nähwerk."

„Ja, Meister, Ihr habt mir aber doch gesagt, ich sollte nähen, daß es niemand sieht; hier unter der Bütte sieht es niemand."

„Du scheinst mir ein gar spaßhafter Schneiderknecht," lachte der Meister; „komm nur hervor da und nähe ferner so, daß man's sieht."

Unverdrossen und ganz gegen seine Gewohnheit nähte Eulenspiegel nun drei Tage. Am dritten Tage fühlte sich der Meister, der auch sehr fleißig gewesen war, schon früh recht müde. Da es ihn aber noch zu zeitig dünkte, daß auch der Knecht schon sollte Feierabend machen, sprach er zu diesem: „Hier, Gesell, wirf noch die Ärmel an diesen Rock und lege dich dann auch schlafen, da wir morgen wieder zeitig schaffen müssen."

Der Meister ging zur Ruhe, und Eulenspiegel überlegte, wie er es machen müsse, um die Anordnung des Meisters getreu zu befolgen. Endlich hatte er's. Er hing den Rock an einen Nagel und stellte zu jeder Seite desselben ein brennendes Licht auf. Dann trat er mehrere Schritte zurück und warf nun bald von der einen, bald von der andern Seite den einen und den andern Ärmel gegen den Rock. Aber die Ärmel wollten nicht haften, wie der Meister doch angeordnet hatte, der Schalk ließ jedoch nicht nach und ruhte nur von Zeit zu Zeit ein wenig aus von der schweren Arbeit. So arbeitete er unentwegt die ganze Nacht hindurch. Wenn die beiden Lichter herabgebrannt waren, so zündete er ein paar neue an und brauchte fast den ganzen Vorrat der vorhandenen Lichter auf.

Das dauerte nun bis zum Morgen.

Da trat der Meister wieder in die Werkstatt und stand erstarrt vor Verwunderung. „Was zum Teufel treibst du da für ein Gaukelspiel?"

Eulenspiegel antwortete mit unverdrossenem Ernst: „Ein Gaukelspiel nennt Ihr das? Eine Arbeit ist es, so schwer, wie ich noch keine zu verrichten gehabt habe. Die ganze Nacht habe ich mich abgemüht, Eure Anordnung zu befolgen und die Ärmel an den Rock zu werfen, und wie Ihr seht, ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen; sie wollen durchaus nicht daran kleben bleiben. Ihr hättet mich lieber

sollen schlafen gehen heißen, da Ihr doch wissen mußtet, daß Ihr mir eine ganz vergebliche schwere Arbeit auftruget.“

Da sprach der Meister: „Was kann ich dafür, daß du so ein Tölpel bist und meine Meinung, du solltest die Ärmel an den Rock nähen, so dumm ausdeuten würdest?“

„So redet ein andermal vernünftig, daß man es nicht ganz anders verstehen muß, als Eure Meinung ist. Nun hätte ich auch schon ein paar Stunden geschlafen; aber das werde ich nunmehr nachholen, und Ihr mögt derweilen fleißig sein.“

„Oho,“ rief da aber der Meister, „so haben wir nicht gewettet, mein Lieber. Jetzt ist Arbeitszeit und nicht Schlafenszeit.“

Nun brauste aber auch Eulenspiegel auf, und die beiden gerieten in einen heftigen Zank. Als nun aber der Meister sogar verlangte, Eulenspiegel solle die verbrannten Lichter bezahlen, ging es dem Gesellen doch über den Spaß. Er raffte seine Sachen zusammen und wanderte davon. — — —

Auch in Brandenburg hatte es Eulenspiegel mit Schneidern zu tun, aber nur mit drei Gesellen, denn er selber war da nicht in Arbeit getreten, sondern lag nur in einer Herberge. Die Gesellen arbeiteten in einer offenen Halle am Markt. Darin waren mehrere sogenannte Böcke als Pfosten aufgestellt und darauf eine breite Holzplatte, Lade genannt, gelegt, und auf dieser Lade saßen dann die Gesellen und nähten. Mochte nun Eulenspiegel etwas auffallendes in seinem Äußeren oder in seinem Wesen haben, oder mochte ihr Mutwille sich auch sonst an jedermann auslassen, kurz und gut: so oft er an der Halle vorüberging, hänselten sie ihn, riefen ihm Spottnamen nach, warfen Lappen hinter ihm her und dergleichen mehr. Eulenspiegel war nicht der Mann, der sich so etwas ruhig gefallen ließ, und er beschloß, sich zu rächen.

Eines Nachts, da gerade ein viel besuchter Markttag folgen sollte, ging er heimlich nach der Halle und sägte die Pfosten ein, so daß sie, wenn von der Seite ein Druck auf sie ausgeübt wurde, einbrechen mußten. Am Morgen hatten nun die Schneiderknechte den Laden eben auf die Böcke gelegt und saßen und nähten, als der Schweinehirt mit den Schweinen vorübertrieb. Wie diese Tiere zu tun pflegen, daß sie sich gern an Gegenständen reiben, so geschah es auch hier. Sie fingen an, sich an den eingesägten Pfosten unter der Lade zu reiben, diese gaben nach, und die Lade stürzte samt den drei Gesellen hinaus auf die Straße.

Eulenspiegel hatte natürlich in der Nähe gestanden und Obacht gegeben. Nun rief er laut, daß man es über den ganzen Markt hörte: „Schau, schau, da weht der Wind drei Schneider über den Markt.“ Die Leute liefen herzu und lachten und verspotteten die Gesellen, die gar nicht wußten, wie das hatte geschehen können. Hinterher sahen sie ja nun freilich, daß die Pfosten eingesägt gewesen waren, und konnten sich auch denken, wem sie diesen Streich zu danken hatten; aber beweisen konnten sie ihm nichts und ließen ihn fortan in Ruhe.

Eulenspiegel ißt um Geld.

Diese Erfahrungen mit den Handwerken wollten Eulenspiegel, der ja lieber müßig ging und durch listige Streiche seinen Lebensunterhalt zu gewinnen suchte, gar nicht behagen. Er beschloß daher, wieder in anderer Weise aufzutreten. Da er in Norddeutschland sich auch schon ziemlich weithin in Verruf gebracht hatte, so wollte er sich nun einmal nach Süddeutschland wenden; bei den Schwaben, meinte er, könne es ihm nicht fehlen.

Er gelangte nach Bamberg und hatte nur noch wenige Pfennige in der Tasche, dafür aber desto größeren Hunger. Hier geriet er in ein Wirtshaus, wo er eine Witwe als Wirtin vorfand, und Eulenspiegel erkannte bald, daß es eine verständige, lustige und gutmütige Frau war. Da sagte er denn: „Frau, ich bin ein armer Gesell, gebt mir um Gottes willen etwas zu essen.“

Die Wirtin blickte ihn von oben bis unten an, sah an seinen Kleidern, daß er ein Fremder war und schätzte danach, daß er nur einen Scherz mache und recht wohl ein Essen bezahlen könne. Sie zuckte daher die Achseln und sagte, listig mit den Augen blinzelnd: „Ihr müßt wissen, mein Freund, daß man mir an den Fleischbänken auch nichts um Gottes willen gibt. Ich muß da hart bezahlen, also ist es auch wohl billig, daß an meinem Tisch um Geld gespeist wird.“

„Da habt Ihr wohl recht, Frau,“ sagte Eulenspiegel, „und wenn an Eurem Tisch, wie Ihr sagt, „um Geld“ gespeist wird, so habe ich auch nichts dagegen, mitzutun. Sagt mir nur, wie Ihr das an Eurem Tisch haltet, für was oder für wie viel soll ich hier bei Euch essen und trinken?“

„Das kommt ganz auf Euch an, Freund,“ antwortete die Wirtin, „an dem Tisch für Herren für vierundzwanzig Pfennige, an der andern Tafel für achtzehn Pfennige und am Gesindetisch für zwölf Pfennige.“

„Nun, dann paßt mir das meiste Geld am besten,“ meinte Eulenspiegel, setzte sich an den Herrentisch und aß und trank, da es ihm lange nicht so geboten worden war, daß es für zwei oder drei ausgereicht hätte.

Nachdem er sich danach ordentlich ausgeruht hatte und ihm so recht wohlig zu Mute war, machte er sich wieder zur Reise fertig und wollte von der freundlichen Wirtin Abschied nehmen.

„Ja aber, Freund,“ sagte diese mit einiger Verwunderung, „ich erhalte doch noch vierundzwanzig Pfennige für das Essen, denn obwohl Ihr zwar für drei gegessen habt, will ichs doch nicht höher anrechnen, weil es ordentlich eine Lust gewesen ist, Euch essen zu sehen.“

„Ich verstehe Euch nicht, Frau,“ sagte aber Eulenspiegel und heuchelte großes Erstaunen; „sagtet Ihr nicht, daß man bei Euch um Geld ißt?“

„Wohl sagte ich so,“ entgegnete die Wirtin.

„Nun, das habe ich doch nicht anders verstehen können, als daß nicht Ihr von mir, sondern ich von Euch vierundzwanzig Pfennige erhalten soll. Ich kann Euch wahrlich sagen, daß es mir nicht leicht geworden ist, das Geld ehrlich zu verdienen, ich bin dabei tüchtig in Schweiß geraten und hätte nicht einen Bissen mehr essen können, und wenn es ums Leben gegangen wäre. Darum gebt mir meinen sauer verdienten Lohn.“

„Ich habe wohl gesehen, daß Ihr Euch beim Essen ordentlich drangehalten habt, daß ich Euch dafür aber auch noch bezahlen soll, das geht denn doch zu weit und wäre gegen allen Gebrauch in der ganzen Welt.“

„Ich habe Euch aber zuvor gesagt, daß ich ein armer Gesell bin und daß Ihr mir um Gottes willen etwas zu essen geben möchtet,“ beharrte Eulenspiegel.

Die gutmütige Wirtin aber sagte darauf: „Nun, auf die eine reichliche Mahlzeit soll es mir nicht ankommen, aber Geld gebe ich Euch nicht noch obenein. Geht mit Gott, aber kommt mir nicht wieder, denn wenn ich ein Jahr lang meine Gäste in solcher Weise um Geld speisen sollte, so würde ich Haus und Hof zugesetzt haben. Zieht Eure Straße, Freund, Ihr seid ein Schalk, den ich nicht wiedersehen möchte.“

Eulenspiegel heilt die Kranken.

Eulenspiegel wanderte fürbaß und kam nach Nürnberg. Hier ließ er große Zettel an die Mauer kleben, in denen er sich als ein Arzt empfahl, der alle Krankheiten heilen könne. Darüber waren die Ärzte in Nürnberg natürlich sehr erbost, denn für ihre Kunst gab es eine Menge Krankheiten, die sie nicht zu heilen verstanden, und sie schickten solche Kranken dann kurzer Hand ins Spital.

Nicht so dachte der Spitalmeister, der mit diesen Kranken seine liebe Not und Plage hatte. Als der die Zettel gelesen hatte, atmete er auf und gedachte mit dem fremden Arzt in Verbindung zu treten und sich bei ihm des Näheren zu erkundigen. Er fand in dem Fremden einen äußerst würdevollen Gelehrten, der ihm gewaltigen Respekt einflößte und dessen bloßer Anblick ihm schon die Gewißheit zu geben schien, daß er mehr verstehen müsse als die Nürnberger Ärzte. Fast verschüchtert von der außerordentlichen Würde des Mannes legte er ihm die Frage vor, ob er es versuchen würde, die Heilung einer Anzahl von Kranken im Spital zu übernehmen, bei denen bisher kein Mittel angeschlagen und alle Kunst der Ärzte sich vergeblich erwiesen habe.

„Versuchen?“ lächelte Eulenspiegel, „auf Versuche braucht sich ein Mann, der die Wissenschaft an den vornehmsten Hochschulen von Frankreich und Italien echt und wahr studiert hat, gar nicht einzulassen. Wenn ich die Heilung eines Kranken übernehme, so wird er eben geheilt. Wenn Ihr daran etwa zweifeln solltet, so hättet Ihr Euch nicht zu mir zu bemühen brauchen.“

„O, ich hege nicht den geringsten Zweifel,“ beeilte sich der Spitalmeister zu sagen, da er schon fürchtete, den gelehrten Mann, der in Frankreich und Italien studiert hatte, beleidigt zu haben; „wollte Euch also nur bitten, mir zu folgen und Euch die Kranken anzusehen.“

„Und sie sind von Euren Ärzten für unheilbar erklärt worden?“ fragte der ernste Gelehrte.

„Für unheilbar,“ versicherte der Andere.

Da brummte der Doktor etwas vor sich hin, doch so, daß der Spitalmeister sehr wohl das wegwerfende Wort „Pfuscher“ verstehen konnte. Laut aber sagte er: „Die höchste Wissenschaft blüht nur auf den berühmten Hochschulen im Auslande; wer dort nicht Weisheit gelernet hat, der mag wohl heilen können, was jedes alte Weib mit ihren Kräutergetränken zuwege bringt, nicht aber eine wirkliche ernste Krankheit. Sehen freilich muß ich die Kranken auch und auch untersuchen.“

„So bitte ich Euch, daß Ihr mir folgen wollet,“ sagte der Spitalmeister.

„Halt einmal, Meister,“ sagte aber der Doktor ernst, „so geht das doch nicht. Ihr werdet wissen, daß besondere Kunst auch besonders bezahlt werden muß. Ich übernehme die Verpflichtung, daß die Kranken, wenn sie meine Medizin erhalten haben, allesamt das Spital verlassen, und dafür habt Ihr mir zweihundert Gulden zu bezahlen. Sollte auch nur einer der Kranken zurückbleiben, so sollt Ihr nichts zu bezahlen haben.“

„Herr,“ rief der Spitalmeister hocherfreut, denn die Sicherheit des Doktors und der in Aussicht gestellte Erfolg waren doch gar zu erfreulich, „gern zahle ich diese Summe und gebe Euch, wenn Ihr erlaubt, gleich zwanzig Gulden im voraus.“

Eulenspiegel versenkte nun mehrere Medizinflaschen in die großen Taschen seines langen schwarzen Rockes und folgte dem Spitalmeister in das Spital. Hier wurde er zu den unheilbaren Kranken geführt. Er untersuchte alle mit der größten Umständlichkeit und gab je nach dem Befunde der Untersuchung abwechselnd

einem aus einem blauen, dem andern aus einem roten, dem dritten aus einem grünen Fläschchen: gefärbtes Wasser natürlich. Dabei flüsterte er jedem einzelnen heimlich zu: „Merke auf, was ich dir sagen werde, denn das ist von der größten Wichtigkeit. Ihr werdet alle geheilt werden, aber die Medizin allein tut's noch nicht, sondern ich muß einen von Euch zu Pulver verbrennen und dieses Pulver den andern eingeben. Wenn ich nun morgen mit dem Spitalmeister kommen und unter der Tür rufen werde: Heraus, wer nicht mehr krank ist! dann erhebe dich, denn der letzte wird verbrannt und muß die Zeche für alle bezahlen. Merke das wohl und tue danach!“

Am andern Tage kam Eulenspiegel mit dem Spitalmeister wieder, blieb unter der Tür stehen und rief in den Saal, wo diese unheilbaren Kranken beisammen lagen, jetzt aber schon angekleidet auf ihren Betten saßen, hinein: „Heraus, wer nicht mehr krank ist!“ Und o Wunder: jeder beeilte sich, die Tür zu erreichen und aus dem Spital ins Freie zu gelangen, so gut es eben gehen wollte, und keiner blieb zurück, so daß der Spitalmeister förmlich starr vor dieser wunderbaren Wirkung der Medizin des fremden Arztes stand und er demselben nun mit Vergnügen den ausbedungenen Lohn auszahlte.

So hatte der Erzschelm mit schlauer List zweihundert Gulden gewonnen, aber auch er machte sich nun nicht nur aus dem Spital, sondern auch aus Nürnberg davon, denn was danach erfolgen würde, konnte er sich ja denken. Und richtig: innerhalb der nächsten drei Tage stellte sich einer der Kranken nach dem andern wieder ein, und die ganze Betrügerei kam an den Tag.

Eulenspiegel gilt als großer Maler.

Lange Zeit zog Eulenspiegel in Süddeutschland umher, kam sogar bis Innsbruck und in das Land Tirol und wußte überall mit seinen Possen soviel Geld zu verdienen, daß er reichlich leben konnte.

Auf dem Rückwege nach der Heimat, wohin ihn endlich doch die Sehnsucht zog, gelangte er in das Land Hessen und gab sich für einen berühmten Maler aus, der soeben aus Italia, dem Lande der Kunst, angekommen sei. Als solcher wurde es ihm leicht, Zutritt auch an den Hof des Landgrafen zu gewinnen. Hier wußte er sich durch einige Bilder, die er irgendwo gekauft hatte, als Künstler auszuweisen, und die Bilder gefielen sehr.

„Hört, lieber Meister,“ sagte der Landgraf, „Ihr scheint mir der rechte Mann zu sein, der mir einen Herzenswunsch erfüllen könnte. Ich will nämlich den neuen Saal, den ich habe erbauen lassen, mit Bildern ausschmücken lassen und zwar mit den Taten aller Landgrafen dieses Landes, von den ältesten Zeiten bis auf diese Tage. Würdet Ihr das wohl ausführen?“

„Warum nicht!“ antwortete Eulenspiegel stolz. „Mir gilt es gleich, ob ich solche Bilder oder andere male.“

„Das ist schön, dann sagt mir auch den Preis, den Ihr dafür verlangt.“

„Gnädigster Fürst und Herr,“ entgegnete Eulenspiegel, „ich habe mir den Saal schon angesehen und habe bedauert, daß er nur die nackten Wände zeigt. Wenn ich ihn nun mit Bildern zieren sollte, so würde das die Summe von vierhundert Gulden erfordern, außer Zehrung für mich und einige Gehilfen, die ich annehmen müßte und etwa noch andern baren Auslagen.“

„Gut, das gebe ich gern,“ rief der Fürst erfreut, denn aus Erfahrung wußte er, daß die Preise, welche italienische Meister sonst für ihre Gemälde fordern, für ihn unerschwinglich waren.

Des war auch Eulenspiegel froh, denn nun sah er sich wieder auf Wochen hinaus aufs beste versorgt. Er war um so zu-

friedener, als er noch zwei Bedingungen, die er stellte, sogleich bewilligt erhielt: hundert Gulden gleich bar und die Zusicherung, daß niemand, auch der Fürst selbst nicht, den Saal betreten dürfe, so lange die Arbeit dauere. Auf beide Bedingungen ging der Landgraf ohne weiteres ein, so leid es ihm auch tat, daß auch er sich nicht von Zeit zu Zeit von dem Fortschritt der Arbeit überzeugen dürfe.

Eulenspiegel führte nun ein wahres Schlaraffenleben, samt den beiden Gehilfen, die er angenommen hatte. Mit denen hatte er ausgemacht, daß sie tun könnten, was sie wollten, er stände für alles, nur den Leuten gegenüber müßten sie immer sehr wichtig tun. Nun, das verstanden die beiden Burschen ganz meisterhaft, ein solches Herrenleben hatten sie ja noch nie geführt und kam auch ganz gewiß niemals wieder.

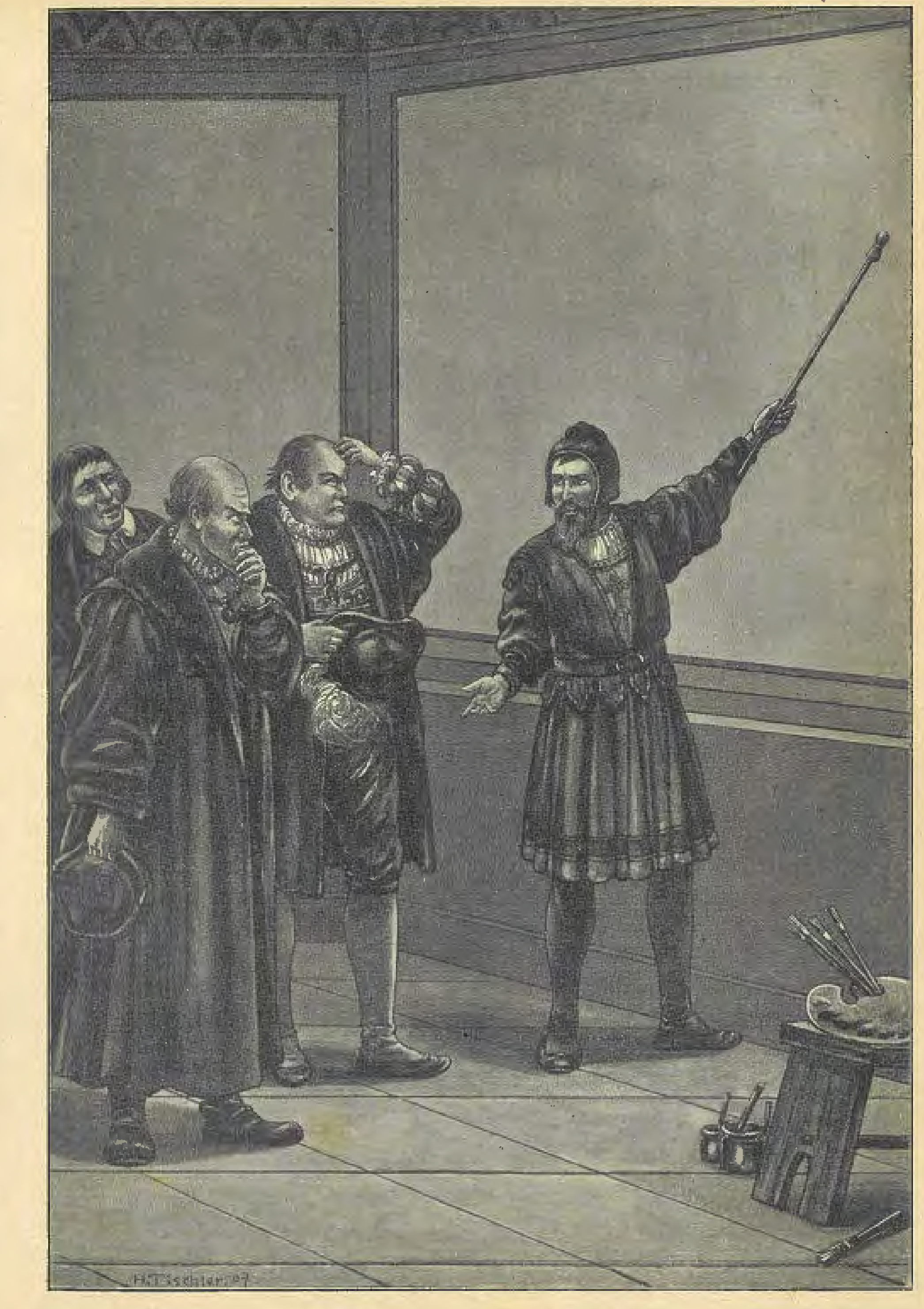
Trotz seiner Zusage hielt es der Landgraf aber doch nur vier Wochen aus, den Maler so geheimnisvoll walten zu sehen; da ergriff ihn die brennendste Ungeduld und er fragte den Meister, obgleich er auf eine abschlägige Antwort gefaßt war, ob er nun nicht einmal wenigstens etwas von den Gemälden schauen könnte. Er erhielt jedoch keine abschlägige Antwort, sondern Eulenspiegel sagte: „Sehr gern, gnädigster Herr, aber ich muß Euch darauf aufmerksam machen, daß ich hierbei die größte Erfindung, die ich gemacht und die wohl jemals dagewesen ist, in Anwendung gebracht habe, daß nämlich nur demjenigen die Bilder vor ihrer gänzlichen Vollendung sichtbar werden, der ein wahrer Kenner der Kunst und von untadeliger Geburt ist. Wer das nicht ist, der meint nur eine leere Wand zu erblicken.“

Der Landgraf war hocherstaunt über dieses seltsame Wunder, von dem er nie gehört hatte, aber warum sollte er dem Meister nicht glauben? Auf ihn konnte das ja keine Anwendung finden, denn er hielt sich, wie viele an seinem Hofe, besonders die Damen, für einen außerordentlich feinen Kenner der Kunst und war doch auch sicherlich von untadeliger Geburt. Er folgte also Eulenspiegel in den Saal und — stand vor vier leeren weißen Wänden. Ja, was war denn das? Ganz verwirrt starrte er die leeren Wände an, und er wurde um so verwirrter, als Eulenspiegel nun einen langen Zeigestock ergriff und die Bilder, deren Ähnlichkeit mit des Landgrafen Vorfahren und deren Farbenpracht er nicht genug rühmen konnte, zu erklären begann.

Nach und nach beruhigte sich der Fürst; da an seiner untadeligen Geburt nicht zu zweifeln war, so mußte er also trotz seiner Einbildung von der wahren Kunst gar nichts verstehen. Aber sollte er das einräumen? Nimmermehr, er erklärte sich daher mit den Gemälden höchlichst zufrieden und wußte danach auch bei der Tafel nicht genug Rühmens davon zu machen. Da wurde denn die Landgräfin auch gar neugierig und mochte gern die Gemälde in Augenschein nehmen, und auf eine dahin zielende Anfrage bei dem Maler erfolgte dessen Antwort, daß er nichts dagegen habe.

Nun ging es der Landgräfin aber gerade so wie ihrem Gemahl: sie sah nichts, und die Frauen, welche mit ihr waren, sahen auch nichts. Nur eine, die allerdings für eine Närrin galt, platzte mit der Wahrheit heraus: und wenn sie auch gar nichts von der Kunst verstehe und auch nicht von untadeliger Geburt sein sollte, so sähe sie doch nichts, als eine weiße Wand.

Darüber erschrak Eulenspiegel, und er sprach zu sich selbst: Ja, wenn erst die Narren die Wahrheit sagen, dann wird es böse für dich, und es ist Zeit, dem Possenspiel ein Ende zu machen. Dazu



Eulenspiegel erklärt die Bilder an der weißen Wand.

kam noch ein Anderes, was sehr bedrohlich war. Die Landgräfin belobte dem Gemahl gegenüber zwar auch das Gemälde, aber sie berichtete ihm auch, daß ihre närrische Jungfrau behauptete, nichts anderes zu sehen als eine leere weiße Wand, und auch die andern Damen hätten lautlos stillgeschwiegen. Sie verhehlte ihm auch nicht, daß sie selber besorge, es sei da eine Büberei im Spiel, und nun ward auch der Landgraf unruhig. Er ließ dem Maler ansagen, daß er morgen in Begleitung seines ganzen Hofstaates kommen würde, das Gemälde zu betrachten.

Da konnte nun Eulenspiegel nicht daran zweifeln, daß der Landgraf Verdacht geschöpft hatte und es ihm sicherlich sehr übel ergehen würde, wenn die Verräterei entdeckt werden und er noch anwesend sein sollte. Er erkannte, daß es die höchste Zeit sei, daß er selber ebenso unsichtbar würde, wie sein Gemälde. Er lohnte daher noch an demselben Tage seine beiden Gehilfen ab, ließ sich von dem Rentmeister noch einmal hundert Gulden auszahlen, was auch anstandslos geschah, und verschwand über Nacht.

Als der Landgraf am andern Tage mit zahlreicher Begleitung nach dem Saale kam, war der Maler nirgend zu finden, und als sie in den Saal traten, machte niemand ein Hehl daraus, daß er nichts weiter sehen könne, als die leeren weißen Wände. Aber nein, es deutete einer nach einer Ecke: da zeigte sich schwarz auf dem weißen Grunde eine Eule und ein Spiegel gemalt und darunter die Unterschrift hic fuit, und jedermann wußte ja auch hier, daß das soviel hieß als: Eulenspiegel ist hier gewesen. Da brach die ganze Gesellschaft unaufhaltsam in lautes Lachen aus, und der Landgraf sagte, daß ihm die zweihundert Gulden nicht leid seien um den Possen, da er den berüchtigten Schalksnarren dadurch doch persönlich kennen gelernt habe. Nichtsdestoweniger wurde dem Schalk das Land Hessen verboten und ihm angedroht, daß man ihn im Betretungsfalle hängen würde.

Zwei Schelme.

In Lüneburg lebte ein Pfeifenmacher, der viele Jahre wie Eulenspiegel im Lande umhergestrichen und, wie dieser, voller losen Streiche war. Als nun Eulenspiegel wieder einmal nach Lüneburg kam, da er dort nicht mehr zu befürchten brauchte, gehangen zu werden, weil der Herzog inzwischen gestorben war, traf er diesen Pfeifenmacher im Wirtshause beim Bier in vieler Gesellschaft.

Hier war Eulenspiegel längst bekannt, und der Pfeifenmacher nahm sich vor, den berühmten Schalk einmal ordentlich zu äffen, lud ihn deshalb zu Gaste und sprach: „Zu morgen Mittag lade ich dich ein, mit mir zu essen, wenn du kannst.“

Eulenspiegel sagte zu, er merkte nicht, was für ein Doppelsinn in diesen Worten lag. Er kam des andern Mittags an des Pfeifenmachers Haus, aber da waren Tür und Fenster verschlossen, und es rührte sich nichts im Hause. Er ging vor der Tür auf und ab, bis die Mittagszeit lange vorüber war, aber das Haus öffnete sich nicht. Da Eulenspiegel den Pfeifenmacher als einen losen Vogel kannte, so merkte er nun wohl, daß er ihm einen Possen gespielt hatte, und ging heim.

Des andern Tags war Markt, und da Eulenspiegel wußte, daß auch der Pfeifenmacher dort seine Ware feil hielt, so ging er hin und sprach zu ihm: „Höre, Meister, ich halte dich gewiß für einen ganz wackeren Mann, aber ist das so deine Gewohnheit, daß du dir Gäste zu Mittag einladest und dann selber ausgehst und Türen und Fenster verschlossen hältst?“

Der Pfeifenmacher sah ihn groß an, tat erstaunt und fragte dagegen: „Ja,

wie denn, Eulenspiegel, warst du denn gestern Mittag an meinem Hause?"

„Gewiß war ich dort, denn hattest du mich nicht zu Mittag eingeladen?"

Da lachte der Pfeifenmacher und sagte: „Aber Mann, wie hätte ich dich denn zu Mittag einladen können, da ich gar nicht daheim war? Du hast falsch gehört."

„So hättest du mich nicht zu Mittag eingeladen?" fragte Eulenspiegel verwundert.

„Nein doch! Ich sagte ja: du sollst mit mir speisen, wenn du kannst. Nun fandest du aber das Haus verschlossen, und da konntest du eben nicht. Leuchtet dir das nicht ein?"

„Hm, da hast du recht, Kumpan," sagte Eulenspiegel nachdenklich, „das wußte ich noch nicht. Ja, man lernt doch alle Tage noch Neues hinzu."

Er stimmte in das Lachen des Pfeifenmachers mit ein, und dieser wollte den losen Scherz wieder gut machen: „Na, weißt du, das läßt sich aber nachholen. Wenn du jetzt nach meinem Hause gehst, so findest du es offen und dazu Gebratenes und Gesottenes genug. Ich werde dir nachkommen, ich will keinen Gast weiter im Hause haben, du sollst ganz allein sein."

Ein pfiffiges Lächeln glitt über Eulenspiegels Gesicht, was der andere aber nicht bemerkte, er würde sonst wohl Verdacht geschöpft haben, daß der Schalk gedankenschnell einen Plan entworfen hatte, um seinerseits dem Pfeifenmacher einen gehörigen Possen zu spielen.

Eulenspiegel ging nach des Pfeifenmachers Haus, wo er die Frau und die Magd beim Kochen und Braten traf. „Frau," sagte er, „Ihr sollt mit der Magd gleich nach dem Markte kommen. Man hat Eurem Mann da einen mächtig großen Fisch geschenkt, den sollt Ihr ihm nach Hause tragen helfen."

„Wie kann ich hier fort von meinem Braten?" jammerte die Frau.

„O, da seid nur ganz ruhig," beruhigte sie der Schalk, den schönen Fisch könnt Ihr unmöglich im Stich lassen, und ich werde solange hier bleiben und den Braten wenden."

„Ja, wenn Ihr das tun wollt, dann will ich mich gleich aufmachen," rief die Frau erfreut und eilte mit der Magd nach dem Markt. Hier fanden sie natürlich keinen Fisch, und als der Pfeifenmacher Frau und Magd dahereilen sah, rief er ihnen unwirsch entgegen: „Was wollt ihr, was habt ihr so zu rennen?" Als er aber von dem großen Fisch hörte und daß Eulenspiegel im Hause sei, ward er böse auf seine Frau und schalt sie: „Eulenspiegel? Aber Weib, wie konntest du da aus dem Hause gehen, da steckt sicherlich eine arge Schalkheit dahinter." Schnell schloß er seine Verkaufsbude und eilte mit Frau und Magd nach seinem Hause.

Er hatte sich in Eulenspiegel auch nicht geirrt, denn zu seinem Schrecken fand er Türen und Fenster verschlossen, wie es Eulenspiegel gestern gefunden hatte. „Siehst du nun," sagte der Mann zornig zu der Frau, „was für einen Fisch der Schalk im Kopfe gehabt hat?"

Als sie nun stark an die Tür klopften, rief Eulenspiegel von innen: „Laßt nur Euer Klopfen sein, Frau, Ihr könnt hier nicht herein. Euer Hauswirt hat mich eingeladen und versprochen, daß er weiter keine Gäste haben wolle, ich sollte ganz allein sein. Das will ich denn auch; nach dem Essen könnt Ihr wiederkommen."

„Ja," rief der Pfeifenmacher dagegen, „das habe ich wohl gesagt, aber ich habe es nicht so gemeint."

„Deine Meinung geht mich nichts an," antwortete Eulenspiegel, „ich tue nur nach deinen Worten, du Narr, und dabei bleibt's!"

Nun hörten sie, wie Eulenspiegel wieder ins Haus zurückging, sich also auf nichts weiter einlassen wollte, und da sagte der Pfeifenmacher zu den Frauen: „Den Schalksnarren hätte ich kennen sollen. Kommt nur zum Nachbar, vielleicht, daß wir da etwas für uns zu essen finden."

Inzwischen hatte Eulenspiegel den Braten und was er sonst noch da zu essen vorfand, fertig gemacht, setzte sich hin und speiste sehr vergnügt. Er ließ sich Zeit dabei, mochten doch die andern warten, und für die setzte er, als er fertig war, die Überreste ans Feuer, damit sie warm blieben. Dann machte er sich fertig, das Haus zu verlassen, und öffnete die Tür.

Da kam der Pfeifenmacher, der lange schon auf der Lauer gestanden, gerannt und fuhr ihn zornig an: „Ist das auch Sitte, du Schalk, den Wirt aus seinem eigenen Hause auszusperren?"

„Was willst du," sagte aber Eulenspiegel ruhig, „sollte ich ein Mittagsmahl mit andern teilen, da ich doch nach deinen eigenen Worten ganz allein sein sollte?"

„Nun gut," zischte der Pfeifenmacher vor Wut, „diesen Streich werde ich dir sicherlich heimzahlen."

„Ist mir recht, und wenn es dir gelingt, will ich dich als meinen Meister anerkennen," lachte Eulenspiegel und ging davon.

Wirklich glaubte der Pfeifenmacher, dem Schalk einen Possen spielen zu sollen, der ihm eine sehr ärgerliche Viertelstunde, vielleicht sogar eine ordentliche Tracht Prügel eintragen würde. Er ging zum Schinder, bezeichnete ihm die Herberge, in welcher Eulenspiegel eingekehrt war, und sagte ihm, daß daselbst ein Mann, namens Eulenspiegel, zu finden wäre; dem sei ein Pferd gefallen, das er auf den Schindanger bringen solle. Der Pfeifenmacher wußte, daß der Schinder ein grober, roher Mensch war, und er versprach sich daher von dieser Posse den erwünschten Erfolg. Da der Schinder den Pfeifenmacher kannte, so hatte er kein Arg über diesen Auftrag, machte seinen Schinderkarren zurecht, fuhr vor die Herberge und fragte nach dem Manne Eulenspiegel.

Dieser trat heraus und fragte nach seinem Begehr. Der Schinder sagte ihm, daß er sein gefallenes Pferd abholen und auf den Schindanger bringen müsse.

„Mein gefallenes Pferd?" rief Eulenspiegel erstaunt. „Mein Pferd steht gesund und munter im Stall und frißt seinen Hafer."

„Macht keine Flausen," rief aber der Schinder grob, „bildet Euch nicht ein, ein krepiertes Pferd verhehlen zu können."

„Kann mir nicht einfallen," entgegnete Eulenspiegel kalt. „Ich sage Euch, daß mein Pferd gesund im Stalle steht. Aber vielleicht, daß irgend ein anderes Pferd gefallen ist. Da steht der Wirt, fragt ihn!"

Der ruhige, kalte Ton, mit welchem Eulenspiegel sprach, schien Eindruck auf den Mann zu machen. Er setzte wenigstens seine Grobheit gegen ihn nicht fort, sondern wendete sich an den Wirt. Als dieser nun die Aussage des Gastes bestätigte und auch hinzusetzte, daß in dieser Herberge überhaupt keine Katze, geschweige denn ein Pferd krepiert sei, wurde der Schinder kirschrot vor Zorn.

„Ha, den Schabernack soll er mir büßen, der Lump," rief er zähneknirschend.

„Wer soll ihn büßen?" fragte Eulenspiegel, dem eine Ahnung von dem Zusammenhange aufging.

„Wer anders, als der elende Pfeifenmacher, der mich hergeschickt hat," schnaubte der erboste Mann und fuhr mit seinem Karren davon, gerade vor des Pfeifenmachers Haus. Der hatte eine böse Viertelstunde, aber es kam noch besser, denn der Schinder ging aufs Rathaus und verklagte den Pfeifenmacher, und dieser hatte neben dem Spott auch noch zehn Gulden zu zahlen, als Entschädigung für den ge-

foppten Schinder. Zähneknirschend mußte er nun anerkennen, daß Eulenspiegel doch Meister in der Schelmerei geblieben war, und er wird sich wohl nicht zum zweitenmal in einen Wettkampf eingelassen haben.

Eulenspiegel auf dem Markt.

Sehr gern tummelte sich Eulenspiegel auf den Märkten, wo sich ihm häufig Gelegenheit bot, nicht nur seinen Mutwillen zu üben, sondern auch etwas Gutes für sich zu erschnappen.

Als er einmal in Erfurt über den Markt schlenderte, wurde er von einem Fleischer angerufen, ob er sich nicht etwas mitnehmen wolle.

„Aber gern," antwortete Eulenspiegel, „was soll ich mir denn mitnehmen?"

Der Fleischer deutete auf einen Braten, und Eulenspiegel ergriff sogleich den Braten und wollte sich damit entfernen. Da sprang aber der Fleischer herbei, ergriff ihn beim Arm und hielt ihn fest, indem er ärgerlich rief: „Wollt Ihr denn den Braten nicht bezahlen, Mann?"

„Bezahlen?" antwortete Eulenspiegel verwundert, „wie denn, davon habt Ihr mir nichts gesagt. Ihr habt mich nur geheißen, diesen Braten mit mir zu nehmen, und das habe ich getan. Wie könnt Ihr denn nun Bezahlung verlangen? Ich rufe die Nachbarn, die hier herumstehen und alles angehört haben, zu Zeugen auf."

Die Leute lachten und gaben Eulenspiegel recht, und nun kamen auch die andern Fleischer herbei, denen der Beteiligte die Kunden abwendig zu machen pflegte, und nahmen Partei für Eulenspiegel, so daß der Fleischer wohl oder übel den Braten fahren lassen mußte.

Als Eulenspiegel nun am nächsten Markttage wieder über den Markt an den Fleischbuden vorüberging, höhnte ihn derselbe Fleischer und fragte: „Wollt Ihr Euch denn nicht wieder einen Braten mitnehmen?"

„Gewiß doch, das tue ich gern," antwortete Eulenspiegel und wollte einen Braten nehmen. Der Fleischer zog ihn aber schnell zurück. Da sagte Eulenspiegel: „Hört, Meister, wenn ich Euch ein Lied singe, das Euch gefällt, werdet Ihr mir dann den Braten lassen?"

Der Fleischer lachte und meinte, darauf wolle er's ankommen lassen; wenn ihm ein Lied gefalle, dann solle Eulenspiegel den Braten mitnehmen dürfen.

Es hatten sich wieder viele Leute um die Bude versammelt, die nun der Schalk zu Zeugen für den Handel anrief. Dann begann er eine Strophe nach der andern zu singen, von denen dem Fleischer natürlich keine gefiel. Endlich zog Eulenspiegel seinen Geldbeutel und sang vor sich hin: „Heraus mit dir, o Beutelein! Der Fleischer muß bezahlet sein."

„Na, seht Ihr, das ist schön," rief da der Fleischer und rieb sich die Hände, „dieses Lied gefällt mir."

Da wendete sich Eulenspiegel an die umstehenden Zeugen und sagte: „Ihr habt's gehört, Nachbarn, dieses Lied gefällt ihm, also ist der Braten mein," ergriff schnell den Braten und ging damit seiner Wege. Und so war der Fleischer zum zweitenmal um einen Braten geprellt. —

Auf dem Markt zu Bremen begab es sich, daß Eulenspiegel eine große Bütte aufstellte und die Bauernfrauen aufforderte, soviel Milch herbeizubringen, als sie hätten. Die ließ er dann in die Bütte gießen und schrieb rings um das Gefäß an, wieviel eine jede Frau gebracht hatte. Als nun die Bütte ziemlich gefüllt und keine Milch mehr aufzutreiben war, die Frauen auch alle schon im Kreise herumsaßen und auf Bezahlung warteten, sagte Eulenspiegel: „Ich habe heute kein Geld; wer von euch nicht vierzehn Tage mit dem Gelde warten will, die mag ihre

Milch wieder aus der Bütte schöpfen." Dann ging er hinweg.

Das ergab nun freilich ein groß Geschrei und Gezänk, so daß die Weiber endlich handgemein wurden und mit Eimern, Kannen und was sie sonst an Milchgefäßen zur Hand hatten, aufeinander losschlugen und sich gegenseitig die Milch über die Köpfe gossen. Alle Leute auf dem Markte lachten natürlich herzlich über diesen Schwank, den der Schalk angerichtet hatte, und er erntete noch obenein viel Lob. —

Ein andermal kam Eulenspiegel an einem Markttage zu dem Bischof von Bremen, bei dem er wegen seiner lustigen Einfälle sehr gern gesehen war, und bot ihm eine Wette an, daß er eine Frau, welche auf dem Markte Töpfergeschirr feil hielt, veranlassen wolle, ihre ganze Ware zu zerschlagen, ohne ein Wort mit ihr zu reden. Einen neuen lustigen Streich voraussehend, ging der Bischof darauf ein, und sie wetteten um dreißig Gulden.

Darauf begaben sich beide auf den Markt, und Eulenspiegel führte den Bischof auf die Treppe des Rathauses. Hier machte er allerhand komische und geheimnisvolle Zeichen, wie die Beschwörer zu tun pflegen, und hob endlich den Arm mit geballter Faust in die Höhe und schlug dann vor sich nieder durch die Luft. Da sah der Bischof, wie die Frau einen dicken Knüttel ergriff und auf ihre Ware losschlug, bis kein Stück davon mehr heil war; zu welchem Schauspiel natürlich alle Leute auf dem Markte zusammenliefen und sich totlachen wollten. Auch der Bischof wußte sich vor Lachen kaum zu fassen.

Als sie nun wieder zu Hause angekommen waren, zahlte der Bischof die verlorenen dreißig Gulden auf den Tisch, legte aber die Hand darauf und wollte vorher wissen, was für ein Geheimnis hinter diesem Gebahren der Frau stecke.

„O, das ist sehr einfach, gnädiger Herr," lachte Eulenspiegel, „ich habe der Frau vorher ihren ganzen Kram mit zehn Gulden bezahlt und die Zeichen mit ihr verabredet. Sie hat also nicht ihre, sondern meine Ware zerschlagen, denn es konnte sie nicht kümmern, was damit geschah."

Der Bischof lachte herzlich, nahm die Hand von dem Gelde, und so hatte Eulenspiegel wohl zehn Gulden für die Ware bezahlt, aber zwanzig Gulden gewonnen.

Eulenspiegel als Kürschner.

Einstmals in harter Wintersnot kam Eulenspiegel nach Aschersleben und war in trübseligen Umständen, denn er wußte nicht, was er anfangen sollte. Er bemühte sich, irgendwo als Knecht unterkommen zu können, aber nirgends konnte man einen solchen gebrauchen, wo sich der Schalk allenfalls hätte nützlich machen können. Nur bei einem Kürschner zeigte sich eine Aussicht, denn er bedurfte in dieser Zeit anhaltender Kälte einer Hilfe zur Anfertigung der bestellten Pelzwaren.

Nun verstand Eulenspiegel freilich von diesem Geschäft durchaus nichts, aber er dachte: „Friß Vogel oder stirb, und in der Not frißt der Teufel Fliegen. Was willst du anfangen, um nicht elend zu verhungern? Fasse zu, du Tropf! Du hast da wenigstens eine warme Suppe und einen warmen Ofen, und das andere wird sich finden." Er griff also frisch zu und trat bei dem Kürschner ein.

Als er sich in die Werkstatt setzte und Pelze nähen wollte, schüttelte der Meister den Kopf, denn der neue Geselle war des üblen Geruches von den Fellen nicht gewohnt. Aber er blieb sitzen und nähte und atmete die Haare von den Fellen ein, die er dann von Zeit zu Zeit mit mit einer Grimasse wieder ausspie.

Der Meister sah das bis zum Abendbrot unlustig mit an. Nach dem Essen

aber sagte er: „Lieber Geselle, ich sehe wohl an deinen Geberden, daß du kein rechter Kürschnerknecht bist, oder du bist des Werkes noch nicht gewohnt, sonst rümpftest du nicht die Nase und zeigtest nicht, wie es dir zuwider ist. Darum will mich bedünken, daß du vielleicht lieber wieder gehen willst. Ich will dich also nicht halten."

Da antwortete Eulenspiegel: „Lieber Meister, wohl habt Ihr recht, daß ich noch nicht lange dabei gewesen bin. Aber wenn Ihr wolltet gestatten, daß ich vier Nächte bei dem Werke schliefe, ich meine, so würde ich es rasch gewohnt werden, und Ihr würdet Euch wundern, was ich schaffen kann."

„Das soll mir recht sein," stimmte der Meister zu. „Schlafe meinetwegen in trocknen und nassen Fellen. Versuch's!"

Als der Meister und die Meisterin schlafen gegangen waren, nahm Eulenspiegel die auf den Gestellen hängenden trockenen Felle, nahm auch die nassen aus der Beize, schleppte sie auf den Boden, kroch mitten hinein und schlief bis an den Morgen.

Da war der Meister aufgestanden, sah zu seinem Schrecken die Gestelle sowohl wie die Beizbütte leer, glaubte sich bestohlen und eilte auf den Boden, um den Gesellen zu fragen, ob er nichts davon wisse. Da sah er denn die Felle, trockene und nasse, bunt durcheinander liegen. Er ward sehr bekümmert und rief nach der Frau und der Magd.

Von dem Rufen erwachte Eulenspiegel und rief in den Pelzen: „Lieber Meister, was schreit Ihr denn so mächtig?"

Der Kürschner verwunderte sich über die Stimme des Gesellen, denn er hatte ihn noch nicht entdeckt; aber da kroch Eulenspiegel aus den Pelzen hervor, und der Meister fuhr ihn an: „Ei, du loser Vogel, was hast du getan? Hast mir die trocknen Felle von den Gestellen und die nassen aus der Beize auf den Boden geschleppt und sie durcheinander gewirkt, daß eins mit dem andern verderben muß —"

„Aber Meister," fiel ihm Eulenspiegel in die Rede, „Ihr habt mir doch gesagt, daß es Euch recht sei, wenn ich Euretwegen in trockenen und nassen Fellen schliefe, damit ich mich daran gewöhne."

„Das ist eine Lüge, du Schalk," schrie der Meister und suchte nach einem Knüttel, Eulenspiegel aber lief eilends die Treppe hinunter, während die Frau und die Magd ebenso schnell hinauf wollten. Er rief ihnen nur noch zu, daß der Meister oben sich ein Bein beschädigt habe, da stürzte auch dieser schon herab, fiel auf Frau und Magd und alle drei kugelten zu Boden, während Eulenspiegel zum Hause hinauslief. —

Auch in Berlin übte Eulenspiegel als Kürschner eine nette Schalkheit aus. Der Fürst des Landes gedachte ein großes Fest zu feiern und hatte dazu viele Ritter und Herren eingeladen. Da keiner unter diesen der letzte sein wollte, so waren bei einem Kürschnermeister, der für den Hof und die Ritterschaft arbeitete, zahlreiche Wolfspelze bestellt worden.

Eulenspiegel hörte davon und ging zu diesem Meister und fragte, ob er ihm Arbeit geben könnte.

„Du kämst mir eben recht," sagte der Meister, „aber sag', ob du auch Wölfe machen kannst?"

„O, hierin bin ich im ganzen Sachsenlande als einer der besten bekannt," antwortete Eulenspiegel.

„Nun gut, so kannst du gleich bei mir bleiben, über den Lohn wollen wir schon einig werden."

„Nun, Meister," sagte Eulenspiegel, „Ihr seid in der ganzen Stadt als ein redlicher Mann bekannt und werdet mir also schon geben, was meine Arbeit verdient. Noch muß ich Euch aber sagen, daß ich nicht mit andern Gesellen zusammen

arbeite, sondern allein sein muß, da kann ich dann die Arbeit ungehindert nach meinem Willen machen."

„Das sollst du haben, Gesell," sagte der Meister, erfreut, eine solche Hilfe gefunden zu haben, wies ihm eine eigene Kammer an und brachte ihm eine ganze Anzahl von Wolfsfellen, die er zu ‚Wölfen', große und kleine, zuschneiden sollte. Der Meister meinte natürlich Wolfspelze.

Eulenspiegel machte sich an die Arbeit und schnitt alle die Felle zu nichts anderem als großen und kleinen Wölfen zu; kam auch bald und meldete dem Kürschner: „Die Wölfe sind fertig, Meister; ist noch etwas dabei zu tun?"

„Ja, mein Sohn," sagte der Kürschner, „nähe sie nun, soviel du kannst."

Wie immer nahm Eulenspiegel den Auftrag wörtlich, nähte große und kleine Wölfe zusammen, stopfte sie mit Heu aus und setzte ihnen Beine aus Stöcken an.

Als der Meister die Bescherung sah, wurde er wütend und schalt: „Daß dich das Fieber schüttle, du Schalksnarr! Was für großen Schaden hast du mir getan. Aber warte, ich will dich einstecken und strafen lassen."

„Ich verstehe Euch nicht, Meister," sagte da Eulenspiegel; „Ihr hießet mich ‚Wölfe' machen, da sind sie; hättet Ihr gesagt, ich solle Euch ‚Wolfspelze' machen, so hätte ich das auch getan. Soll das nun mein Lohn und Dank sein? Hätte ich das gedacht, so hätte ich nicht so großen Fleiß darauf gewendet."

Mit diesen Worten ging Eulenspiegel aus dem Hause, verließ aber auch sogleich Berlin, damit er nicht etwa noch zur Strafe gezogen würde. —

In Leipzig gedachte er sich für den in Berlin verwirkten Lohn schadlos zu halten. Da hatten die Kürschner in ihres Zunftmeisters Hause am Fastnachtsabend ihre gemeinsame Zeche. Dazu hätten sie denn auch gar gern Wildpret gehabt. Das hörte Eulenspiegel und dachte: „Der da in Berlin hat dir nichts für deine fleißige Arbeit gegeben, das sollen dir nun hier diese Kürschner bezahlen."

Er ging in seine Herberge, wo der Wirt eine schöne fette Katze hatte, fing das Tier und klemmte es unter seinen Rock. Dann begab er sich in die Küche und bat den Koch um ein Hasenfell, mit dem er sich einen schönen Fastnachtsspaß machen wolle. Auch das erhielt er, und er nähte die Katze in das Hasenfell. Einen alten Sack, in den er die in dem Fell steckende Katze tat, erhielt er auch. Dann zog er Bauernkleider an und stellte sich mit diesem seltsamen Wildpret unter dem Rock vor des Zunftmeisters Haus, bis einer der Kürschner gelaufen kam.

Den fragte Eulenspiegel, ob er nicht einen guten Hasen kaufen wolle und ließ ihn unter den Rock sehen. Das war ja gerade, was die Festgäste drinnen gerne gehabt hätten, und der Meister dachte damit Ehre einzulegen. Er befühlte das Tier, erkannte, daß es schön fett war, und so wurden sie bald handelseinig. Eulenspiegel löste mehr als den gewöhnlichen Marktpreis der Hasen für seine Katze, und auch den Sack ließ er sich noch mit einigen Pfennigen bezahlen.

Mit ungeheurem Jubel wurde der Hase von den Zechgenossen begrüßt, und sie beschlossen, sich mit dem Tier noch einen besonderen Fastnachtsspaß zu machen, ihn in den Krautgarten hinter dem Hause laufen zu lassen und die Hunde darauf zu hetzen. Aber da befand es sich, daß die Katze in dem umnähten Hasenfell nur schlecht laufen konnte und sich vor den sie verfolgenden Hunden nicht anders zu retten wußte, als daß sie auf einen Baum in die Höhe kletterte, und von da oben herab ein klägliches „Miau" hören ließ.

So wurde der Possen entdeckt, der dem Kürschner gespielt worden war, und die Zunftgenossen schworen, den Bauern tot-

zuschlagen, wenn sie ihn erwischten. Eulenspiegel hatte aber die Bauernkleider längst wieder ausgezogen, und so wußten sie nicht, wo der Bauer ein Ende genommen hatte.

Beinahe gehängt.

Als Eulenspiegel nach Lübeck kam, hielt er sich eine Zeitlang still und unterließ jeden Schabernack. Er wußte, daß es ihm hätte sehr schlecht bekommen können, denn in Lübeck herrschte ein sehr scharfes Recht. Auf die Dauer konnte er es aber doch nicht lassen, und in der Tat wäre er dafür beinahe gehängt worden.

Es lebte nämlich in Lübeck ein Mann namens Lamprecht, der war angestellt als Weinzapfer im Ratskeller und hatte den Wein der „Herren" unter sich. Dieser Lamprecht war ein gar hochmütiger Geselle, der sich einbildete, klüger zu sein als selbst die Herren im Rathause, und mehr als einmal sagte er: er möchte den sehen, der da käme und könnte ihn betrügen. Er war wegen solcher und anderer Äußerungen seines Hochmutes bei den Bürgern von Lübeck auch nicht sonderlich beliebt.

Als nun Eulenspiegel von diesem Manne hörte, konnte er den angeborenen Trieb, Possen zu treiben, nicht länger zähmen. „Da mußt du doch versuchen, wer von uns beiden schlauer und dem andern überlegen ist," dachte er, und bald hatte er etwas gefunden, womit er dem Weinzapfer einen Possen spielen könnte: Er nahm zwei Weinkannen, füllte die eine mit Wasser und ließ die andere leer; die gefüllte nahm er unter den Rock und die leere trug er offen. So ging er in den Ratskeller.

Hier ließ er sich in die leere Kanne ein Stübchen Wein einmessen und setzte sie auf die Zapfbank. Während der Zapfer sich aber umdrehte, vertauschte er die beiden Kannen, nahm die Kanne mit Wein unter den Rock und setzte die mit Wasser an deren Stelle auf die Zapfbank.

„Was kostet der Wein, Zapfer?" fragte er dann und griff in die Tasche, als ob er den Geldbeutel herausnehmen wollte.

„Zehn Pfennige," entgegnete der Zapfer, mürrisch darüber, daß er um eine solche Kleinigkeit bemüht wurde.

„Das finde ich aber teuer," sagte Eulenspiegel. „Ich habe hier nur sechs Pfennige, kann ich ihn nicht dafür haben?"

Da wurde der Zapfer ganz und gar zornig und rief: „Was, willst du den Wein meiner Herren einschätzen? Hier gilt nur festgesetzter Kaufpreis. Wer den nicht bezahlen kann, der bleibe weg aus dem Ratskeller."

„Da mögt Ihr schon recht haben," sagte Eulenspiegel gelassen; „ich habe aber nur diese sechs Pfennige, wenn Ihr den Wein dafür nicht lassen könnt, so gießt ihn nur wieder aus."

Sogleich ergriff auch der Zapfer die auf der Zapfbank stehende Weinkanne, von der er nicht anders glaubte, als daß es die wäre, in die er soeben den Wein eingemessen hatte, und goß den Inhalt wieder oben zum Spundloch in das Faß hinein. „Was kommst du da erst hierher, Hansnarr," brummte er, „lässest mich erst den Wein einmessen und hast dann kein Geld, ihn zu bezahlen."

Eulenspiegel ergriff die leere Kanne und sagte im Weggehen: „Ist noch die Frage, mein lieber Zapfer, wer der größere Hansnarr ist, Ihr oder ich. Niemand ist so weise, daß er nicht von Narren betrogen werden kann, und wenn es auch ein gar kluger Weinzapfer wäre."

Lamprecht war klug genug, hinter diesen auffallenden Worten einen bösen Possen zu vermuten, rief den Büttel, der gerade im Weinkeller bei einem Schöppchen saß, und beide eilten Eulenspiegel

nach. Der Büttel faßte ihn am Kragen, und da fanden sie bei ihm zwei Kannen, eine leere, die der Schalk offen trug, und eine mit Wein gefüllte.

„Das ist offenbarer Diebstahl," tobte der Zapfer; „fort mit ihm ins Gefängnis, Büttel!" Und Eulenspiegel wurde ins Gefängnis geführt und andern Tages, des Diebstahls am Ratsweine angeklagt, vor Gericht gestellt. Da waren nun die Meinungen geteilt. Die einen lachten und sagten: das wäre ein feines Schelmenstückchen und gerade für den Lamprecht geschaffen, der sich ja so immer rühme, ihn könne kein Mensch betrügen. Die andern aber verurteilten es als einen gemeinen Diebstahl, und da er noch obenein am Ratswein, also am Gute der Stadt, verübt worden sei, so müsse die härteste Strafe darauf gesetzt werden. Diese letztere Partei behielt die Oberhand, und Eulenspiegel wurde in der Tat wegen Diebstahls am Eigentum der Stadt zum Tode des Hängens verurteilt.

Als das Gerücht in der Stadt bekannt wurde, daß es Eulenspiegel sei, der gehängt werden sollte, gab es einen förmlichen Aufstand, denn er war wegen seiner lustigen Art bei vielen sehr beliebt, und andere gönnten es auch dem hochmütigen Lamprecht nicht, daß er wegen des an ihm verübten Schelmenstreiches, über den die ganze Stadt lachte, eine solche Genugtuung erhalten sollte.

Je näher der Gerichtstag kam, desto größer wurde die Aufregung in der Stadt, und als für den Verurteilten der letzte Tag angebrochen war, strömte alles hinaus nach dem Richtplatz, wo der Galgen stand. Zu Fuß und zu Roß wälzte sich der Schwarm der Menschen zum Tore hinaus. Die einen wollten überhaupt nur zusehen, wie Eulenspiegel ein Ende nehmen würde; andere erwarteten noch irgendwelchen lustigen Schelmenstreich von dem unverbesserlichen Schalksnarren; noch andere meinten, er verstünde die schwarze Kunst, und erwarteten nichts weniger, als daß er sich mit Hilfe derselben auf irgend eine Art frei machen würde. Jedenfalls waren in der Volksmenge nicht viele, die ihm nicht gewünscht hätten, daß er frei würde, und der Rat hatte besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, denn er fürchtete, daß er dem Tode durch Henkershand gewaltsam entrissen werden könnte.

Diese Furcht war ganz überflüssig, und auch die mancherlei Erwartungen im Volke erfüllten sich nicht. Eulenspiegel verhielt sich während des schweren Ganges zum Galgen ganz still, und viele meinten, er habe sich in sein Schicksal ergeben. Das dauerte aber nur bis unter dem Galgen, da tat er den Mund auf und sagte, daß er dem Rate noch etwas mitzuteilen und eine Bitte vorzutragen hätte. Da einem Verurteilten vor seinem letzten Ende jeder Wunsch gewährt zu werden pflegt, so sammelten sich die Ratsherren um den Delinquenten, der seinem Tode augenscheinlich mit völliger Ergebung entgegensah.

Eulenspiegel bat demütig, daß der Rat ihm noch eine Bitte gewähren wolle, und er erhielt die Zusage, daß es geschehen solle, wenn er um etwas bitten würde, was zu erfüllen ihnen noch möglich sein sollte.

„Ich bitte nicht um Leib und Leben," sagte nun Eulenspiegel, „auch nicht um Geld oder Gut oder um sonst eine Wohltat, auch nicht einmal um eine Messe für das Heil meiner armen Seele, sondern nur um eine ganz geringe Sache, die wohl ohne Schaden zu tun wäre und der wohlehrsame Rat von Lübeck wohl tun könnte und ohne einen Pfennig Kosten."

Die Ratsherren traten zusammen, gingen beiseite und berieten sich. Da manche der Herren nun gar sehr danach verlangte, zu erfahren, was denn der Schalksnarr eigentlich zu erbitten hätte, so war das Ergebnis der Beratung: wenn er nicht bit-

ten würde um eins von den Dingen, die er selbst angegeben habe, so wollten sie ihm seine Bitte gewähren.

Eulenspiegel versicherte: „Wie ich gesagt habe, so will ich keins von den Dingen, die ich zuvor genannt habe, von euch erbitten. Aber ihr müsset halten, was ich von euch erbitten werde."

„Das soll geschehen," sagten die Ratsherren.

„So gebet mir eure Hand darauf, daß ich der Erfüllung meiner Bitte sicher bin," sagte Eulenspiegel, und sie gaben ihm alle darauf die Hand.

Nachdem sie also mit Mund und Hand zugesagt hatten, seine Bitte zu erfüllen, sprach der Schalk: „Nun gut, so höret denn! Da ihr wohlehrsamen Herren von Lübeck mir das fest angelobt habt, so ist dies meine Bitte: wenn ich nun gehangen sein werde, sollt ihr den Weinzapfer Lamprecht und den Henker anhalten, daß sie drei Tage lang kommen und mich nüchternen Mundes jeder dreimal küssen und zwar der Weinzapfer zuerst und nach ihm der Henker, und unter gehöriger Aufsicht, daß es auch ordentlich geschieht."

Da spieen die Ratsherren aus und sprachen, das wäre eine unziemliche Bitte, aber Eulenspiegel sagte: „Ich halte den wohlehrsamen Rat von Lübeck für so ehrlich, daß er einhält, was er mit Mund und Hand zugesagt hat."

Da traten sie abermals zusammen und beschlossen, weil nun die andere Partei die Oberhand behielt, den Schalksnarren laufen zu lassen. Und so reiste denn Eulenspiegel frei und ledig aus Lübeck.

Eulenspiegel und die Blinden.

Eulenspiegel ritt eines Tages aus Hannover, sehr unzufrieden mit einem Wirt, bei dem er Herberge genommen und der sich nach der Ansicht des Schalks übermäßig hatte bezahlen lassen. Das hatte Eulenspiegel sehr verdrossen, und so nahm er sich vor, diesem Wirt noch einen gehörigen Possen zu spielen.

Von ungefähr begegneten ihm da zwölf blinde Männer. Er hielt und fragte die Blinden, woher sie kämen? Da die Männer an der Stimme wahrnahmen, daß ein Reiter mit ihnen sprach, so zogen sie ihre Hüte und Kappen, denn sie meinten einen Junker vor sich zu haben. Sie klagten ihm ihre Not, daß sie bei dieser Kälte Hunger litten, da sie ohne Geld seien. Sogleich fiel Eulenspiegel jener Wirt ein.

Er sagte also zu den Blinden: „Ihr tut mir leid, ihr armen Tröpfe. Hier habt ihr zwölf Gulden. Geht nur in die Stadt in die und die Herberge (die er ihnen genau bezeichnete) und zehret da von dem Gelde, bis die Kälte nachgelassen hat. Der Wirt ist ein guter Mann und wird euch gewiß gern so lange verpflegen, bis ihr weiter wandern könnt."

Die Blinden dankten dem Reiter vielmal, wußten nun aber nicht, welchem von ihnen er die zwölf Gulden gegeben hätte. Der erste meinte dem zweiten, der zweite dachte dem dritten, und so fort bis zum letzten, der wieder meinte, daß der erste das Geld hätte. Eulenspiegel war indessen fortgeritten, ohne daß er natürlich auch nur einem Geld gegeben hätte. Aber getrost wanderten nun die Blinden nach der Stadt, erfragten den Wirt und gingen in dessen Herberge. Als der Wirt hörte, daß ihnen ein fremder Edelmann aus Barmherzigkeit zwölf Gulden geschenkt, wofür sie sich bei ihm verpflegen lassen sollten, wurde er sehr begierig nach dem Gelde und nahm sie wohl auf, ohne sich erst zu sichern, wer von ihnen die zwölf Gulden hätte.

Da waren nun die Blinden sehr wohl aufgehoben, denn sie erhielten, was sie bedurften und aßen und tranken gut und reichlich. Das dauerte so lange, bis der

Wirt meinte, daß die zwölf Gulden etwa aufgezehrt wären. Da sprach er: „Liebe Brüder, wir wollen nun einmal rechnen, denn die Kälte ist vorüber und die zwölf Gulden sind nahezu verzehrt. Die Blinden waren damit zufrieden, als es nun aber ans Bezahlen ging, dachte jeder, der andere hätte das Geld, und es fand sich, daß der mitleidige Reiter keinem von ihnen auch nur einen Pfennig gegeben hatte. Da merkten sie erst, daß sie von einem Schalk betrogen worden waren und kratzten verlegen ihre Köpfe.

Der Wirt aber dachte: „Läßt du sie nun laufen, so verlierst du dein Kostgeld; behältst du sie, so wird der Schaden noch größer," und er war ganz ratlos. Aus dieser Verlegenheit wußte er sich vorerst nicht anders zu helfen, als daß er die armen Kerle hinten auf dem Hofe in einen leeren Schweinestall sperrte.

An demselben Tage kam auch Eulenspiegel wieder zurück, hatte sich aber, um von dem Wirt nicht wiedererkannt zu werden, anders gekleidet. Auch er hatte sich ausgerechnet, daß die angeblichen zwölf Gulden nun wohl verzehrt sein müßten, und wollte sich überzeugen, was aus der Sache geworden sei.

Nachdem er sein Pferd in den Stall gebracht hatte, kam er zu dem Wirt und sagte: „Aber Herr Wirt, was für einen Grund habt Ihr denn, zwölf blinde Männer da hinten in dem Schweinestall unterzubringen? Erbarmt Euch denn das nicht?"

„Hat sich was zu erbarmen," murrte der Wirt, „wenn man um zwölf Gulden Zeche betrogen wird," und er erzählte Eulenspiegel nun die ganze Geschichte.

Innerlich freute sich Eulenspiegel herzlich, daß er dem gierigen Wirt einen so tüchtigen Possen gespielt hatte, aber er dachte doch gleich darüber nach, wie er die Blinden, denen er eine Reihe guter Tage auf Kosten des Wirtes verschafft hatte, aus ihrer jetzt so jämmerlichen Lage erlösen könnte. Er sagte daher nachdenklich: „Hm, hm, das ist freilich böse; aber sollte sich denn nicht ein Bürge für die armen Teufel finden lassen?"

„Ja, Freund," entgegnete der Wirt, „könnte ich einen sicheren Bürgen bekommen, den würde ich annehmen und wollte gern zufrieden sein."

„Gut, gut," sagte Eulenspiegel mit aller Treuherzigkeit, „meine Bürgschaft würdet Ihr nicht annehmen und mit Recht, denn ich bin hier fremd, und wer weiß, wann ich einmal wieder hier herkomme. Es müßte schon einer sein, den Ihr kennt und der Euch sicher ist."

„Ei freilich," versicherte der Wirt.

„Nun, da will ich einmal in der Stadt Umfrage halten, daß ich Euch einen sicheren Bürgen schaffen kann."

Eulenspiegel ging zu dem Pfarrer und sprach zu ihm: „Mein lieber Herr Pfarrer, wollt Ihr nicht ein menschenfreundliches Werk tun, wie es ja eigentlich auch Eures Amtes ist?"

„Um was handelt es sich, mein Freund?" fragte der würdige Herr.

„Da ist mein Wirt, der ist in dieser Nacht vom bösen Geist besessen worden, und die Frau läßt Euch bitten, diesen zu beschwören."

„Das will ich gern tun," sagte der Pfarrer, „aber Ihr müßt einen Tag oder zwei warten, solch Ding darf man nicht übereilen."

„So will ich gehen und die Frau holen," sagte Eulenspiegel mit sichtlicher Freude, „daß Ihr es ihr selber sagt."

Nun ging Eulenspiegel wieder in die Herberge und sagte zu dem Wirt: „Es ist mir gelungen, Euch einen sicheren Bürgen zu schaffen und zwar in der Person Eures Pfarrers; den werdet Ihr doch wohl gelten lassen?"

„O gewiß, ein gar würdiger Herr," nickte der Wirt, „der ist mir wohl für mehr noch gut."

„Der will Euch dafür aufkommen. Lasset nur Eure Frau mit mir gehen, daß sie es von ihm selber hört."

Der Wirt war froh und willig und sandte seine Frau mit Eulenspiegel zu dem Pfarrer.

Hier hob der Schalk an: „Herr Pfarrer, hier ist die Frau Wirtin; saget ihr nun selber, was Ihr mir gesagt und gelobt habt."

„Gewiß, liebe Frau," sagte da der würdige Mann gütig, „gewiß will ich kommen. Wartet nur einen Tag oder zwei, dann will ich Eurem Manne helfen."

Seelensfroh verließ die Wirtin den Geistlichen, eilte nach Hause und teilte das ihrem Manne mit. Der Wirt freute sich nicht minder, daß sein Geld gerettet sei und ließ die Blinden gehen, nachdem er sie noch einmal satt gemacht hatte, und nun setzte sich Eulenspiegel auf sein Pferd und ritt davon.

Es verging ein Tag, es vergingen zwei, und auch der dritte war zum Teil schon vergangen, aber der Pfarrer hatte sich nicht sehen lassen. Da ging die Frau zu ihm und fragte, wie es denn mit den zwölf Gulden stände, welche die Blinden verzehrt hätten, und er hätte ihrem Manne doch dafür gutgesagt.

Ruhig fragte der Pfarrer: „Hat Euch Euer Mann so geheißen?"

„Ja, das hat er," sagte die Frau.

„Nun, das ist ein sicheres Zeichen von der Anwesenheit böser Geister, die wollen immer Geld haben."

Eifrig antwortete die Frau: „Von bösen Geistern ist hier keine Rede, sondern von dem Gelde für die Kost, die wir viele Tage hindurch zwölf blinden Männern gereicht haben, und zu dem Ihr, wie Ihr mir selbst versichert habt, in einem oder zwei Tagen uns helfen wolltet."

Da sagte der Pfarrer erstaunt: „Zu dem Kostgeld für zwölf blinde Männer wollte ich Euch verhelfen? Das ist ein großer Irrtum, liebe Frau. Mir ist von einem Fremden gesagt worden, daß Euer Hauswirt besessen sei und daß ich ihn von den bösen Geistern mit Gottes Hilfe befreien sollte."

„So etwas pflegen böse Schälke zu sagen, die Lügner sind, wenn sie bezahlen sollen," eiferte die Frau giftig. „Habt Ihr das gegen meinen Hauswirt geplant, so sollt Ihr das heute noch empfinden."

Und zornig eilte sie hinweg und sagte das ihrem Manne. Der geriet nun auch in Wut, ergriff einen tüchtigen Knüppel und eilte nach dem Pfarrhause. Als der Pfarrer den wütenden Menschen daherrennen sah, entsprang er zu den Nachbarn und bat sie um Hilfe gegen den von einem bösen Geiste besessenen Wirt. Dieser wollte nun gleich auf den unschuldigen Pfarrer losschlagen, aber die Bauern sprangen dazwischen und hielten ihn, und es kostete große Mühe, den Mann soweit zu beruhigen, daß er erzählen konnte, was geschehen war.

Da kam denn der ganze Betrug zu Tage, und zur Strafe für die hohe Rechnung, welche er zuvor Eulenspiegel gemacht, hatte er nun den weit größeren Schaden zu tragen.

Der tote Wolf.

Eulenspiegel war nun in die Jahre gekommen, aber ruhelos zog er noch immer im Lande umher, und die tollen Streiche waren ihm so zur andern Natur geworden, daß er sie auch als bejahrter Mann nicht lassen konnte.

Einmal war er in einer Herberge eingekehrt, deren Wirt ein großsprecherischer Mensch war, der sich einbildete, klüger, tapferer, mutiger zu sein, als andere Leute

und darum auch seinen Gästen gegenüber stets das große Wort führte. Sehr spät am Abend kamen auch noch einige Kaufleute in die Herberge, und als der Wirt sich erkundigte, weshalb sie erst so spät kämen, erzählten sie, daß ihnen im Moor von einem Wolf der Weg verlegt gewesen wäre und es ihnen große Mühe gemacht habe, das Untier zu vertreiben; das habe sie so lange aufgehalten.

Der Wirt lachte sie aus, daß sie sich von einem lumpigen Wolf hätten in Harnisch jagen lassen. Er für seine Person fürchte sich vor zweien nicht und würde sie kurzerhand beide totschlagen. Und so hänselte er die Kaufleute unaufhörlich, bis sie ihr Nachtlager aufsuchten. Darüber ärgerten sie sich sehr. Aber Eulenspiegel, welcher in derselben Kammer untergebracht war, sagte: „Laßt nur gut sein, ihr Herren, der Wirt ist ein Prahlhans. Geht nur morgen euren Geschäften nach, und wenn ihr die beendet habt, so kehrt wieder in diese Herberge zurück. Ich werde dann auch da sein, und dann soll dafür gesorgt werden, daß dem Prahlhans der große Mund gestopft wird."

Es wurde ein bestimmter Tag für den nächsten Monat Januar verabredet, an dem man sich hier wieder treffen wollte, und am nächsten Morgen reisten Eulenspiegel sowohl wie die Kaufleute weiter. Diesen spottete der Wirt noch nach: „Sehet nur zu, daß euch nicht wieder ein Wolf begegnet."

Sie antworteten: „Habt Dank für die Warnung, Herr Wirt! Fressen uns die Wölfe, so kommen wir nicht wieder, fressen sie aber euch, so finden wir euch nicht mehr." Damit ritten sie davon.

Als nun der Tag herannahte, daß sich Eulenspiegel und die Kaufleute wieder in der Herberge treffen wollten, war tiefer Winter eingekehrt; es lag viel Schnee und war harter Frost. Da machte sich Eulenspiegel auf in den tiefen Wald, der nicht gar fern von dem Orte lag und der zur Winterszeit nicht selten von Wölfen unsicher gemacht wurde. Er wußte dort einen Jäger wohnen, bei dem er auch, wie er vorausgesetzt hatte, einen geschossenen Wolf für billiges Geld erstehen konnte. Es kostete einige Mühe, daß steinhart gefrorene Tier in einen Sack zu stecken. Dann kehrte Eulenspiegel zurück, sagte aber niemand etwas davon.

Am Abend kamen auch die Kaufleute an, und der schadenfrohe Wirt konnte es nicht unterlassen, sie wieder zu hänseln, so daß sie ihm ärgerlich rund heraus erklärten, wenn er damit nicht aufhöre, dann würden sie nie wieder bei ihm einkehren. Eulenspiegel aber beruhigte sie: „Laßt das nur gut sein, von jetzt ab wird der Prahlhans keinen so großen Mund mehr haben."

Nachdem alle schlafen gegangen, stieg Eulenspiegel in das Gastzimmer hinunter, fachte hier das verglimmende Kaminfeuer wieder zu hellem Brande an und stellte den hart gefrorenen Wolf, fest mit Hölzern gestützt, vor dem Feuer auf und in den offenen Rachen steckte er ihm einen Schuh. Dann schlich er zurück nach der Kammer zu den Kaufleuten, und nun riefen sie laut nach dem Wirt. Der war noch nicht eingeschlafen und schalt, daß sie ihn in seiner Nachtruhe störten, ob sie etwa wieder ein Wolf beißen wolle? „Ach, laßt die Späße," riefen sie zurück, „sondern sendet uns die Magd oder den Knecht, daß sie uns zu trinken bringen, wir wissen vor Durst nicht zu bleiben." Da mußte er denn die Magd wecken, daß sie das Verlangen der Reisenden erfülle.

Die Magd erhob sich nicht weniger brummend, ging in das Gastzimmer und wollte ein Licht an dem Feuer anzünden. Da sah sie den Wolf stehen, sah den Schuh in dessen Maul und meinte nicht anders, als daß der Wolf die Kinder schon gefressen habe, ließ das Licht fallen und lief in die Küche, um sich dort zu ver-

kriechen. Als die Gäste weiteren Lärm machten, mußte der Knecht aufstehen. Dem erging es jedoch ebenso, und er rannte in den Keller, sich zu verbergen.

Endlich mußte sich der Wirt selber erheben, denn er dachte, Magd und Knecht wären wieder eingeschlafen und nicht zu ermuntern. Er ging in das Gastzimmer, zündete ein Licht an und glaubte vor Schreck in die Erde sinken zu müssen. Er warf das Licht weit von sich, und fürchterlich um Hilfe schreiend stürzte er hinauf in die Kammer der Kaufleute: „Ach, helft, rettet! In das Gastzimmer ist ein fürchterlicher Wolf eingebrochen und hat schon die Kinder, die Magd und den Knecht gefressen.“ Sie waren auch gleich bereit dazu, und der Wirt hielt sich zitternd hinter ihnen. Nun kam auch die Magd herbei geschlichen, wie auch der Knecht und die Frau mit den Kindern, sie waren also alle noch am Leben.

Eulenspiegel aber stieß den Wolf mit dem Fuße um, der natürlich kein Glied rührte und sagte: „Da seht Euren Mut, jämmerlicher Prahlhans. Gestern noch wolltet Ihr zwei Wölfe auf einmal totschlagen, wenn sie Euch im Moor begegneten, und heute scheucht ein toter Wolf im eigenen Hause Euch und Eure Leute in alle Winkel. Schämt Euch, Mann, Gäste, die hier ihr gutes Geld verzehren, so schnöde zu hänseln, wenn sie durch einen lebendigen Wolf aufgehalten worden sind; denn ein hungriger Wolf ist kein Spaß, wie jedermann weiß. Ihr habt es nur mit großen Worten, mit der Tat seid Ihr ein jammervoller Feigling.“

Die Kaufleute lachten, und beschämt schlich der Prahler in seine Kammer und legte sich wieder zu Bett. In der Folge aber hat er seine Mannhaftigkeit nicht mehr mit großen Worten zur Schau getragen, sondern sich seinen Gästen gegenüber benommen, wie es einem Wirt geziemt.

Bratenduft und Silberklang.

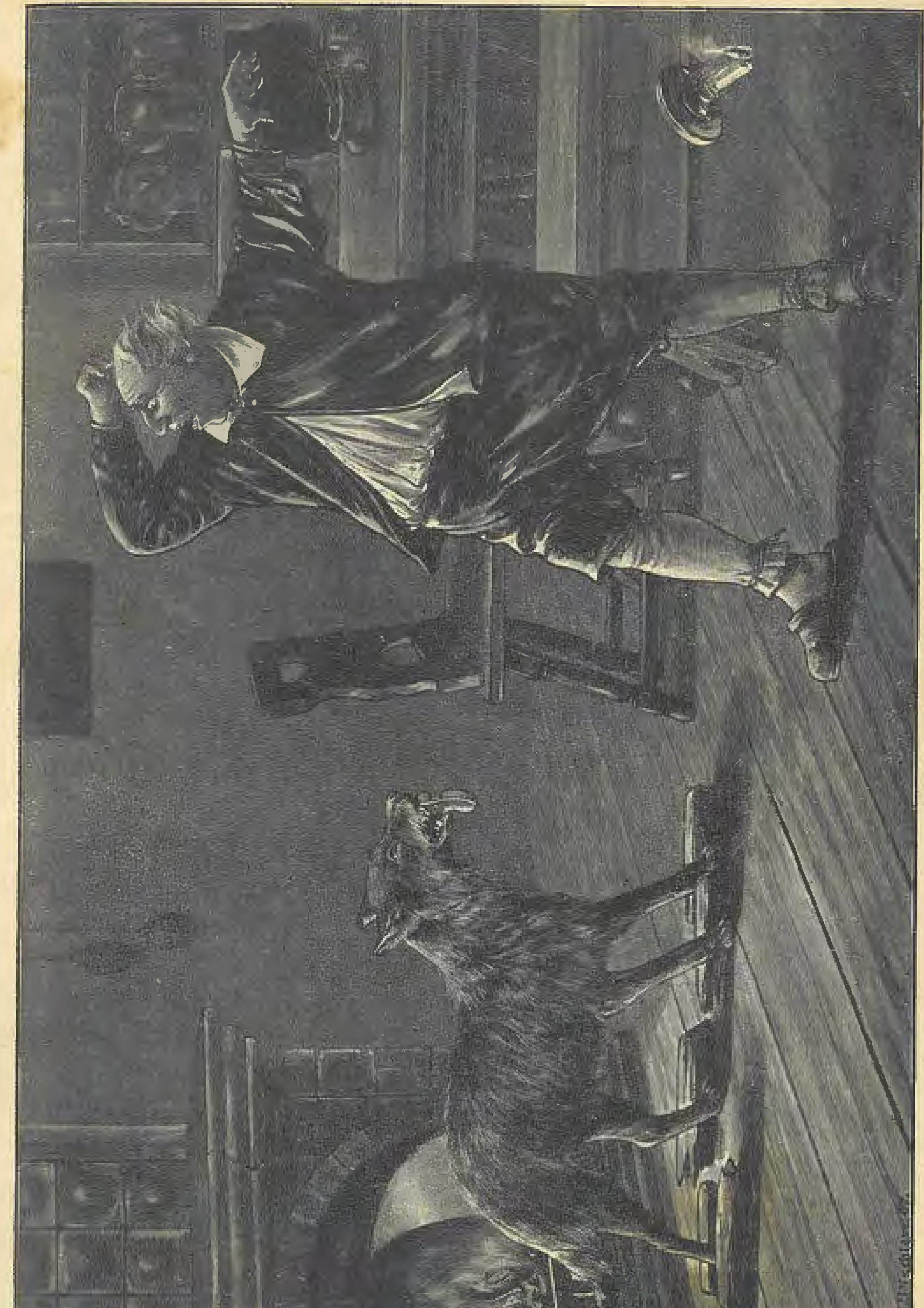
Auf seinen Streifereien durch ganz Norddeutschland gelangte Eulenspiegel noch bis Köln, wo er längere Zeit Rast zu machen willens war. Dennoch hielt es ihn nicht lange, und ruhelos siedelte er aus einer Herberge in die andere über.

Da begegnete es ihm in der einen, daß das Mittagessen sich sehr verzögerte, was ihn bitterlich verdroß, denn er war hungrig. Das merkte der Wirt, und dem gefiel es sehr übel. Er sagte daher dem unzufriedenen Gaste, wer nicht warten könne, der möge essen, was er habe. Da nichts weiter vorhanden war, als die bereits aufgestellten Weißbrötchen, so nahm Eulenspiegel eins davon, ging hinaus in die Küche und setzte sich auf den Herd. Hier beschäftigte er sich damit, während er das Weißbrötchen verzehrte, den Braten zu beträufeln, und dabei verlor sich auch der große Hunger, so daß, als der Braten endlich fertig war und aufgetragen wurde, Eulenspiegel ruhig auf dem Herde sitzen blieb.

„Nun, wie denn, Eulenspiegel,“ sagte der Wirt, „willst du nicht hineingehen und zu Mittag essen?“

„Nein,“ antwortete der Schalk, „mir ist der Appetit vergangen, ich bin schon von dem Geruch des Bratens satt geworden.“

Der Wirt machte dazu ein sehr pfiffiges Gesicht, so daß Eulenspiegel wohl merkte, er führe gegen ihn etwas im Schilde. Aber er blieb ruhig auf dem Herde sitzen, während der Wirt drinnen mit seinen Gästen speiste. Nach dem Essen ging der Wirt mit dem Zahlbrett herum, die Gäste entrichteten ihre Zeche, und dann ging der eine hierhin, der andere dorthin, manche blieben auch noch sitzen und plauderten. Endlich kam der Wirt mit dem Zahlbrett auch nach der Küche zu Eulenspiegel und forderte ihn auf, seine Zeche zu bezahlen.



Der tote Wolf.

„Ei mein lieber Wirt,“ sagte Eulenspiegel erstaunt, „wie soll ich das verstehen? Seid Ihr ein solcher Mann, daß Ihr auch den Leuten Geld abnehmt, die nichts bei Euch gegessen haben? Was soll ich Euch denn zahlen?“

„Das Mittagessen gilt bei mir zwei Kölnische Weißpfennige.“

„Ja, das Mittagessen, das mag wohl sein, aber ich habe nicht daran teilgenommen.“

„Du hast hier auf dem Herde gesessen,“ entgegnete der Wirt höhnisch, „das ist so gut, als wenn du bei Tische gegessen hättest, und hast du dich nicht an dem Braten gesättigt, so bist du doch von dem Geruch des Bratens hier in meinem Hause satt geworden; das muß ich dir für ein Mahl rechnen, also mußt du auch zahlen.“

„Wenn du meinst?“ sagte darauf Eulenspiegel und zuckte die Achseln, griff in die Tasche und zog einen Weißpfennig hervor. Den warf er auf die Küchenbank und sprach: „Herr Wirt, hört Ihr wohl diesen feinen Silberklang?“

„Gewiß höre ich ihn,“ versetzte der Wirt.

„Nun, seht Ihr wohl, dieser Klang hilft Euch gerade so viel, wie mir der Geruch von Eurem Braten geholfen hat.“

Mit diesen Worten nahm Eulenspiegel den Weißpfennig rasch auf und steckte ihn wieder in die Tasche.

Der Wirt wollte zwar unwirsch werden, da er Eulenspiegel aber sehr wohl kannte, so ließ er ihn im guten ziehen.

Eulenspiegels Weg durch die Fensterscheiben.

Nach diesem gelangte Eulenspiegel nach Hamburg, und als er sich dort müßig auf der Straße umsah, fragte ihn ein Mann, dem man schon von weitem ansah, daß er ein Barbier war, wo er herkäme. Eulenspiegel besann sich nicht lange, denn er hoffte dadurch ein Unterkommen zu gewinnen, und nannte irgend einen beliebigen Ort, von dem er gekommen sei, um hier in Hamburg Arbeit zu finden. Und als der Mann nach seinem Handwerk fragte, gab er sich kurzer Hand für einen Barbier aus.

„Ei sieh,“ sagte der Barbier, „das trifft sich gut. Mir ist gerade jetzt, wo wir die schlimmste Arbeitszeit haben, mein Knecht untreu geworden. Da könntest du eintreten, wenn du möchtest.“

„Warum sollte ich nicht mögen?“ entgegnete Eulenspiegel; „ob bei Euch oder bei einem andern, das gilt mir gleich.“

Sie wurden sehr bald einig, und der Barbier bezeichnete ihm, da sie gerade auf dem Hopfenmarkt standen, ein Haus an diesem Platze: „Siehst du da das Haus, wo die großen Fenster auf die Straße hinausgehen, da geh' nur hinein, das ist mein Laden. Ich werde bald nachkommen.“

Er trippelte davon, und Eulenspiegel ging quer über die Straße auf das betreffende Haus zu, schlug, getreu den Worten des Meisters, eine der großen Fensterscheiben ein und trat durch diese in den Laden.

Die Frau Meisterin, welche in Abwesenheit ihres Mannes in dem Laden das Geschäft versah, erhob ein großes Zetergeschrei, als die Scheibe in Stücke flog und ein fremder Mensch mit einem: „Grüß' Gott das Handwerk!“ hereintrat.

„Was ist Euch, Frau?“ fragte Eulenspiegel, augenscheinlich verwundert.

„Was?“ schrie die Frau, „führt dich der Teufel daher, daß du mir die Scheibe einschlägst? Ist dir die Tür nicht breit genug, herein zu kommen?“

„Liebe Frau, erzürnt Euch darüber nicht,“ sagte Eulenspiegel gelassen. „Euer Hauswirt hat mich als Knecht ange-

nommen und hat mir das ausdrücklich geheißen."

„Wie," rief die Frau entrüstet, „er hätte Euch geheißen, die Scheibe einzuschlagen? Das ist mir ja ein getreuer Knecht, der seinem Meister gleich mit einem so großen Schaden ins Haus tritt."

„Ja, Frau, Ihr müßt aber zugeben, daß ein getreuer Knecht sich genau nach dem Wort des Herrn zu richten hat."

Indem trat der Meister herein und sah, was Eulenspiegel angerichtet hatte. Zornig fuhr er ihn an: „Wie, Knecht, konntest du nicht durch die Tür in den Laden kommen, wie jeder vernünftige Mensch tut? Was hattest du Ursache, das Fenster zu zerschlagen und da einzutreten?"

„Lieber Meister, was geratet Ihr in so großen Zorn?" antwortete der Schalk ganz gelassen. „Ich habe nur genau nach Eurem Wort gehandelt. Ihr sagtet, da, wo die hohen Fenster sind, da geh' nur hinein, ich werde bald nachkommen, und das habe ich getan. Es würde einem Knecht übel anstehen, wenn er anders tun wollte, als der Meister ihm gebietet."

Der Barbier stand betroffen, denn er erinnerte sich, das wirklich so gesagt zu haben. Da er aber augenblicklich in seinem Geschäft einen Gehilfen ganz notwendig brauchte, so ließ er seinen Zorn fahren und sagte nur: „Deshalb konntest du aber doch denken, daß es nicht so gemeint war und brauchtest mir nicht diesen so großen Schaden zuzufügen." Im stillen aber dachte er bei sich: Es wird sich ja finden, wie ich den Schaden wieder gut machen kann, denn ich werde es ihm von seinem Lohn abziehen.

Eulenspiegel blieb also bei diesem Barbier ganzer drei Tage und zeigte bei allen Handreichungen, die er dem Meister tun mußte, große Gewandtheit. Am dritten Tage hieß er ihn die Schermesser schleifen und sagte dazu: „Schleife sie glatt auf dem Rücken, gleich der Schneide." Und Eulenspiegel antwortete, daß er das genau so besorgen werde. Der Meister traute jedoch dem Frieden nicht so recht, denn er hatte an dem neuen Knecht schon so manches beobachtet, was ihn mißtrauisch machte. Er kam also nach einer Weile, um zu sehen, wie der Knecht sich beim Schleifen der Messer anstelle. Da sah er denn zu seinem Erstaunen und Verdruß, daß Eulenspiegel, getreu nach seinen Worten, die Messer an dem Rükken ebenso schliff wie an der Schneide.

„Aber was machst du denn da?" rief er heftig, „du schärfst ja die Schermesser auf beiden Seiten. Hast du noch nie ein Schermesser in der Hand gehabt?"

„Was wollt Ihr, Meister," antwortete Eulenspiegel mit verstellter Einfalt, „ich tue nur, was Ihr mir geheißen habt; täte ich anders, es würde mir übel anstehen."

„Und was habe ich dir geheißen?" fuhr der Meister in immer heftigerem Zorn fort.

„Ihr hießet mich, ich solle sie glatt auf dem Rücken schleifen, gleich der Schneide."

„Den Teufel habe ich dich geheißen," schnob der Barbier; „ich sehe also wohl, daß du nur ein unnützer Schalk bist, der mir zum Schaden ins Haus gekommen ist. Hebe dich hinweg und scher dich da wieder hinaus, wo du herein gekommen bist."

„Das soll geschehen, Meister," antwortete Eulenspiegel, „denn ich sehe, daß wir doch nicht miteinander auskommen."

Er packte sein Bündel, trat in den Laden, und mit den lachenden Worten: „Gehabt Euch wohl, Meister! Ich gehe den Weg, den Ihr mir geheißen habt," sprang er durch die andere große Fensterscheibe auf die Straße.

Wohl erholte sich der Barbier schnell von seinem Schrecken und eilte zum Büttel,

um Eulenspiegel nachzusetzen und zu erwischen, damit er ihm die zerbrochenen Fensterscheiben bezahle oder ihn zur Strafe vor den Richter und ins Gefängnis zu bringen. Aber sie suchten nach dem Ausreißer vergebens und erfuhren endlich nur, daß er am Hafen gesehen worden sei, wo er ein soeben absegelndes Schiff bestiegen habe und nun schon weit draußen auf der Elbe schwimme.

Eulenspiegels Tod und Begräbnis.

Nachdem Eulenspiegel das Hamburger Gebiet hinter sich hatte und in Sicherheit war, ließ er sich wieder ans Land setzen. Quer durch das Holsteinische wollte er, denn er trachtete nach Lübeck. Er erreichte sein Ziel aber nicht, denn unterwegs befiel ihn in Mölln eine böse Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte.

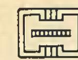
Der Schalkssinn verließ ihn aber nicht bis an sein Ende. Als er fühlte, daß es mit ihm zum sterben gehe, machte er sein Testament und bestimmte, daß sein Hab und Gut, welches in einer schönen Kiste, die er vorzeigte und die mit künstlichen Schlössern wohlverwahrt war, enthalten sei, in drei Teile gehen solle, einer seinen Freunden, der andere dem Rat von Mölln und der dritte dem Kirchherrn daselbst, mit der Bedingung, daß sein Leichnam in geweihter Erde nach christlicher Ordnung begraben, das Kästchen aber erst vier Wochen nach seinem Tode zur Teilung des Inhaltes geöffnet werden solle. Darin lag wieder die Schalkheit, denn als man in Erwartung einer schönen Erbschaft genau so verfuhr, fand man in dem Kästchen nur ein Häuflein wertloser Steine.

Aber auch bei seinem Tode und Begräbnis ereignete sich ohne sein Verschulden noch mancherlei, was noch erwähnt zu werden verdient.

Als Eulenspiegel im Spital zu Mölln gestorben war, wurde er auf der Diele aufgebahrt. Da verlief sich ein Mutterschwein mit einer Anzahl von Jungen in den Raum, stieß an die Bahre und fing an, sich daran zu scheuern. Die Folge war, daß die Bahre umstürzte und der Tote auf die Diele rollte. Man hatte große Mühe, das Schwein zu vertreiben, und erst nach großem Rumor konnte die Bahre wieder aufgestellt und der Leichnam abermals hineingelegt werden. Dabei geschah es, daß er aus Versehen verkehrt gelegt wurde, mit dem Gesicht nach unten, aber man ließ ihn so liegen, denn es hieß: er zeige ja selber, daß er verkehrt liegen wolle, möge es denn dabei bleiben.

Gar wunderlich ging es auch bei dem Begräbnis zu. Als man nämlich den Sarg, oder Totenbaum, wie man damals sagte, auf die beiden Seile legte, um ihn langsam in die Gruft nieder zu lassen, riß das Seil am Fußende, der Sarg kippte über und schoß hinab, so daß er mit dem Fußende in der Gruft zu stehen kam. Da waren alle, die dabei standen, einhellig der Meinung: „Lasset ihn nur stehen, denn wunderlich ist er gewesen im Leben, und wunderlich will er auch noch im Tode sein." Und so blieb es in der Tat: das Grab wurde zugeworfen und der Tote blieb darin stehen. Sie setzten ihm aber zur Erinnerung einen Stein auf das Grab und hieben darein eine Eule, die einen Spiegel in den Klauen hält, und die Grabschrift:

Disen stein sol niemans erhaben,
Ulenspiegel stat hie begraben.
Anno domini MCCCL iar.



Des herzogs Otto lustiger Rat.

(Der lustige Rat des Herzogs Otto des Fröhlichen, eines Enkels des Kaisers Rudolph, ist der Mittelpunkt einer Sammlung von Schwänken und Possen, deren ältester Druck vom Jahre 1550 datiert. Er hatte seinen Sitz am Kalenberge bei Wien, weshalb er gemeinhin auch nur „Der Kalenberger“ genannt wurde. Einer besonderen Volkstümlichkeit scheint sich diese Sammlung nicht erfreut zu haben, denn schon im Ehrenspiegel des Erzhauses Österreich, der nur fünf Jahre später 1555 erschien, sagt der Verfasser desselben, daß des Kalenbergers Schwänke, „ein ganz Büchlein voll, vordem in offenem Druck gelesen worden, nun aber nicht mehr zu finden sind.“)

Der lustige Student.

In Wien lebte einst ein angesehener Bürger, den man sogar in den Rat der Stadt gewählt hatte, und bei diesem Ratsherrn wohnte ein Student, ein junges, ebenso listiges wie lustiges, stets zu närrischen Streichen aufgelegtes Blut. Aus dem Studium mochte da wohl nicht allzu viel werden, aber was ihm an Gelehrsamkeit mangelte, das hatte er an Lebensklugheit und Pfiffigkeit um desto mehr, und da er sich in jedermann zu schicken wußte, so war er auch bei alt und jung gern gesehen, und trotz seiner Armut litt er doch nie Mangel. Hohe Gönner und einflußreiche Freunde hatte er nicht, und deshalb konnte er auch nicht daran denken, möglichst bald ein Amt zu gewinnen, das ihn ernährte. Das focht ihn nun freilich wenig an, aber er mußte doch gar oft daran denken, ob sich ihm nicht trotzdem eine Gelegenheit bieten möchte, dieses ersehnte Ziel zu erreichen, die er dann sicherlich nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte.

Das Sprichwort sagt: Unverhofft kommt oft, wenigstens bisweilen ganz plötzlich, wenn man es am wenigsten erwartet hat. So sollte es auch dem jungen Mann ergehen.

Eines Tages begab er sich mit dem Ratsherrn, dessen Unterstützung er mancherlei zu verdanken hatte, wofür er ihm dann wieder allerlei kleine Dienste leistete, auf den Fischmarkt, denn der Bürger wollte ein gutes Gericht Fische einkaufen. Da erblickten sie einen Auflauf von Menschen, und wie immer, war der Student gleich dabei, sich durchzudrängen, denn er mußte sehen, was es da gäbe. Ebenso rasch, wie das geschehen war, kam er aber auch wieder zurückgesprungen und rief seinem Begleiter, der inzwischen schon ein Gericht Fische für sich erhandelt hatte, schon von weitem zu: „Herr, kommt herzu, das müßt Ihr auch schauen; einen solchen Fisch habt Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht gesehen.“

Die Menschenmenge war um einen Mann versammelt, der einen Karpfen feilbot, wie er in der Tat wohl noch von niemand gesehen worden war. Allerdings forderte der Mann dafür auch einen Preis, den niemand zahlen mochte; aber dem Studenten war bei dem Anblick dieses großen und schönen Fisches ein Gedanke gekommen, den er glaubte ausführen zu müssen, es mochte kosten, was es wollte.

„Herr,“ begann er, nachdem sie den Fisch betrachtet und der Ratsherr sein höchstes Wohlgefallen an dem Karpfen zu erkennen gegeben, ihn aber doch auch zu teuer gefunden hatte; „Herr, wißt Ihr was? Leiht mir so viel Geld, daß ich diesen Fisch kaufen kann.“

Erstaunt, fast erschrocken blickte der Bürger den Sprecher an und erwiderte: „Was, Ihr wollt diesen so teuren Fisch kaufen?“

„Ja, Herr, das möchte ich um mein Leben gern.“

„Aber um Gott, Mensch, was wollt denn Ihr mit diesem Fisch beginnen?“

„Ich — ich — will ihn dem Herzog Otto schenken.“

Der Ratsherr glaubte aus den Wolken zu fallen, als er diesen sonderbaren Zweck hörte. Als der junge Mann ihm aber zuraunte, daß es kein anderer hörte: „Vielleicht, daß ich mir den Herrn dadurch zum Gönner gewinne“ — da ging ihm ein Licht auf; er begriff allsogleich, was der Student beabsichtigte, denn er war ein kluger Mann, er hätte ja sonst auch nicht Ratsherr sein können. Herzog Otto war im Volke außerordentlich beliebt, man nannte ihn wegen seiner stets heiteren Laune allgemein nur Otto den Fröhlichen, und man wußte auch, daß er ein Feinschmecker war und eine gut besetzte Tafel vielem andern vorzog. Der Ratsherr bedachte also augenblicklich, daß dem Herzog ein solch Geschenk ungemein lieb sein mußte, und da er auch die ungewöhnlich lustige Anlage seines Studenten kannte, so überschlug er, daß es bei dieser Gelegenheit sicherlich manchen Spaß geben würde und der junge Mann den viel vermögenden hohen Herrn recht wohl zum Gönner gewinnen könnte. Er erklärte sich daher bereit, die Bitte des Studenten zu erfüllen, bezahlte den Fisch trotz seines hohen Preises, und es wurde ein Mann gerufen, der ihnen auf dem Heimwege den Fisch nachtragen mußte.

Der unverschämte Türhüter.

Der Student war, wie schon gesagt, ein armer Schlucker, und in seiner Kleidung hatte er natürlich keine Auswahl; was er auf dem Leibe trug, war so ziemlich seine ganze Habe.

Daheim sprach er daher zu dem Ratsherrn: „Herr, habt Dank, daß Ihr für mich den Fisch gekauft habt, das Geld soll Euch unverloren sein. Nun möchtet Ihr aber Eure Güte noch weiter bezeigen. Wenn Ihr mich so anseht, werdet Ihr selber sagen müssen, daß ich in diesem Wams nicht wohl bei Hofe erscheinen kann, der Türhüter würde mich für einen Bettler erachten und gar nicht einlassen. Er ist aber die einzige Kleidung, die ich habe. Nun möchte ich Euch bitten, leiht mir auch ein besser Kleid, in dem ich mich bei Herzog Otto kann sehen lassen; ich lasse Euch das meine zurück, falls Ihr mir nicht traut.“

„Dessen bedarf es nicht, denn warum sollte ich Euch nicht trauen? Kenne ich Euch doch gut genug und will Euch gern behülflich sein, die Gunst des fröhlichen Herzogs zu gewinnen. Benutzt nur die Gelegenheit fein ordentlich, so meine ich, wird es Euch nicht fehlen.“

Nachdem er sich nun stattlich angekleidet hatte, hieß der Student den Mann, der den Fisch hergetragen hatte, denselben wieder nehmen und ihm folgen. So begab er sich nun nach dem vornehmen Hause des Herzogs Otto. Wenn er aber gemeint hatte, so stattlich gekleidet und noch dazu mit einem Träger hinter sich, ohne weiteres Eintritt zu erlangen, so hatte er sich geirrt, denn der Türhüter trat ihm mit seinem Stabe, dem Zeichen seines Amtes, entgegen und versperrte ihm den Eingang.

„Was seid Ihr und was wollt Ihr?“ schnarrte der Türhüter den Studenten an.

Dieser meinte mit einem so untergeordneten Diener des herzoglichen Hofstaates leicht fertig zu werden und entgegnete: „Wer ich bin, mag Euch nicht kümmern, guter Mann. Jedenfalls aber will ich zu dem edlen Herrn Herzog.“

„Oho!“ sprach der Türhüter mit unverkennbarem Hohn, „das geht hier nicht so, daß jeder hergelaufene Bursch zum Herrn Herzog gehen kann. Wer hier eintreten will, von dem muß ich wenigstens wissen, was er will, denn das muß ich melden.“

„Nun gut, mein Lieber," sagte der Student ärgerlich, „so geht und meldet, daß ein Fremder da ist, um dem Herrn Herzog ein kostbares Geschenk zu überreichen." Mit diesen Worten drehte er sich um und deutete auf den riesigen Karpfen in den Armen des Trägers.

Der Türhüter machte große Augen und pfiff leise zwischen den Zähnen durch.

„So, also diesen Fisch wollt Ihr dem Herrn Herzog schenken, wenn ich Euch bei ihm melde, was ich aber nicht tun werde."

„Wie, Ihr wollt mich nicht melden, Mann?" rief der Student entrüstet; „ist das nicht Eure Pflicht?"

„Meine Pflicht?" lachte der andere; „nun, je nachdem man es nimmt. Übrigens sitzt der Herr Herzog soeben mit einigen Gästen bei der Tafel, und da läßt er sich nicht gern stören, müßt Ihr wissen. Kommt also ein andermal wieder."

„Und dann werdet Ihr mich melden?"

„I nun, es kommt darauf an, denn unter Umständen kann ich das jederzeit."

Dies hatte der Türhüter so bedeutungsvoll gesprochen, daß der schlaue Student recht wohl merkte, worauf die Weigerung des Mannes abzielte.

„Unter Umständen jederzeit?" wiederholte er deshalb. „Nun, dann laßt uns offen reden, lieber Mann. Was verlangt Ihr, wenn Ihr mich sogleich meldet? Da der Herr Herzog gerade bei der Tafel sitzt, so hat er am besten Zeit, mich anzuhören."

Der Türhüter wiegte mit schlauer Miene den Kopf, schmunzelte begehrlich und sagte: „Nun gut! Ihr müßt wissen, daß der Herr Herzog nichts geschenkt nimmt, ohne etwas dagegen zu schenken. Wollt Ihr mir nun versprechen, mit mir gleich zu teilen, was Ihr drin von dem Herrn Herzog erhalten werdet, so will ich Euch melden."

Der Student bedachte sich nur wenige Augenblicke, aber es lief wie ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht, denn er hatte sich gedankenschnell überlegt, wie er sich an dem unverschämten Türhüter rächen wollte, ohne das ihm darum etwas widerfahren könnte. Deshalb antwortete er: „Gut, das will ich Euch gern versprechen, denn es ist mir nicht darum zu tun, ob ich von dem Herrn Herzog viel oder weniger erhalte. Gern will ich daher mit Euch in gleiche Teile gehen. Geht nur und meldet mich!"

„Ja, aber Euer Träger darf nicht in den Saal gehen, das würde übel vermerkt werden," sagte der Türhüter.

„So werde ich den schönen Fisch selbst tragen," entschied der Student. „Geht nur voran, ich folge Euch!"

Der Türhüter schritt voran, und der Student folgte ihm mit dem Fisch auf dem Arm. So traten sie beide in den Saal, und nachdem der Türhüter dem Herrn seine Meldung getan, schritt der Student furchtlos auf den Herzog zu, während der Türhüter an der Tür stehen blieb.

Das unverhoffte Amt.

Der Student machte seine ehrerbietige Verbeugung, wie es üblich ist bei hohen Herrschaften und sprach zu dem Herzog, welcher den Mann mit dem großen Fisch im Arm verwundert betrachtete: „Edler Herr, wollet die Gnade haben und diesen Fisch, der nur eine Tafel wie die Eure zu zieren würdig ist, als ein Geschenk von mir annehmen und mir Eure Huld gewähren."

„Ei, das ist wahrlich ein selten schöner Fisch," schmunzelte der Herzog wohlgefällig, befahl dem Küchenmeister, der die Tafel überwachte, denselben in seine Obhut zu nehmen, und sprach dann zu dem Studenten: „Meine Huld soll dir

nicht fehlen. Sprich ohne Bedenken: was begehrest du?"

„Herr," antwortete der Student, nachdem er sich mit einem schnellen Seitenblick überzeugt hatte, daß der Türhüter noch anwesend sei, „da Ihr mir's freistellt, so lasset mich an Händen und Füßen binden, zwei starke Knaben mit Stöcken kommen und mich weidlich durchprügeln."

Der Herzog und alle Anwesenden fuhren auf. Hatte denn der Mann seinen Verstand verloren, daß er sich eine Prügelstrafe als Gnadengabe für sein Geschenk ausbat?

Und der Herzog sagte: „Das kann ich nicht gewähren. Für die Ehre, die du uns angetan hast, sollen wir dich prügeln lassen?"

„Herr," antwortete der Student gleichmütig, „laßt es nur geschehen. Ich habe ein Versprechen gegeben, und das muß gehalten werden."

Da merkte der Herzog, daß etwas Besonderes hinter dieser sonderbaren Bitte steckte, und sprach: „Nun gut, wenn das ist, so mag es geschehen!"

Und es geschah, wie der Student gebeten hatte: er wurde von zweien handfesten Knaben tüchtig durchgebläut. Nachdem er sich von diesem Vergnügen ein wenig erholt hatte, forderte ihn der Herzog auf, nun aber auch zu sagen, was die Absicht dieses seltsamen Verlangens gewesen sei.

Der Student blickte nach der Tür, wo der Türhüter wie auf glühenden Kohlen stand, denn er hatte den Saal nicht verlassen, weil er sich überzeugen wollte, was der Student für sein Geschenk als Gegengabe empfangen würde, damit er ihn nicht um seinen Anteil betrüge. Nun mußte er mit anhören, wie der Student dem Herrn die ganze Szene am Eingang schilderte und zwar in einer so drastischen Weise, daß die Zornader auf der Stirn des Herzogs immer stärker anschwoll.

„Wollt Ihr mir nun, gnädiger Herr Herzog, eine Gnade gewähren," so schloß der Student, „so befehlt, daß dem unverschämten Türhüter ein gleicher Teil von dem verabreicht wird, was ich soeben empfangen habe. Wenn er jedoch etwas mehr erhält, als ich, so habe ich nichts dagegen und es geschieht ihm nur recht."

„Was, du Hundesohn," donnerte da der Herzog den in die Kniee gesunkenen Türhüter an, „wer hat dich dazu gesetzt, daß du die Leute, die zu mir wollen, abschätzest, daß du deinen Teil davon erhalten magst? Was du von dem Manne hier erpreßt hast, das soll dir werden und doppelt und dreifach sollst du's erhalten, damit dir solch Gelüste einmal für allemal vergehe!"

Der Türhüter mochte bitten und flehen, soviel er wollte, denn er hätte mit dem Manne ja nur seinen Spaß getrieben, es half ihm alles nichts: er wurde in gleicher Weise durchgeprügelt, und daß er seinen Teil noch kräftiger und reichlicher erhielt, das gereichte den beiden Knaben zur höchsten Lust. Dann mußte er halb lahm geprügelt den Saal verlassen.

Nachdem dem Türhüter sein Recht geschehen, was er sich ja selbst ausbedungen, wendete sich Herzog Otto wieder zu dem Studenten und sprach: „Nun sage mir, Lieber, wer du bist und was du im Leben treibst." Der junge Mann und die rasche Art, wie er jenem unverschämten Gesellen eine derbe Strafe verschafft hatte, wenn er auch selbst darunter hatte leiden müssen, gefiel ihm gar wohl, und er war entschlossen, sich seiner anzunehmen, wenn es erforderlich sein sollte.

„Herr," antwortete der Student mit großer Bescheidenheit, „ich bin ein Schüler, fleißig der Gelahrtheit befließen, der es aber noch zu keinem Amt hat bringen können, vielleicht es auch nie dazu bringen wird, denn meine Habe ist nur klein, und

Gönner und einflußreiche Freunde habe ich nicht. Könnt Ihr, edler Herr, den man preist als aller Fürsten Zier, mir dazu verhelfen, so würde ich Euch Tag und Nacht in meine Gebete einschließen."

Hatte dem Fürsten schon die schlagfertige Klugheit des Studenten sehr gefallen, so gefiel ihm noch mehr diese bescheidene Bitte, die zu erfüllen für ihn ja eine Kleinigkeit war. Er sagte daher, beifällig mit dem Kopfe nickend: „Du sollst dich in mir nicht geirrt haben, Lieber. Das erste Amt, das in meinem Lehen frei wird und das seinen Mann ernährt, soll dein eigen sein."

Und es war, als ob ein freundliches Geschick dem Studenten allsogleich seine besondere Gunst zu erkennen geben wollte: Herzog Otto hatte ihm noch kaum dieses Versprechen gegeben, als ein Bote hereintrat, der ihm die Nachricht brachte, daß der Vogt, welcher seinen Hof am Kalenberge bei Wien verwaltete, gestorben sei.

Nachdem der Herzog eine kurze Zeit geschwiegen und sich ein Schatten von Trauer über sein Gesicht verbreitet hatte, sprach er mit wehmütigem Ernst: „Er war ein alter, guter und treuer Mann, der die Last des Lebens mit Gleichmut getragen und nun überwunden hat. Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ." Dann aber fuhr er zu dem Studenten gewendet lebhaft fort: „Sieh, mein Lieber, da kann und will ich meine Zusage sogleich erfüllen: Du sollst von heute ab Vogt von Kalenberg sein, wenn dir dies Amt nicht zu gering ist."

Wer war froher als der Student. Er dankte dem Herzog und eilte mit beflügeltem Schritt nach Hause, seinem Gönner, dem Ratsherrn, zu verkünden, wie sein lustiger Streich mit dem Karpfen und dem Türhüter so unverhofft zu seinem Glück ausgeschlagen sei.

Als Vogt auf dem Hofe am Kalenberge fehlte es ihm keineswegs an der nötigen Geschicklichkeit. Er hatte sich bald in das, was ihm als Vogt oblag, hineingefunden, ebenso wie in das ihm bis dahin unbekannte Leben und Treiben auf einem solchen Hofe, und da er ein herzensguter Mensch war, so war er auch bald bei alt und jung angesehen und beliebt. Auch seine Amtsgeschäfte besorgte er mit anerkennenswerter Pünktlichkeit.

Das alles hinderte ihn aber nicht, daß er seiner unüberwindlichen Neigung zu lustigen Streichen auch als Vogt freien Lauf ließ, obgleich sie sich oft genug mit der Würde seines Amtes nicht sonderlich vertrugen. Diese lustigen Einfälle aber waren es gerade, die ihn bei Herzog Otto, der ja selbst der Fröhliche zubenannt war, fortgesetzt in hoher Gunst erhielten. Oft mußte er an des Herzogs Hofe erscheinen, und seine schalkhaften Späße ergötzten die ganze Hofgesellschaft im höchsten Grade, so daß er nicht mit Unrecht als der lustige Rat des Herzogs Otto angesehen wurde, eine Ehre, die er mit einem andern Gesellen dieser lustigen Art, Reinhart Fuchs mit Namen, teilte. Daß man sich anderseits dann aber auch auf seine Kosten lustig machte, versteht sich von selbst, doch wurde das gute Einvernehmen niemals gestört.

Die Possen des Kalenbergers waren allgemein im Munde des Volkes, einer erzählte sie immer dem andern, und jedermann belustigte sich weidlich darüber. Erst nach seinem Tode wurden sie aufgezeichnet, und die Sammlung füllt, wie es in dem erwähnten Ehrenspiegel des Erzhauses Österreich heißt, ein ganzes Büchlein voll. Sie sind aber zumeist so ungezwungener und derber Art, woran jedoch die damalige Zeit nicht den geringsten Anstoß nahm, daß hier nur einige der harmlosesten erzählt werden können.

Wie der Vogt die aufsässigen Bauern zähmte.

Die meiste Not hatte der Kalenberger mit seinen Bauern, denn die waren ein faules, arbeitsscheues, halsstarriges und dabei auch aufsässiges Volk. Dennoch wußte er auch ihnen bei jeder Gelegenheit beizukommen und den Zwiespalt so zu wenden, daß die Bauern nur sich selber Schaden zufügten. —

Einmal sollte ein Hügel umgehackt werden, damit er beackert werden könnte. Dazu mußte eine Anzahl Arbeiter gedingt werden. Sie wurden mit dem Vogt einig um den Lohn, erhielten die Arbeit angewiesen, und der Vogt, vertrauend auf die Willigkeit der Leute, überließ ihnen die Arbeit und ging heim, um anderweit nach der Wirtschaft zu schauen.

Die Bauern lachten hinter dem neuen jungen Vogt her, vor dem sie nicht den geringsten Respekt hatten, weil sie meinten, der verstehe ja doch nichts von der Sache. Sie arbeiteten daher auch, wie es ihnen just gefiel und Spaß machte, der eine dies, der andere das, und das ging so fort den ganzen Tag über, bis der Abend herannahte. Da ging der Vogt hinaus, um zu sehen, wie die Leute gearbeitet und was sie geschafft hätten. Er sah nun allerdings, daß es herzlich wenig geworden war, sagte aber kein Wort, wollte jedoch, als sie Feierabend gemacht hatten und heim kamen, ihren Lohn zu empfangen, einem jeden eine Kleinigkeit von der ausbedungenen Summe abziehen. Da kam er bei den Bauern aber schön an.

„Herr, so ist das nicht gemeint," sagten sie, „wir haben den Tag über gearbeitet und haben also auch unsern Lohn ohne Verkürzung zu empfangen."

„Ja, habt ihr denn aber gearbeitet, wie ich euch angewiesen habe? Mich dünkt, das ist nicht geschehen."

„Ihr habt uns angewiesen, ja, aber was und wie wir es machen sollten, das habt Ihr uns nicht gesagt."

„Da habt ihr recht, aber ich dachte, ihr wüßtet das und es verstände sich von selbst."

„Das ist doch nicht so, Herr," erwiderten sie, und der Sprecher lachte verschmitzt, „wir wissen jede Arbeit zu tun, die Ihr uns auftragt, aber was und wie wir es machen sollen, das müßt Ihr uns anweisen."

„So, so!" sagte der Vogt, ebenso verschmitzt lächelnd. „Ihr könnt also nur nach meiner genauen Anweisung arbeiten, wollt auch nicht anders?"

„Gewiß, Herr," versicherte der Sprecher, „wie Ihr uns anweiset, so müssen und werden wir arbeiten, anders geht es nicht, wenn wir den ausbedungenen Lohn verdienen wollen."

„Nun gut, ihr Leute, so soll das künftighin geschehen. Kommt nur morgen zur rechten Zeit alle wieder."

Das sagten die Arbeiter zu, und am andern Morgen stellten sie sich auch alle mit dem frühesten Morgen ein, wie es zu Lande Gebrauch war. Der Vogt ging mit ihnen hinaus, führte sie auf die Spitze des Hügels und ordnete an, daß sie nun die Erde von oben herunter aufhacken sollten. Da machten die Bauern große Augen und weigerten sich das zu tun, denn sie müßten sich dabei übernatürlich bücken und könnten die Erde doch nicht hinter sich bergaufwärts werfen.

„Habt Ihr je gehört, Herr, daß man das tut?" sagte der Sprecher entrüstet; „jedermann weiß doch, daß man einen Berg von unten nach oben bearbeitet."

„Das mag jedermann tun," antwortete der Vogt gleichmütig, „ich verlange es so. Ihr habt gestern gefordert, daß ihr nur arbeitet, wie es euch angewiesen wird. Ich will es nun eben so haben und nicht anders; ihr habt es selber so ausgemacht."

Damit ging er und ließ die Bauern stehen, die nicht leugnen konnten, daß sie es selber so gefordert hatten. Nach dem Mittagessen ging er wieder hinaus, um zu sehen, wie den Bauern die Strafe für ihre Faulheit und Ansprüche bekomme. Er legte sich in den Schatten eines Baumes, las in einem Buche und sah dabei zu, wie sie sich so abscheulich bücken und nach jeden paar Hackenschlägen wieder gerade richten mußten. Es tat ihm gar nicht leid, denn es geschah ihnen recht. Es sollte ihm aber noch eine ungeahnte Überraschung zuteil werden.

Der Nachmittag war schon ziemlich weit vorgerückt, als ein Rabe geflogen kam, sich auf den Baum setzte und seinen mißtönenden Ruf erschallen ließ. Da sah der Vogt zu seinem Erstaunen, wie die Arbeiter sich gegenseitig darauf aufmerksam machten, nach kurzer Beratung ihr Arbeitsgerät aufgriffen und von dem Hügel herabkamen.

„Was soll das heißen?" fragte er verwundert, „warum hört ihr auf zu arbeiten? Es ist doch noch lange hin bis zum Feierabend."

„Ihr irrt, Herr," antwortete der Sprecher, „hört Ihr nicht den Vogel?"

„Den Raben dort? Was ist damit?"

„Ja, Herr, das ist kein gewöhnlicher Rabe, sondern der Feierabendvogel. Der kommt alle Tage und verkündet uns durch seinen Ruf, daß wir Feierabend zu machen haben."

„Und wenn der Vogel nun um die Mittagszeit kommt?" fragte der Vogt, „macht ihr denn auch Feierabend?"

„Wir müssen, Herr," antwortete der Bauer wichtig, „denn wenn wir es nicht täten, so würde ein Unglück geschehen."

„Das ist ja ein sonderbarer Vogel," meinte der Vogt, „der nur für euch geschaffen zu sein scheint, damit ihr in einem halben Tage schon den ganzen Tagelohn verdienen könnt. Und anders macht ihr nicht Feierabend?"

„Wir dürfen nicht, Herr," versicherte der Bauer ernst, hinter dem Rücken des Vogtes aber stießen sich die Bauern grinsend in die Seiten. Der Vogt antwortete jedoch nichts mehr, sondern sprach von andern Dingen, ging mit den Leuten nach Hause und zahlte ihnen den Tageslohn aus.

Als die Bauern gegangen waren, lachte der Vogt hinter ihnen her, denn sein Plan für morgen war schon fertig, er konnte sich ja darauf verlassen, daß den Raben nur ein Zufall hergeführt hatte, wollte aber diese neue Gelegenheit zum Faullenzen benutzen, um die Bauern zu bestrafen und ihnen zu zeigen, daß sie mit ihm keinen Spaß treiben dürften.

Am andern Morgen wies er die Arbeiter wieder ebenso an, wie am Tage zuvor, und sie mochten noch so sehr schimpfen und stöhnen, sie hatten sich die Qual selbst zuzuschreiben. Am Nachmittag ging dann der Vogt wieder hinaus, legte sich unter den Baum und freute sich schon im voraus auf den Feierabend. Er mußte herzlich lachen, wenn er sah, wie die Bauern je länger je häufiger Umschau hielten, ob denn der Feierabendvogel nicht bald kommen wollte. Aber der Vogel kam nicht.

Als die Sonne zur Rüste gehen wollte, ging der Sprecher der Bauern nach dem Baume, unter welchem der Vogt noch immer lag, und stellte ihm vor, daß es doch die höchste Zeit sei, Feierabend zu machen.

„Ei, wie denn," rief der Vogt anscheinend verwundert, „wie können wir Feierabend machen, der Vogel ist ja noch nicht da. Aber ich denke, er muß nun bald kommen, arbeitet nur weiter!"

Und so ließ er die faulen Bauern arbeiten, bis es zur Arbeit wirklich zu dunkel wurde. Dann erst gebot er selbst Feier-



Das Pferd auf dem Teller.

abend, und die Bauern schwiegen auf dem Heimwege ganz still; sie hatten erkannt, daß mit dem jungen Vogt vom Kalenberg nicht zu spaßen sei.

Das Pferd auf dem Teller.

Oft war der Kalenberger auch zu des Herzogs Tafel geladen, und wie er da mit seinem Witz die ganze Gesellschaft erheiterte, so daß sie nicht aus dem Lachen herauskam, so erlaubte sich diese anderseits auch manchen Spaß mit ihm, den er dann aber immer mit reichlichen Zinsen zurückzuzahlen wußte.

So war einst verabredet worden, es bei Tafel so einzurichten, daß bei dem Herumreichen der Speisen die Tischnachbarn des Kalenbergers immer den letzten Rest von den Schüsseln nahmen und für ihn dann nichts mehr zu nehmen war. Der Herzog hatte nun seinen Spaß daran, ihn zum essen zu nötigen.

„Keine Sorge, gnädiger Herr," entgegnete der Vogt, der sehr bald merkte, daß die zu ihm kommenden leeren Schüsseln kein Zufall, sondern eine verabredete Sache seien, um ihn zu hänseln; „keine Sorge, ich habe fürwahr nicht gefastet, nur daß Mund und Zunge stillstehen und keine Speise gewinnen können."

„Bei meinem fürstlichen Wort," rief aber der Herzog lachend, „was du auf deinen Teller bringst, sei es was es wolle, das ist dein, und niemand soll dir's nehmen."

„Es tut mir leid," entgegnete der Kalenberger mit tiefer Verbeugung, „daß ich nicht gewußt habe, wie das bei Hofe so der Brauch ist; denn nun habe ich mich sehr versäumt, da alle Schüsseln, wenn sie zuletzt zu mir kommen, leer sind."

Alle lachten. Er wurde weidlich geneckt, und die Herzogin sprach lachend: „Ihr müßt nun schon fürlieb nehmen, mein lieber Vogt. Man mißt Euch nur mit demselben Maße, mit dem Ihr andere gemessen habt." Er mußte sich's gefallen lassen, daß jedermann seinen Spott mit ihm trieb. Als er dann aber hungrig vom Tische aufgestanden war und nach Hause ging, sann er eifrig nach, wie er sich für diesen Schabernack, der ihm gespielt worden war, rächen könnte. Da fiel ihm das Wort des Herzogs ein, daß sein eigen sein solle und niemand ihm streitig machen dürfe, was auf seinem Teller wäre, sei es was es wolle. Er blieb stehen, tief in Gedanken, und machte dann plötzlich einen Luftsprung, indem er ausrief: „Ha, ich hab's! Das wird ihm bitter ankommen, aber es geschieht ihm recht."

Er ging zu einem Drechsler und bestellte bei diesem eine runde Holzscheibe, so groß wie er sie nur irgend machen könnte. „So ein breites Brett wird es freilich nicht geben," sagte er, „Ihr werdet mehrere zusammenleimen müssen, aber rund und recht glatt und eben muß es sein. Verlangt dafür, was Ihr wollt, ich zahle es Euch."

Der Drechsler versprach, sein Bestes zu tun, sich mit der Arbeit auch zu beeilen. Es geschah alles, wie der Kalenberger verlangt hatte, und die mächtig große Scheibe, schön glatt und rund, hatte den vollen Beifall des Bestellers, der auch ohne zu feilschen bezahlte, was der Drechsler verlangte. Dann nahm er die Scheibe und ging damit heim in sein Haus, wo er die günstigste Gelegenheit zur Verwendung derselben abwarten wollte.

Am Hofe ließ er sich nicht sehen, hatte aber einen Schloßdiener, mit welchem er sich gut stand, beauftragt, ihn zu benachrichtigen, sobald der Herzog ausreiten wollte. Er brauchte nicht lange zu warten, da kam ein Bote gelaufen, der ihm anzeigte, daß sich der Herzog eben zu einem Ausritt fertig mache. Sogleich nahm der

Kalenberger seine riesige Scheibe und ging damit auf den Schloßhof. Hier wurde soeben des Herzogs Leibpferd, herrlich gesattelt und aufgezäumt, aus dem Stall geführt, und ein Diener ging, das dem Herrn zu melden. Der andere aber, der das Pferd geführt hatte, zog den Zügel durch einen Ring am Tor und kehrte wieder in den Stall zurück. Da legte der Kalenberger, der in der Nähe des Tores gewartet hatte, die Holzscheibe auf die Erde, zog den Zügel aus dem Ring und führte das Pferd auf die Scheibe, auf der es stehen blieb, während er den Zügel hielt.

In diesem Augenblick trat der Herzog aus dem Hause, und da er seinen lustigen Rat seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte, so trat er rasch auf ihn zu und rief erfreut: „Willkommen endlich einmal wieder, Herr Vogt. Sag' an, was bringst du mir für Neuigkeiten?"

Der Kalenberger antwortete, auf die Holzscheibe deutend: „Herr, seht hier die neueste Mär!"

Verwundert blickte der Herzog auf die Scheibe und sein Pferd darauf und fragte: „Was bedeutet das?"

„Erinnert Euch Eures Wortes, welches Ihr vor kurzem bei der Tafel gesprochen," antwortete der Vogt: „Was du auf deinen Teller bringst, sei dein eigen, und niemand darf dir's nehmen."

Der Herzog machte ein verlegenes Gesicht und sagte zögernd: „Hm, ja, ich erinnere mich dessen, auch daß ich es bei meiner fürstlichen Ehre gesprochen habe."

„Nun seht," lachte der Kalenberger, „dies ist mein Teller und Euer Rößlein habe ich darauf gebracht, so ist es also mein eigen, und niemand, selbst Euer Gnaden nicht, darf mir's streitig machen."

Der Herzog kratzte sich hinter dem Ohr, sagte aber nach kurzem Schweigen: „Höre, Kalenberger, da hast du mich schön betrogen. Aber mein fürstlich Wort muß ich halten. Das Rößlein ist nun, da es auf deinem Teller steht, dein eigen."

„Ich danke Euch, gnädiger Herr," sagte der Vogt mit tiefer Verbeugung. „Ihr habt freilich recht, daß ein Fürst sein gegebenes Wort halten muß, denn er würde sonst im ganzen Lande zu Schimpf und Schanden werden."

Der Fürst nickte und sprach ernst: „Es ist so, wie du sagst, und läßt sich nicht ändern, Vogt. Da muß ich dir denn freilich noch eine Bitte vortragen, da das Pferd mir nicht mehr gehört: du mußt mir das Rößlein noch einmal leihen, damit ich heute wenigstens noch ausreiten kann, da ein anderes für mich nicht bereit steht. Uebrigens würdest du so wie so dieses Pferd nicht reiten können; ich werde dir deshalb ein ander Pferd senden, wie es sich für dich schickt. Damit will ich mich redlich von meinem Worte lösen, denn überlisten kann dich ja doch niemand."

Wie der Vogt neue Heilige für die Kapelle am Kalenberge erwarb.

Es war tief im Winter, die Flur lag weit und breit hoch mit Schnee bedeckt, aber die Wege waren hart gefroren und die kalte, klare Winterluft lud die Gemahlin des Herzogs Otto zu einem Spaziergange ein. Bei dieser Gelegenheit gedachte sie den Vogt am Kalenberg einmal in seinem Heimwesen zu besuchen und sich bei ihm zu einem Imbiß einzuladen, denn sie versprach sich davon wieder manchen Scherz. Der gleichen Ansicht war auch der Herzog, als seine Gemahlin ihm davon sprach, und er munterte sie dazu auf.

Als dem Kalenberger die Kunde ward, daß die Herzogin ihn zu besuchen kommen wolle, war er zuerst sehr bestürzt.

Einen vorzüglichen Wein hatte er zwar im Hause, der auch einer Herzogin würdig war, mit den Speisen aber sah es bedenklich aus, wenigstens einer Herzogin gegenüber, die noch obenein sicherlich nicht allein, sondern in Begleitung einer ganzen Schar von Dienerinnen kam. Hätte er in aller Eile auch noch dafür sorgen wollen, so hätte er wohl eine Summe Geldes ausgeben müssen, von der er lange Zeit hätte leben können. Und wozu das? fragte er sich selber, sie hat ja ohnehin alles vollauf vom besten. Er sann und sann, wie er sich da wohl heraushelfen könnte, und sein Witz fand in der Tat nicht nur einen Ausweg, sondern er faßte auch noch einen Plan, aus diesem Besuche für die Kapelle am Kalenberge noch einen Vorteil herauszuschlagen.

In der Kapelle standen nämlich auf dem Altar die Bildsäulen der Apostel, aber nur rohe, plumpe Holzbilder, die uralt sein mochten und so arg beschädigt waren, daß man sie kaum noch für das erkennen mochte, was sie vorstellen sollten. Nicht nur der Vogt, sondern selbst die Bauern hatten schon lange Anstoß daran genommen, aber sie durch neue zu ersetzen, dazu waren die Bauern zu arm, und dem Herzog durfte er damit nicht kommen, das wußte er. Da war ihm nun ein Plan durch den Kopf geschossen, wie er vielleicht die Herzogin veranlassen könnte, neue Heilige für die Kapelle zu stiften. Und wir werden sehen, wie ihm das vortrefflich gelang.

Als der Vogt die Herzogin kommen sah, begleitet natürlich von einem halben Dutzend ihrer Frauen, ging er ihr entgegen und empfing sie mit aller Ehrerbietung, wie es sich ziemte. Nachdem er die Herrschaften in sein Zimmer geleitet, lief er in die Küche und befahl der Magd, ein gewaltiges Feuer auf dem Herde anzuzünden, während er selbst Töpfe und Schüsseln von allen Größen und Formen zu augenblicklichem Gebrauche bereitstellte.

Diese Beschäftigung nahm etliche Zeit in Anspruch, und da ihr der Vogt zu lange ausblieb, so wurde die Herzogin ungeduldig und warf einen Blick in die Küche. Sie wunderte sich über die umständlichen Veranstaltungen mit leeren Töpfen und Schüsseln und sagte: „Ihr seid so emsig, mein lieber Vogt, wie es scheint, mit dem Imbiß beschäftigt, daß Ihr darüber den üblichen Willkommentrunk ganz vergessen habt. Nach diesem kommt doch erst das Essen."

„Ja, wahrlich, Euer Gnaden," rief der Kalenberger anscheinend ganz bestürzt, „einen Willkommentrunk kann ich Euch darreichen, wie er besser selbst nicht auf Euer Gnaden Tisch kommt. Aber mit dem Essen? Ich habe hier für das Feuer, für Töpfe, Tigel und Schüsseln gesorgt, damit Euer Gnaden Schaffner dahinein die Speisen tut, so für Euch und Eure Begleiterinnen sich schicken. Ich vermöchte das wahrlich nicht, dazu bin ich zu arm."

Die Herzogin lachte herzlich: „Gut denn, mein Lieber, so mag es verziehen sein, daß wir des erwarteten Imbisses verlustig gehen; aber den Willkommentrunk schenke ich Euch nicht, da Ihr den im Hause habt."

Mit einer tiefen Verbeugung eilte der Kalenberger hinaus, und die Herzogin begab sich in das Zimmer zurück. Bald erschien denn auch der Hauswirt mit einem großen goldenen Gefäß voll des edelsten Rebensaftes. Wohl mochte die Herzogin ahnen, woher dieser so edle Trank stamme, aber sie sagte nichts, sondern lud, nachdem dem Willkommen Genüge geschehen, den Vogt ein, sich mit ihr zu setzen, da sie sich mit ihm unterhalten wolle.

„Erlaubt nur, gnädige Herzogin, daß ich zuvor noch etwas Holz in den Ofen schiebe," bat der Vogt, „denn es ist hier zu kalt, um sitzen zu können." Er eilte auch sogleich hinaus, lief aber in die neben dem Hause stehende Kapelle und trug die alten morschen Heiligenbilder in die Küche, denn hier befand sich auch das Feuerloch für den Ofen drinnen. Mit großem Geräusch warf

er die Holzfiguren auf die Erde und steckte eine nach der andern in das bereits im Ofen prasselnde Feuer, jede einzelne zuvor mit lauter Rede um Verzeihung bittend.

Das hörten die Frauen im Zimmer, und die Fürstin sprach ganz erschrocken: „Was ist das?“ wollte auch gleich nach der Küche eilen. Doch in demselben Augenblick trat eine der Dienerinnen ein, die sich schon zuvor hinausgeschlichen hatte, legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Stillschweigens, und sagte leise lachend: „Nicht so schnell, Euer Gnaden, kommt sacht und schaut die seltsame Heizung des Mannes.“

Die Frauen schlichen nach der Küche, öffneten leise die Tür und schauten nun zu, wie der Vogt einen Heiligen nach dem andern mit einer drolligen Anrede in den Ofen steckte. Endlich ergriff er den letzten, Sankt Jakobus, beim Kopfe und ließ ihn mit launigen Worten den andern nachwandern. Dann richtete er sich auf, tat, als ob er die Herzogin nicht in der Tür stehen sähe, und sprach: „Euer Leid wird der Herrin nahe gehen; aber es half nichts, ihr mußtet brennen, weil es ihr Dienst gebot. Dafür aber wird sie den Himmel erben, und der soll ihr werden zu ihrer ewigen Freude.“

Da vermochte sich die Herzogin aber nicht länger zu halten und rief: „Was tatet Ihr, Mann? Seid Ihr denn ein Henkersknecht geworden und habt Euch so schwer versündigt, daß Ihr die Heiligen Gottes verbrennt?“

„O, Herrin,“ sagte aber der Kalenberger und faltete die Hände, „versteht mich recht! Was ich da verbrannt habe, das waren keine Heiligen, sondern Bilder aus dem blinden Heidentum, die von den Menschen in törichtem Wahne für Heilige gehalten worden sind. Im Traum habe ich eine Stimme vernommen, welche sprach: Höre und tue danach! Die Herzogin wird in ihrem milden, frommen Sinn die Götzenbilder auf dem Altar deiner Kapelle erneuen, dann soll sie zu ewiger Freude in meinen Himmel eingehen. So sprach die Stimme, Euer Gnaden, und Ihr dürft mir keinen Vorwurf machen, denn ich habe nur getan, was der Himmel mir befohlen hat. Nun gehet hin und tut desgleichen.“

Die Herzogin schwieg einen Augenblick, dann aber bekreuzte sie sich mit frommer Demut und sprach: „Wohlan, es soll nach Eurem Rat geschehen!“ Danach wendete sie sich und verließ das Haus.

Auf dem Heimwege aber sagte sie zu den Dienerinnen, welche den Vogt als einen Mann von frommer Einfalt priesen: „Seht euch nur vor mit diesem Schalk, er dürfte leicht so einfältig sein, daß er sogar blankes Gold für schlechtes Blei nehmen würde.“

Des Kalenbergers Ausgang.

So wußte der Kalenberger durch unerschöpflichen Humor, durch List und Schlauheit, ebenso wie durch scharfen Verstand und seltene Geistesgegenwart bei jeder Gelegenheit seinen Vorteil zu wahren und sich trotz aller Derbheiten in der Gunst seines Herrn zu erhalten.

Als er durch eine List das Leibpferd des Herzogs gewonnen hatte, wofür er dann ein anderes erhielt, gedachte er auch die Fütterung desselben sich möglichst zu erleichtern. Er bat den Fürsten deshalb, daß er ihm möchte einen Sack Hafer anweisen, und der Herzog erfüllte ihm diese Bitte nicht nur, sondern setzte noch scherzend hinzu, daß er nur nicht einen zu kleinen Sack nehmen möchte, damit er nicht zu oft kommen müßte. Der Schalk richtete sich wörtlich danach und nahm ein großes Leinlaken, woraus er einen Sack anfertigte. Natürlich weigerte sich der Verwalter des Speichers, ihm diesen

Riesensack voll Hafer zu verabfolgen, aber der Vogt berief sich auf die Worte des Herzogs, und als der Verwalter diesem den Hergang mitteilte, bestätigte Otto der Fröhliche lachend, daß der Vogt nur nach seinen Worten gehandelt habe und ihm der Hafer zu verabfolgen sei. So wußte der Kalenberger für sein Roß Futter auf lange Zeit zu erwerben. —

Ein andermal kam er bei sehr schlechtem Wetter mit zerissenen Schuhen in des Herzogs Saal, und überall, wohin er trat, blieben die schmutzigen Spuren zurück. Das vermerkte die Herzogin übel, und da der Vogt behauptete, daß das nur daher käme, weil seine Schuhe so zerrissen seien, so befahl der Herzog, daß man ihm sogleich neue Schuhe kaufen solle. Damit war der Kalenberger, dem allsogleich wieder eine Schalkheit durch den Kopf ging, jedoch nicht einverstanden, sondern er meinte, daß es genüge, wenn die Schuhe gut geflickt würden. Der Herzog gab das zu, fügte aber bei, daß das ordentlich und so fest wie nur möglich geschehen solle.

Der Kalenberger ging nun nicht etwa zu einem Schuster, sondern zu einem Goldschmied, den er anwies, wie er die Schuhe mit silbernen Flecken besetzen, mit silbernen Nägeln bespicken und auch oben herum mit Silber einfassen solle. Der Goldschmied verwunderte sich zwar, da er aber hörte, daß der Kämmerer des Herzogs Otto die Arbeit bezahlen würde, so nahm er keinen Anstand, den Auftrag zu übernehmen, und versprach, daß die Ausbesserung der Schuhe in drei Tagen fertig sein könnte. Er würde dafür allerdings sechs Gulden berechnen müssen. Das war dem Kalenberger indessen ganz recht, es werde bezahlt werden.

Als der dritte Tag vergangen war, veranlaßte er den Kämmerer des Herzogs, mit ihm zu gehen, um die neuen Schuhe zu bezahlen. Der verwunderte sich nicht wenig, als er in das Haus eines Goldarbeiters geführt wurde und hier die Schuhe sah und die große Summe von sechs Gulden dafür anlegen sollte.

„Soll ich der Betrogene sein?“ sagte er übel gelaunt. „Da muß ich denn doch erst den Herrn fragen, ob er davon weiß und sich die Sache so verhält. Wer hätte je gehört, Schuhe mit Silber zu flicken?“

Sie gingen beide zum Herzog, der den Kämmerer nicht eben gnädig anblickte, als er hörte, daß sie um die Ausbesserung von ein Paar Schuhen in Streit geraten wären.

„Ja, aber denkt nur, Herr,“ verteidigte sich der Kämmerer, „bei einem Goldschmied hat er die Schuhe ausbessern lassen, nicht bei einem Schuster.“

„Bei einem Goldschmied?“ fragte der Herzog verwundert.

„Bei einem Goldschmied,“ versicherte der Kämmerer eifrig: „Die Flecke und Nägel haben an Gewicht wohl ein Pfund Silber und dafür soll ich sechs Gulden bezahlen. Dafür hättet Ihr ihm ein Dutzend Paar Schuhe kaufen können.“

Der Kalenberger zuckte nur die Achseln und sagte: „Wenn Euer Gnaden Kämmerer Geld bezahlen soll, dann fängt er immer Streit an, das weiß man schon. Euer Gnaden haben ausdrücklich befohlen, daß die Ausbesserung der Schuhe so fest wie nur möglich gemacht werden soll, und gibt es etwas festeres als Silber? Nun weigert er sich, die sechs Gulden zu bezahlen, und ich weiß doch, daß mir Euer Gnaden gern noch Rock und Unterkleid dazu schenken werden.“

Da ging ein fröhliches Lächeln über des Herzogs Gesicht und er entschied: „Nun, ich sehe schon, daß du auch noch Rock und Unterkleid in derselben Weise möchtest flicken lassen. Das möchte uns denn aber doch wohl zu teuer werden. Die Schuhe jedoch werden bezahlt, doch soll sie der Goldschmied hier zur Stelle bringen, damit wir sie beim Frühmahl,

zu dem du auch bei mir bleibst, Vogt, alle sehen und bewundern können."

Und es geschah so, wie der Herzog entschieden hatte. Der Kämmerer mußte gehen und die Schuhe bezahlen, und der Goldschmied mußte sie bringen und erzählen, wie der Schalk die Bestellung bei ihm ausgeführt hatte. Die ganze Tafelrunde wollte sich natürlich ausschütten vor Lachen, aber der Kalenberger sagte sehr ernsthaft: „Ich habe mich von der Frau Herzogin müssen ausschmälen lassen wegen der Schuhe, daß man immer im Saale hinter mir herfegen müsse. Wenn sich auf dem Wege vom Kalenberge nach Wien der Schmutz in die zerrissenen Schuhe setzt und diese den Schmutz hier abladen, kann ich dafür? Bei diesen silberbefleckten Schuhen kann das ja nicht geschehen."

Viele ähnliche Streiche und Possen sind von dem Kalenberger noch aufgezeichnet worden. Es mag aber an dem Erzählten genug sein und hier nur noch mitgeteilt werden, daß Herzog Otto der Fröhliche später nach Steiermark übersiedelte und sein lustiger Rat, den er nicht entbehren konnte, ihm folgen mußte. Er soll dann in Brucklens noch lange gelebt haben und dort auch gestorben und begraben worden sein.



Hans Clauert,
der Märkische Eulenspiegel.

(„Hans Clawerts werckliche Historien, vor niemals in Druck ausgegangen, kurtzweilig und seher lustig zu lesen, beschrieben durch Bartholomäum Krüger, Stadtschreiber zu Trebbin. Gedruckt zu Berlin, durch Nicolaum Voltzen. 1587." Der Held dieses Volksbuches, von Natur ein so kurzweiliger Mensch, „daß seinesgleichen kaum einer nach ihm kommen wird", war ein gutmütiger, behaglicher Schwänkemacher, zwar derb, wie es das 16. Jahrhundert mit sich brachte, aber naiv und ohne Falsch, der nur die Menschen sowohl über andere, wie über sich selbst lachen machte.)

Hans Clauert auf der Wanderschaft.

Hans Clauert war der Sohn eines ehrsamen Bürgers zu Trebbin in der Mark Brandenburg. Sein Vater Peter Clauert brachte ihn nach Zerbst zu einem Schlosser in die Lehre, wo er es in dem Handwerk der sogenannten Kleinschmiede allem Anschein nach zu ziemlicher Geschicklichkeit brachte, da er später sich auch als Büchsenmacher einen Ruf erwarb.

Aber schon in der Lehre konnte er sich der immer regen Lust zu lustigen Streichen nicht erwehren. So geschah es einmal eines Tages, wo sein Meister einige Gäste bei sich hatte, daß es stark klopfte, und als der Lehrjunge hinauslief und öffnete, stand draußen ein derber Bauernbursche, der begehrte ein Schloß zu kaufen. Sogleich hatte Hans einen lustigen Streich zur Hand. Er sagte dem Burschen, daß er nicht die Befugnis habe, ihm ein Schloß zu verkaufen, daß er aber den Meister rufen werde, nur möge er ja recht laut sprechen, denn der Meister höre sehr schwer. Drinnen aber sagte er dem Meister, daß draußen ein Bauer wäre, der ein Schloß kaufen wolle, aber augenscheinlich fast gar nicht hören könne. Als nun der Meister hinaus kam, schrie ihm der Bauernbursche entgegen, und der Kleinschmied antwortete in derselben Weise, und so ging es weiter, daß jeder der beiden zu sich selber sagte: „Hat mich denn der Teufel mit diesem Narren betrogen?"

Der Lehrjunge aber wollte sich totlachen und sagte zu den Gästen: „Ich habe sie zusammengebracht, unser Herrgott mag sie scheiden." Das verstanden die Gäste zwar nicht, da der Lärm draußen aber immer heftiger wurde, so liefen sie hinaus,

und auch die Leute von der Gasse liefen herzu. Es wäre zwischen den beiden angeblich Schwerhörigen gewiß auch zu Schlägen gekommen, wenn es den andern nicht endlich gelungen wäre, Frieden zu stiften. Hernach blieb der Zusammenhang nicht verborgen, und die Nachbarn hatten nicht nur genugsam zu lachen, sondern lernten daraus auch den „wunderbarlichen Kopf" des Lehrjungen kennen.

Nachdem er ausgelernt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft, konnte aber lange keine Arbeit als Kleinschmied finden, und die Grobschmiede nahmen ihn nicht an, denn beide Arten der Schmiedekunst lebten nicht in Freundschaft. Einmal wurde er von einem Grobschmied, den er um Herberge bat, sogar barsch von seiner Tür ins Wirtshaus gewiesen, und der arme Handwerksgesell hatte einen völlig leeren Geldbeutel in der Tasche. In dem Dorfe fand gerade eine Hochzeit statt, und der Schmied war mit Frau und Tochter auch dazu geladen. Sie gingen und schlossen die Haustür zu. Clauert aber versteckte sich in einem Schuppen und wollte hier warten, bis der Schmied zurückkehre, um ihn dann noch einmal zu bitten.

Nach längerer Zeit kam des Schmieds Tochter allein vom Tanze, um das Vieh zu besorgen, und während sie sich in den Stall begab, ließ sie die Haustür offen stehen. Da schlüpfte Clauert in die Stube hinein, sah über dem riesigen Kachelofen eine Hürde, wie sie dort bei den Bauern üblich waren, um im Winter die Käse zu trocknen. Er kroch hinauf und dachte dort warm zu schlafen, lag aber noch nicht lange, so kehrte das Mädchen zurück in die Stube, begleitet von ihrem Schatz, für den sie zu essen und zu trinken auftrug, was das Haus nur immer vermochte. Clauert hörte, wie die beiden irgend einen Handel miteinander verabredeten, für welchen der Bursche fünf Groschen auf den Tisch zählte. Clauert wollte genauer zusehen, beugte sich aber zu weit vor und stürzte samt der Hürde vom Ofen herunter in die Stube.

Entsetzt sprang das Pärchen auf, lief schreiend hinweg und ließ alles im Stich. Das war für Clauerts hungrigen Magen hocherfreulich. Er steckte das Geld in die Tasche, packte die Eßwaren in sein Ränzel und trollte sich zum Hause hinaus. Vor dem Dorfe fand er einen Heuschober, kroch da hinein, und nachdem er sich ordentlich satt gegessen hatte, schlief er bis an den lichten Morgen. Dann aber setzte er seinen Wanderstab eilig weiter, damit der Schmied ihn nicht etwa noch erwischte.

Arbeit fand er nirgend, aber er gab sich auch nicht besondere Mühe, solche zu finden. Länder und Leute kennen zu lernen, das machte ihm mehr Vergnügen, und was er zum Lebensunterhalt gebrauchte, das fand sich für einen armen Handwerksburschen überall. Manchen Groschen verdiente er auch mit dem Kartenspiel, für das er nach und nach eine heftige Leidenschaft gefaßt und in dem er es zu großer Fertigkeit gebracht hatte.

So zog er immer weiter, durch ganz Österreich und kam bis nach Ungarn. Hier trat er in die Dienste eines reichen Grafen und zwar als Büchsenmacher. Nun war er in seinem Elemente, denn diese Arbeiten behagten ihm, und durch seine närrischen Einfälle und seine unverwüstlich heitere Laune wurde er bald der Liebling des Herrn, mußte ihn überallhin begleiten und war unzertrennlich von ihm. In dieser Lage streifte er auch die Roheiten, die das Handwerksburschenleben im Gefolge gehabt hatte, allmählich ab und lernte „Manieren"; das will sagen: er lernte mit vornehmen Leuten umgehen, was ihm später sehr zu statten kam, wie wir noch sehen werden.

Da er fast immer um seinen Grafen war, so hatte er auch keine Gelegenheit;

besonders Geld auszugeben. Er konnte im Gegenteil nach und nach von den reichen Geschenken, die ihm zuteil wurden, ganz erklecklich zurücklegen, so daß ihm hier in Ungarn eine schöne Zukunft zu erblühen schien. Aber es sollte anders kommen, doch ohne seine Schuld.

Hans Clauert stirbt und soll begraben werden.

Wie schon erwähnt, war Clauert des Grafen Liebling, und jedermann im Hause hatte ihn wegen seiner unveränderlichen guten Laune und wegen seiner närrischen Possen gern. Selbst die Mutter des Grafen, eine alte, strenge Dame, ließ ihn oft kommen und ergötzte sich an seinen launigen Erzählungen, denn der alten Dame gegenüber wußte er das rechte Maß zu halten. Nur einmal war sie ernstlich böse geworden und verlangte von ihrem Sohne, dem Grafen, als Strafe für eine Freveltat die sofortige Entlassung dieses Dieners.

Es war nämlich in Ungarn damals Sitte, daß die kleineren Edelleute dem größeren, welcher an der Spitze eines Bezirkes stand, wenn sie an seinen Hof kamen, Geschenke mitbrachten, wie Gänse, Kapaunen u. dergl., und einer suchte damit immer den andern zu überbieten. Nun war Hans Clauert zwar kein Edelmann, aber dennoch sagte die alte Gräfin einmal scherzweise zu ihm:

„Höre, Hans, du könntest aber doch auch wohl mal ein Geschenk mitbringen, wie andere es tun, dann würden wir uns gegen dich gewiß noch gnädiger erweisen, als es bisher geschehen ist.“ Hans war nicht faul, sofort zu entgegnen: „Euer Gnaden will ich gewiß nicht vergessen, so unser Herrgott mir etwas bescheren wird.“

Nun sann er eifrig darüber nach, wie er es anstellen könnte, für die alte Gräfin ein Geschenk zu gewinnen, denn er wußte, daß die großen Herren in Ungarn fremden treuen Dienern, die Lust hatten, im Lande zu bleiben, wohl ein kleines Gütchen übergeben, damit sie sich ansiedeln. Das konnte ihm ja auch wohl zuteil werden, denn die alte Dame führte eigentlich das Regiment.

Endlich hatte er einen kühnen Plan entworfen, um der Gräfin ein Geschenk machen und dazu noch alle Edelleute ausstechen zu können.

Er ging nach der Meierei, welche über eine halbe Meile Wegs von dem Schlosse entfernt war, und sagte zu der Meierin, die Gräfin hätte befohlen, alle vorhandenen Kapaunen und Gänse zu schlachten und abzubrühen. Letzteres ist so zu verstehen, daß es des Landes Gewohnheit war, Gänse und Hühner abzubrühen und die Federn wegzuschütten. Die Meierin war natürlich höchst erschrocken, daß sie ihre ganze Geflügelzucht opfern sollte, aber Clauert schnitt ihre Klagen damit ab, daß er den Auftrag habe, die geschlachteten Tiere zu Hofe zu bringen, und da die Meierin wußte, eine wie bevorzugte Stellung dieser Bote am Hofe einnahm, so setzte sie keinerlei Mißtrauen in seine Botschaft, wies ihm sogar, da die Tiere frei umherliefen und es Abend wurde, ehe sie eingefangen waren, und das Schlachten und Reinigen auch noch viel Zeit in Anspruch nehmen mußte, ein Bett zur Nachtruhe an, damit er gleich mit dem frühesten Morgen die Vögel zu Hofe bringen könnte.

Am Morgen waren es so viele Kapaunen und Gänse, daß sie auf zwei lange Stangen gehängt werden mußten, die Hans Clauert von vier Bauern vor sich hertragen ließ. Als er zu der Gräfin kam, sprach er mit untertänigstem Respekt: „Euer Gnaden wollen diese Verehrung von mir gnädigst annehmen, die ich bis jetzt nicht erlangen konnte, nun aber doch zuwege gebracht habe.“ Die alte Dame war zwar sehr erstaunt über diese Menge von Geflügel, nahm sie aber unbedenklich an und verhieß ihm, daß sie ihm das reichlich vergelten wollte.

Nun war die Meierin aber doch hinterher bedenklich geworden, und es ließ ihr keine Ruhe. Sie machte sich daher auf und begab sich nach dem Schlosse zu ihrer alten Herrin, um ihr mit Tränen zu klagen, wie ihr Meierhof nun so wüst wäre, denn sie wäre der Meinung, daß die gnädige Frau die nötige Zahl von Kapaunen und Gänsen doch auch wohl von ihren Untertanen hätte bekommen können. Die Gräfin erschrak, als sie aber den Zusammenhang erfuhr, wurde sie dem bisherigen Liebling des Schlosses so grimmig feind, daß sie von ihrem Sohne forderte, denselben sogleich fortzujagen.

Das war nun eine gar böse Sache, denn Befehlen der alten Gräfin hatte auch der Graf nachzuleben, und er hätte den Verlust seines treuen Dieners und Begleiters gewiß schmerzlich beklagt. Clauert aber erfand folgenden Ausweg. Er riet dem Herrn, einen Sarg machen zu lassen, dahinein legte er sich, als ob er tot wäre. Den befahl der Graf am Abend bei Fackelschein in die Kirche zu tragen und ließ die Totenglocke läuten. Da fragte ihn die alte Gräfin, wer denn gestorben sei? und der Graf sagte sehr traurig, daß sein lieber Clauert plötzlich gestorben sei.

Das tat nun der alten Dame doch leid, denn sie machte sich selber Vorwürfe, daß etwa ihr Zorn mit dazu beigetragen haben könnte, und da sie hörte, daß das Begräbnis noch in der Nacht erfolgen sollte, so bat sie den Sohn, daß er sie zur Kirche führe, da sie den Verstorbenen noch einmal sehen möchte.

Das geschah, und vor dem Sarge sprach der Graf: „Gnädige Frau Mutter, ich bitte Euch inständig, wollet doch dem armen Schelm, ob er Euch gleich so schwer beleidigt hat, seine Sünde gegen Euch allhier in dieser Welt verzeihen.“

Der Gräfin Herz war weich geworden, und sie sprach: „Ob er schon arg gegen uns gesündigt hat, so wollen wir ihm doch hiermit diese Sünde vergeben, so wahr uns Gott unsere eigene Sünde vergeben wird.“

Als Clauert das hörte, sprang er aus dem Sarge, fiel der Gräfin zu Füßen und dankte ihr inbrünstig für diese gnädige Verzeihung. Die Gräfin erschrak zwar, aber ihr Wort konnte sie nicht zurücknehmen, und so blieb Hans Clauert noch lange im Schlosse, bis der Graf bei der Erstürmung der ungarischen Hauptstadt durch die Türken erschossen wurde.

Nun war er wieder herrenlos; da er jedoch den Geschmack an dem Leben eines Handwerksburschen verloren hatte und es sich ergab, daß er ganze achtzig Taler bar erspart hatte, so beschloß er, diese schöne Summe nicht wieder in einem unsteten Wanderleben aufs Spiel zu setzen, sondern in die liebe Heimat zurückzukehren.

Hans Clauert wird ein Viehhändler.

Von Ungarn nach der Mark Brandenburg ist ein weiter Weg, aber Hans Clauert legte ihn ohne Gefährde zurück und langte glücklich in seinem Heimatsflecken Trebbin an. Mit nicht geringem Staunen hörten die Bewohner des Fleckens, was der Landsmann alles gesehen, wie weit er in aller Herren Ländern herumgekommen war, und vernahmen die mannigfachen Abenteuer, die er in der langen Zeit seiner Wanderschaft erlebt hatte.

Am meisten freute sich sein Vater Peter Clauert, daß sein Sohn in der Fremde so vieles Geld erworben hatte,

und er lag ihm nun unablässig in den Ohren, daß er sich selbständig niederlassen und eine eigene Wirtschaft gründen sollte. Hans war gar nicht abgeneigt. Er heiratete eine seinem Alter angemessene Witwe, die ebenfalls ein kleines Vermögen und ein Häuschen besaß und ihm von dem Vater dringend empfohlen worden war, und überlegte nun, was er mit seinem Gelde beginnen sollte. Des Handwerks hatte er sich ganz entwöhnt, den Hammer zu führen oder die Feile kreischen zu hören, dünkte ihn abscheulich. Da kam er auf den Gedanken, Handelsgeschäfte zu betreiben, und da er als Handwerksgesell und auch noch bei seinem Grafen in Ungarn viel unterwegs gewesen war, so meinte er, daß ihm die Beschäftigung als Viehhändler am meisten zusagen würde. Seiner Frau, die sich schon bald nach der Hochzeit als ein übel keifendes Weib gezeigt hatte, konnte er bei dieser Tätigkeit wochenlang aus dem Wege gehen, und so reiste er denn nach Mecklenburg, kaufte zweihundert Ziegen und Böcke und trieb sie nach Jüterbog auf den Markt.

Das Geschäft schien gut einschlagen zu wollen, denn Hans Clauert verkaufte seine Viehherde zu so guten Preisen, daß er einen nicht unbedeutenden Gewinn erzielte, und vor Freude darüber ging er in den Stadtkeller, um sich gütlich zu tun. Hier traf er einige Kumpane, die sich mit dem Kartenspiel vergnügten, und da er in diesen Spielen große Erfahrung besaß, so kam ihn die Lust an, mitzutun. Aber o weh! Seine Kunst des Kartenspielens reichte lange nicht an die der andern heran, denn das waren Gauner der feinsten Sorte, und nach Verlauf einiger Stunden hatte er sein ganzes Geld verspielt, so daß er nur eben noch zur Not seine Zeche bezahlen konnte. Da nahm er denn die Karten, legte sie in seinen Kober und wanderte heim nach Trebbin.

Hier hing er den Kober an die Wand, setzte sich an den Tisch und starrte traurig vor sich hin. Sein Weib Margreta, welche das an ihm gar nicht gewöhnt war, sagte verdrossen: „Was sitzest du so da? Hast du das Vieh schlecht verkauft oder vielleicht gar verborgt?"

„Ja freilich habe ich's an ungewisse Leute verborgt," entgegnete Hans; „sieh nur in dem Kober nach, da wirst du ihre Handschrift finden."

Als die Frau in dem Kober nur die Karten fand, kam sie wie eine Furie hereingestürzt und fuhr auf den Mann los: „Ich glaube gar, Mann, du hast das Geld verspielt?"

„Nun, aus der Schuldverschreibung kannst du ja sehen, wer meine Schuldleute sind," antwortete Hans verdrießlich.

Da fing die Frau an, Ach und Weh über den Mann zu schreien, der so leichtsinnig alles verbringe, bejammerte sich selber, daß sie einen solchen Mann bekommen habe, und schimpfte sich so in Zorn und Ärger hinein, daß sie eilenden Laufes nach dem Rathause stürzte, wo gerade der Rat versammelt war, und hier ihren Mann anklagte, daß er nur darauf bedacht wäre, alles durchzubringen, und daß er ihr in keinen Sachen folgen wolle. Der Rat nahm die Klage an, forderte den Clauert vor, hielt ihm eine derbe Strafrede und ermahnte ihn, künftig seiner Frau zu folgen. Das versprach Clauert auch zu tun.

Als er heim kam, machte er wenig Worte, aus denen die Frau aber doch erkennen konnte, daß es ihr schlimm ergehen möchte, und als sie sah, daß er einen dicken Prügel ergriff, lief sie schreiend zum Hause hinaus, da sie vermeinte, daß der Mann sie totschlagen wolle. Clauert lachte aber nur hinter ihr her und ging nun mit dem Prügel in der Hand selbst zum Rathause. Hier stellte er den weisen Herren vor, daß sie ihm zwar aufgegeben hätten, seinem Weibe zu folgen, was er ja auch habe tun wollen. Nun sei aber die Frau gar schnell zu Fuße, so daß es ihm nimmer gelingen könne, sie einzuholen; der Rat möge sie daher anhalten, daß sie seiner harren möge, damit er ihr folgen könne.

Da er bei diesen Worten den Prügel in sehr verdächtiger Weise schwang, so mußten sie alle herzlich lachen und hießen ihn gehen, er möge machen, was er wolle. Clauert bedankte sich und ging.

Wie Hans Clauert billig reiste.

Die üble Erfahrung mit dem Kartenspiel hatte Clauert gewitzigt, daß er sich nicht wieder so leichtsinnig darauf einließ. Der schöne Verdienst, den er an seinem ersten Handelsgeschäft gehabt hatte, lockte ihn aber, weiter darin fortzufahren, und vorzüglich war es das Land Mecklenburg, das ihn besonders anzog, weil da die Viehzucht blühte wie nirgends sonst. Außerdem aber verstand er es, jede Gelegenheit zu benutzen, diese Reisen so billig wie möglich einzurichten.

Einmal kam er in das Dorf Eichstedt und erfuhr von den Bauern, daß der Krüger, ein sonst redlicher Mann, seinem zänkischen Weibe entlaufen sei. Die Frau habe sich schon viele Mühe gegeben, zu erfahren, wo derselbe geblieben sei, und heilig gelobt, fernerhin ihre Zunge im Zaum zu halten. Der Mann bleibe aber verschwunden. Clauert dachte in seinem Sinn, daß die Zeit der Ernte nahe sei und der Mann, der als so redlich geschildert wurde, dann gewiß von selbst zurückkehren werde, um seine Ernte in Sicherheit zu bringen, und beschloß, diese Gelegenheit auszunutzen.

Er ging in den Krug, wie auf dem Lande das Wirtshaus genannt wird, und tat, als ob er alles das, was er erfahren hatte, der Wirtin vom Gesicht ablesen könnte und sprach: „O, Krügerin, ich sehe wohl, daß Ihr schwer bekümmert seid um Euren Mann, der Eurer Zunge entlaufen ist. Aber seid getrost! So Ihr mir ein Geschenk geben wollt, wüßte ich innerhalb drei Wochen ihn wohl wieder heimzubringen."

„Ach, guter Freund," sagte die Wirtin mit freudestrahlendem Gesicht, „so Ihr das könntet und tun wolltet, solltet Ihr ein sehr gutes Trinkgeld haben."

„So soll es geschehen, Krügerin; seid versichert, daß er zurückkommen wird, wie ich gesagt habe."

Da trug die Wirtin auf: Schinken, Eier, Käse und so viel Bier, als Hans Clauert nur immer trinken mochte, und hatte nichts dafür zu bezahlen, als nur das wiederholte Versprechen, daß er den entlaufenen Mann zurückbringen würde.

So zog Clauert weiter und kam in das Dorf Künsberg, wo er unter die Bauern einige unterwegs aufgelesene Wurzeln austeilte mit dem Vorgeben, daß sie gegen mancherlei Krankheiten gut wären. Das sprach sich im Dorfe herum, und es kam noch mancher, nur um von den Wurzeln des fremden Doktors zu holen, der das gute Heilmittel obenein billig verkaufte.

Auch eine junge Bäuerin, die schon seit Jahr und Tag siech gewesen, hatte davon gehört und kam eilig gelaufen. Sie hatte nicht den Mut, den Doktor anzusprechen, sondern wendete sich an die Wirtin, daß diese für sie bitten sollte. Das tat die Wirtin gern und bat, ob er nicht dieser Frau auch helfen wollte?

„Warum nicht?" entgegnete Clauert freundlich, da er sah, daß es ein junges und sonst kräftiges Weib war; und da er meinte, daß bei Heilungen von Krankheiten der Glaube vieles, wo nicht gar alles täte, so fuhr er fort: „Diesem Weibe wäre gar wohl etwas zu geben, wovon

sie gesunden könnte, wenn sie glaubt, daß ich ihr helfen kann."

Das Weib beteuerte, daß sie ganz fest daran glaube. Da ging Clauert in den Garten hinter dem Hause und holte mehrerlei Wurzelwerk, brach das Kraut daran ab, kam wieder in die Stube und sprach zu der jungen Bäuerin: „Diese Wurzeln kocht in altem Bier und tut Maibutter daran, bis es ordentlich durchsiedet; davon trinket dann morgens nüchtern und abends eine gute Tasse voll, so werdet Ihr mit Gottes Hilfe wieder gesund werden." So gebärdete sich Hans Clauert als eine Art Wunderdoktor, obwohl er weder die Wurzeln noch die Krankheit der Frau kannte.

Danach zog er weiter, um in den umliegenden Dörfern Vieh einzukaufen. Die Bäuerin bereitete aus den Wurzeln den Trank, wie Clauert sie belehrt hatte, und da sie den guten Glauben dazu hatte, so wurde sie wirklich gesund. Als dann Clauert nach einer Reihe von Tagen das gekaufte Vieh zurücktrieb und wieder in das Dorf kam, brauchte er nicht wieder in den Krug zu gehen, sondern fand bei der jungen Bäuerin gastfreie Aufnahme und reichste Zehrung. Auch die Bauern kamen wieder, brachten ihm Geschenke mannigfacher Art und erzeigten ihm große Ehren.

Nicht mindere Ehre widerfuhr ihm auch in dem ersten Dorfe, denn da war der entlaufene Mann wirklich zurückgekehrt, was Clauert wieder schon auf dem Wege erfuhr, noch ehe er das Dorf betreten hatte. Deshalb konnte er, als er den Krug betrat, der Wirtin auch sagen: „Was gilt's, Krügerin, daß ich Euch sagen kann, an welchem Tage Euer Mann zu Euch zurückgekehrt ist?" Die Frau lachte vergnügt, reichte ihm beide Hände und bat ihn, daß er doch ein paar Tage bleiben möchte, er sollte für sich und sein Vieh nichts für die Zehrung bezahlen. Das nahm Clauert gern an, und die Krügerin machte dabei noch ein ganz gutes Geschäft, denn abends nach der Arbeit kamen die Bauern in hellen Haufen, um die Späße des Mannes zu hören und dessen mannigfache Kunststücke zu bewundern. Sie hielten ihn sogar für einen Propheten. Daß er Doktor und Viehhändler in einer Person war, daran nahmen sie keinen Anstoß, hielten es sogar für ganz in der Ordnung, da ein Viehhändler mit den Krankheiten der Tiere Bescheid wissen muß, warum sollte er's nicht auch mit den Krankheiten der Menschen können? Und nun gar erst die wunderbaren Kunststücke, da mußte er doch auch ein Prophet sein.

Hans Clauert lachte, als er sie das untereinander sprechen hörte und sagte: „Lieben Leute, das ist alles noch wenig; wenn ich euch meine Kunst sehen lassen wollte, so würde ich alle Hexen und Zauberinnen auf die Kirchspitze bringen, daß sie jedermann erkennen könnte." Das sagte er mit gutem Bedacht, denn was er vorausgesehen hatte, das geschah: so mancher der Bauern, von dessen Weibe man so manches munkelte, kam und steckte ihm heimlich ein Geldgeschenk zu und bat, daß er dies Kunststück doch unterlassen möchte, denn er fürchtete, daß die üble Nachrede, die sein Weib so schon hatte, sich in Schimpf und Schande auch für ihn verwandeln könnte. Wer konnte auch gleichgültig dabei bleiben, wenn es offenkundig wurde, daß sein Weib eine Hexe oder Zauberin sei?

So wußte Hans Clauert jede Gelegenheit zu benutzen, auf seinen Handelsreisen sich und sein Vieh billig durchzubringen, so daß er kaum mehr als den Zoll an der Grenze zu bezahlen hatte.



Hans Clauert läßt sein böses Weib tanzen.

Herr und Narr im Hause.

Daheim im eigenen Hause hatte Hans Clauert freilich weniger gute Zeit, sein zankfüchtiges Weib machte ihm da das Leben zur Hölle. Wenn er wochenlang fern gewesen war und sich mit seinem Handel abgemüht hatte, und er kam dann nach Hause, so machte sie ihm wohl gar noch Vorwürfe, daß sie sich so lange mit dem Knecht allein habe plagen müssen, während er im Lande umherlungere, denn mit dem Erlös seines Handels war sie nie zufrieden. Immer schalt sie, daß er gewiß wieder ein gut Stück Geld im Spiel verloren habe und nur den Rest heimbringe. War's da ein Wunder, daß Clauert lieber im Wirtshause saß als daheim? Da fand er Gesellschaft und konnte froh und guter Dinge sein.

Ganz Trebbin kannte diese Verhältnisse, und Clauert wurde daher im Wirtshause von seinen Kumpanen mannigfach damit aufgezogen. Ganz besonders geschah dies dann, wenn die Frau es sich einfallen ließ, ins Wirtshaus zu kommen und den Mann dort vor den Leuten mit argen Scheltworten zu überschütten. Dies konnte Clauert natürlich nicht hindern, wohl aber nahm er sich vor, wenigstens dem Gespött der Freunde ein Ende zu machen.

Als daher wieder einmal eine solche Szene im Wirtshause vorkam, tat er, als ob die Frau gar nicht da wäre und er gar nichts höre, sondern blieb ruhig sitzen, trank und erzählte, so daß das Weib endlich keifend abziehen mußte.

Da sagte einer der Genossen: „Na, Hans, nun mögt Ihr nicht nach Hause gehen und Euch den Pelz ordentlich waschen lassen. Euer Weib wird die Lauge dazu nun wohl heiß gemacht haben."

Clauert entgegnete scheinbar verwundert: „Wieso? warum sollte ich nicht nach Hause gehen?"

Der andere meinte: „Habt Ihr denn nicht gehört, wie Euer Weib Euch hier schon die Lektion gelesen? Geht nur heim, sie wird Euch dort erst wacker willkommen heißen."

„Mein Weib? mir?" wendete Hans geringschätzig ein; „da irrt Ihr Euch aber sehr. Ich kann nicht glauben, daß sie mir auch nur ein unnützes Wort geben wird. Was gilt die Wette, daß mein Weib heute noch mit mir tanzen wird."

Alle lachten, und da sie das unmöglich hielten, so gingen sie unbedenklich die Wette ein. Sie wetteten also um eine Tonne Bier, das heißt: wenn die Frau ungebeten und ohne Bericht, daß er gewettet hätte, mit ihm tanzen würde.

„Gut, so soll es sein," stimmte Clauert zu, „und damit Ihr seht, daß es so sein wird, so sendet zwei aus eurer Mitte mit mir, daß sie sich mit Augen und Ohren davon überzeugen, daß mein Weib ungebeten und ohne daß ich ein Wörtlein zu ihm spreche, mit mir tanzen wird."

Es gingen also zwei mit ihm nach seinem Hause. Hier hieß er sie auf der Diele warten, von wo sie durch ein kleines Fensterlein alles sehen und hören konnten, was in dem Zimmer vorging. Dann trat Clauert ein.

Die Frau saß am Kachelofen und spann. Ohne mit ihr ein Wort zu sprechen, begann Clauert, die Arme in die Seiten gestemmt, in der Stube auf und nieder zu tanzen, und dazu sang er sich selbst einen Tanz mit den Worten: „Und bin ich denn nicht Herr im Haus? und bin ich denn nicht Herr im Haus?" Dies trieb er unabläßig, und unaufhörlich wiederholte er diese Worte. Die Frau hatte sich gar nicht nach ihm umgedreht und tat, als hörte und sähe sie nichts. Endlich aber wurde es ihr doch zu bunt. Wütend sprang sie auf, warf den Rocken hinter den Ofen, stemmte ebenfalls die Arme in die Seiten und tanzte in der-

selben Weise hinter ihrem Manne her, dazu die Worte singend: „Und bist du denn nicht Narr im Haus? Und bist du denn nicht Narr im Haus?“

So trieben sie es eine ganze Weile, bis die beiden Lauscher sich nicht mehr zu halten vermochten und in einem lauten Gelächter losplatzten. Da verließ Clauert stillschweigend die Stube und kehrte mit seinen Begleitern in das Wirtshaus zurück. Hier erzählten die beiden zur ungeheuren Belustigung der andern, wie sie den Hergang beobachtet hätten, daß Clauert kein Wort mit seiner Frau gesprochen und diese dennoch mit ihm getanzt und sogar dazu gesungen habe. So hatte Clauert die Tonne Bier ehrlich gewonnen, die dann im Laufe der folgenden Tage auch ausgetrunken wurde.

Hans Clauerts eilige Post.

Trotz aller guten Vorsätze geschah es aber doch von Zeit zu Zeit, daß Hans Clauert den Spielteufel über sich Herr werden ließ, und wenn er sich auch soweit in der Gewalt hatte, daß er nicht alles verspielte, so gab dies doch seiner Frau Margreta immer wieder Gelegenheit, ihrer Zanksucht freien Lauf zu lassen. Das gab dann regelmäßig üble Szenen im Hause, und Clauert griff auch wohl mal nach dem Prügel, „um ihr zu folgen“, wie seinerzeit der Rat angeordnet hatte, und sie ergriff die Flucht.

Nach einer solchen, besonders heftigen Szene war die Frau so erbost, daß sie ihren Mann abermals zu verklagen lief; nicht aber bei dem Rat, wo sie schon beim erstenmal nichts ausgerichtet hatte, sondern beim Landesherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg. Das war damals Herr Joachim, seines Namens der Zweite. Diesem kam die Klage sehr genehm, denn er hatte schon viel von Clauert und seinen Taten gehört, daß ihm diese Gelegenheit willkommen war, den Mann kennen zu lernen.

Er ließ Clauert auf einen bestimmten Tag nach Berlin vorfordern, wo die Klage verhandelt werden sollte. Pünktlich stellte sich Clauert ein, und der Kurfürst fand großes Wohlgefallen an dem Verstande und der Geistesgegenwart des viel beredeten Mannes. Hans konnte nun freilich seine Übeltat wegen des im Spiel verlorenen Geldes nicht leugnen, und so meinte der Kurfürst, daß ihm eine kleine Strafe gar nicht schaden könne. Er ließ deshalb an den Hauptmann von Trebbin und Zossen, Eustachius von Schlieben, den Befehl schreiben, den Clauert einige Tage einzusperren, bis er selbst nach Trebbin kommen würde, wo er ein Nachtlager zu halten gedächte. Diesen Brief übergab er dem Missetäter mit dem Befehl, denselben eilig dem Hauptmann von Schlieben zu überbringen.

Was in dem Briefe stand, das wußte Clauert nicht, aber aus einigen Bemerkungen, die er aufgefangen hatte, glaubte er schließen zu können, daß der Inhalt ihm nicht zuträglich wäre. Nun konnte er allerdings nicht lesen, aber er wußte sich zu helfen. Auf der langen Brücke über die Spree begegnete er einem Knaben, der ein Schüler war, den fragte er, ob er Geschriebenes lesen könne, und da es der Knabe lachend „Ei freilich kann ich das,“ bestätigte, so gab er ihm einige Pfennige und ließ sich den Brief vorlesen.

„So, so!“ sagte Clauert zu sich selber, da er sinnend auf der Brücke stand, „also einsperren soll mich der Hauptmann. Nun, das kann ja auch wohl später geschehen und hat nicht solche Eile.“ Er nahm den Brief und warf ihn in die Spree, und dann ging er in den Bernauischen Keller, um sich mit einigen Gläsern Bernauer Bieres von den gehabten Anstrengungen zu stärken. So blieb er noch drei Tage

in Berlin, ehe er sich auf den Heimweg machte.

Andern Tages kam der Kurfürst, wie er dem Hauptmann schon in dem Briefe gemeldet hatte, nach Trebbin, und das erste war, daß er fragte, ob der Clauert noch gefangen säße, wie er befohlen habe, oder ob derselbe schon freigelassen sei.

„Clauert?“ fragte der Hauptmann betroffen; „Euer Gnaden haben befohlen, den Clauert gefangen zu setzen? Davon ist mir nichts bewußt.“

„Wie, Herr Hauptmann! Hat Euch der Clauert nicht einen Brief gebracht, in welchem ich Euch den Befehl mitteilte: Er sollte bis zu meiner Ankunft einige Tage eingesperrt sitzen zur Strafe für seine Spielwut, um die ihn sein Weib bei mir verklagt hatte?“

„Von einem Briefe weiß ich noch viel weniger, gnädiger Herr, obwohl der Clauert schon seit gestern wieder in Trebbin ist, wie mir gemeldet wurde.“

Es wurde nach Clauert geschickt, und als er kam, fuhr ihn der Kurfürst scheinbar sehr zornig an: „Kerl, wo hast du den Brief gelassen, den ich dir übergeben habe, daß du ihn dem Herrn Hauptmann überbringen solltest?“

„Den Brief?“ fragte Clauert und stellte sich äußerst erstaunt; „ist denn der Brief noch nicht hier?“

„Wie soll er denn hier sein, da du ihn nicht abgegeben hast. Wo hast du den Brief gelassen?“

Ganz ruhig entgegenete der Schelm: „Euer Kurfürstliche Gnaden haben mir befohlen, den Brief ja eilends nach Trebbin tragen zu sollen. Nun hatte ich zu Berlin aber viele dringende Geschäfte, die erst noch ausgerichtet werden mußten, da ich doch einmal da war und nicht alle Tage von Trebbin nach Berlin laufen kann; darum warf ich den Brief in die Spree, daß er vorausschwimmen und desto zeitiger ankommen sollte, und ich wundre mich nicht wenig, daß er noch nicht hier ist.“

Der Kurfürst war zwar willens, gegen den Schelm Ernst zu gebrauchen, konnte nun aber vor Lachen nichts gegen ihn vornehmen und verabschiedete ihn vorläufig, befahl dem Hauptmann aber doch, da eine Strafe einmal beschlossen war, daß er ihn vierundzwanzig Stunden in den Turm sperren sollte. Ehe es aber dazu kam, hatte Clauert die Anwesenheit des Fürsten schon wieder für sich ausgebeutet.

Wein oder Wasser.

Als Clauert in die Burg geholt und vor den Kurfürsten geführt wurde, war er an der Küche vorüber gekommen, und liebliche Bratendüfte stiegen in seine Nase. Sogleich ging ihm ein Schelmenstreich durch den Kopf, wie er des Festbratens teilhaftig werden könnte. Um solche Kleinigkeiten war er ja nie verlegen.

Nachdem der Kurfürst mit ihm lachend zu Ende gekommen, fiel ihm auf, was für eine betrübte Miene Clauert machte, und er fragte ihn um die Ursache.

„Ach, gnädiger Herr,“ klagte der Schelm, „mein Weib liegt daheim sehr elend und bedarf sehr der Stärkung. Könnte es ein paar Gläser guten Wein haben, dann würde es bald gesund werden. Ich bin aber ein armer Mann, der keinen guten Wein kaufen kann, und das macht mich traurig.“

Da fühlte der Fürst Mitleid, und da er ihm schon gewogen war, so befahl er, daß man ihm eine Kanne vom besten Wein geben solle. Clauert bedankte sich untertänigst, ging mit dem Kellermeister, nahm die Kanne Wein in Empfang und begab sich damit — in die Küche, wo so herrlich gesotten und gebraten wurde. Die Köche waren seine guten Freunde, durch die er

auch sonst schon manches Gute aus der Küche des Hauptmanns zu erlangen gewußt hatte, und da er mit einer Kanne vom besten Wein aus dem Keller kam, so wurde er jubelnd willkommen geheißen, und es begann ein kleines Zechgelage, bei welchem nur eins zu bedauern blieb: daß man sehr bald der Weinkanne auf den Boden sehen konnte.

„Wartet," schmunzelte Clauert in der beginnenden Weinlaune, „wir wollen sehen, ob und wie wir noch eine zweite Kanne erwischen können."

Er füllte die Weinkanne mit Wasser, verließ die Küche und begab sich in den Burghof, wo er sich so aufstellte, daß er die Fenster des Gemaches beobachten konnte, in welchem sich die Herren befanden. Er rechnete darauf, daß der Kurfürst einmal an das geöffnete Fenster treten und herausschauen würde. Er brauchte nicht lange zu warten; bald trat der Kurfürst mit dem Hauptmann an das offene Fenster und blickte in den Burghof hinab. Da kam Clauert aus seinem Versteck hervor, tat, als ob er ausglitt, stürzte zur Erde und verschüttete das Wasser bis auf den letzten Tropfen.

„O weh," sagte da der Kurfürst zu dem Hauptmann, „da hat der arme Kerl die Kanne Wein auf den Hof gegossen und hat nun nichts für sein krankes Weib. Da wird nichts übrig bleiben, Schlieben, als daß wir ihm die Kanne noch einmal füllen lassen, was meint Ihr?"

Der Wunsch des Fürsten war dem Hauptmann Befehl, er gab dem Kellermeister den Auftrag, und so hatte Clauert eine zweite Kanne vom besten Wein erschlichen, und das Zechgelage in der Küche konnte seinen fröhlichen Fortgang nehmen. Allerdings blieb es nicht verborgen. Der Kellermeister wollte einmal sehen, wie weit die Zurüstungen zum Mahle in der Küche gediehen seien, und überraschte da die lustige Gesellschaft. In der mehr als vergnügten Weinlaune machte Clauert gar kein Hehl aus dem Streich, den er ausgeführt hatte, und der Kellermeister, erbost über diese Frechheit des Gesellen, den er schon nicht leiden mochte, weil er auch ihm schon manchen Schabernack zugefügt hatte, lief und meldete es den Herren.

Wenn er gemeint hatte, daß diese den Schelm nun hart bestrafen würden, so hatte er sich geirrt. Sie brachen vielmehr in ein lautes Gelächter aus, und der Hauptmann sagte: „Das sieht ihm ähnlich, ich hätte ihn doch kennen und wissen müssen, daß die Geschichte von der Krankheit seiner Frau eine Lüge ist, man weiß ja zur Genüge, wie er mit seiner Margareta steht."

„Wißt Ihr, Schlieben, daß mir der Mann dennoch gefällt? Die albernen Späße eines Hofnarren habe ich nie gemocht, aber das ist etwas für mich, solche Scherze mag ich wohl leiden. Er könnte wohl öfter nach Berlin kommen, er würde bei mir nicht schlecht aufgenommen werden."

„Das würde besonders bei dem Vogelschießen, welches Ihr öfter mit den Bürgern von Berlin und Kölln veranstaltet, sich lohnen," nickte der Hauptmann, „denn der Clauert ist nicht nur ein ganz tüchtiger Büchsenmacher, obwohl er das Gewerbe nicht betreibt, sondern auch ein vortrefflicher Schütze, von dem mancher noch lernen kann."

„So, so! Dann ist mir's um so lieber, wenn er sich bei mir sehen läßt. Vergeßt nicht ihn mitzubringen, wenn Ihr zum nächsten Vogelschießen nach Berlin kommt."

Auf der Vogelwiese.

In den Schwesterstädten Berlin und Kölln an der Spree war reges Leben. Es fand wieder einmal ein Vogelschießen statt, wie es Kurfürst Joachim von Zeit zu

Zeit zu veranstalten pflegte und wozu jeder ehrsame Bürger Zutritt hatte, der die Kunst des Armbrustschießens verstand. Auf der Aue draußen vor der Stadt war die hohe Stange errichtet, von welcher der hölzerne Vogel herabschaute, der mit dem Bolzen herunterzuschießen war.

Der Trebbiner Hauptmann v. Schlieben, der nicht vergessen hatte, Hans Clauert mitzubringen, war ziemlich spät gekommen, denn es saß nur noch das Hauptstück des Vogels an der Stange, das denjenigen, der es herunterbrachte, zum Hauptschützen, zum Vogelkönig machte. Alle hatten sich schon vergeblich bemüht, diese Ehre zu erlangen, der Rest des Vogels war meist gar nicht getroffen worden, alle Bolzen waren vorbei geflogen.

Als nun die Reihe des Schießens an den Kurfürsten kam, gab dieser seine Armbrust an Clauert, daß der für ihn schießen und den Vogel herunter holen sollte. Clauert stellte sich möglichst einfältig, zielte gar nicht nach dem Vogel, sondern nach der Vogelstange unten. Alle lachten und verspotteten ihn wegen dieser Einfalt.

„Aber Hans," sagte der Kurfürst, „was machst du denn, wie willst du denn den Vogel herabschießen, der sitzt doch nicht dort unten?"

„Mit Verlaub, gnädigster Herr," entgegnete Clauert, „wenn ich da unten den Riegel wegschieße, womit die Stange befestigt ist, so muß doch der Vogel herunter kommen, wie ich meine."

„Wie willst du denn den eisernen Riegel wegschießen, du Narr," sagte der Kurfürst kopfschüttelnd, und alle stimmten lachend überein, daß er ein Narr wäre, und als Clauert nun dennoch schoß, flog der Bolzen natürlich weit unter dem Vogel dahin.

„Siehst du, du Narr," meinte der Kurfürst, „ich habe es dir ja gesagt, daß dies nichts werden kann."

„Ach, gnädigster Kurfürst und Herr," antwortete Clauert demütig, „was soll ein Narr auch Gutes schießen können."

Joachim hatte zwar noch keine Probe von Clauerts Schießkunst gesehen, aber der Hauptmann v. Schlieben hatte ja gesagt, daß er ein vortrefflicher Schütze wäre, und versicherte auch jetzt wieder, daß es in der ganzen Hauptmannschaft Trebbin und Zossen einen besseren Schützen nicht gäbe als den Clauert. Daher glaubte der Kurfürst, daß er sich nur verstellt habe, und als die Reihe des Schießens wieder an ihm war, gab er Clauert seine Armbrust zum zweitenmal und ermahnte ihn, nun seine Sache besser zu machen und die Klugen, die ihn ausgelacht hätten und den Vogel doch auch nicht träfen, zu beschämen.

Clauert nahm die Armbrust und zielte anscheinend sehr bedächtig nach dem Vogel, aber sie flog in seiner Hand hin und her. Einer stieß den andern an, und endlich brachen sie alle in ein lautes Gelächter aus. Da schien es dem Schützen der Narrheit aber genug zu sein. Er setzte die Armbrust ab, legte sie aber, ohne zu zittern, gleich wieder an, und fast in demselben Augenblick flog auch der Bolzen dahin, und der Vogel kam herunter.

„Ein Meisterschuß!" rief der Kurfürst; aber so fröhlich der Fürst nun war, so unwillig waren die andern, denn sie merkten nun recht wohl, daß der Schelm sie nur geäfft hatte. Sie durften sich aber nicht merken lassen, wie ärgerlich sie waren, daß hier einmal ein Narr der Klugen Meister geworden war.

Der Kerkermeister im Turm.

Im Jahre 1565 erlitt Trebbin einen ungeheuren Brandschaden, der größte Teil des Fleckens wurde in Asche gelegt, und es war große Not unter den Leuten. Es

würde manche Stelle in dem Orte wüst liegen geblieben sein, wenn der Kurfürst nicht eingegriffen und gestattet hätte, daß die Abgebrannten das nötige Bauholz in der großen Zossenschen Heide hätten schlagen dürfen. Das geschah nun zwar, aber gar manches der geschlagenen Hölzer blieb liegen, weil die Armut des damit Beschenkten diesem es unmöglich machte, dasselbe auch abfahren zu lassen. Es blieb der Verwesung überlassen.

Darob ergrimmte der Hauptmann Eustachius v. Schlieben zu Zossen in heftigem Zorn und schwur, daß er den ersten, welcher zu ihm käme, ihn um Bauholz zu bitten, ins Gefängnis würde werfen lassen. Als das dem Rat von Trebbin mitgeteilt wurde, geriet er in große Sorge, denn es waren noch ihrer viele, die noch kein Holz angewiesen erhalten hatten, und sie kannten den Hauptmann gut genug, daß er auch seinen Schwur sicherlich halten würde. Da war nun guter Rat teuer, denn es wollte niemand auf sich nehmen, sich bei dem grimmigen Hauptmann der angedrohten Gefahr auszusetzen.

Da kam einer auf den Gedanken, den Clauert zu schicken, denn der sei bei dem Kurfürsten und infolgedessen auch bei dem Hauptmann hoch angesehen und würde gewiß nichts zu befürchten haben. Clauert wurde gerufen und ihm der Antrag gemacht, er sollte doppelten Botenlohn und freie Zehrung erhalten. Clauert nahm den Antrag auch an, den Brief nach Zossen zum Hauptmann v. Schlieben zu tragen, denn er dachte bei sich, daß die Sache ja nicht so gefährlich werden könnte, und wenn der Hauptmann auch gegen ihn grimmig sein sollte, so würde es ja wohl Mittel und Wege geben, dem zu entgehen oder ihm wieder einmal ein Schnippchen zu schlagen.

Er machte sich auf den Weg nach Zossen und wurde auch sogleich bei dem Hauptmann vorgelassen.

„J Hans, sieh da," begrüßte ihn der Hauptmann lustig, „läßt du dich auch wieder einmal sehen? Was bringst du?"

„Einen Brief vom Rat von Trebbin, Euer Gnaden," antwortete Clauert unschuldig.

„Einen Brief vom Rat von Trebbin?" wiederholte der Hauptmann und runzelte die Stirn; „na, da gib mal her."

Clauert zog den Brief aus seinem Wams, überreichte ihn, und der Hauptmann las. Seine Miene wurde aber immer finsterer, und als er den Brief auf den Tisch warf, sagte er ernst: „Es tut mir leid, Hans, daß gerade du der erste bist, der da kommt um Holz zu werben; aber ich habe geschworen, und das muß ich halten." Dann schellte er, und dem eintretenden Wächter befahl er: „Geh' her und führe mir diesen Mann in den Turm hinauf."

Clauert entgegnete kein Wort, sondern folgte dem Wächter, der ihn nach dem Turm führte. Dieser Turm hatte unten keine Eingangstür, sondern erst hoch oben, bis wohin man auf einer langen Leiter hinaufsteigen mußte. Als sie hier angekommen waren, sagte Clauert: „Lieber Peter, steige du voran, ich werde dir folgen, daß du mir zeigen kannst, wo ich zum Turm hineingehen soll. Ich kann mich mit dem Gesicht schlecht behelfen; wenn ich voranginge, so könnte ich leicht fehltreten, und wenn ich dann stürzte, so würde ich dich mit hinabreißen, und wir würden beide das Genick brechen. Auch habe ich mir sagen lassen, daß da oben ein großes Loch ist, durch welches man die Übeltäter hinabläßt. Das mußt du mir auch zeigen, daß ich nicht hineinstürze."

Arglos ging der Wächter in die Falle, da er keine Ahnung hatte, daß Clauert die Turmgelegenheit recht gut kannte. Er stieg also voran, und Clauert folgte ihm. Als sie oben an die Tür kamen, steckte der Wächter den Schlüssel in das Schloß

und schloß die Tür auf und ließ den Schlüssel gleich darin stecken. Dann ging er hinein und rief: „Hans, folge mir hier, wie ich dir zeigen werde." Clauert dachte aber gar nicht daran, zu folgen, sondern warf die Tür zu, drehte den Schlüssel um und stieg, des Geschreies drinnen nicht achtend, ruhig die Leiter wieder hinab und ließ den Kerkermeister sitzen.

Nun hatte Clauert aber durchaus keine Eile, Zossen und den grimmigen Hauptmann hinter sich zu bringen, wie ein anderer wohl schleunigst getan haben würde. Er blieb, hatte sogar die unglaubliche Dreistigkeit, zum Abendessen in die Burg zu gehen und sich zum Speisen unter des Hauptmanns Knechte zu setzen. Wie es damals noch Sitte war, speiste der ganze Hausstand in einem und demselben Saale, die Dienstleute saßen an langer Tafel unten und die Herrschaft und etwa anwesende Gäste auf einer erhöhten Bühne obenan. So war es auch in Zossen.

Es war geboten, daß die Dienstleute sich bei Tische möglichst ruhig verhielten, heute aber wurde unter den Knechten viel gelacht, so daß sich die Hausfrau umdrehte, um die Ursache zu entdecken. Da sah sie Clauert mitten unter den Knechten sitzen, und da sie von der Einsperrung desselben gehört hatte, so sprach sie verwundert zu dem Hauptmann: „Junker, ich habe gehört, daß Ihr den Clauert aus Trebbin habt gefangen setzen lassen."

„Ja wohl," antwortete der Hauptmann und setzte lachend hinzu: „es soll mich wundern, was der Schalk davon denken wird. Er hat sich ja freilich nur als Bote von dem Amt gebrauchen lassen, aber ich hatte geschworen, daß der erste Trebbiner, der mit einer Bitte um Holz käme, gefangen gesetzt werden sollte. Es tut mir leid, daß gerade Clauert der erste sein mußte, aber einen Schwur muß man halten."

„Nun sagt aber, lieber Junker," sagte die Frau, „wie kommt es dann, daß doch der Clauert da unten mitten unter unseren Knechten sitzt?"

„Frau, du träumst wohl?" meinte der Hauptmann leichthin.

„O nein, ich bin sehr wach. Dreht Euch nur um, da werdet Ihr den Clauert leibhaftig sitzen sehen."

Der Hauptmann drehte sich um und sah zu seinem höchsten Erstaunen Clauert sitzen, und der stand nun sogar auf und machte ihm eine höfliche Verbeugung.

„Ei, Hans," rief er ihm zu, „was machst du hier? Wie kommst du hierher? Hab' ich dich nicht in den Turm setzen lassen?"

„Leider ja, Herr Hauptmann," antwortete Clauert keck, „aber ich habe einen andern an meine Stelle gebracht, der will so lange für mich sitzen, bis ich gegessen habe. Ich hatte den ganzen Tag noch wenig gegessen, und hier wurde gerade das Abendmahl bereitet, da mußte ich auf dem Wege nachdenken, wie ich hier zur Mahlzeit käme."

Der Hauptmann versuchte ein grimmiges Gesicht zu machen, aber es gelang ihm nur schlecht, als er sagte: „Da wollte ich doch wetten, daß er sogar den Wächter, den Peter, eingesperrt hat."

Clauert antwortete ganz einfältig: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe sonst keinen näheren finden können, der mir diesen Dienst geleistet hätte."

Da konnte sich der Hauptmann aber doch nicht länger halten und platzte laut lachend los, und die ganze Schar der Dienstleute stimmte mit ein. Daß der Kerkermeister selber eingesperrt worden, war ja auch ein zu köstlicher Spaß.

Als sich der Hauptmann wieder beruhigt hatte, wendete er sich an seine Hausfrau und sprach: „Du siehst, Katharina, daß ich mit dem durchtriebenen Schalk nichts anfangen kann. Da er aber

nicht ungestraft bleiben darf, weil er sonst gar übermütig wird, so nimm du ihn und strafe ihn nach deinem Gefallen."

Die Hauptmannsfrau, welche mitgelacht hatte, daß sie sich die Tränen aus den Augen wischen mußte, winkte Clauert zu sich und hieß ihn neben ihr sitzen. Dann befahl sie, eine große kupferne Kanne Wein herauf zu bringen und vor Clauert hinzusetzen: „Diese Kanne trinkst du zur Strafe für deine neue Freveltat heute abend noch bis zur Neige."

„Ach, Frau," lachte Clauert vergnügt, „solche Strafe wollte ich wohl alle Tage erleiden."

Der Wächter aber mußte zur Strafe, daß er sich so hatte übertölpeln lassen, zwei Tage und zwei Nächte im Turm sitzen. Nichtsdestoweniger wurden er und Hans Clauert sehr bald wieder die besten Freunde.

— — — — — —

Hans Clauert starb schon ein Jahr darauf. Als im Jahre 1566 das „große Sterben", das ist die Pest, ganz Europa verwüstete, erlagen ihr auch in Trebbin viele Leute. Kaum zeigten sich die ersten Fälle der fürchterlichen Krankheit, so verließ Clauert mit einer Anzahl Genossen das Städtlein, und sie kampierten im Busch. Das ging nun wohl den Sommer über, als aber die rauhe Jahreszeit mit ihren Stürmen und Unwettern herankam, war das unmöglich, und da sich Clauert noch immer nicht in die Stadt hineinwagte, so blieb er in einer Scheune vor dem Tore und machte sich da ein Lager zurecht. Und da ereilte ihn dennoch der Tod; das Leben bei Wind und Wetter und ungenügender Nahrung war für den alternden Mann zu viel gewesen.

Sterbend aber vermochte er seine Schelmerei nicht zu lassen. Seine Frau bat er, daß sie ihn nicht auf dem Kirchhof vor dem Tore, wo die Bauern aus den umliegenden Dörfern beerdigt werden, möchte begraben lassen, denn er habe nie gut mit den Bauern gelebt, „oder wir würden uns dann miteinander raufen und schlagen, worüber ich meine grauen Haare verlieren könnte". Sein Testament war kurz: seine Seele vermachte er Gott dem Herrn, Eustachio von Schlieben sein Vogelnetz, dem Schmied seinen Ambos, Karten und Würfel aber dem Teufel. Sein Leichnam ward in die Stadt getragen, wo er auf dem Kirchhof bei den Bürgern begraben liegt.



Doktor Faust.

(„Historie von D. Johann Fausten, dem weltbeschreyten Zauberer vnd Schwarzkünstler, Frankfurt a. M. 1587." Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Dr. Faust, der als berüchtigter Schwarzkünstler im In- und Auslande weithin bekannt war, zu Luthers Zeit wirklich gelebt hat. Er soll etwa 1485 geboren und um 1540 vom Teufel geholt worden sein. Ihm wurden nach seinem Tode viele im Volksmunde lebenden Sagen und Geschichten von Zauberei und sonstigen geheimen Künsten und Wissenschaften zugeschrieben.)

Faust, der Zauberer.

„Willt du die rechte Gestalt oder Bild des Teufels sehen, und wie er gesinnet ist eigentlich erkennen, so hab' wohl Achtung auf alle Gebot' Gottes, ordentlich nacheinander, und stelle dir für Augen ein argen, schändlichen, verlogenen, verzweifelten, verruchten, gottlosen, lästerlichen Menschen, des Sinn und Gedanken allein dahin gerichtet sind, daß er wider Gott auf allerlei Weise handeln und den Menschen Leid und Schaden tue. Da siehest du den Teufel leibhaftig."

So sagt Dr. Martin Luther in seinen Tischreden, in denen er auch den Dr. Faust mehrfach erwähnt. Auch Melanchthon, Luthers Mitarbeiter am Werke der Reformation, kannte den berüchtigten Schwarzkünstler; ja, er gibt sogar an, daß er in Knittlingen im Württembergischen geboren. Andere lassen ihn in der Gegend von Kreuznach das Licht der Welt erblicken, noch andere in Soltwedel im Sächsischen. Letzteres hat insofern etwas für sich, als die sächsischen Lande der vornehmlichste Schauplatz seiner Taten gewesen sind, besonders die Universitäten Wittenberg und Erfurt, denn aus flotten Studenten bestand sein Hauptumgang. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Faust der einzige Sohn armer Bauersleute gewesen sei, daß aber in Wittenberg ein vermögender Oheim lebte, der sich des aufgeweckten Knaben annahm, ihn die Schule besuchen und dann auch studieren ließ.

HISTORIA
Von D. Johañ
Fausten/dem weitbeschreyten
Zauberer vnnd Schwartzkünstler/
Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben / Was er hierzwischen für seltzame Abenthewer gesehen / selbs angerichtet vnd getrieben / biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen.
Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften / allen hochtragenden / fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel / abscheuwlichen Exempel / vnd treuwhertziger Warnung zusammen gezogen / vnd in den Druck verfertiget.
IACOBI IIII.
Seyt Gott vnterthänig / widerstehet dem Teuffel / so fleuhet er von euch.
CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.
Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Johann Spies.
M. D. LXXXVII.

Nach dem Originaltitel der ersten Ausgabe von 1588 aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Das Studium soll er in Ingolstadt absolviert haben, wo er fleißig der Philosophie und Theologie oblag, so daß er es bald zur Würde eines Magisters brachte. Dennoch sagte dem leichtlebigen Faust der strenge Ernst dieses Studiums nicht zu. Die damalige Zeit war allem zauberischen Unwesen, wie Wahrsagen, Beschwören, Teufelsbannen und dergleichen zugetan, und auch Faust fühlte sich davon besonders angezogen. Seine lebhafte Phantasie meinte das höchste Glück darin finden zu müssen, mächtigen Geistern gebieten und wunderbare Taten verrichten zu können. Er gab daher die Theologie auf und wählte das Studium der Medizin. Daneben suchte er Zigeuner auf und andere zweifelhafte Menschen, die man im Besitz geheimer Wissenschaft wähnte. Endlich ergab er sich ganz der Magie, der Sterndeuterei und ähnlichen Dingen und wußte sich wie andere Männer seiner Art, in den Ruf zu bringen,

daß ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote ständen.

Sein Oheim in Wittenberg war gestorben und hatte ihm sein großes Vermögen hinterlassen, und Faust lebte mit einer Schar ebenso lockerer Gesellen in Saus und Braus. Die Sage erzählt nun, daß er, nachdem das Vermögen des Oheims nahezu verpraßt war, den Fürsten der Hölle zitiert und einen Pakt mit ihm auf vierundzwanzig Jahre geschlossen habe; daß sein unheimlicher Diener Mephistopheles nichts anderes gewesen sei, als ein Geist der Finsternis, der die Verpflichtung hatte, ihm während des genannten Zeitraumes pünktlich jeden Wunsch, jedes Verlangen, jede Begierde zu erfüllen, wofür er dann nach Ablauf der vierundzwanzig Jahre mit Leib und Seele dem Teufel verfallen gewesen sei und dieser ihm den Hals umgedreht habe.

Hier sollen nun einige der Streiche des Magiers kurz erzählt werden, in denen lediglich der Humor überwiegt.

Die Fahrt durch die Luft.

In Wittenberg studierten, es war im Jahre 1525, drei junge Freiherrn, zu deren besonderer Aufsicht ihre Eltern ihnen einen Hofmeister mitgegeben hatten. Die erfuhren nicht sobald, daß in München die Hochzeit des Kurfürsten mit aller Pracht gefeiert werden sollte, als ihnen auch die Lust ankam, diesen großartigen Festlichkeiten beiwohnen zu können. Sie wußten jedoch nicht, wie sie die Sache angreifen sollten. Der Hofmeister war ihnen zwar nicht im Wege, denn er hatte gerade während der Tage eine Einladung nach einem Edelhofe in der Nähe von Wittenberg angenommen und mußte dort hinreisen, aber die Schwierigkeit lag darin, wie sie die weite Reise nach München hätten bewerkstelligen können. Zu Pferde natürlich, denn anders war es damals nicht wohl möglich; aber die Zeit war gar so kurz, sie hätten kaum noch zurechtkommen können.

Da machte einer den Vorschlag: sie wollten sich an Doktor Faust wenden, den sie recht gut kannten, da sie wiederholt schon Gäste in dessen Hause gewesen waren; der würde ihnen sicherlich guten Rat geben, gewiß auch gern behilflich sein, ihre Absicht auszuführen. Gesagt, getan. Sie veranstalteten eine feine Gasterei und luden den Doktor dazu ein. Nachdem nun weidlich gezecht worden, eröffneten sie ihm ihren Wunsch, und Faust ging ohne Bedenken darauf ein, indem er ihnen zusagte, denselben zu erfüllen, sie sollten ihn nur machen lassen. Nur die eine Bedingung stellte er, daß sie reinen Mund halten müßten und zu niemand davon sprechen dürften, welche Bedingung die Studenten gern eingingen.

Nichtsdestoweniger verstrich die Zeit, ohne daß Faust irgendwelche Anstalten traf, und die jungen Leute meinten schon, er habe gar nicht im Sinne gehabt, sein Versprechen zu halten, oder die Sache ganz vergessen. Da aber, schon am Vorabend der Hochzeit in München, erhielten sie von Faust die Aufforderung, sich in ihren schönsten und vornehmsten Kleidern bei ihm einzufinden. Dies geschah, und hier sagte der Doktor: „Nun will ich mein Versprechen halten und euch nach München führen. Ihr müßt mir aber treulich geloben, daß ihr während der ganzen Fahrt kein einziges Wörtlein reden wollt. Auch in München, wenn ich euch in den kurfürstlichen Palast führe, mögen die Leute zu euch sagen, was sie wollen: ihr dürft keinerlei Antwort geben, sondern müßt euch völlig stumm verhalten.“ Die Freiherren taten das verlangte Gelöbnis. Darauf fuhr der Doktor fort: „Nun gut; wenn ihr dies Gelöbnis unverbrüchlich haltet, so wird alles vortrefflich enden,

und ihr werdet große Freude haben. Wer es aber bricht und auch nur ein Wort spricht, dem kommen die bösen Folgen auf sein Haupt, und ich bin außer aller Schuld.“

Danach nahm Faust einen großen Nachtmantel und führte die jungen Leute in den Garten hinab. Hier breitete er den Mantel auf die Erde, setzte die drei Herren und sich selbst darauf und ermahnte sie noch einmal sehr ernst, ihres Gelöbnisses eingedenk zu sein. Da erhob sich ein heftiger Wind, schlug den Mantel um die Männer, und sie erhoben sich in die Luft. Nach etlichen Stunden senkte sich der Mantel wieder zur Erde: Sie befanden sich, schon am hellen Tage, in dem Vorhofe des Münchener Palastes, ohne daß jemand gewahr geworden, wie sie dort hingekommen seien.

Die vornehm gekleideten Fremden wurden von den Dienern und auch von dem Hofmarschall mit aller Ehrerbietung empfangen, und so wurden die jungen Leute in der Tat Zeugen der großartigen Festlichkeiten dieses Tages, denn sie hielten ihr Gelöbnis treulich. Wohl wunderte man sich, daß die Fremden kein Wort sprachen, sondern jegliche Anrede immer nur mit einer höflichen Verneigung beantworteten. Wohl war auch dem Kurfürsten Meldung von den sonderbaren stummen Fremden gemacht worden, doch er hatte Befehl gegeben, man solle sie nicht behelligen, denn sie seien fürstliche Gäste wie alle andern.

Die Freiherren blieben stumm, und alles ging vortrefflich. Als es endlich zur Abendtafel ging, hing Faust seinen großen Mantel über seinen Stuhl und sagte zu den Studenten: „Merket wohl auf, was ich euch heiße. Es kommt nun bald die Stunde, wo wir aufbrechen müssen. Wenn ich zweimal „Wohlauf! wohlauf!“ rufen werde, so fasset rasch mit der Hand meinen Mantel, so werden wir aus diesem Saale wie aus München ebenso geheimnisvoll verschwinden, wie wir gekommen sind.“ Die Studenten nickten nur, denn sie waren ihres Gelöbnisses eingedenk, stumm zu scheinen. Als die Fremden bei der Tafel nun ganz besonders höflich bedient wurden, vergaß sich aber der eine Student und aus Gewohnheit bedankte er sich für die ihm erzeigten Ehren. Da sprach Faust schnell: „Wohlauf! wohlauf!“ Aber nur zwei der Studenten erfaßten rasch den Mantel und waren sogleich mit ihrem Führer verschwunden. Der dritte, welcher gesprochen hatte, war so erschrocken gewesen, daß er nicht hatte zufassen können, und saß nun wie gelähmt auf seinem Stuhl.

Es gab einen großen Aufstand, und der Kurfürst befahl, diesen angeblich stummen Fremden, der sich dennoch hatte bedanken können, in einem abgelegenen Zimmer wohl zu verwahren; morgen solle die Sache näher untersucht werden.

Dem jungen Manne war es lieb, daß er nicht sogleich zum Reden gezwungen, sondern in Gewahrsam gebracht wurde; er hätte ja sonst kaum anders gekonnt, als sich und seine Vettern zu verraten, was ja bald auch wohl ihren Eltern zu Ohren gekommen wäre und ihnen großen Schimpf eingetragen hätte. Als er nun so allein saß, verlor sich auch jede Bangigkeit, denn er sagte sich sehr richtig, daß ihn die Vettern und vor allen Doktor Faust nicht im Stich lassen, sondern rechtzeitig befreien würden. Und so geschah es denn auch.

Noch ehe der Tag graute, war Faust wieder in München. Er durchstrich den Palast und entdeckte sehr bald eine Tür, vor welcher einige Wachen saßen. Er schläferte diese ein, betrat das Zimmer und sah den jungen Freiherrn schlafend auf einem Ruhelager. Alsobald schlug er seinen Mantel um den Schläfer und war

mit ihm aus dem Zimmer und aus München verschwunden.

So kam auch der dritte Student mit Tagesanbrach wohlbehalten wieder heim, und die drei jungen Leute blieben, so lange sie in Wittenberg verweilten, Doktor Fausts dankbare Verehrer.

Das ausgerissene Bein.

Zu Pfeiffering war Markt, und Faust richtete durch seine Kunst ein schönes Pferd her, das er daselbst zu verkaufen gedachte. Es fanden sich auch viele Käufer, denen das Pferd ausnehmend gefiel und die sich im Preise einander überboten. Endlich nach langem Handeln und Feilschen wurde Faust mit einem Roßhändler eins, der ihm vierzig Gulden bar bot, worauf Faust scheinbar immer noch widerstrebend einging, und man konnte es dem Gesicht des Käufers ansehen, daß er vermeinte, trotz des hohen Preises einen ausgezeichneten Handel gemacht zu haben.

Faust nahm scheinbar traurigen Abschied von dem schönen Tiere und sprach dann zu dem Roßtäuscher: „Eins aber will ich Euch doch noch sagen, Mann, daß Ihr keinen Schaden erleidet, und ich warne Euch, wohl darauf zu achten: Ihr dürft das Pferd innerhalb zweier Tage nicht in die Schwemme reiten." Der Käufer nickte nur, er schien nur halb auf die Warnung gehört zu haben, setzte sich auf und ritt davon, augenscheinlich hocherfreut und schon die ansehnliche Summe überschlagend, die er bei diesem Handel gewinnen würde.

Wohlgemut ritt der Mann dahin und freute sich mehr und mehr über die herrliche Gangart des Pferdes. Er achtete nicht darauf, daß das Pferd, von ihm selbst wohl unbewußt so gelenkt, die Landstraße verließ und einen Seitenweg einschlug, bis es plötzlich an dem Ufer eines schnell fließenden, ziemlich breiten Wassers von selbst stillstand. Verwundert sah der Reiter auf und bemerkte nun erst, daß er von der Straße abgekommen war und daß er einen großen Umweg hätte machen müssen, wenn er wieder dahin zurückgelangen und die über das Wasser führende Brücke erreichen wollte.

Da fiel ihm aber Fausts Warnung ein, daß er das Pferd binnen zwei Tagen nicht in die Schwemme, also nicht ins Wasser bringen sollte. Jetzt erst fing er an zu überlegen, was der Verkäufer wohl damit gemeint haben könnte. Er mochte aber sinnen, so viel er wollte, er fand keinen Grund für diese sonderbare Warnung und meinte schließlich, es sei doch wohl ganz gleich, ob er heute oder morgen oder erst übermorgen mit dem Pferde ins Wasser ritte; der Mann habe sich wohl nur einen dummen Spaß mit ihm machen wollen. Er faßte daher den Entschluß, quer durch den Fluß zu reiten und sich so den Umweg nach der Brücke zu ersparen; daß das Wasser nicht besonders tief war, wußte er ja.

Gehorsam folgte das Pferd seinem Antreiben. Als er aber mitten in den Fluß kam, verschwand plötzlich das Pferd unter ihm, und er saß auf einem Bund Stroh, auf dem er den Fluß hinabtrieb. Vor unsäglichem Schrecken wäre der Roßtäuscher beinahe in große Gefahr geraten, aber glücklicherweise führte ihn der Strom dem Ufer näher, so daß er an das Land waten konnte.

Spornstreichs lief er nun nach dem Marktflecken zurück und eilte in das Wirtshaus, wo der Pferdeverkäufer zuvor abgestiegen war. Er fand diesen wirklich noch anwesend, aber der Mann lag auf der Ofenbank und schlief. Wütend packte ihn der Roßtäuscher bei einem Bein, um ihn von der Bank herabzuziehen. Aber — o Entsetzen! — er riß ihm das Bein aus, so daß er rücklings in die Stube stürzte

und noch die hinter ihm stehende Wirtin mit umriß. Der Doktor brüllte Zetermordio, so daß die Leute auf der Straße zusammenliefen; aber der Roßtäuscher wartete den Erfolg nicht ab, sondern stürzte über Hals und Kopf zum Hause hinaus und eilte, so sehr er konnte, auf der Landstraße nach Hause. Doktor Faust aber setzte den ausgerissenen Fuß lachend wieder an und freute sich über die erbeuteten vierzig Gulden.

Der Ritt auf dem Weinfaß.

Einst waren mehrere junge Adlige nach Wittenberg gekommen, um dort ihre Studien zu vollenden. Sie waren mit Doktor Faust bekannt geworden und wollten auch gern einmal die Leipziger Messe kennen lernen, von der sie schon viel Rühmens gehört hatten. Sie versprachen sich gerade von Fausts Gesellschaft viel Kurzweil, und der Doktor war auch gern dazu bereit. Er wußte es einzurichten, daß sie den weiten Weg von Wittenberg nach Leipzig nicht einmal zu Fuß zurückzulegen brauchten, denn als sie vor das Tor kamen, stand ja gerade ein mit vier Pferden bespannter Bauernwagen, dessen Kutscher sich sofort bereit finden ließ, sie für ein gutes Trinkgeld nach Leipzig zu fahren. Sie saßen also auf, und obgleich ihnen, nachdem sie erst eine kurze Strecke gefahren waren, ein Hase quer über den Weg lief, was nach dem allgemeinen Glauben eine unglückliche Reise bedeuten soll, so widerfuhr ihnen doch nichts, und sie gelangten glücklich nach Leipzig.

Andern Tages durchzogen sie die Stadt und konnten sich gar nicht genug verwundern über die vielen Waren und Kostbarkeiten, die hier zur Messe aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren. Ganz besondere Anziehungskraft hatte eine zusammengehörige Gruppe von Gebäuden, welche gegenüber vom Markte kürzlich erst neu entstanden waren, und der Auerbachsche Hof genannt wurden, denn in deren Räumen war das Kostbarste aufgehäuft und zur Schau gestellt, was die Messe zu bieten vermochte. Hier verweilten sie mehrere Stunden, denn ihren Augen boten sich immer neue Herrlichkeiten dar.

Als sie wieder auf die Straße traten, wurden sie Zeugen einer Szene, die ihre volle Aufmerksamkeit fesselte. In dem Hause befand sich damals schon und befindet sich heute noch ein Weinkeller, der durch unsern großen Dichter Goethe als „Auerbachs Keller" weltberühmt geworden ist; auch das jetzige große Rathaus gegenüber auf dem Markte ist auf demselben Grunde erbaut, wo damals noch das alte Rathaus stand. Also: als die Herren auf die Straße traten, war eine Anzahl von Leuten beschäftigt, ein riesiges Faß Wein aus dem Keller die Treppe herauf zu winden, und sie mühten sich vergeblich ab, denn es gelang ihnen nicht, da ihre Kräfte dazu nicht ausreichten und noch weitere Hilfe herangeholt werden mußte.

Faust und seine Begleiter hatten die vergeblichen Bemühungen der Leute eine Zeitlang mit angesehen. Da sagte der Doktor, der hier eine seiner unbegreiflichen Künste auszuführen gedachte: „Aber Leute, wie stellt ihr euch so ungeschickt an. Seid eurer so viele und vermöget nicht einmal so ein Fäßlein die Treppe herauf zu bringen, wozu doch wohl einer allein genug sein sollte, wenn er sich nur dazu richtig anzustellen wüßte."

Die Arbeiter sahen den Sprecher unwillig an, und Faust hatte einige nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen hinzunehmen. Der Küfer aber, der die Arbeit leitete, sagte zu ihm: „Wollt Ihr uns hier zu Narren machen, Herr? Wenn Ihr meint, das besser zu verstehen als wir

und so stark zu sein, ein solches Faß allein die Treppe herauf zu bringen, so tut es in drei Teufels Namen!"

Der Streit wäre vielleicht noch eine Weile so fortgegangen, aber indem trat auch der Besitzer des Weinkellers hinzu, und als er hörte, um was es sich handelte, sagte er lachend zu Faust: „Nun wohlan, mein Herr! wenn Ihr denn ein so starker Riese seid, das Faß allein herauf zu bringen, oder einer von Euren Begleitern, so soll demjenigen, der das fertig bringt, das ganze Faß mit seinem Inhalt zu eigen gehören."

Als ob es sich nur um eine selbstverständliche Sache handle, entgegnete der Doktor ruhig: „Soll das ein Wort sein, Herr?"

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt, und wiederhole: wer das Faß allein heraufbringt, dem soll es zu eigen sein."

Es waren auch noch einige Leipziger Studenten hinzu getreten, und Doktor Faust sagte deshalb; „Gut also, diese Herren hier sind sämtlich Zeugen von dem Versprechen, das Ihr gegeben habt. Nun wollen wir sehen, was zu machen ist."

Nach diesen Worten stieg Faust in den Keller hinab und setzte sich breit rittlings auf das Faß wie auf ein Roß, und auf seinen Befehl stieg nun das Faß eine Stufe der Treppe nach der andern empor, und so ritt der Zauberer gewissermaßen aus dem Keller auf die Straße.

Alle Anwesenden schlugen natürlich vor Staunen die Hände zusammen, einige bekreuzigten sich auch, denn daß dies nicht mit richtigen Dingen zuging, lag auf der Hand. So faßte es auch der Weinherr auf und wollte nun von seiner Zusage nichts wissen. Da aber nahmen sämtliche Zuschauer Partei für Doktor Faust, und der Weinherr mußte sein Versprechen halten, wenn er zu dem Schaden nicht auch noch den Schimpf haben wollte.

Nach mancherlei Sträuben ließ er denn auch das Faß dem Doktor verabfolgen. Dieser ließ es in ein Wirtshaus schaffen und lud sämtliche Zeugen zu einem lustigen Zechgelage ein, hatte auch nichts dagegen, daß die Studenten auch noch ihre Freunde dazu einladen wollten. Und das riesige Faß enthielt Stoff genug, daß sie sich mehrere Tage hindurch weidlich lustig machen konnten.

Der Heuwagen.

Es war um die Zeit der Heuernte, als sich Doktor Faust in Gotha befand. Er hatte nach seiner Gewohnheit wieder einmal mit einer lustigen Gesellschaft stark gezecht und wollte nun noch mit den Zechgenossen sich ein wenig vor dem Tore ergehen, um den Kopf wieder frisch zu machen.

Da begegnete ihnen vor dem Tore ein Bauer, der mit einem hochbeladenen Heuwagen zur Stadt hinein wollte. Die Spaziergänger hatten die Mitte des Fahrweges gewählt und der Bauer herrschte sie unwirsch an, daß sie seinem vollgeladenen Wagen aus dem Wege gehen sollten.

„O," rief Faust dagegen; „siehst du nicht, daß wir auch vollgeladen sind? und weißt du nicht, daß ein Wagen einem solchen Menschen aus dem Wege weichen muß? Fahre du also zur Seite, damit wir ungehindert weiter können."

Der Bauer wurde grob und verstieg sich endlich zu der Drohung: wenn sie ihm nicht sogleich Platz machten, so würde er ihnen die Wege weisen.

„Was, Bauer," erwiderte Faust, „du willst noch pochen? Mache keine Umstände und weiche aus dem Wege, sonst wahrlich fresse ich deinen Wagen samt dem Heu und den Pferden."



Der Ritt auf dem Weinfaß.

„Ei," höhnte der Bauer, „friß du und der Teufel, meinetwegen auch noch etwas anderes dazu."

Da gebrauchte Faust seine geheime Kunst und verblendete dem Bauern die Augen, daß der nicht anders meinte, als er sähe, wie der Mann vor ihm plötzlich ein Maul aufriß, groß wie ein Scheunentor, durch das Pferde und Heuwagen hineinfuhren und verschwanden. Vor Schrecken ließ er alles im Stich und rannte in die Stadt hinein, da er nicht anders dachte, als nun würde die Reihe an ihn kommen. Eilends lief er aufs Rathaus und klagte dem Bürgermeister, wie es ihm ergangen wäre, wie ein Trunkener sich seinem Wagen in den Weg gestellt und nicht habe weichen wollen, wie der ihm dann gedroht habe, er würde Wagen, Heu und Pferde fressen, was denn auch wirklich geschehen sei.

Je weiter der Bauer, immer mehr in Aufregung geratend, erzählte, desto heiterer wurde das Gesicht des Bürgermeisters, und endlich, als jener geendet, lachte er laut auf und sagte: „Höre, Bauer, du bist entweder selber betrunken oder nicht recht bei Sinnen."

„Ich bin nicht betrunken und habe meine Sinne beisammen," versicherte der Bauer; „es ist so, wie ich Euer Gnaden gesagt habe, der Kerl hat mir Pferde und Wagen verschlungen."

„Aber das ist ja doch rein unmöglich," sagte der Bürgermeister, noch immer lachend.

„Nicht möglich? nein, ganz gewiß ist es, kommt mit mir, und Ihr werdet den Kerl vollgefressen vor dem Tore finden, da er sich nun doch sicherlich nicht rühren kann."

Da halfen alle begütigenden Worte des Bürgermeisters nicht. Der Bauer blieb bei seiner Aussage und lamentierte so beweglich, daß der Bürgermeister sich endlich bereit erklären mußte, mitzugehen. Er war überzeugt, daß er einen Menschen vor sich habe, in dessen Oberstübchen es nicht ganz richtig sei, und bei dem, wie es bei Irren vorkommt, leicht ein Wutausbruch erfolgen könnte.

Als sie nun vor das Tor kamen, siehe, da standen die Pferde und der Heuwagen ganz unversehrt. Von Faust und seinen Genossen war jedoch nichts mehr zu sehen.

Faust und Kaiser Maximilian.

Auch der deutsche Kaiser Maximilian hatte viel von Doktor Faust und seinen Künsten gehört und ließ ihn einladen, an den kaiserlichen Hof nach Innsbruck zu kommen. Faust folgte der Einladung gern, und der Kaiser sowohl wie die Damen und Herren am Hofe hatten viel Ergötzen an den mancherlei Künsten des berühmten Magiers.

Einstmals aber ging der Kaiser nach dem Nachtessen noch in seinem Zimmer auf und ab und dachte der Kunst der Magie nach. Wohl hatte er von Faust nun schon mancherlei gesehen, was ihn unglaublich gedünkt haben würde, wenn er sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hätte, aber ein Stück aus der geheimsten Wissenschaft hatte ihm Faust doch noch nicht vorgeführt. Der Kaiser meinte, daß er sich wohl scheuen möge, dergleichen der ganzen versammelten Hofgesellschaft vorzuführen, ihm allein gegenüber würde er aber wohl keinen Anstand nehmen. Er sandte daher zu ihm und ließ ihn zu sich bitten.

Faust kam, und der Kaiser trug ihm diesen Wunsch vor, versicherte ihn aber auch, daß ihm darum nichts Böses widerfahren solle, daß er auch dann seiner Gnade sicher sein könne, wenn er's nicht vermöge.

Faust machte zwar ein bedenkliches Gesicht, denn das sei eine gar gefährliche

Sache, aber seinem so gütigen Kaiser könne und wolle er's nicht abschlagen, nur müsse derselbe genau befolgen, was er vorschreiben würde.

Da sprach der Kaiser: „Ich saß neulich in meinen Gedanken und betrachtete mein Gemüte, wie meine Vorfahren so hoch in der kaiserlichen Würde und Hoheit gestiegen und zu einem solchen Ansehen bei der Nachwelt gelangt sind, daß ich billig Sorge trage, ob die nachfolgenden Kaiser gleicher Ehren möchten teilhaftig werden. Was ist das aber alles gewesen gegen die Hoheit und das Glück Alexanders des Großen, der in so kurzer Zeit fast die ganze Welt erobert hat? Nun möchte ich so herzlich gern den Geist dieses unüberwindlichen Helden, wie auch den seiner schönen Gemahlin Roxane, wie sie im Leben gewesen, sehen und kennen."

Faust versank in tiefes Nachdenken, in dem ihn der Kaiser nicht zu stören wagte. Endlich sagte er: „Es soll geschehen, wie es Ew. Majestät wünschen und ohne allen Betrug. Nur ist es um diese geheimsten Dinge der Magie eine gefährliche Sache. Ew. Majestät müssen mir Euer kaiserliches Wort geben, während der Erscheinung keinen Laut von sich zu geben, sich in keinerlei Verbindung mit den Erscheinungen zu setzen. Wenn das geschieht, so sind wir beide verloren."

Der Kaiser gab sein Wort, und Faust machte eine zustimmende Verbeugung. Dann ging er in den Vorsaal, wo sein Diener Mephistopheles, der ihn nie verließ, auf ihn wartete, und gab diesem die nötigen Aufträge. Nachdem Faust zu dem Kaiser zurückgekehrt war, verging eine kleine Weile in tiefstem Schweigen. Da klopfte es an die Tür. Faust erhob die Hand und machte eine Kreisbewegung in der Luft, da wurde es in dem Gemach ganz finster; nur ein breiter Lichtstrahl, man sah nicht, woher er kam, fiel auf die Tür. Diese sprang nun von selbst auf, und herein, hell beleuchtet, trat der große Alexander, nicht groß zwar von Person, aber von majestätischem Ansehen. Er war in einen vollkommenen herrlichen Harnisch gekleidet und machte dem Kaiser eine ehrerbietige Verbeugung.

Kaiser Max war zwar seines Versprechens eingedenk, und kein Laut der Überraschung kam über seine Lippen, aber er konnte sich doch nicht enthalten, sich von seinem Stuhl zu erheben, um auf den großen Herrn Bruder zuzutreten und ihm die Hand zu reichen. Doch Faust stand bereit, denn er mochte so etwas erwartet haben, trat schnell dazwischen und verhinderte die Absicht Maximilians.

Langsam bewegte sich die Gestalt Alexanders in dem Lichtstrahl dahin und verschwand dann in der Finsternis. Da klopfte es zum zweitenmal, und herein trat der Geist der Königin Roxane in himmelblauem, über und über mit kostbaren Perlen bestreutem Gewande; eine über alle Maßen schöne Frau, wie Kaiser Max nie gesehen. Auch sie machte ihm eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und als sie sich wendete, bemerkte der Kaiser sogar die schwärzliche Warze auf ihrem blendend weißen Nacken, wovon er schon in Schriften gelesen hatte.

Nachdem auch der Geist der mazedonischen Königin verschwunden war, erhob Doktor Faust wieder die Hand, machte eine Kreisbewegung, und sogleich verschwand auch der Lichtstrahl, und es wurde wieder hell in dem kaiserlichen Gemach.

Kaiser Maximilian zeigte sich augenscheinlich tief ergriffen von dieser Erscheinung, und wenn er auch seine eigenen Gedanken über die geheime Kunst des Doktor Faust hatte, so sandte er ihm doch am andern Tage ein wahrhaft kaiserliches Geschenk. Faust wiederum meinte sich dafür dankbar erweisen und zu der an der kaiserlichen Tafel herrschenden Fröhlichkeit das seinige beitragen zu sollen:

„Er brachte es deswegen durch seine Kunst dahin," schreibt der alte Erzähler von Doktor Faustens Leben, Taten und Höllenfahrt, „daß in dem großen Saal, wo das Mahl gehalten wurde, dem Ansehen nach ein Gewölk hereinrauschte, etwas trüb, gleich als wenn es bald regnen wollte. Bald aber trennte sich dieses Gewölk, mit weiß und blau gemischt, also daß es herrlich anzuschauen war. Der Himmel stund da ganz blau, und ließen sich die Sterne daran in voller Klarheit sehen, auch nahm man den Mond in vollem Scheine wahr. Etwa eine Stunde hernach verlief das Gewölk wieder, und die Sonne tat einen starken Blitz, daß sich alle versammelten Gäste kreuzigten, bald aber einen schönfarbigen Regenbogen der kaiserlichen Tafel zugehen sahen, der jedoch bald wieder verging. Als nun Doktor Faustus bemerkte, daß bereits der Kaiser und die vornehmsten Herren mit ihm von der Tafel aufgestanden, die Damen aber und die sie bedient und aufgewartet, sich noch etwas aufhielten, siehe da kam das Gewölk durch einen starken Wind abermal und erschien sehr trübe, da es dann bald anfing zu blitzen und zu donnern, ja zu kieseln und stark zu regnen, so daß alle, die in dem Saal zugegen waren, davonlaufen mußten; welches dann dem Kaiser alsobald angedeutet wurde, der nach einigem Schrecken wohl inne ward, daß das Wetter ohne Schaden abgegangen und nur ein durch Kunst des Doktor Faust zugerichtetes Gewitter gewesen. Und so hatte er ein besonderes Wohlgefallen auch an dieser Kurzweil."

Faust und der Sklave.

Hier soll nun noch ein Beispiel folgen, wie Doktor Faust trotz all seiner Verworfenheit, in der er Gott und alle Heiligen abgeleugnet und sich dem Teufel verschrieben, doch bisweilen ein menschlich Rühren verspürt und einem Mitmenschen durch seine teuflische Kunst eine Wohltat erwiesen hat. Das geschah aber sehr selten und immer zum größten Ärger des höllischen Dieners Mephistopheles.

Unter den Studenten in Leipzig befand sich einst ein junger Edelmann, der natürlich auch bald mit Faust bekannt geworden war und den der Schwarzkünstler seines offenen und fröhlichen Wesens halber vielen andern vorzog. Bald nachdem der junge Mann seine Studien beendet hatte, lernte er bei einem Verwandten in Dresden eine junge adlige Dame kennen, und aus dieser Bekanntschaft ward bald eine Heirat.

Die jungen Leute lebten sehr glücklich. Da begab es sich aber einst, daß der junge Mann sich bei einem Zechgelage mit zweien Vettern befand, welche die größte Lust hatten, das gelobte Land und die heiligen Stätten daselbst kennen zu lernen, zu welcher Reise sie auch schon Vorbereitungen getroffen hatten. In trunkenem Mute sagte der junge Mann nach vielem Zureden zu, diese Reise mitzumachen und gab darauf sein Ehrenwort. Die junge Frau mochte nun noch so viel dagegen reden und ihn beschwören, davon abzulassen, er hatte einmal sein Ehrenwort gegeben und das mußte er nun unverbrüchlich halten.

Die Reise ging denn auch vor sich, und die jungen Männer gelangten glücklich nicht nur nach Jerusalem zum heiligen Grabe, sondern besuchten auch die andern heiligen Orte, von denen von den Priestern so viel erzählt wurde. Nachdem sie das alles angesehen und sich daran erbaut hatten, beschlossen sie, die Rückreise über Griechenland und Konstantinopel zu machen, um dort auch noch das Wesen des Türken kennen zu lernen. Indessen erreichten sie dieses Ziel nicht, denn in einem Engpaß wurden sie überfallen und in die Sklaverei geschleppt.

Fünf Jahre schmachteten sie nun in der härtesten Bedrückung. Einer der Vettern starb darüber, und wie das bisweilen wunderlich genug zugeht, drang das Gerücht von diesem Todesfall nach Europa, gelangte aber vergrößert in die Heimat der jungen Männer, so daß es hieß, sie seien alle im Türkenlande eines elenden Todes verstorben. Es währte denn auch nicht lange, so fanden sich bei der jungen und angeblich reichen Witwe zahlreiche Freier ein, die um ihre Hand warben. Nach beendigter Trauer gab sie denn in der Tat einem wackeren Edelmanne ihr Jawort, und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden bereits getroffen.

Beide Gerüchte, das von dem Tode des jungen Freundes im Türkenlande und das von der bevorstehenden zweiten Vermählung der jungen Frau kam nun auch dem Doktor Faust zu Ohren, und das betrübte ihn sehr, denn er hatte den offenen und stets heiteren jungen Edelmann wirklich lieb gehabt. Er berief deshalb seinen höllischen Geist Mephistopheles und forderte von ihm gewisse Nachricht, ob sein junger Freund im Türkenlande wirklich gestorben sei.

„Dem ist nicht so, Herr," entgegnete der Diener, „sondern er lebt, wird aber in härtester Sklaverei gehalten, aus der ihn auch sobald nichts erlösen wird."

„Dies wird aber sofort geschehen, verstehst du?" rief Faust heftig. „Mache dich alsogleich auf zu ihm und bringe ihn hierher!"

Mephistopheles wollte noch Einwendungen machen, denn jede Guttat war ihm ein Greuel; aber der Doktor wiederholte seinen Befehl kurz und streng, und der Diener mußte gehorchen. —

Im Türkenlande lag in derselben Nacht der Gefangene nach der harten Fronarbeit des Tages auf seinem elenden Lager und dachte seinem Elend nach. Er sah keine Möglichkeit, seinem unglücklichen Schicksal je entrinnen zu können und wünschte sich den Tod. Da wurde es plötzlich hell um ihn und aufblickend sah er einen Mann an seinem Lager stehen, dessen Gesicht schon gesehen zu haben er sich dunkel erinnerte. Es war Mephistopheles, der die Gestalt seines Herrn, des Doktor Faust, angenommen hatte.

Erschrocken starrte er die Erscheinung an, denn er wußte nicht, sollte er sie für einen Menschen oder für ein Gespenst halten.

„Wie, kennst du deinen alten Freund, den Doktor Faust nicht mehr?" sprach aber Mephistopheles. „Wohlauf! die Zeit deiner Leiden ist vorbei, du sollst mit mir in die Heimat und dich wieder deines Lebens freuen."

Wohl schnellte der Sklave in die Höhe, aber der Freudenruf erstarb ihm im Munde. Zu überwältigend war dieser plötzliche Wechsel der tiefsten Verzweiflung zur höchsten Freude über ihn gekommen: eine Ohnmacht umfing wohltätig seine Sinne, und als er aus derselben erwachte, befand er sich in Wittenberg, in seines Freundes Faust Studierzimmer.

Hier erfuhr er nun, was während seiner langen Abwesenheit daheim geschehen, wie man ihn für tot gehalten und seine Frau nach langem Harren ein neues Verlöbnis mit einem andern Manne eingegangen sei. Tödlich erschrocken aber war er, als er hörte, daß schon nach wenigen Tagen die Hochzeit sein sollte.

„Laß dich das nicht zu sehr kümmern," tröstete aber Faust. „Hohe Zeit ist es freilich, aber eile in dein Haus, und es wird sicherlich alles gut werden."

Als der junge Mann, der allerdings durch die harte Sklaverei nicht wenig verändert war, sein Haus betrat, glaubte die Gattin nicht anders, als daß sie ein Gespenst erblicke. Er wußte sie aber schnell zu beruhigen und durch unzweideutige Kennzeichen auch zu überzeugen, daß er in Wahrheit ihr verschollener Mann sei. Da fiel sie ihm zu Füßen und flehte ihn um Verzeihung an, daß sie im Begriff gewesen sei, sich einem andern Manne zu eigen zu geben. Von Herzen verzieh er, da ja nach der Todesnachricht und nach so langem Harren ein solcher Schritt nur natürlich gewesen war, und beide waren nun überglücklich in der Wiedervereinigung.

Nun wurde die ganze beiderseitige Verwandtschaft zusammen gerufen, und alle bestätigten die Notwendigkeit, das von der jungen Frau eingegangene neue Verlöbnis mit einem andern Mann für null und nichtig zu erklären. Dieser Edelmann wollte darauf allerdings nicht eingehen und die reiche Partie nicht so leichten Kaufes aufgeben. Er setzte alles in Bewegung, um zu beweisen, daß der verschollen gewesene und so unerwartet, wie für ihn unerfreulich zurückkehrte, gewissermaßen von den Toten auferstandene Gatte ein Betrüger sei. Dafür konnte er jedoch keinerlei Beweise erbringen, und als er sich endlich sogar an die Gerichte wendete, wurde er auch von dem Richter mit seiner Klage abgewiesen.

So war Doktor Faust auch einmal der Wohltäter eines Menschenpaares geworden, das ihm auch nach seinem schrecklichen Tode noch eine dankbare Erinnerung bewahrte.



Der Finkenritter.

(„Historia von dem trefflichen und weiterfahrnen Ritter, Herrn Policarpen von Kirrlarissa, genannter Fincken Ritter." Erster Druck 1560 zu Straßburg. Eine Sammlung blühenden Unsinns, den der Ritter selbst erzählt: „wie er dritthalbhundert Jahr, ehe er geboren war, viel Land durchwandert, seltzame Ding gesehen, und zu letzt für seiner Mutter vor tod liegend gefunden, aufgehoben und erst von neüen geboren worden.")

Wer der Finkenritter gewesen.

Er erzählt von sich selbst also:

Ich, Herr Policarpus von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, Landpfleger des großmächtigen Fürsten Morotathorum, im griechischen Chathalaunia gelegen, hab ungefährlich dritthalbhundert Jahr, ehe denn ich geboren ward, manche Königreiche und Landschaften weit und breit durchzogen und besehen.

Das geschah eben zu denselbigen Zeiten, als der große Chan von Chatai zu Straßburg in der Ruprechtsaue regiert und Herr Johann von Montevilla, Ritter aus Engelland, die ganze Welt, soweit der Himmel blau, umzogen ist; da Priester Johann von India, auf der Hallerwiese zu Nürnberg bei den Kaminfegern neben dem Kettenbrunnen zu Heidelberg, gegenüber des Babylonischen Seifenwebers Haus, ein Probst des Paradieses war.

Dazumal fing ich ein groß köstlich Essen schöner Illkrebse auf dem Kälbermeer, jenseits dem Rennfeld, hinter dem Salzhaus zu München, nicht weit von dem Palast Sankt Patricius in Hibernia, das ist in Arabia, wo die Schafe auf den Bäumen wachsen, daher die selbige Wolle Baumwolle genannt wird, in der Landschaft des Königreichs Armenien, wo die Papageien gute arabische Sprache reden, auch Lautensterne schneiden und Lieder dichten können.

Daselbst wollt ich erstlich ein großer Kaufmann werden mit kleiner und geringer Kaufmannschaft, deren man nicht viel achtet, kaufte etliche hundert Last destilliertes Vernunftwasser, wollte daran gewinnen und schiffte auf trockenem Land in die Herrschaft Chlishria in dem Königreich Narragonia. Allda ward ich von den Seeräubern auf der hölzernen Straße gefangen und meiner Ware beraubet, kam also um all mein Hab und Gut und ward ein armer Gauch.

Da gedachte ich, mich anders zu gebrauchen und der Ritterschaft nachzutrachten, bis ich auch einmal auf die Welt käme wie andere Menschen. — — —

Nachdem er eine Reihe seiner Abenteuer erzählt hat, erklärt er seinen Namen dahin: Wallende Bauern trieben mich fast bis an das rote Meer, hart an dem Finkenlager, zwischen Ermettingen und dem Schwaderloch. Da wehrte ich mich so ritterlich mit den Fersen, daß ich mit einer rußigen, löcherigen Pfanne zum Ritter geschlagen und „der gestrenge Finkenritter" genannt ward. — — —

Im nachfolgenden sollen ihm nur einige seiner Abenteuer voll blühenden Unsinns nacherzählt werden.

Die verkehrte Welt.

Der Finkenritter zog nun in die weite Welt, um Ritter- und Heldentaten zu verrichten.

Da kam er in ein Land, da war alles verkehrt: Der Weg ging über die Weiden, der Bach brannte, und die Bauern löschten ihn mit Stroh; die Buben wurden von dem Käsebrot verzehrt; die Hunde wurden von den Hasen gefangen; die Wölfe mußten sich von den Schafen hängen lassen; Hühner und Gänse stellten den Füchsen und Mardern nach, fingen sie in Fallen und Garnen und fraßen sie. Das dünkte den Finkenritter ein gut Land, weil da die Ungerechtigkeit, die sonst in der Welt herrscht, wettgemacht wird.

In diesem Lande zog er seine Straße wohlgemut dahin. Da begegneten ihm drei Gesellen: der eine war nackend, der zweite blind und der dritte ging auf einem Stelzfuß. Der Finkenritter blieb stehen und sah ihnen zu, denn trotz ihrer Gebrechen schienen diese für sie gar nicht vorhanden zu sein. Er sah nämlich, wie der Blinde einen Hasen erblickte und seine Gefährten darauf aufmerksam machte. Da lief der mit dem Stelzfuß eiligst hinter dem Hasen her, und da er schneller lief, als dieser, so holte er ihn ein, erhaschte ihn und übergab ihn dem Nackten. Dieser aber schob den gefangenen Hasen, nachdem er ihn durch einen Schlag hinter die Ohren getötet hatte, in seine Busentasche.

Als der Ritter nun näher zu ihnen trat, zog der Blinde den Hasen aus der Tasche des Nackten und zeigte ihm denselben mit der Frage, ob er ihn kaufen wolle. Der Ritter hatte wohl Lust dazu und kaufte den Hasen für zwei Pfennige gute Münze. Da erkannte der Finkenritter, daß die drei auf gemeinschaftliche Kosten reisten und daß der Nackte der Säckelmeister war, denn er zog einen Beutel aus der Busentasche und tat das Geld da hinein. Nun zündete der Blinde eine Fackel an, damit er seinen Gefährten auf dem Wege leuchte, und der mit dem Stelzfuß lief eilend voraus, um die Herberge zu bestellen, obwohl er strauchelte und so heftig gegen einen Stein rannte, daß der Stelzfuß blutete. Aber der Nackte lieh dem Verwundeten seinen Mantel, und so zogen denn die drei sonderbaren Gesellen ihres Weges weiter dahin.

Bei diesem hin und her mit den dreien war der Finkenritter, ohne es zu merken, von dem Wege, auf dem er in die weite Welt zu ziehen gedacht hatte, abgekommen, und erst nach langer Zeit ward er inne, daß er sich auf einem falschen Wege befand und gänzlich in der Irre umherlief. Was war da zu tun? Sollte er weiter gehen und vielleicht ganz und gar irre werden und nie zum Ziele kommen? oder sollte er warten, bis Menschen kämen und ihn zurechtweisen könnten? Er entschied sich für das letztere, und das war, wie er meinte, das beste gewesen, was er hatte tun können.

Es währte nämlich nicht lange, da sah er in der Ferne sich etwas gar sonderbar

bewegen, was rasch auf ihn zukam. Als er näher war, daß er's deutlicher erkennen konnte, sah er, daß es ein Lahmer war, der an seiner Krücke tanzte. Er mußte laut auflachen über diesen komischen Anblick.

„Gott grüß Euch!" rief er dem rastlos tanzenden Gesellen zu.

Dieser blieb stehen und antwortete: „Ja wohl; ich kam nur leider in dieser Nacht zu spät."

Verwundert über diese verkehrte Antwort, fragte der Finkenritter: „Guter Freund, ich bin irre gegangen, sagt mir, bitte, wo der Weg hinausgeht."

Der Tänzer antwortete: „Ich konnte nicht eher eintreffen, denn ich zechte am Tor mit guten Gesellen."

Dringender bat da der Ritter: „Lieber, das möchte ich nicht wissen, sondern ich bitte Euch, daß Ihr mir die rechte Straße weiset."

Und der Mann antwortete: „Ja, es kostete aber auch siebentehalb Pfennig, nur weil ich so spät gekommen war."

Da wendete sich der Finkenritter unwillig ab, denn er meinte nicht anders, als daß der Mensch ihn zum Narren machen wollte, und der Tänzer tanzte weiter. Auch dem Ritter blieb nichts weiter übrig, als weiter zu gehen, um nicht unnütz die Zeit zu vertrödeln, denn hätte er noch länger warten wollen, so kam vielleicht ein noch närrischerer Mensch.

Die Straße führte ihn nun in einen ungeheuren Wald, wo er einen schneeweißen Kohlenbrenner fand, welcher Tannzapfen brannte, aus denen er, wie er behauptete, die schönsten Leberwürste machte, welche er auf dem Weihnachtsmarkte zu verkaufen gedachte.

Das war dem Finkenritter sehr gleichgültig. Er ging deshalb auch gar nicht darauf ein, denn der Mann schien ebenso verkehrt wie jene, sondern er fragte ihn nur: „Sagt mir, lieber Mann, ob dies hier der rechte Weg ist, oder zeigt mir, wie ich dorthin gelange."

Der Köhler antwortete mit aller Freundlichkeit: „Wohl Herr, ich kröpfe da die Weiden."

Der Ritter stutzte über diese verkehrte Antwort und dachte bei sich, daß er hier an eben solchen Kerl gekommen sei, wie der tanzende Lahme gewesen war, fuhr aber doch fort: „Nicht also, mein Freund! Ich habe den rechten Weg verloren und möchte von Euch wissen, wo diese Straße hinausführt?"

Der Köhler lachte und sprach: „Richtig, Herr, die rechten sind wahrlich immer auch die besten."

Wollte auch dieser Köhler den Ritter zum Narren machen? Es konnte kaum anders sein, denn er hatte doch klar und deutlich gefragt und dennoch so sonderbare Antworten erhalten. Er hätte mögen böse werden, da er aber bedachte, daß er in dem Lande der verkehrten Welt war, so mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen, drehte dem Manne den Rücken zu und ließ ihn stehen.

Nun kam er an einen trockenen Bach zu einem Weib, das er eine „alte, krumme, gerade, junge Frau" nennt. Sie wusch an dem trockenen Bache einen alten Sack, und als er sie begrüßte und nach dem rechten Wege fragte, gab sie zur Antwort: „Es gehen sieben Viertel hinein". Da hielt er sich den Kopf und machte, daß er weiter kam.

Also zog der Finkenritter fürbaß und gelangte an einen breiten, tiefen, schiffbaren Bach. Darin gingen drei geladene Schiffe, das eine hatte keinen Boden, das andere keine Wand, und das dritte war gar nicht da. In dies dritte Schiff setzte er sich und fuhr über den Bach.

Wie der Finkenritter sich den Kopf abmähte und ihm nachlief.

Jetzt hatte der Finkenritter das Land der verkehrten Welt hinter sich, nun sollte er aber wunderbare Erlebnisse an sich selbst erfahren.

Er gelangte nach kurzer Reise an einen Rain, der mit langem Grase bewachsen war. Das hätte er nun zwar gern für seiner Mutter Kuh abgemäht, aber er hatte keine Sense. Aber siehe da: kaum hatte er diesen Wunsch gedacht, so kam ein Mann daher mit einem ganzen Bündel Sensen, die trug er zum Verkauf.

„He, Landsmann," rief ihn der Ritter an, der sehr erfreut war, „wollt Ihr mir nicht eine von Euren Sensen verkaufen?"

„Herzlich gern," sagte der Mann, nahm die Sensen von seiner Schulter und legte sie auf die Erde.

Der Finkenritter trat hinzu, suchte sich eine Sense aus und fragte dann: „Was soll sie kosten?"

„Euch verkaufe ich sie für einen frischen Jodler mit recht lauter Stimme," sagte der Mann.

Der Ritter war erstaunt über diesen sonderbaren Preis, aber er tat dem Manne den Gefallen und ließ einen Jodler erschallen, der von den Bergen widerhallte, so daß ein Esel, der hinter einer Hecke geweidet hatte, mit lautem Geschrei davonlief. Darob entsetzte sich der Ritter und hielt den flüchtigen Esel für aller Hasen Mutter, hatte auch ein solch mißtönendes Geschrei noch niemals gehört. Der Sensenmann lachte über den Schreck, von dem der Finkenritter ganz blaß geworden war; aber der Jodler hatte ihm ungemein behagt, und er gab willig eine der Sensen dafür her.

Nun fing der Ritter an, das Gras auf dem Rain abzumähen. Da geschah es aber, daß die Sense sich an einem Maulwurfshaufen stieß, zurückschnellte und dem Finkenritter den Kopf abschnitt. Der Kopf kollerte den abschüssigen Rain hinab, und der Ritter sprang eilig hinter ihm her. Glücklich erwischte er ihn, setzte ihn, da er noch warm war, behende wieder auf und zwar absichtlich verkehrt, den Hinterkopf nach vorn, damit, wenn er durch einen Wald ginge; ihm die Reiser nicht immer in die Augen schlügen und er hinten und vorn möchte sehen können.

Da erhob sich aber ein starker Wind und warf den Kopf wieder herab, daß er vor dem Finkenritter herjagte. Dieser machte sich wieder eilig hinter ihm her; aber das war eine schwierige Sache. Wenn er meinte, er habe ihn, dann entglitt er ihm immer wieder aus den Fingern; und der Wind wehte ihn weiter. So ging die wilde Jagd wohl eine Meile weit. Da erst gelang es ihm, den Kopf festzuhalten.

Nun wusch er ihn erst und putzte daran herum, daß er möglichst stattlich aussehen sollte, setzte ihn sich wieder auf, aber nicht verkehrt, sondern ordentlich, wie es sein mußte, und band ihn mit roten Bändern fest. Alsobald wuchs nun der Kopf wieder an, und der Finkenritter, ganz stolz darauf, daß er nun wieder alles in Ordnung gebracht habe, konnte seine Heldenfahrt weiter fortsetzen.

Die unergründliche Laute.

Als der Finkenritter weitergezogen war, gelangte er in ein Dorf, da waren die Häuser aus Schinken und anderem Fleisch gebaut, mit Lungen und Lebern, Füßen und Köpfen ausgeschmückt, und selbst die Zäune um die Gärten bestanden aus lauter Brat- und Leberwürsten. Die Leute in dem Dorfe waren sehr vergnügt, sprangen und tanzten umher, denn es war um die Zeit des Pfingstfestes, das ja für die ganze Natur ein Fest der Freude ist.

Hier fand der Finkenritter einen Mann, der schön die Laute spielen konnte, wonach die Leute lustig tanzten und einen Jauchzer nach dem andern hören ließen. Dieser Lautenschläger hatte jedoch eine ganz besondere Laute, ein Rieseninstrument, auf dem er so weithin vernehmlich spielen konnte, daß es Sonntags in neun Dörfern zu gleicher Zeit gehört wurde und die Bauern danach zu tanzen vermochten. Mit diesem Lautenschläger machte sich der Ritter vornehmlich bekannt und besuchte ihn auch in seinem Hause.

Diese Riesenlaute war ein ganz wundersames Musikinstrument. Für die Tanzmusik am Sonntag mußte sie schon am Sonnabend hergerichtet werden, denn das war eine schwierige und zeitraubende Arbeit. Schon am frühen Morgen begann der Meister das Werk zu stimmen und alles zu richten und war oft bis zum Mittag damit noch nicht fertig. Dann lief er auf der Laute herum wie eine Katze auf dem Dache oder ein Eichhörnchen in dem Käfig.

Das machte dem Finkenritter viel Vergnügen, und er fühlte sich versucht, ihm bei der schwierigen Arbeit zu helfen. Er kletterte also auch auf das Instrument hinauf, da er jedoch nicht so gewandt war, wie der Meister, und sich auch ungeschickt dabei anstellte, so glitt er aus, strauchelte und fiel durch den Lautenstern in die Laute hinein, und es verging, wie er selbst versichert, „wohl eine ganze Viertelstunde, eh ich auf den Boden kam." Der Meister erschrak, denn es konnte ihm dadurch an seinem Instrumente leicht etwas verdorben werden, was nicht sobald wieder hergestellt werden konnte. Er holte also flugs eine Leiter herbei, „die war sechsundvierzig Sprossen lang", und auf dieser stieg der Finkenritter wieder an das Tageslicht.

Wundersam fand der Ritter das Instrument auch an seinem Ton und dem Spiel. Der Ton nämlich lief, wenn der Meister ihn am Abend erklingen ließ, in aller Stärke vom Abend über die ganze Nacht bis zum andern Morgen. Wenn der Meister dann aber am Sonntag zum Tanz aufspielte, daß es über das weite Feld hin zu allen neun Dörfern erklang, dann konnte er ruhig aufhören, denn die wundersame Laute spielte nun von selbst weiter, und der Meister konnte von einem Dorfe zum andern gehen und selber am Tanze teilnehmen. Und so wunderbar lockend war dies Getön, daß auch die Kinder und die Schwachen an dem Tanze teilnahmen. Wenn die Zeit des Tanzens am Abend vorbei war, dann verlief sich der Ton von selbst und kehrte allgemach in die Laute zurück und ruhte dann, bis der Meister am nächsten Samstag aufs neue das Instrument wieder instand setzte und auf den Sonntag vorbereitete.

Wie der Finkenritter endlich geboren wurde.

Wie nun endlich der Finkenritter nach allen solchen Abenteuern und Heldentaten dritthalbhundert Jahre später geboren wurde, das erzählt er selbst etwa folgendermaßen:

Nach allen diesen ritterlichen Handlungen setzte ich mich in ein Windschiff und segelte über Stöcke und Stauden ungegessen und ungetrunken so lange, bis ich zuletzt heim kam. Da fuhr ich ganz hoch über dem Haus oben zum Kamin hinein. Alsbald schüttete mich das Windschiff aus, und ich fiel von oben durch alle Buhnen, Kasten, Böden, Stiegen und Gemächer bis vor die Stubentür, und fiel so stark hernieder, daß ich wieder aufprallte, wovon ich in solche Schwäche fiel, daß meine Mutter herzulief.

Sie erwischte mich in die Arme und gab mir auch einen neugebackenen Speck=

kuchen zu essen, damit ich mich erlabte und wieder zu mir selber kam. Sie war aber so hart erschrocken, daß schon allbereits ihr ganzer Leib von Kälte schütterte. Da lief mein Vater und jedermann, holten auch die Wehemutter und andere Frauen mehr. Also lag sie in großer Not und vielen Schmerzen wohl drittehalben Tag.

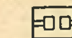
Nun wollte mich die Wehemutter baden. Das wollte ich jedoch nicht leiden, denn ich war dessen ungewohnt, sondern sprang alsbald aus dem Bad und verkroch mich in einen Winkel. Die Weiber liefen alle erschrocken auseinander, auch hinterher, zündeten Lichter an und suchten nach mir. Sie vermeinten nicht anders, als ich wäre in ein Mausloch geschlüpft. Zuletzt ward ich aber doch gefunden, denn ich war in einer Spinnwebe hängen geblieben.

Als sie mich erwischt und der Wehemutter übergeben hatten, wollte diese mich in Windeln binden und wickeln. Das mochte ich aber wieder nicht leiden und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, daß ihr die Nase blutete. Dann entsprang ich und flüchtete zu meiner Mutter in den Umhang, hing mich an ihre Brust und trank, und da durften sie mich nicht wegnehmen. So hatte ich denn endlich vor den Weibern Frieden, und nun ging jedermann heim.

Hiermit nehme ich Abschied. Ich fahre davon und hab' mit diesen Gefährlichkeiten und gestrengen Erfahrnissen mein herrlich Amt als Landpfleger des großmächtigen Fürsten Morotathorum überkommen, und meine Ritterschaft auf dem Finkenlager, woselbst ich niemand verschonte, mannlich erstritten, erfochten und erworben.

— — — — — — — — — — —

Was der Finkenritter hernach noch erlebt hat, das ist in der Chronik nicht weiter aufbewahrt. Er wird also dann wohl schlicht und recht gelebt haben, wie andere Männer seines Standes, und wenn sie beisammen saßen und zechten, dann wird er ihnen seine Münchhausiaden zum besten gegeben haben, wie es ja heute noch üblich zu sein pflegt.



Schildbürgerstreiche.

(Eine weit verbreitete Sammlung kleinstädtischer Verkehrtheiten wurde zum erstenmal 1597 gedruckt und zwar unter dem Titel: „Wunderseltzame, Abentheuerliche, lustige und recht lächerliche Geschichte und Taten der Welt-bekannten Schild-Bürger, in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen, durch den halb-Edlen, Geld- und Ehrenbedürfftigen Herrn Pomponium Filtzhut, wehland Stadtschreibern und Nachtwächtern zu Schildburghausen, auffgezeichnet und der Nachwelt hinterlassen. Gedruckt in itzigem Jahr." Das lustige, weit verbreitete Büchlein war auch unter der Bezeichnung „Lalenbuch" allbekannt.)

———

Schildburghausen in Not.

Im Altertum gab es in Griechenland, in der Landschaft Thrazien, eine Stadt Abdera. Berühmte und weise Männer sind aus dieser Stadt hervorgegangen, aber wie das wohl so zuweilen zuzugehen pflegt: mit der Zeit wurde die Weisheit in Abdera seltener, und später wurde sogar alles, was an Beschränktheit und Torheit in einer kleinen Stadt vorkommen kann, der Stadt Abdera zugeschrieben, und Leute, die sich durch Dummheit und allerhand Narrheiten auszeichneten, wurden schlichtweg „Abderiten" genannt, und dies geschieht bisweilen sogar heute noch.

Was im Altertum in Griechenland vorkam, das ist ähnlich so auch bei uns in unserem Vaterland zu finden gewesen, und seit Jahrhunderten schon werden die mannigfachen Torheiten der „Schildbürger" erzählt. Es ist schon lange her, und man weiß nicht mehr anzugeben, wo das alte Schildburghausen eigentlich zu suchen sei. Viele sagen, es sei damit das Städtchen Schilda (richtiger Schildau) im Merseburgischen, am Abhange des Schildberges gelegen, zu verstehen. Andere beziehen es auf die uralte Stadt Schöppenstedt im Braunschweigischen, in deren Nähe (zu Kneitlingen) auch der so ungemein volkstümliche Schalk Eulenspiegel geboren wurde, und deren Bewohner vormals im Rufe der größten Einfalt und Geistesbeschränktheit standen. Noch andere sagen, es sei damit Schildberg in Mähren gemeint.

Von den Schildbürgern sagt man, daß sie von den sieben weisen Meistern Griechenlands abstammten, von denen wir in diesem unseren Buche schon zuvor erzählt haben: daß sie durch ihren weisen Rat den jungen Diokletian, den Sohn des Kaisers Pontianus in Rom und Erben des größten Kaiserthrones der Welt, von einem schimpflichen Tode erretteten, der ihm durch die Ränke einer bösen Stiefmutter siebenmal zudiktiert worden war. Wie seine Unschuld dann endlich durch die Geschichte, welche die sieben weisen Meister als Beispiele erzählten, und wie das böse Weib dann endlich ihren wohlverdienten Lohn erhielt, das ist dort nachzulesen.

Von diesen weisen Meistern, deren Namen uns aus der Chronika von diesen Männern auch aufbehalten worden ist, sollen nun die Schildbürger abstammen, wie einige Gelehrte glauben nachgewiesen zu haben. Dies zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Aber das ist gewiß, daß vor Zeiten alle Welt die hohe, wirklich hohe Weisheit der Männer von Schildburghausen kannte und schätzte, und Fürsten und Könige ließen sie kommen und behielten sie an ihren Höfen, um sich stets ihres weisen Rates bedienen zu können, und beide Teile befanden sich wohl dabei; denn die Fürsten und Könige fanden auch in den schwierigsten Rechtsfällen und größten Verwickelungen stets einen zufriedenstellenden Ausweg, und die Ratgeber aus Schildburghausen wurden gut bezahlt und verdienten viel Geld.

Das Ding hatte aber einen Übelstand, der nicht mit Geld gutzumachen war. Es kam nämlich so weit, daß keiner der Männer mehr in Schildburghausen zu finden war, nur Greise, Weiber und Kinder waren da, und alles, was Haus und Wirtschaft betraf, war den Weibern überlassen. Das alte Sprichwort: des Herrn Auge macht die Pferde fett, bewahrheitete sich bald im weitesten Umfange, denn es konnte nicht ausbleiben, daß es bald hier, bald da anfing zu fehlen. Es mangelte den Frauen an der nötigen Übersicht, um alles in Ordnung zu halten, und das Gesinde machte sich das nach allen Seiten hin zu nutze.

Da wurde der Acker nicht mehr ordentlich bestellt, düngen und säen geschah oft nicht mehr zur rechten Zeit und was dergleichen mehr war, so daß danach auch die Ernte mangelhaft ausfiel und im Winter wohl gar Mangel entstand. Das Vieh wurde nicht mehr gepflegt wie sonst, die Gerätschaften wurden nicht mehr ausgebessert, kurzum: es fehlte an allen Ecken und Enden, und die Abwesenheit der Hausväter machte sich mehr und mehr drückend fühlbar. Was aber das allerschlimmste war: die Kinder standen nicht mehr unter der straffen väterlichen Zucht und verwilderten, und Knechte und Mägde wurden ungehorsam, vermeinten, daß sie die Wirtschaft ebenso gut verständen wie die Frau und wohl auch noch besser. Mit einem Worte: es ging alles den Krebsgang, und Schildburghausen drohte gänzlich zu verfallen.

In dieser unsäglichen Not kamen endlich die Weiber von Schildburghausen zusammen und beratschlagten, wie sie dem

allgemeinen Verderben entrinnen könnten. Nach langer Beratung kamen sie überein, daß sie ihren abwesenden Männern einen Brief schreiben lassen müßten, in welchem sie ihnen das ganze Elend, welches durch ihre Abwesenheit über Schildburghausen hereingebrochen, schildern und sie dann dringend ermahnen wollten, heimzukehren und ihre verlotterte Wirtschaft wieder in ihre starke Hand zu nehmen und ihre Familien, ja, die ganze Stadt vom Verderben zu retten.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schildburghausen, entbieten Euch, unseren getreuen, herzliebsten Ehemännern, samt und sonders unseren Gruß und fügen Euch zu wissen: da Gott sei dank unser ganzer Stamm mit Weisheit nnd Verstand so hoch begabt und vor andern gesegnet ist, daß auch ferne gelegene Fürsten und Herren solche zu hören und zu allen Geschäften zu gebrauchen eine besondere Lust haben, auch deswegen Euch alle zu sich von Haus und Hof, von Weib und Kindern absondern, und so lange Zeit bei sich behalten, daß zu besorgen ist, sie möchten Euch irgend mit Gaben und Verheißungen ganz und gar anfesseln und verstricken: so sind wir darum in großen Sorgen. Unseren Sachen ist dabei weder geraten, noch geholfen, das Feld verdirbt, das Vieh verwildert, das Gesinde wird ungehorsam, und die Kinder, die wir armen Mütter gemeiniglich mehr lieben als gut ist, geraten in Mutwillen, andern vielen Unwesens zu geschweigen.

„In Betracht dieser Ursachen können wir nicht unterlassen, Euch hiermit an Amt und Beruf zu erinnern und zur Heimkehr aufzufordern. Bedenket, wie so lange Zeit wir von Euch verlassen gewesen; denket an die Kinder, Euer Fleisch und Blut, welche nun allbereits zu fragen anfangen, wo doch ihre Väter seien. Welchen Dank, meint Ihr, werden sie Euch sagen, wenn sie nun erwachsen sind, und von uns vernehmen, daß sie ohne Trost und Hilfe von Euch verlassen worden und dem Untergange preisgegeben sind? Und vermeinet Ihr, der Fürsten und Herren Gunst gegen Euch werden allezeit beständig sein? Die

649

Wunderseltzame
Abentheuerliche / lustige und recht lächerliche
Geschichte und Thaten
der Welt-bekanten
Schild-Bürger
in Misnopotamia / hinter
Utopia gelegen;

durch
Den halb-Edlen / Geld- und Ehrenbedürfftigen / Herrn Pomponium Filtzhut / weyland Stadtschreibern und Nachtwächtern zu Schildburgshausen / auffgezeichnet und der Nachwelt hinterlassen.

Gedruckt in itzigem Jahre.

Titel der wahrscheinlich ältesten Ausgabe von 1597 aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

alten Hunde, wenn sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, so daß sie mit ihren stumpfen Zähnen die Hasen nicht mehr packen können, pflegt der Jäger an den nächsten besten Baum aufzuhängen und belohnt so ihre getreuen Dienste.

„Wie viel löblicher und nützlicher wäre es daher, wenn Ihr daheim und zu Hause Eure eigenen Händel auswartend in guter Freiheit und Ruhe leben und Euch mit Weib und Kind, Freunden und Verwandten erfreuen wolltet. Auch könntet Ihr fremden Leuten dienen und doch in der Heimat bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl suchen und finden, oder es tut ihm nicht sonderlich not.

Solches alles, liebe Männer, werdet ihr viel besser erwägen, als wir schreiben können. Deswegen wegen hoffen wir, daß Ihr Euch unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet, wenn Ihr nicht bald fremde Vögel in Eurem eigenen Neste sehen wollet und hören, daß sie zu Euch sprechen: Vor der Tür ist draußen! Darum seid vor Schaden gewarnt.

„Beschlossen und gegeben zu Schildburghausen, mit Eurem eigen Siegel, das Euer wartet.“ —

Diesen Brief ließen sie oftmal abschreiben, so daß jeder abwesende Mann einen erhalten konnte, und durch besonders gedingte Boten wurden die Briefe auch richtig bestellt.

Die Schiltbürger.
Wunderseltzame Abentheurliche / vnerhörte / vnd bißher vnbeschriebene Geschichten vnd Thaten der obgemelten Schiltbürger in Misnopotamia hinder Vtopia gelegen.
Itzundt also frisch / Männiglichen zu Ehrlicher Zeit verkürtzung / auß vnbekanten Authoren zusammen getragen / vnd auß Vtopischer auch Rotwelscher in Deutsche Sprach gesetzt.
Gemehret vnd gebessert.
Durch
M. Aleph / Beth / Gimel / der Festung Ypsilonburger Amptman.
Die Buchstaben so zu viel sindt /
Nimb auß / wirff sie hinweg geschwindt /
Vnd was dir bleibt / setz recht zusammen:
So hastu des Authors Namen.
Mit Privilegien deß Authoris noch zu verbessern vnd zu vermehren / aber nicht nachzudrucken.
Gedruckt in Verlegung des Authoris der Festung Misnopotamia / 1598.

Titel einer Ausgabe von 1598 aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Die Schildbürger daheim.

Als die Männer diesen beweglichen Brief erhielten, wurden sie gerührt von der Not der armen Weiber daheim, und jeder beschloß, der dringenden Aufforderung bald nachzukommen. Sie beurlaubten sich daher bei den Herren, deren weiseste Räte sie bisher gewesen waren, und kehrten nach Hause zurück. Der Empfang, den sie daheim fanden, war nicht in jedem Hause gleich, denn wie überall, so waren auch in Schildburghausen die Frauen gar verschiedenen Charakters. Trotzdem aber waren alle froh, daß die Männer wieder da waren und ihnen das schwierige Regiment in Haus und Feld abnahmen.

Die Schildbürger waren entsetzt über die heillose Verwirrung, die sie zu Hause in allen Dingen antrafen, und bei dem großen Festmahl, welches zur Feier ihrer Rückkehr veranstaltet wurde, hörte einer von dem andern immer bösere Zustände, wie er sein Heimwesen gefunden. Sie waren schier außer sich vor Verwunderung, wie das alles in so kurzer Zeit soweit hatte in Verfall geraten können; aber trotz ihrer großen Weisheit fanden sie doch Grund und Ursache nicht und vermochten nur die Köpfe zu schütteln.

Am andern Tage ließ der Schultheiß die Hausväter unter die Linde berufen, um die herum vor langer, langer Zeit einmal eine kleine Ansiedelung entstanden war, und die nun inmitten der Stadt auf dem Marktplatze stand. Hier fanden während der schönen Jahreszeit immer die Ratsversammlungen statt; wenn der Winter seinen Einzug gehalten hatte, dann versammelte man sich im Gemeindehause. Unter der Linde also kamen die Männer zur Beratung zusammen, und endlos waren die Klagen über den Verfall in ihren Hauswesen. Einer hatte immer Ärgeres zu erzählen, als der andere, nur waren sie alle einig, daß es sehr schwer halten würde, wieder Zucht und Ordnung in die Wirtschaften zu bringen.

„Ja," schloß der eine sein besonders jammervolles Klagelied, „so viel steht fest, daß ich mein Hauswesen nicht wieder verlasse, möchte mir der König bieten, was er wollte."

„Da stimme ich dir bei," sagte ein anderer. „Was habe ich denn nun von dem schönen Gelde, das ich in der Fremde als Ratgeber eines hohen Herrn verdient habe? Was wird denn übrig bleiben, wenn ich alles bessere, was verdorben und verliedert ist? Von dem Ärger, den man dabei noch hinunterschlucken muß, will ich gar nicht einmal reden."

Diesem Redner fielen fast alle andern zu, und es kam zu mannigfachen Vergleichen zwischen dem anscheinend so glänzenden Verdienst in der Fremde und den nun unumgänglichen Bedürfnissen im Hause. Und siehe da, es ergab sich, daß bei gar vielen diese Bedürfnisse jenen Verdienst zum großen Teil aufwogen, bei manchen sogar noch überstiegen, und der Schultheiß sehr richtig bemerkte: daß sie sich nun eben mit der Ehre begnügen müßten, das wäre doch immerhin etwas.

„Du sagst das wohl, Schultheiß," wurde ihm erwidert; „du hast krankheitshalber daheim bleiben müssen und konntest überall nach dem Rechten sehen, hast also gar nichts zu beklagen." Das war richtig, und der kränkliche Schultheiß konnte nichts darauf erwidern, denn er hatte die andern um ihre Verdienste in der Fremde oft beneidet, und fast mehr noch um die Ehren, die ihnen da als Ratgeber großer Herren und Fürsten von jedermann erzeigt wurden.

Nachdem man sich darüber einig geworden war, daß es doch ein mißlich Ding sei, von großen Herren berufen zu werden und darum zu Hause alles drunter und drüber gehen zu lassen, wurde die große Frage aufgeworfen: wie können wir uns dagegen schützen? In der Beantwortung dieser wichtigen Frage gingen die Meinungen wieder weit auseinander.

„Liebe Nachbarn," sagte einer, „es hat wohl jeder von uns, der draußen in der Fremde gewesen ist, ein schön Stück Geld mit nach Hause gebracht. Das ist auch bei mir der Fall. Wenn ich aber anschlage, was es mich kosten wird, mein Hauswesen und meine Wirtschaft wieder in solche Ordnung zu bringen, wie sie zuvor gewesen sind, so sehe ich jetzt schon, daß das mitgebrachte Geld kaum reichen wird."

Da riefen ihm mehrere Männer Beifall zu und versicherten, daß es ihnen genau ebenso ginge.

„Ich für meine Person," fuhr der Redner fort, „gehe ganz gewiß nicht wieder von Hause fort, mag mir einer noch so viel bieten. Mein Rat geht also dahin, daß wir uns der Fürsten gar nicht mehr annehmen, daß wir ihren Ruf einfach ablehnen. Dann werden sie uns bald in Ruhe lassen. Mögen sie doch sehen, wie sie ohne uns fertig werden; was geht es uns an."

Trotz des großen Beifalls, den dieser Redner fand, sagte doch ein anderer: „Das läßt dich der Ärger sprechen, lieber Nachbar. Ich habe gleich dir schon gesehen, daß es mir ebenso geht, daß ich auch nichts von dem mitgebrachten schönen Gelde übrig behalte. Aber die fremden großen Herren so kurz abzufertigen, das geht nicht an, das wäre grob, und ich meine, daß wir uns das nicht zuschulden kommen lassen dürfen. Warum sollten wir einen an uns ergehenden Ruf so gänzlich ablehnen und mit dem zu verdienenden Gelde auch der Ehren verlustig gehen? Die sind doch auch etwas wert. Laßt uns aber von jetzt ab die zweifache oder dreifache Summe fordern und dazu ausmachen, daß wir von Zeit zu Zeit nach Hause reisen, um hier nach dem Rechten zu sehen."

Dieser Rat gefiel nur wenigen, denn die Mehrzahl neigte sich augenscheinlich der Meinung zu, daß man dem Rufe der fremden Fürsten überhaupt nicht mehr folgen sollte.

„Das ist das allein Richtige," sagte ein dritter, „nur meine ich auch, daß man nicht so grob verfahren dürfe, wie der Nachbar vorher vorgeschlagen hat. Ich bin der Meinung, daß, wenn eine solche Anfrage kommt, man ihr allerdings nicht folgen soll, sondern man muß es dem Fürsten anheimstellen, daß er hierher zu uns kommt oder einen Vertrauten schickt. Und dann muß man ihm so kalte Ratschläge geben, daß er einsieht, es wäre ebenso gut, wenn er nicht gekommen wäre. Dann wird er in Zukunft schon von selbst fortbleiben."

Noch lange wurde so hin und her gestritten. Mancher Vorschlag fand Beifall, mancher nicht, aber eine Einigung über die Frage, wie man sich der Einladungen in die Ferne erwehren könnte, kam nicht zustande.

Endlich stand ein alter Schildbürger auf und sprach: „Liebe Freunde und Nachbarn! Ich muß mich wundern, daß wir uns so hitzig streiten über ein Ding, das uns doch allen mehr als deutlich vor Augen steht: Wir sind in die Ferne gerufen worden, weil uns die Ehren und das Geld lockten. Mancher hat dessen mehr, mancher weniger genossen, jeder aber hat nun bei der Heimkehr gefunden, das ihm all' das so gut wie gar keinen Nutzen gebracht hat, manchem im Gegenteil noch Schaden. Machen wir uns doch klar, weshalb man uns von Hause fort und bald da, bald dort gefordert hat. Ist dies nicht um unserer Weisheit willen geschehen, weil sich dort niemand fand, der in schwierigen Angelegenheiten guten Rat geben konnte? Nun meine ich, wenn das Gegenteil der Fall wäre, so würde kein Mensch nach uns fragen, man würde uns unserer Dummheit wegen gern zu Hause lassen. Machen wir also, daß dies geschieht; aber wie ist das anzufangen? Einfach durch Verstellung, ihr Männer: stellen wir uns töricht und aberwitzig, so daß uns die Menschen im Ernst dafür halten, und ich gebe euch mein Wort, es wird niemand mehr kommen, der unseren Rat verlangt."

„Was ist also kurz und rund deine Meinung, Nachbar?" fragte der Schultheiß, als der Redner hier eine Pause machte.

„Meine Meinung ist die, daß wir alle, niemand ausgeschlossen, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder, fortan die seltsamsten und abenteuerlichsten Sachen

anfangen sollen. Was jedem Närrisches in den Sinn kommt, das soll er tun oder vorschlagen, daß wir alle es tun."

Da kratzte sich mancher der Schildbürger hinten den Ohren und machte ein höchst nachdenkliches Gesicht.

„Wie soll man das aber anfangen?" sagte endlich einer halb für sich.

„Ja, du hast wohl recht," entgegnete der Alte, „und ich weiß, daß es ein sehr schwieriges Ding ist; denn wenn einer es nicht recht anfängt, so kann er leicht ganz und gar zum Toren werden und sein Lebelang ein Narr bleiben. Drum meine ich, daß nur die Weisesten und Geschicktesten die schwere Kunst, das Narrenamt recht zu verwalten, ausfindig machen werden."

Das sahen alle ein, da aber der Tag schon weit vorgerückt war, so wurde beschlossen, daß jeder ernstlich darüber nachdenken sollte, wie man die Narrenkappe am rechten Zipfel angreifen könnte. Die Alten waren am schwersten dazu zu bringen, daß sie einstimmten, und das war sehr begreiflich; denn waren sie Zeit ihres Lebens voller Weisheit gewesen, so wurde es ihnen doppelt sauer, nun auf ihre alten Tage noch die Narren spielen zu sollen. Aber um des gemeinen Nutzens willen fügten sie sich endlich auch, und wir werden im folgenden sehen, was infolge dieses Beschlusses alles zu Tage trat, und wie den Schildbürgern sehr bald die angenommene Narrheit zur zweiten Natur wurde.

Der Bau des Rathauses.

Das erste, was die zurückgekehrten Schildbürger ins Werk zu setzen sich vornahmen, war der Bau eines neuen Rathauses. Sie hatten überall in der Fremde große und schöne Rathäuser gesehen, also erschien ihnen ihr altes Gemeindehaus nicht mehr zeitgemäß und einfach lächerlich.

Der Vorschlag jenes alten Schildbürgers, daß sie fortan sich ihrer bisherigen Weisheit entschlagen wollten, das heißt nicht in Wirklichkeit, sondern nur zum Schein und vor den Augen der Welt, und daß sie nun im Gegenteil die Narrenkappe aufsetzen wollten, das heißt auch nicht in Wirklichkeit Narren sein, sondern nur vor den Augen der Welt als solche scheinen wollten, war nach vielfachem Für und Wider durchgegangen und zum Beschluß erhoben worden. Da nun der Bau eines neuen Rathauses das erste große Unternehmen war, welches in Angriff genommen werden sollte, so ergab es sich von selbst, daß dieser Bau auch schon jedem Menschen einen Begriff von der angenommenen Narrheit geben mußte.

Da alle Rathäuser, die sie in der Fremde gesehen hatten, viereckig waren, so ging der Vorschlag eines besonders weisen Schildbürgers ohne vielen Widerspruch durch, daß man in Schildburghausen als neues Rathaus einen dreieckigen Bau aufführen sollte. Das wäre doch so auffallend, wurde geltend gemacht, so ganz abweichend von allem Gebrauch in der Welt, daß die Menschen sie schon deshalb ganz gewiß für Narren halten würden, was sie ja doch so eifrig anstrebten.

Aller Anfang ist schwer, so auch der Anfang der Narrheit. Wären die Schildbürger schon wirkliche Narren gewesen, so würden sie vielleicht auf den Gedanken gekommen sein, das Rathaus ohne das übliche Baumaterial, Holz, Steine, Kalk usw. aufzuführen. So weit aber waren sie in der Narrheit noch nicht vorgeschritten, und deshalb fingen sie es an, wie es allgemein gebräuchlich ist, das heißt: sie schafften zuerst alles herbei, was zu einem Bau nötig ist. Aber auch dabei konnten sie zur Genüge zeigen, wie sie ernstlich beflissen waren, den Ruf der Narrheit zu erwerben.

Sie zogen in den Wald, der jenseits eines Berges lag, um das nötige Bauholz zu fällen. Mit großer Mühe und Arbeit wurden die Stämme zurechtgehauen und dann aus dem Walde den Berg hinaufgeschafft. Oben wurden sie aufgestapelt, und dann begann die nicht minder mühsame Arbeit, sie auf der andern Seite des Berges an Stricken hinunter zu lassen. Aber mit Geduld und Ausdauer gelang auch dies, bis auf den letzten Stamm, denn da rissen die Stricke, der Baum entglitt ihnen und kollerte ganz von selbst den Abhang hinab und lag nun bei den andern Bauhölzern.

Ganz erstaunt standen die Männer, denn das mußte eine besondere Klugheit dieses Stammes sein, der ihnen hatte zeigen wollen, wie leicht es gewesen wäre, die runden Hölzer den Berg hinab zu bringen.

„Ja," sagten sie untereinander, „sind wir nicht wirklich schon rechte Toren, daß wir das nicht selbst gewußt haben und uns von solchem unvernünftigen Holze beschämen ließen?"

„Ei, das dürfte wieder gut zu machen sein," ließ sich da einer vernehmen; „wenn wir die Hölzer wieder den Berg hinaufschaffen, dann können wir sie eins nach dem andern in dieser Weise hinablaufen lassen und brauchen uns ferner nicht zu schämen."

Mit einstimmigem Jubel wurde dieser Vorschlag begrüßt, und nun begannen die Schildbürger die Baumstämme mit unsäglicher Mühe wieder bergauf zu ziehen, um dann einen nach dem andern hinabkollern zu lassen. Nur den letzten, der ihnen diesen Ausweg gezeigt hatte, ließen sie wegen dieser seiner Klugheit unten liegen.

Das war nun in der Tat schon ein starkes Stück Narrheit gewesen, und die so weisen Schildbürger bewiesen damit, daß sie die besten Anlagen hatten, mit der Zeit völlige Narren zu werden. Der weitere Bau des Rathauses zeigte denn auch wieder ganz bedeutende Fortschritte auf diesem Wege.

Der Bau wuchs in die Höhe, dreieckig, wie es geplant war, und es gab da keinerlei Stockung, denn Steine, Mörtel, Kalk und was sonst dazu gehört, war alles in Fülle herbeigeschafft worden. Auch ein sehr großes Einfahrtstor wurde hergestellt, denn sie meinten, daß sie auch wohl das Heu von den Gemeindewiesen hier unterbringen könnten, das der Rat verkaufen und den Erlös im Wirtshause vertrinken dürfte. So standen denn die drei Mauern bald fertig da, und es fehlte außen nur noch das Dach, das erst aufgesetzt werden sollte, wenn der innere Ausbau vollendet sein würde. Während des ganzen Baues wurde immer mit einer Glocke das Zeichen zum Ausruhen gegeben, und dann eilten alle in das Wirtshaus, wo auf Rechnung des Rates gezecht wurde.

Endlich ging es auch an das Dach, und endlich stand das Rathaus vollendet da, und Schultheiß und Rat konnten ihren Einzug halten.

Durch das große Einfahrtstor betraten sie das Gebäude. Mancher verwunderte sich zwar darob, daß dieses Tor den einzigen Zugang bildete, daß nicht noch eine andere Tür vorhanden war. Aber was tat das? War das nicht auch für jeden, der andere Rathäuser kannte, ein Fall, durch den sie für Narren gehalten werden konnten? Es war also offenbar kein Nachteil, sondern im Gegenteil nur noch ein Vorteil mehr für ihre Zukunft.

Als die Schildbürger nun mit feierlicher Ehrerbietung in ihr neues Rathaus eingetreten waren, standen sie vor Erstaunen wie versteinert: es war nämlich vollständig finster in dem Hause. Später behauptete mancher, es sei so finster ge-

wesen, daß einer den andern nicht mal hätte hören, geschweige denn sehen können.

Was war das? Sollte da irgend ein Fehler in dem Bau gemacht worden sein? Innen konnten sie darüber nicht klar werden, weil es eben ganz finster war, also gingen sie wieder hinaus, um nachzusehen. Aber nein, da sahen sie das Rathaus in all seiner Schönheit stehen, und draußen war auch heller Sonnenschein. Außen konnte also kein Fehler gemacht worden sein, und so schritten sie wieder hinein, da war es aber wieder stockfinster.

Was also war das? Niemand wußte sich diesen merkwürdigen Fall zu erklären; vergeblich strengten sie ihr Gehirn an und schüttelten die weisen Köpfe. Keiner bemerkte, daß sie, wie eine Eingangstür außer dem großen Einfahrtstor, so auch die Fenster vergessen hatten. Sie waren also in ihrer angenommenen Narrheit auch ohne besondere Absicht schon recht erheblich vorwärts gekommen, wenn man bedenkt, daß sie doch rings um das Ratshaus geschritten und dasselbe mit aller Sorgfalt betrachtet, das Fehlen der Fenster aber nicht bemerkt hatten und ihnen die Finsternis im Hause eine ganz unerklärliche Sache war.

Ja, dieses neue Rathaus in Schildburghausen war ein sprechender Beweis dafür, wie sie nicht nur auf dem besten Wege waren, daß sich ihre angenommene Narrheit in eine wirkliche verwandelte, sondern daß sie allesamt, trotz ihrer ehemaligen Weisheit, schon wirkliche Narren waren.

Wie die Schildbürger Licht und Heizung in ihr Rathaus bringen.

Als die Ratsherren von Schildburghausen die Versammlung unter der großen Linde verließen, ermahnte sie der Schultheiß, daß jeder bis morgen darüber nachdenken möchte, wie die unerklärliche Dunkelheit in ihrem neuen Rathause abgestellt werden könnte. Als er dann am nächsten Morgen Umfrage halten ließ, stellte sich jedoch heraus, daß kein einziger etwas gefunden hatte, was Aussicht versprach, alles Sinnen der ehemals wegen ihrer Weisheit weltberühmten Männer war vergeblich gewesen.

Da blieb vorerst nichts weiter übrig, als daß der Schultheiß anordnete: ein jeder solle einen Kienspan mitbringen. Den wollten sie auf die Hüte stecken und anzünden, damit man in der Sitzung einander sehen könnte. Es geschah so, und es war eine gar merkwürdige Versammlung.

Die Beratung bewegte sich natürlich um die unerklärliche Ursache der Finsternis im Rathause. Da ließen sich nun wieder die widersprechendsten Meinungen hören und es war nahe daran, daß der Rat eines besonders weisen Schildbürgers angenommen worden wäre, das Rathaus bis auf den Grund niederzureißen und in anderer Weise von neuem aufzubauen. Da aber noch weit törichtere Vorschläge gemacht wurden, so kam man doch davon zurück und beschäftigte sich mit andern Plänen.

Endlich trat einer auf, der bis noch vor kurzem als einer der weisesten gegolten hatte, der erzählte den Männern ein Gleichnis von der Frau eines seiner Vorfahren, die von ihrem Manne angegangen wurde, daß sie ihm Backhähnel machen solle. Da nun aber weder Butter noch Schmalz im Hause war, so ging das nicht an, und die Frau ließ sich bereden, es mit Wasser zu versuchen. Natürlich mißlang der Versuch, aber der Mann tröstete sein keifendes Weib damit, daß es eine feine, nützliche Kunst gewesen sein würde, wenn es von ungefähr geglückt wäre. „Und nun wendet diese Geschichte auf unser Vorhaben an," so schloß der Schildbürger, „so kann man nicht wissen,

ob sich der Tag oder das Licht nicht fangen und in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Es hat eben noch keiner versucht, darum, wenn es euch gefällt, so laßt uns darangehen. Gerät's, so haben wir es um so besser und werden als die Erfinder dieser Kunst großes Lob ernten; gerät es aber nicht, nun, so ist nichts daran verloren, sondern es wird nur unser Vorhaben, uns der Narrheit zu befleißigen, fördern helfen."

Dieser Rat leuchtete allen Schildbürgern ein und gefiel ihnen so außerordentlich, daß sie beschlossen, denselben in aller Eile zu befolgen. Sie gingen nach Hause, um sich mit Behältern zu versehen, in denen das Licht eingefangen werden könnte, und um die Mittagszeit, wo die Sonne am hellsten scheint, konnte man die guten Schildbürger bei dem fensterlosen Rathaus in der sonderbarsten Weise beschäftigt sehen. Die einen hatten einen Sack herbeigebracht, den öffneten sie weit, daß die Sonne bis auf den Boden scheinen konnte; dann knüpften sie ihn schleunigst zu und trugen ihn in das Rathaus, das gefangene Sonnenlicht dort auszuschütten. Andere hatten Fässer, Wannen, Kessel und andere Geschirre gebracht, auch wohl Spaten und Schaufeln bei der Hand, um das Sonnenlicht da hinein zu schaufeln; dann deckten sie einen Deckel darüber und trugen das Gefäß in das Rathaus. Andere wieder meinten, daß das Licht in die Erde dringe; sie füllten deshalb Gefäße mit Erde, die sie ins Rathaus trugen und dort ausschütteten, damit das Sonnenlicht drinnen aus der Erde hervorkomme. Den närrischsten Gedanken hatte jedenfalls aber der Schildbürger, welcher mit einer Mausefalle dahergekommen war, in der er das Licht listig zu fangen gedachte. Und so arbeiteten die Männer unverdrossen bis gegen den Abend, so lange die Sonne schien.

Da kam von ungefähr ein Wandersmann daher, ein lustiger Schalk, der mit offenem Munde stehen blieb und das sonderbare Treiben der Leute betrachtete. Da er nicht klug daraus werden konnte, so beschloß er, im Wirtshause über Nacht Herberge zu nehmen, wo er ja wohl erfahren würde, was das zu bedeuten habe. Und er brauchte nicht lange zu warten, denn als die Glocke ertönte, strömten die fleißigen Arbeiter in das Wirtshaus, um sich durch einen guten Trunk auf Ratskosten von der Anstrengung zu erholen. Da hörte denn der Wandersmann, wie in ihrem Rathaus kein Licht wäre und sie versucht hätten, das Tageslicht hinein zu tragen, daß aber alle ihre Arbeit vergeblich gewesen sei.

Der Schalk merkte sogleich, was bei diesen Leuten die Glocke geschlagen hatte, und gedachte seinen Vorteil daraus zu ziehen. Er schüttelte also den Kopf und sagte gar ernst: „Das macht, weil ihr die Sache nicht so angegriffen habt, wie ich euch möchte geraten haben." Da machten die Schildbürger große Augen, schöpften neue Hoffnung und versprachen ihm eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen seinen Rat mitteilen wollte. Das sagte der Gesell gern zu, und nun befahlen sie dem Wirt, dem Gast tapfer aufzutragen und vorzusetzen vom besten, was Küche und Keller zu liefern vermöchten, und schmunzelnd nahm der Mann die freie Zehrung an, wie das ja eigentlich auch nicht anders sein konnte.

Am andern Tage, als die Sonne wieder hell schien, holten die Schildbürger den Fremden aus dem Wirtshause ab und führten ihn zu ihrem Rathause. Sie gingen um dasselbe herum, besahen es von oben bis unten, und der Gesell nickte verständnisvoll, denn er sah die fensterlosen Mauern, sagte davon aber nichts. Als sie ihn nun um seinen Rat ersuchten, hieß er sie Leitern herbeibringen, das Dach

besteigen und die Ziegel hinwegnehmen, und siehe da: es war hell im Rathause.

„Seht," sagte der Wandersmann, als die Schildbürger triumphierten, „nun habt ihr das Licht im Hause und könnt es darin behalten, so lange ihr wollt. Sollte es euch beschwerlich fallen, so könnt ihr es ja leicht wieder aussperren."

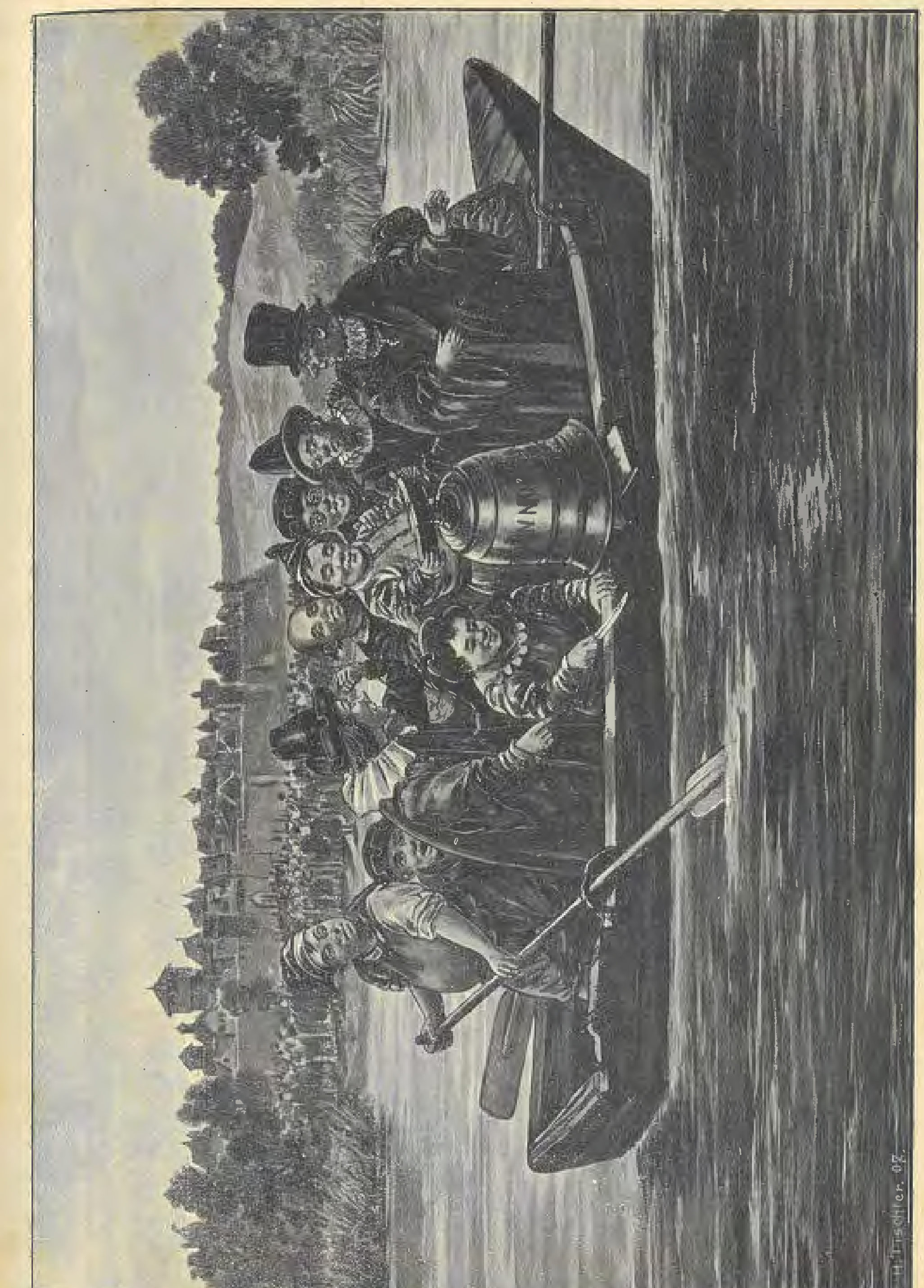
Das, meinten die Schildbürger, würde ihnen ja niemals einfallen. Sie zahlten dem Fremden mit dem größten Danke eine ansehnliche Belohnung, und der Schalk machte sich damit eiligst auf den Weg zur Stadt hinaus, blickte nur öfter hinter sich, in der Besorgnis, daß die Leute seine Schalkheit früh genug merken und ihm nacheilen würden, ihm das Geld wieder abzunehmen.

Die guten Schildbürger merkten in ihrer Weisheit aber nichts von dem unschuldigen Betruge, sondern hielten während des ganzen Sommers ihre Versammlungen in dem lichtvollen Saale, und der Himmel war ihnen günstig, daß gerade an den Ratstagen immer schön Wetter war. Als aber der Herbst kam, da war es aus mit der Freude, denn da mußten sie das Dach wieder zudecken, und nun war es im Rathause so finster wie zuvor. Da erst merkten sie die Schalkheit des Fremden und mußten wieder zum Kienspan greifen.

Das währte so lange, bis einmal einer, da die Kienspäne ganze Teile des Saales im Dunkeln ließen, an der Wand entlang ging und durch einen kleinen Riß in der Mauer das Tageslicht hindurchschimmern sah. Da schlug er sich mit der Hand gegen die Stirn, kehrte zu dem Beratungstische zurück und bat um das Wort. Als er das erhalten, sprach er: „Liebe Freunde und Nachbarn! Ich frage euch, ob wir nicht alle doppelt gebohrte Narren sind? Wir haben so ängstliche und böse Zeit mit unserem Rathaus, wenden viele Unkosten dran und geraten noch dazu in die Verachtung der Welt. Und dennoch ist keiner von uns so gescheit gewesen, daß er gesehen hätte, wie wir in das Haus keine Fenster gemacht haben, durch die das Licht hereinfallen konnte. Das ist doch gar zu grob, zumal so im Anfange unserer Torheit; da sollten wir nicht so auf einmal und mit einem Satz hineinplumpen, daß es auch ein geborener rechter Narr merken könnte."

Über diese Worte waren alle erschrocken, und niemand konnte etwas dazu sagen; sie sahen einander nur stumm an und schämten sich einer vor dem andern über diese gar zu plumpe Dummheit. Eines Ratsbeschlusses bedurfte es da weiter nicht, und gleich am nächsten Tage fing man an, Fenster auszubrechen. Nun wollte aber auch jeder an seinem Platze ein Fenster für sich haben, und hatten die Mauern des Rathauses zuvor ohne Fenster dagestanden, so sah man jetzt ein Fenster neben dem andern.

Als endlich der Winter herankam, bedachte der weise Rat, daß man vergessen habe, Holz zum Heizen des Rathauses bereit zu halten. Da ließ der Schultheiß durch den Ratsboten ansagen, daß jeder ein Scheit Holz zur Sitzung mitbringen sollte. Das geschah, aber als sie nun versammelt waren, standen sie vor Schrecken starr: es war kein Ofen und auch nirgends eine Heizvorrichtung vorhanden; ja, es war nicht einmal Raum gelassen, wo man einen Ofen hätte hinstellen können. Bei der Erwägung dieses bösen Falles traten natürlich wieder gar verschiedene Meinungen hervor. Einer machte den Vorschlag, den Ofen hinter die Tür zu setzen; das ging jedoch nicht, denn es war von jeher Sitte gewesen, daß der Schultheiß im Winter seinen Platz hinter dem Ofen hatte, und so konnte er nun doch nicht hinter der Tür sitzen. Ein anderer wollte den Ofen vor das Fenster hinaus setzen, daß er zur Stube hereingucken und seine Wärme hereinstrahlen müßte. Dem



Die Schildbürger versenken die Glocke in den See.

wurde entgegnet, daß die Wärme gar nicht in die Stube, sondern in die Luft gehen würde. Dagegen wußte aber ein dritter Rat: „Ich habe zu Hause ein altes Hasengarn, das will ich der Gemeinde zum besten geben; das hängen wir vor die Ofentür und werden damit die Hitze in dem Ofen beschließen. Auch können wir dann in der Kachel gar prächtig Bratäpfel machen."

Dieser Rat fand in der Versammlung allgemeinen Beifall, und es wurde beschlossen, danach zu handeln.

Die Ofenfrage war damit erledigt, wie sie aber dabei gefahren sind, das sagt die Chronika nicht.

Das Salzkraut.

Neue Ratsherren waren an die Stelle der alten getreten, aber gleich sehr bestrebt, es ihren Vorgängern an Narrheit gleich zu tun. Wenn sie dieselben hier und da sogar noch übertrafen, so war das kein Wunder, denn die Narrheit fing nachgerade an, bei den Schildbürgern zu Fleisch und Blut zu werden und war gar häufig schon nicht mehr Verstellung.

Da gerade in den Nachbarländern kriegerische Zeiten waren und namentlich das Salz sehr teuer und noch obenein schwer zu beschaffen war, so machte ein Ratsherr darauf aufmerksam, und die Versammlung ging ernst darüber zu Rate: ob sie nicht selbst Salz gewinnen und damit vielleicht sogar noch viel Geld verdienen könnten. „Seht," sagte der Sprecher, „da das Salz dem Zucker so sehr ähnlich ist und der Zucker, wie jedermann weiß, aus einem Gewächs gewonnen wird, so dürfte es auch wohl mit dem Salz ebenso bestellt sein. Nun spricht man doch von einem Salzkorn wie von einem Weizenkorn, also steht zu erwarten, daß das Salz ebenso ausgesät werden kann, wie der Weizen. Daher möge ein wohlweiser Rat beschließen, daß ein Stück Gemeindeacker mit Salz besät werden möchte. Ich für meine Person zweifle gar nicht daran, daß wir dann eigenes Salz erhalten werden und nicht nur aus aller Verlegenheit kommen, sondern noch ein tüchtig Stück Geld verdienen werden."

Mit Begeisterung gingen die Ratsherren auf diesen kühnen Gedanken ein. Ein Feld wurde beackert und mit Salz besät, und es wurde auch ein Feldhüter bestellt, der, mit einem Vogelrohr ausgerüstet, die Vögel verscheuchen sollte, wenn die etwa kämen, das Salz wegzupicken oder aufzulecken. Es währte auch nicht lange, so begann es auf dem Acker fröhlich zu sprießen und grün empor zu wachsen. Die Schildbürger freuten sich über die maßen, denn das konnte doch nur das Salzkraut sein. So lustig wuchs es auf dem Acker grün in die Höhe, daß sogar das Vieh davon angelockt wurde und das Feld als willkommenen Weideplatz betrachtete.

Darüber verlor der Feldhüter den Kopf, und anstatt das Vieh hinaus zu scheuchen, lief er in die Stadt, um dem Rat diesen Viehfrevel zu melden. Der Rat sah ein, daß der Feldhüter mit seinem Vogelrohr gegen das Vieh nichts ausrichten könnte, und verordnete, daß er auf eine Tragbahre gesetzt und von vier Ratsherren auf dem Salzacker umhergetragen werden und mit einer langen Rute das Vieh verscheuchen sollte. Das geschah, und die vier Ratsherren wendeten alle Vorsicht an, daß sie mit ihren breiten Füßen nicht allzu viel von dem kostbaren Kraut zertraten.

Nicht lange danach kam ein Bauer gelaufen, dem Rat zu melden, daß die Herren fröhlich und guten Mutes sein möchten, denn er habe das Salzkraut gekostet, und das habe ihn fürchterlich in die Zunge gebissen, so daß anzunehmen sei,

sie würden ein vorzügliches Salz gewinnen. Da war große Freude in Schildburghausen, und die ganze Bevölkerung zog hinaus, den Schultheiß an der Spitze, um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen. Und sie fanden es so, wie der Mann gesagt hatte. Mit feierlichem Ernste brachte der Schultheiß ein Kraut auf die Zunge und mußte laut aufschreien, so brannte es, und andern ging es ebenso, denn daß das ganze Feld voll Brennesseln stand, das erkannte niemand.

Als nun die Zeit der Ernte kam, sollte auch das Salzkraut eingebracht werden, und viele träumten sich schon als mächtige Salzherren. Wie aber sollte es eingeerntet werden? Sollte man es mähen oder mit Sicheln schneiden? Das war nicht möglich, denn es war so hitzig, daß man sich die Hände daran gar arg verbrannte. Da machte einer den Vorschlag, man sollte es mit einer Armbrust niederschießen. Das schien allen am annehmbarsten. Dazu fehlte es aber wieder an einem Schützen, denn ein solcher war in ganz Schildburghausen nicht zu finden, und einen solchen von anderswoher kommen lassen, ging auch nicht an, denn dadurch hätte ja ihr Geheimnis verraten werden können. Da nun niemand einen besseren Rat zu geben wußte, so mußte man das Salzkraut stehen lassen, bis sich ein solcher finden würde, was jedoch in vielen Ratsversammlungen nicht eintrat.

Darüber verwelkte und verdorrte das Kraut, und die Schildbürger gerieten in große Not. Hatten sie schon vorher wenig Salz gehabt, so hatten sie nun noch weniger, da sie ja eine so große Menge zur Aussaat verwendet hatten. „Daher,“ heißt es in der Chronik, „zerbrachen sie sich auch den Kopf darüber und sannen nach, ob etwa der Acker nicht recht gebaut worden, und hielten viele Ratssitzungen darüber, wie man es ein andermal besser machen könnte.“

Die versunkene Glocke.

Der vorerwähnte Krieg, unter dem die Nachbarländer schwer zu leiden hatten, der auch das Salz so teuer machte, schien sich auch nach Misnopotamien ausbreiten zu wollen, und die Schildbürger, obgleich sie sich sehr mutige Leute dünkten, gerieten doch in nicht geringe Besorgnis, daß ihnen der Feind die schöne, große Glocke entführen könnte, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte der Feind ein besonderes Auge haben, um Schießwaffen daraus zu gießen.

Darüber zum Beschluß zu kommen, erforderte natürlich wieder lange Ratssitzungen, denn es war ein schwieriger Fall. Die kostbare Glocke in Sicherheit zu bringen, darüber waren alle sofort einig, das war ja eine Notwendigkeit, dies aber zu bewerkstelligen, wo und wie, das war eben die Schwierigkeit. Die einen wollten sie in die Erde graben; aber entdeckten die Feinde nicht jeden Fleck, wo jemand etwas vergraben hatte, um es zu bergen? Wie viel mehr nun nicht gar die große Glocke. Andere wollten sie im Dickicht des Waldes verstecken, aber das schien erst recht nicht sicher, denn wer stand dafür, daß der Feind nicht auch den Wald durchstreifte, obgleich da nichts zu holen war?

Endlich schien der Vorschlag der annehmbarste: man wolle die Glocke in den See versenken und hernach, wenn der Krieg zu Ende und der Feind abgezogen sei, sie wieder herausziehen.

Dieser Vorschlag sollte ausgeführt werden. Sie ließen also die Glocke von dem Rathaus herunter, brachten sie in ein Schiff und fuhren damit in den See hinaus. Schon waren sie im Begriff, die Glocke zu versenken, da fiel es einem der Schildbürger ein, die Frage aufzuwerfen: wie man denn, wenn man die Glocke hernach wieder herausziehen wolle, den Ort wiedererkennen könne, wo sie versenkt worden sei?

Das gab nun allerdings großes Kopfzerbrechen, und so fest sie auch den Finger an die Nase legten, was man tut, um die Gedanken zu schärfen, es wollte keinem etwas Rechtes einfallen.

Plötzlich aber lachte der Schultheiß hellauf und sagte: „Ihr Freunde, was wollen wir uns darüber graue Haare wachsen lassen, das ist ja doch kinderleicht: wir machen da, wo die Glocke versenkt wird, einen Kerbschnitt in das Schiff, an welchem Zeichen wir den Platz jederzeit wieder erkennen können.“ Er zog sein Taschenmesser hervor, machte in den Rand des Schiffes einen tiefen Kerbschnitt, und darüber hinaus wurde nun die Glocke in die Tiefe hinabgelassen. Alle atmeten erleichtert auf und priesen den großen Verstand ihres Schultheißen, doch sagte sich jeder im stillen, daß er auf einen so einfachen Gedanken doch auch hätte kommen können.

Als nun aber die Gefahr des Krieges abgewendet war und sie ihre Glocke aus dem See wieder herausfischen wollten, fanden sie freilich wohl den tiefen Kerbschnitt in dem Rand des Schiffes, wo aber war nun auf dem großen See der Platz, wo man die Glocke in die Tiefe hinabgelassen hatte? So mußten sie denn fernerhin ihrer schönen Glocke entbehren, und ein jeder wünschte sich Glück, daß nur der Schultheiß und nicht er diesen klugen Gedanken gehabt hatte.

Der tapfere Schildbürger.

Die Kriegsgefahr war auch für die Schildbürger nicht so ganz nichtig gewesen, sie wurden eine kurze Zeit hindurch sogar mit hineingezogen, und der tapferen Männer bemächtigte sich eine sehr kriegerische Gesinnung. Allerdings ging diese nicht sowohl dahin, den Feind aufzusuchen und ihn zu besiegen, als vielmehr dahin, die Gelegenheit zu benutzen, und die Bauern auf dem Lande an Gänsen, Hühnern und dergleichen zu brandschatzen.

Ein ganz besonders tapferer Bürger hatte sich dazu eine besondere Rüstung anfertigen lassen. Er hatte ein Panzerstück gefunden, etwa eine Hand breit, ging damit zum Schneider und bestellte bei diesem einen neuen Anzug von dickem, festem Stoff, wie er für ein Kampfgewühl widerstandsfähig erscheine; dazu aber ordnete er an, daß das Panzerstück mit eingenäht werden sollte und zwar so, daß vor allen Dingen das Herz geschützt sei. Denn so, meinte er, könne er einen guten Puff vertragen und würde ohne besondere Gefährdung aus dem zu erwartenden Kampfe hervorgehen.

Der Schneider versprach, alles nach Wunsch zu besorgen; aber er kannte seinen Mann und wußte dessen Tapferkeit nach Gebühr zu würdigen, daher lachte er spöttisch hinter ihm her, als er gravitätisch, hocherhobenen Hauptes und mit martialischen Schritten von ihm ging. Eingedenk des Sprichwortes, daß man von einem, dem angesichts einer Gefahr der Mut geschwunden ist, sagt: das Herz sei ihm in die Hosen gefallen, setzte der Schalk das Stück Blech nicht in das Wams, unter dem das Herz schlägt, sondern er vernähte es hinten in die Hosen.

Der tapfere Schildbürger war in der Narrheit schon so weit vorgeschritten, daß er gar nicht untersuchte, wo in dem neuen Anzug sich das Panzerstück befand, sondern er erklärte sich damit höchlich zufrieden, legte es an und zog nun befriedigt in den Krieg oder vielmehr auf die Streife, den Bauern die Gänse und Hühner abzujagen. Es kam aber anders, als die guten Schildbürger es gedacht hatten: die handfesten Bauern waren durchaus nicht gesonnen, ihre Höfe plündern zu lassen, sondern griffen zu Dreschflegeln, Heugabeln und andern ländlichen Waffen, wehrten die An-

greiser tapfer ab und jagten sie in die Flucht.

Unserem tapferen Streiter ging es da sehr übel. Auf ihn schienen es die Bauern ganz besonders abgesehen zu haben, da er in der Meinung, durch seinen Panzer gänzlich geschützt zu sein, mit so schrecklichem Mute in einen Hof eingebrochen war. Ihn jagten die Bauern vor allen andern, und er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er über einen Zaun kletterte, den er zwischen sich und die Verfolger zu bringen gedachte. Da blieb er aber mit den Hosen an einem Zaunpfahl hängen, die Bauern erreichten ihn, und einer stach mit einer Heugabel so unsanft nach ihm, daß er über den Zaun hinüberflog.

Da lag er nun in Todesangst, denn jeden Augenblick meinte er den Feind erscheinen zu sehen, und weil er sich schwer verwundet glaubte, so rührte er sich nicht. Wohl aber spitzte er die Ohren und hörte die Verfolger längs des Zaunes davoneilen, keiner kam herüber. Endlich versuchte er sich aufzurichten, und das ging besser, als er dachte. Er betastete seinen ganzen Körper und konnte zu seiner großen Verwunderung nirgends eine Wunde entdecken, selbst hinten nicht, wo er doch den empfindlichen Stoß bekommen hatte. Nicht einmal die Hosen waren besonders beschädigt, wie der tapfere Krieger sorgfältig untersuchte. Ha! dabei erst fühlte er, daß der Schneider das Panzerstück hinten in die Hosen vernäht und in diesem Fall wirklich den rechten Fleck gewählt hatte, wo einem richtigen Schildbürger das Herz sitzen soll.

„Gott sei Dank,“ kam es bei dieser Entdeckung froh von den Lippen des tapferen Kriegers; „Dank aber auch dem guten Schneider, der mir diesen Anzug gemacht und so fein gewußt hat, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzt.“

Der Schildbürgerin Luftschlösser.

Waren die Schildbürger nun schon mehr oder weniger wirkliche Narren geworden, so die Schildbürgerinnen nicht minder; auch sie geberdeten sich bald so, als ob sie von jeher ausgesuchte Närrinnen gewesen wären.

Lebte da eine junge Witwe in armen Verhältnissen, so daß sie nur ein einziges Huhn halten konnte. Aber dieses eine Huhn legte ihr täglich ein Ei, und sie kam gar bald auf den Gedanken, die Eier zu sammeln und damit auf den Markt zu ziehen, wenn sie eine Anzahl beisammen haben würde. Sie sammelte fleißig, sparte sich das Ei, was sie sonst wohl verzehrt hatte, am Munde ab, und hatte endlich so viele zusammen, daß sie ein Körbchen füllen konnte, und damit zog sie nun zu Markte.

Wenn einer so allein seine Straße dahinwandelt, kommen ihm allerlei Gedanken, so auch der guten Schildbürgerin. Ihre Gedanken drehten sich zunächst nur um die Ware, die sie in dem Körbchen am Arme trug; aber unvermerkt spannen sie sich darüber hinaus.

„Für die Eier,“ sagte sie sich, „wirst du drei Groschen lösen, ein schön Stück Geld. Was willst du damit anfangen? O, ich weiß schon: Ich kaufe zu meiner Henne noch drei dazu, jede zu einem Groschen. Dann habe ich vier Hennen, die legen mir in derselben Zeit viermal soviel Eier und ich löse dafür auch viermal soviel Geld. Wenn ich dann davon soviel nehme, um noch zwei Hennen dazu zu kaufen, dann habe ich sechs Hennen und damit eine sehr ergiebige Hühnerzucht, denn ich lasse eine oder die andere brüten und erhalte Junge. Wenn dann die alten Hennen nicht mehr legen, verkaufe ich auch die und lege alles Geld zusammen, und dazu kommt dann noch ein Federgeld, weil ich diese Hühner rupfen werde, wie man Gänse zu rupfen pflegt.“

So waren die Gedanken der Schildbürgerin unvermerkt auf die Gänse gekommen, und erst einmal über das Ziel hinausgeschossen, das ihr zunächst gelegen hatte, ging es nun im Fluge weiter: „Ja, dann kaufe ich mir etliche Gänse, von denen ich in Eiern, Federn und Jungen großen Nutzen habe. Es ist dann gewiß bald so viel da, daß ich mir auch eine Ziege anschaffen kann und nun die Milch nicht mehr zu kaufen brauche, und so lebe ich dann mit jungen und alten Hühnern, Gänsen, Ziege und Zicklein sehr behaglich. Vielleicht läßt sich die Ziege gar noch scheren. Ich habe zwar noch nicht gehört, daß man das tut, aber ich kann's ja versuchen.“

Und weiter flogen ihre Gedanken: „Was soll ich dann aber mit all dem Gelde anfangen? Auf Zinsen geben? Dazu ist es noch nicht genug und auch später noch immer Zeit. Nein, ich kaufe ein Mutterschwein und habe nun Nutzen über Nutzen in Würsten, Speck und vielem andern. Da habe ich bald genug soviel zusammen, daß ich auch eine Kuh erhandeln kann, billig und doch gut, denn auf das Handeln habe ich mich in der ganzen Zeit schon gründlich verstehen gelernt.“

Es trat in ihrem weiteren Gedankenfluge wieder eine Pause ein, wie sie so mit leuchtenden Augen dahinschritt und sich das Bild lebendig ausmalte. Kein Wunder, daß nun ihre Verhältnisse wuchsen: „Da habe ich nun das viele Vieh, das mir auch mächtig viel Dünger ergibt, den ich natürlich nicht verkaufe, denn was gibt der Bauer groß dafür? Nicht der Rede wert. Nein, ich kaufe mir selbst einen Acker, der mir mein eigenes Korn zu Brot liefert. Dazu aber muß ich auch Rosse haben und einen Knecht oder mehrere dingen, und da man mich nun weit und breit als eine wohlhabende Frau kennt, so muß ich auch ein Haus haben, wie es einer solchen geziemt, mit Ställen und Scheunen darum her.“

Die Frau hatte sich auf einen Rain niedersetzen müssen, denn die ungeheuren Gedanken waren für ihren Kopf zu schwer geworden, und nun schloß sich als Krone des ganzen noch einer daran, der ihr fast die Sinne zu rauben drohte: „Ha, eine wohlhabende, eine reiche Frau sogar! Wie werden da die Leute Komplimente machen, und — wie werden die Männer nach mir schauen. Ja, dann habe ich die Auswahl. Aber ein hübscher, junger Mann muß es sein, den ich nehmen werde, und wir werden in Freuden leben, und ich werde eine stolze Frau sein. Ha! Juchhe, Juchheissa! Hopsasa!“

Und jubilierend sprang die Schildbürgerin in die Höhe, warf die Arme in die Luft, und — an der Erde lag der Korb, und alle Eier waren zerbrochen und alle ihre Luftschlösser zusammengefallen. Wie die Chronik berichtet, war nur der junge Freiersmann nicht zerstoben, und sie soll trotz alledem noch lange auf dem Wege gestanden und auf ihn gewartet haben.

Die leckere Kuh.

Gewohnheit ist die zweite Natur, sagt man. So ward es auch bei den Schildbürgern, sie mochten anfangen, was sie wollten, eins war immer närrischer, als das andere.

So hatten zwei einmal gehört oder irgendwo gelesen, daß im Altertum die Menschen durch Tauschhandel viel gewonnen hätten. Da brauchte keiner bar Geld und machte doch ein gutes Geschäft. So dachten sie, und beim Glase Wein beschlossen sie, ebenso zu tun und ihre Häuser gegeneinander zu vertauschen, weil stillschweigend jeder meinte, des andern Haus sei wertvoller, als das seinige.

Nun lag des einen Haus an dem unteren, des andern seines an dem oberen Ende von Schildburghausen. Daß sie nun einfach umzogen, der eine dorthin, der andere dahin und Besitz von dem neuen Eigentum ergriffen, das fiel ihnen nicht ein, wäre ja auch keine Narrheit gewesen. Nein, der am oberen Ende des Ortes wohnte, brach sein Haus ab und fuhr es stückweise nach dem unteren Ende, und umgekehrt brachte der vom unteren Ende sein Haus stückweise nach dem oberen, und jeder baute nun da das durch diesen Tauschhandel gewonnene Haus von neuem auf.

Das war jedoch nur ein einzelner Fall, denn im großen und ganzen muß man den Schildbürgern nachsagen, daß sie immer gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, der jedermann zugute kommen sollte. Das hatten sie ja schon gelegentlich der Salznot gezeigt, als sie meinten, eigenes Salz durch Aussäen zu gewinnen und doch nur Brennesseln ernteten. Ähnliche Enttäuschung hatten sie auch bei folgender Gelegenheit.

Es stand von uralter Zeit her noch ein Stück Stadtmauer, das vielen Leuten im Wege war, weil es noch halb und halb fast bis mitten in die Hauptverkehrsstraße hineinragte und den Verkehr hemmte. Dieses unnütze alte Bauwerk zu beseitigen, war schon lange die Absicht des Rates gewesen, er war nur vor lauter wichtigen Dingen immer nicht dazu gekommen. Endlich aber wurden die Klagen der Bauern, die zu Markte kamen und die mit ihren Wagen an diesem Engpaß der Straße oft ineinander fuhren, so allgemein, daß der Rat sich doch aufraffen mußte, um den alten Mauerrest in Augenschein zu nehmen und dann zu überlegen, auf welche Weise man die Steine im allgemeinen Nutzen noch verwerten könne.

Da fand sich denn, daß das alte Mauerwerk in doppelter Beziehung nutzbar gemacht werden könnte. Nicht nur waren die Steine zu andern Bauzwecken sehr gut zu verwenden, sondern es war auch oben auf der Mauer das Gras gar üppig gewachsen, wie das an altem Gemäuer häufig vorkommt. In der nächsten Ratssitzung war dann auch von diesem Gras auf der Mauer die Rede. Sollte man die Mauer abbrechen und dabei das Gras umkommen lassen? Dafür erhob sich keine Stimme, verloren gehen wollte es niemand lassen. Aber es wuchs hoch da oben, wie sollte man dazu gelangen, um es zu retten? Die Meinung der Mehrzahl war: es sollte abgemäht werden; aber in ganz Schildburghausen fand sich keiner, der es gewagt hätte, auf die alte Mauer hinauf zu steigen und dort oben zu mähen, als wenn er auf einer Wiese wäre. In der nächsten Sitzung kam dann auch wieder, wie damals bei dem Salzkraut, die Ansicht zutage, daß man es mit Pfeilen herabschießen könnte, was aber sogleich verworfen wurde, da man ja schon wußte, daß es in Schildburghausen keinen Armbrustschützen gab.

Selbstbewußt hatte der Schultheiß während dieser Verhandlung gelächelt. Endlich ergriff auch er das Wort. Das Gras, meinte er, wäre ja doch für das liebe Vieh, also müßte es auch diesem in erster Linie zugute kommen. Wozu aber wolle man es abmähen oder herabschießen, was beides eben nicht anginge? Der einfachste Weg wäre doch der, daß man das Vieh hinauf auf die Mauer schaffe, damit es eins nach dem andern das Gras an Ort und Stelle abweide. Das gefiel den Ratsmannen gar wohl, und zum Dank für diesen klugen Rat wurde beschlossen, daß die Kuh des Schultheißen die erste sein sollte, der die Wohltat zukommen sollte. Der Schultheiß stimmte mit Freuden zu.

Als man zur Ausführung dieses Beschlusses schreiten wollte, ergab sich

freilich die Schwierigkeit, wie man die Kuh auf die Mauer hinaufschaffen sollte. Auch hierbei gab des Schultheißen Rat den Ausschlag: man schlang der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warf das andere Ende über die Mauer und fing an der andern Seite an zu ziehen. Was nun jeder Mensch vorausgesehen haben würde, nur die Schildbürger nicht, das mußte natürlich eintreten: die Kuh war noch nicht mit den Beinen von der Erde aufgehoben, da war sie schon erwürgt, und die Zunge trat ihr lang aus dem Maule hervor.

„Zieht, zieht tüchtig!" schrie der Schultheiß, als er das sah, „es fehlt nicht mehr viel und sie ist oben. Seht, wie das leckere Vieh schon die Zunge ausstreckt, es hat das Gras schon gerochen. Zieht tüchtig, denn sie ist zu tölpisch und ungeschickt, als daß sie sich allein hinaufhelfen könnte."

Die Männer auf der andern Seite der Mauer zogen aus allen Kräften, aber es war dennoch vergebens, sie brachten die schwere Kuh nicht hinauf und mußten sie wieder herablassen. Und jetzt sahen sie, daß das arme Tier tot war.

Der Mann ohne Kopf.

An der Mauer von Schildburghausen floß ein breiter und tiefer Bach vorüber, an dessen Ufern viel Laub- und Baumwerk wuchs. Darunter ragte ein Nußbaum ganz besonders hervor, der bei den Schildbürgern in hohem Ansehen stand, denn auch die ältesten Leute wußten sich zu erinnern, daß er schon in ihrer Jugendzeit dagestanden hatte. Er neigte sich mit seinem Hauptast über den Bach hinweg, daß er fast bis an das jenseitige Ufer reichte.

Von diesem Nußbaum war in den Häusern von Schildburghausen oft die Rede, und man hatte sich schon oft den Kopf zerbrochen, warum er sich wohl so über den Bach hinwegneige, und als Antwort auf diese Frage waren so mancherlei Meinungen laut geworden, wie immer, wenn den Schildbürgern ein wichtiger Gedanke durch den Kopf ging.

Eines Tages war auch im Rathause davon die Rede, und es wurde auch hier die Frage aufgeworfen, warum er sich so augenscheinlich schwermütig über das Wasser neige. Dem Meinungsaustausch darüber machte, wie immer, der kluge Schultheiß ein Ende. Er sprach: „Seid ihr nicht gar närrische Leute, meine lieben Freunde und Nachbarn! Ihr seht doch, daß der Baum an einem dürren Orte steht. Was folgt daraus? Daß er Durst hat und trinken möchte. Ich halte dafür, daß der Ast, den er über das Wasser hinstreckt, sogar der Schnabel des Baumes ist, aber er hat nur nicht die Kraft, denselben bis in das Wasser hinabzubringen."

Diese Erklärung fanden die Ratmänner ganz zutreffend, und sie fühlten Mitleid mit dem armen Nußbaum. Ob es denn nicht möglich wäre, ihm zu helfen? fragte man. Das wäre doch ein Werk der Barmherzigkeit. Gewiß, und warum sollte das nicht möglich sein? Man braucht ihm ja nur zu helfen, daß er den ausgestreckten Schnabel in das Wasser tauchen kann, dann mag er seinen Durst stillen und trinken, bis er genug hat. Es wurde beschlossen, das zu tun.

Sie zogen hinaus an das Ufer des Baches, banden ein dickes Seil oben an den Baum und von jenseits des Baches zog man nun den Nußbaum mit aller Kraft herunter, daß er sich ganz über das Wasser bog. Aber es langte noch nicht ganz zu, denn der abstehende Ast, den man für den Schnabel des Baumes ansah, berührte wohl das Wasser, tauchte aber noch nicht ein. Da wurde einem Schildbürger befohlen, daß er auf den

Baum steigen und auf den Schnabel hinauskriechen solle, soweit es ginge; man wolle dann noch einmal kräftig ziehen, und dies, verbunden mit dem Gewicht des Mannes, werde dann den Schnabel des dürstenden Nußbaumes sicher in das Wasser drücken.

Es geschah wie angeordnet, und als der Mann mit aller Vorsicht auf dem abstehenden Aste hinauskroch, schien sich dieser in der Tat schon ein wenig senken zu wollen. Nun noch ein kräftiger Zug und es wird sicherlich gelingen. Aber o weh! unter diesem kräftigen Zug, der den ganzen Baum weit tiefer niederbeugte als bisher, riß das Seil, und der Baum schnellte mit aller Gewalt in die Höhe, so daß der auf den Ast gestiegene Schildbürger bis in den höchsten Gipfel hineinflog, von wo er nun von Ast zu Ast bis zur Erde stürzte. Man eilte ihm zu Hilfe, aber welch ein Schreck: man fand nur seinen Leib, der Kopf fehlte, den hatte die ungeheure Kraft der zurückschnellenden Äste abgeschlagen, und man suchte danach vergebens, er ward nirgend gefunden.

Nachdem der Schreck ein wenig überwunden war, legte der Schultheiß den Finger an die Nase und sprach: „Da der Kopf des Mannes nirgend zu finden ist, so ist sehr die Frage, ob er überhaupt einen Kopf gehabt hat, als er auf den Baum stieg.“

Alle blickten einander an, aber keiner wußte die Frage zu beantworten, und der Schultheiß fuhr fort: „Ich bin fest überzeugt davon, daß er schon vorher keinen Kopf gehabt hat, wir haben nur nicht darauf geachtet. Insofern also würden wir ganz unschuldig an dem Unglück sein, das den Mann betroffen hat. Da das nun aber niemand so recht eigentlich weiß, so kann ich nur den Rat geben: Man gehe zu seinem Weibe und lasse bei diesem anfragen, ob denn ihr Mann heute morgen, als er aufgestanden und nach dem Frühstück mit ihnen hinausgegangen sei, einen Kopf gehabt habe oder nicht.“

Einige vom Rat wurden also mit dieser Botschaft betraut und begaben sich in das Haus des verunglückten Mannes. Sie wunderten sich nicht, daß die Frau, als sie das Unglück vernahm, keineswegs in ein Jammergeschrei ausbrach, wie das doch sonst der Frauen Art ist, denn in ganz Schildburghausen wußte man ja nur zu gut, daß dieses Ehepaar stets wie Katze und Hund miteinander gelebt hatte. Sie schlug zwar die Hände zusammen, antwortete aber auf die ihr vorgelegte Frage sehr gefaßt; „Ob er heute morgen einen Kopf gehabt hat, fragt ihr? Ja, so recht weiß ich das auch nicht; nur so viel weiß ich, daß ich ihm letzten Sonnabend habe das Haar bürsten müssen, da hat er ihn noch gehabt. Seitdem aber habe ich, da er mich gemißhandelt hat, nie so recht darauf acht gegeben.“

Die Herren vom Rat waren nicht wenig erstaunt über diese Gleichgültigkeit der Frau und redeten noch dieses und jenes, um hinter die Wahrheit zu kommen. Aber die Frau blieb dabei, sie wisse es nicht und schloß endlich ziemlich grob: „Da an der Wand hängt sein Hut. Seht nach, ob der Kopf vielleicht in dem Hute steckt, daß er ihn aus Versehen mit abgenommen und so an die Wand gehängt hat.“ Damit drehte sie sich um und ließ die Herren vom Rate stehen.

Die sahen auch wirklich unter den Hut an der Wand, fanden aber nichts. Und so ist man denn in Schildburghausen ganz im unklaren geblieben, wie es diesem Verunglückten mit seinem Kopfe gegangen sei.



Der Krebs als Schneider.

Der Mann mit dem Mühlstein.

So wie hier bloß mit dem Kopfe eines Mannes, so ging es auch einmal mit einem ganzen Menschen: er verschwand, und kein Schildbürger konnte sich enträtseln, wo er geblieben war.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut und in einem Steinbruch auf einem Berge den Mühlstein zurecht gehauen, schön rund wie ein Rad und in der Mitte mit einem großen Loch. Mit großer Mühe schafften sie den Stein den Berg hinab und wischten sich den Schweiß von der harten Arbeit. Da fiel einem der Männer ein, wie es damals beim Rathausbau mit den Bauhölzern zugegangen, und er sprach:

„Aber ihr Leute, sind wir nicht übergroße Narren gewesen, daß wir uns so gequält haben? Denkt ihr denn nicht mehr an die Bauhölzer zum Rathause, mit wie geringer Mühe wir die herabgebracht haben, indem wir sie den Berg hinunterkollern ließen? Warum haben wir denn das mit diesem schweren Mühlstein nicht ebenso gemacht?"

Da griffen sie sich alle an die Stirn und sagten: „Ja, was für wirkliche Narren sind wir seit jener Zeit schon geworden. Kommt, laßt uns den Mühlstein wieder den Berg hinauf bringen und diese Narrheit gut machen."

Und dies geschah wirklich. Mit unsäglicher Mühe schafften sie den Mühlstein wieder bergauf, um ihn nun, wie damals die Bauhölzer, hinablaufen zu lassen.

Gerade als dies geschehen sollte, sagte aber einer: „Halt einmal, Leute! Dieser Mühlstein ist doch nicht so wie ein langer Baumstamm. Wenn der einmal ins Laufen kommt, dann läuft er immer geschwinder wie ein Rad, und hört damit sobald nicht wieder auf. Wie wollen wir denn nun aber wissen, wo er hingelaufen sei? Wer da unten kann uns das sagen?"

Das leuchtete allen ein, aber wieder wußte der Schultheiß schnellen Rat, denn darum war er ja eben Schultheiß, und sprach: „Nichts einfacher als das: es muß einer von uns sich in das Loch stecken, dann läuft er mit hinab und kann uns sagen, wo der Mühlstein zu laufen aufgehört hat und liegen geblieben ist."

Das war allerdings sehr einfach und sah auch ganz ungefährlich aus. Es wurde daher einer von den Arbeitern ausgewählt, der sich auch gern bereit erklärte, mit dem Mühlstein hinab zu laufen. Er kroch mit dem Kopfe durch das Loch in der Mitte, und nun wurde der Mühlstein in Bewegung gesetzt. Dieser rollte erst ziemlich langsam, wurde aber immer schneller, bis er endlich in großen Sätzen abwärts sprang, so daß ihn die von oben nachschauenden Schildbürger bald ganz aus dem Gesicht verloren.

Nun war aber in der Nähe von dem Fuß des Berges ein tiefer Fischweiher, in diesen plumpste der Mühlstein hinein und sank samt dem Manne, der mit dem Kopf darin steckte, auf den Grund. Das hatte niemand gesehen, und die Schildbürger wußten daher nicht, wo der Mann und der Stein hingekommen waren. Sie ließen in der ganzen Gegend Umfrage halten, aber keiner wußte etwas davon.

Da schöpften sie den Verdacht, daß der Mann, welcher in dem Loche gesteckt hatte, mit dem Stein davongegangen sei und ließen überall im ganzen Umkreise einen Anschlag anheften, des Inhaltes: „Wo einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man festnehmen und Gericht über ihn halten."

Der arme Narr aber lag tief im Wasser und hatte die Klugheit des Schultheißen mit dem Leben bezahlt.

Ein verdächtiges Geschöpf.

Einst hatte sich ein unschuldiger Krebs nach Schildburghausen verirrt. Als er hier von einigen Bürgern entdeckt wurde und sie sahen, wie er so viele Beine hatte und vorwärts und rückwärts gehen könnte, gerieten sie in großen Schrecken, denn sie hatten zuvor noch nie einen Krebs gesehen. Sie schlugen Lärm, und alt und jung lief zusammen, um das fürchterliche Geschöpf zu sehen. Alles Nachsinnen aber, was es wohl sein möge, war vergeblich.

Da war es wieder der Schultheiß, der den Ausschlag gab. Er sagte: Es müsse wohl ein Schneider sein, dieweil es zwei Scheren mit sich herumführe. Die Probe war leicht gemacht. Man holte ein Stück niederländisch Tuch herbei und setzte den Krebs darauf, „denn," sagte der Schultheiß, „es ist sicherlich ein Meisterschneider und wenn der Schneider von Schildburghausen mit seiner Schere immer hinterher schneidet, wo das Tier auf dem Tuche hinkriecht, so wird er sicherlich ein ganz neues Muster zu einem Kleide erhalten."

Der Schildbürger Schneider zog also seine Schere hervor und schnitt immer hinterher, wo der Krebs auf dem Tuche langsam hinmarschierte; als das Stück teures Tuch aber zu Ende gegangen, erkannte man, daß es in lauter unbrauchbare Finzel zerschnitten und das Tier also ohne Frage ein Betrüger war.

Da trat ein alter Schildbürger hervor, der sagte: „Ich habe einen erfahrenen Sohn zu Hause, der ist drei Tage lang auf der Wanderschaft gewesen und wohl zwei Meilen in der Runde überall umhergekommen, der wird sicherlich wissen, wie es mit diesem seltsamen Tiere beschaffen ist."

Der Sohn des Mannes wurde gerufen. Er besah das Geschöpf von allen Seiten, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ich habe doch meine Tage viel Wunder in der Welt gesehen, aber so ein Wesen wie dieses, daß so viele Beine hat und nach vorn und nach hinten kriechen kann, ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn es nach meiner Meinung nicht eine Taube oder ein Storch ist, so könnte es wohl eine Art Hirsch sein, denn es hat ja ein ordentliches Geweih."

Nun waren die Schildbürger so klug wie zuvor. Ein Vorwitziger wollte es anfassen, kam aber einer Schere zu nahe und der Krebs kniff zu. Da schrie der Mann jämmerlich um Hilfe und: „Ein Mörder! Ein Mörder!" lief es durch die Versammlung. Da hatten die Schildbürger von dem Geschöpf genug und saßen sogleich über dasselbe zu Gericht, und das Urteil lautete: „Sintemal niemand wisse, was für ein Geschöpf es sei, es sich aber auch befinde, daß es sie betrogen, indem es sich für einen Schneider ausgegeben, nun aber sogar einem ihrer Bürger nach dem Leben getrachtet, so solle es als Betrüger und Mörder im Wasser ersäuft werden."

Dies Urteil wurde auch sogleich vollstreckt. Der Krebs wurde vorsichtig auf ein Brett gehoben, nach dem Bach getragen und ins Wasser geworfen. Als er nun da so wohlig in seinem Element zappelte, sagten doch wieder manche mitleidig: „Ach, seht doch, wie der Tod so wehe tut."

Der neue Schultheiß.

Es begab sich aber, daß das Gerücht von der unglaublichen Narrheit der Schildbürger auch bis zu dem Kaiser des Landes Utopia kam, und dieser beschloß, sich einmal selbst davon zu überzeugen, weil es ihm gar nicht denkbar dünkte, daß es solche Narrheiten auf der Welt geben könnte. Mit eigenen Augen wollte er sich davon überzeugen, was Wahres an der Sache sei, denn er erinnerte sich gar wohl, daß vordem gerade die Schildbürger wegen

ihrer großen Weisheit von allen Fürsten und Herren zu Ratgebern berufen worden waren.

Er fertigte daher einen Gesandten nach Schildburghausen ab, der dem Rat seine Absicht melden und seine Ankunft ankündigen mußte, damit sie nicht unvorbereitet davon betroffen würden und Zeit zu den Vorbereitungen hätten, da es ja doch in der ganzen Welt Sitte ist, daß man dem Landesfürsten einen feierlichen Empfang bereitet. Zugleich ließ er ihnen aber auch vermelden, daß er sie bei allen ihren althergebrachten Privilegien und Freiheiten belassen und ihnen auch noch neue dazu gewähren wolle, nur mache er zur Bedingung, daß sie ihm auf die erste Rede, die er an sie richten würde, so antworten müßten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich „reimen".

Das war für die guten Schildbürger eine sehr böse Meldung, und sie erschraken heftig. Sie bedachten, daß der Kaiser mit seinen Augen, obwohl diese nicht größer sind als anderer Leute Augen, doch viel weiter sieht und mit seinen Händen viel weiter reicht, und daß er infolgedessen leicht dahinter kommen könnte, daß ihre Narrheit nur eine angenommene sei. Daß sie bereits ganz und gar schon wirkliche Narren geworden waren, das kam ihnen nicht in den Sinn, und so fürchteten sie, daß sie wie ehemals wegen ihrer Weisheit wieder von Haus und Hof gerufen werden könnten, um großen Herren als Ratgeber zu dienen, und dann daheim alles zugrunde gehen würde. Die kaiserliche Botschaft erschien um so schlimmer und gefahrdrohender, als der Schultheiß, der bisher ihre ganze Narrheit so trefflich geleitet hatte, soeben gestorben war. Wer sollte sie nun auf diesem Wege weiter führen?

Der kaiserlichen Botschaft gegenüber konnte es nur einer sein, der imstande war, dem Kaiser auf seinen Gruß eine Antwort zu geben, die sich damit reimte. Wer aber konnte das in Schildburghausen? Sie wußten keinen, der einen Vers oder einen Reim fertig brächte. Aber war es nicht dennoch möglich? Hatte es denn schon einmal einer versucht? Sie beschlossen daher in der Ratsversammlung, daß bis morgen jeder über irgend einen Vers oder Reim nachdenken und dann in der Versammlung vortragen sollte, und wer den besten lieferte, der sollte zum Schultheißen gewählt werden.

Man kann sich denken, wie sich die Schildbürger über Nacht den Kopf zerbrachen, unter allen am meisten wohl der Schweinehirt, der als König seiner Herde gar oft schon von hohen Dingen geträumt hatte, in welchen Träumen ihm sein Weib immer getreulich zur Seite stand. Die Frau war bei weitem gewitzter, als ihr Mann, und sie brachte in der Tat einen Vers zustande. Da sie beide vor Aufregung und nachdenklicher Anstrengung nicht schlafen konnten, so begann sie noch in der Nacht, ihrem schwerfällig denkenden Mann über die Sache zuzusetzen, doch er wies sie ziemlich unwirsch ab, da sie das nichts anginge und er ja doch nimmermehr Schultheiß werden könnte.

Da lachte sie pfiffig und sprach: „Bekümmert dich diese Sache so sehr, lieber Mann? Was willst du mir geben, wenn ich dich einen Vers lehre, daß du Schultheiß wirst?"

Nun wußte der Mann sehr wohl, daß ihm sein Weib weit überlegen war; er wurde aufmerksam, denn er merkte, daß sie einen Plan habe und sagte: „Wenn du das fertig bringst, dann will ich dir einen schönen neuen Pelz kaufen, wie ihn nur je eine Frau Schultheißin getragen hat."

Da leuchteten ihre Augen vor Freu-

den auf, und sie begann ihm folgenden Reim langsam vorzusprechen:

„Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner, als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Ja, das war ein Reim, wie er besser nimmer gedacht werden konnte. Zeile für Zeile sprach die Frau ihn dem Manne vor, und er sprach sie nach, bis er sie begriffen hatte; dann kam die zweite Zeile, dann beide und so fort. Und das ging so wohl an die hundertmal, und es war eine gar harte Arbeit für beide. Endlich aber hatte der Sauhirt den ganzen Vers doch erfaßt und vermochte ihn sogar ohne besonderen Anstoß herzusagen, und als der Morgen kam und die Eheleute beim Frühstück saßen, waren beide sicher, daß er Schultheiß werden würde und kein anderer.

Das dachte aber auch noch mancher andere Schildbürger, der sich die Nacht über weidlich abgequält hatte, und als die Zeit der Ratsversammlung da war, erschienen ihrer nicht wenige, die sich um das Reimspiel und damit um das Amt des Schultheißen bewarben. Das Reimspiel ging nach der Rangordnung, die ein jeder Bewerber in dem Gemeindewesen von Schildburghausen einnahm, und so kam es, daß der Schweinehirt zu allerletzt stand. Er war in tausend Ängsten, denn er fürchtete immer, daß ein anderer seinen Reim vorbringen und Schultheiß werden würde. Aber wenn einer fertig war, dann beruhigte er sich wieder, denn es ergab sich, daß es die meisten vor lauter Angst halb oder auch ganz vergessen hatten und gebührend ausgelacht wurden, daß sie sich hatten so hoch versteigen können, Schultheiß werden zu wollen.

Endlich war die Reihe an ihm, als dem letzten Reimschmied, und die Herren vom Rat hätten schon beinahe im voraus gelacht, denn was hätte ein so gering geachteter Schildbürger vorbringen können. Aber ihre Gesichter wurden ernst und sehr nachdenklich, als der Schweinehirt mit erhobener Stimme sprach:

Ihr lieben Herrn, ich tret hierher,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner, als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten, kühlen Most.

So hatte er nun zwar die Reimworte auch vergessen, aber doch wenigstens den Vers behalten, und das war für die Ratmannen die Hauptsache. Sie machten gar ernste Gesichter, und als sie zur Beratung zusammentraten, sagte der Älteste: „Ha, das ist mal ein Reim, den lasse ich mir gefallen."

„Ja, wer hätte gedacht," sagte ein anderer, „daß Schildburghausen in seinem Schweinehirten einen solchen Mann in seinen Mauern besitzt."

„Wahrhaftig, das wird's ausmachen," sagte ein Dritter, „der wird dem Kaiser auf seinen Gruß dienen können, wie es nicht leicht zum zweitenmal geschehen wird."

So ähnlich sprach auch noch mancher andere. Es zeigte sich, daß sie von der Dichtkunst ihres Schweinehirten oder vielmehr seiner Frau, was aber keiner wußte, förmlich ergriffen waren, und als es nun zur Abstimmung kam, wurde der Schweinehirt einstimmig zum Schultheißen gewählt.

Der grüne Pelz.

Der neue Schultheiß wußte seine Würde zu wahren, jedermann gegenüber, selbst im eigenen Hause, denn hier war ihm keine Speise mehr gut und fein genug, und sein Weib hätte noch die feine Kochkunst erlernen müssen, wenn es in

Schildburghausen möglich gewesen wäre, daß sie seine Ansprüche an die Küche hätte befriedigen können. Das ließ sie sich aber weiter nicht anfechten, ebensowenig, wie sie das bisher geführte Hausregiment sich nehmen ließ. Noch viel weniger vergaß sie das Versprechen des Mannes, nämlich den neuen Pelz.

Der Herr Schultheiß schob die Erfüllung dieses Versprechens von einem Tag auf den andern, von einer Woche auf die andere, aber sie ließ nicht nach, ihn fortgesetzt daran zu erinnern.

„Wem hast du es zu danken, daß du Schultheiß geworden bist?" sagte sie. „Bin ich es nicht gewesen, die den Reim gemacht hat? Und hat es mich nicht unglaubliche Mühe gekostet, dir den Vers ins Gedächtnis zu bringen? und doch hattest du die Reimwörter richtig wieder vergessen. Wenn die andern nicht zu dumm gewesen wären, dann wärest du nicht Schultheiß geworden, und das hast du nur meinem schönen Verse zu verdanken, über dessen prunkende Schönheit die dummen Ratmannen die fehlenden Reimworte ganz überhört haben. Und nun willst du dein Versprechen nicht erfüllen?"

„Oh! ich will ja," suchte sie der Mann zu begütigen, „aber —"

„Hier gibt es kein aber," unterbrach die Frau Schultheißin seine angefangene Entschuldigung. „Bislang hat es in ganz Schildburghausen jedes hochnäsige Weib unter ihrer Würde gehalten, mit der verachteten Schweinehirtin zu reden. Jetzt bist du der erste Mann in Schildburghausen, so will ich nun auch die erste Frau sein."

„Das sollst du auch sein," sagte der Mann, „aber hier in Schildburghausen gibt es doch keinen Pelz, der einer Schultheißin würdig wäre, da muß ich ja nach der Hauptstadt; das wirst du doch einsehen."

„Das hättest du schon längst tun sollen."

„Aber ich bitte dich, Frau, meine vielen Amtsgeschäfte!"

„Ach was, Amtsgeschäfte! Laß dich nicht auslachen. Die können auch an einem andern Tage erledigt werden. Gleich morgen machst du dich auf, und damit Punktum!"

Wollte der Herr Schultheiß Frieden im Hause haben, so mußte er endlich sein Versprechen einlösen, und schon am andern Tage machte er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, seiner Frau einen grünen Pelz zu kaufen, denn diese Farbe hatte sie ausdrücklich gewünscht.

Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der früher mit ihm zusammen eine Zeitlang die Schweine gehütet hatte. Der redete ihn mit alter Vertraulichkeit an und nannte ihn als seinen ehemaligen Mithirten schlichtweg du. Da aber warf sich der Schultheiß in die Brust und sagte vornehm: „Weißt du nicht, Flegel, daß wir nicht mehr sind, was wir vordem waren? Wir sind jetzt unser Herr, der Schultheiß zu Schildburghausen." Der andere aber lachte ihm ins Gesicht und wünschte ihm Glück bei dem närrischen Volke der Schildbürger.

Als der Herr Schultheiß die Hauptstadt erreicht hatte, fragte er gleich am Tore den Torwart nach einem Kürschner, bei dem die Schultheißen für ihre Frauen die Pelze zu kaufen pflegten. Der Torwärter meinte, daß es mit dem Manne wohl im Oberstübchen nicht richtig sein möge, wollte sich mit ihm einen Spaß machen und wies ihn nach dem Hause eines Böttchers, da sollte er nur nach Schultheißenpelzen fragen.

In aller Ehrbarkeit ging der Schultheiß, wohin er gewiesen war, zu dem Böttcher und sagte, er wolle einen grünen Schultheißenpelz kaufen, denn er sei der Schultheiß von Schildburghausen. Der

Böttcher war ein lustiger Geselle, merkte sogleich, woran er mit dem Manne sei und gedachte ihn in derselben Weise, wie er zu ihm geschickt worden war, weiter zu schicken. Deshalb sprach er: „Es tut mir leid, daß ich Euer Wohlleblen nicht dienen kann; aber gestern war Markttag, und da habe ich alle meine Schultheißenpelze verkauft, besonders sind die grünen abgegangen.“ Und nun wies er ihn, damit ihm geholfen würde, in eine entfernte Vorstadt zu einem Wagenbauer, dort werde er Pelze in größter Auswahl finden.

Da der Schultheiß nun auch hier wieder in seiner ganzen gravitätischen Vornehmheit auftrat und überall nicht hinzuzufügen vergaß, daß er wegen eines grünen Schultheißenpelzes gerade zu ihm gesandt worden sei, so wies ihn der Wagenbauer zu einem Schlosser, dieser zu einem Sattler, der Sattler zu einem Studenten, der zu einem Buchbinder, dieser zu einem Buchhändler und dieser zu einem Lebküchler oder Pfefferkuchenbäcker. So wurde er in der großen Stadt kreuz und quer geschickt, und er war todmüde, als er zu dem Lebküchler eintrat und auch diesen noch um einen Schultheißenpelz anging. Der Lebküchler erklärte zwar, daß unter seiner Ware augenblicklich keiner wäre, aber er könne ihm einen backen lassen ganz nach Wunsch. Nun klagte ihm der Schultheiß, wie er schon in der ganzen Stadt danach herumgeschickt worden sei, und daß er keine Zeit habe, zu warten, da ihn seine vielen Amtsgeschäfte nach Hause riefen, denn er sei der Schultheiß von Schildburghausen.

Der Lebküchler war nicht solch ein Schalk, wie die vorigen alle gewesen waren, sondern ein gutmütiger Mann, dem der abgehetzte Schultheiß von Herzen leid tat. Er sandte ihn deshalb zu einem wirklichen Kürschner, und da fand das Oberhaupt von Schildburghausen nun endlich Pelze aller Art, sogar grüne darunter, und kaufte von diesen den teuersten, denn der wäre für eine Frau Schultheißin nur eben gut genug.

Das war mal eine Pracht, als die Frau Schultheißin mit dem grünen Pelz angetan zur Kirche ging. Nun hatte sie, damit die Weiber von Schildburghausen vor Neid gelb werden sollten, mit dem Anlegen all des Staates aber so viel Zeit gebraucht, daß sie sogar das Läuten überhört hatte. Und als sie nun die Kirche betrat, war die Predigt zu Ende und die Andächtigen erhoben sich, die Kirche zu verlassen. Die Frau Schultheißin meinte aber nicht anders, als die Leute erhöben sich ihr und ihrem kostbaren Pelz zu Ehren von den Sitzen. Sie neigte sich daher gnädig nach rechts und links und sagte herablassend: „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, wollet stille sitzen; denn ich denke wohl noch an den Tag, da ich ebenso arm und zerlumpt zur Kirche eingegangen bin wie ihr; darum, so setzet euch doch wieder!“

Die Leute sahen der Schultheißin, verwundert über solche hoffärtige Rede, mit nicht eben freundlichen Blicken nach, wie sie sich vornehm in den Kirchenstuhl fallen ließ, der für den Schultheißen bestimmt war. Sie gedachte nun der ganzen Gemeinde auch ein Beispiel zu geben, wie man einer Predigt andächtig lauschen müsse, wartete jedoch vergeblich darauf, daß der Prediger die Kanzel besteigen sollte, denn die Predigt war längst zu Ende.

Sie blickte nur sinnend auf die Menschen, die links und rechts von ihr aufstanden und die Kirche verließen. Da kam endlich auch der Schultheiß, nahm nun auch seine Frau am Arm und führte sie heim.

Wie der Kaiser in Schildburghausen empfangen wurde.

Endlich nahte auch die Zeit, wo das große Ereignis eintreten sollte, das den Sauhirten zum Schultheißen gemacht hatte, nämlich der Besuch des Kaisers vom Reiche Utopia in Schildburghausen. Eine kaiserliche Botschaft verkündete Tag und Stunde, wo der Kaiser mit großem Gefolge eintreffen werde.

Das gab nun eine gewaltige Aufregung. Da war kein Haus in ganz Schildburghausen, das nicht vom Keller bis zum Dache gescheuert wurde, wo man nicht Blumen, Girlanden und Fahnen vorbereitete. Im Rathause fanden Tag für Tag lange Sitzungen statt, um sich über die Vorbereitungen zu diesem hohen Besuche, über den Empfang und die Bewirtung des Kaisers zu beraten.

Sie waren dessen eingedenk, daß der Kaiser gefordert hatte, der Schultheiß sollte ihm auf seine Worte mit einem Reim antworten. Um das sicher zu treffen und nicht etwa der Privilegien verlustig zu gehen, wurde verabredet und beschlossen, daß der Schultheiß den Kaiser zuerst anreden sollte, so daß dieser den Gruß erwidern müsse. Das ließe sich unschwer bewerkstelligen, wenn der Schultheiß einfach sagte: „Sei uns gegrüßt, Junker Kaiser!“ Dann müsse dieser doch entsprechend antworten: „Und du auch!“ worauf dann der Schultheiß mit dem Reim entgegnen wollte: „Der witzigste unter uns ist ein Gauch!“ Ob er selbst diesen großartigen Reim erfunden oder wieder seine Frau Schultheißin, das sagt die Chronik nicht.

Es kam dann die Frage an die Reihe, wie man dem Kaiser entgegenziehen wollte, denn daß man ihn einholen müsse, war ja selbstverständlich, das ist überall Sitte und Gebrauch. Es geschah das in der Regel halb und halb zu Pferde und auch zu Fuß, aber wie man das machen solle, darüber waren die Meinungen sehr geteilt.

Die einen wollten zwei Haufen bilden und nur den einen beritten machen. Es sollten dann immer ein Reiter und ein Fußgänger nebeneinander marschieren, so daß es zwei lange Reihen ergäbe, die eine zu Fuß, die andere zu Pferde. Das wäre ja dann halb und halb.

Die zweiten waren der Meinung, daß alle zu Pferde sein sollten, nur müßte ein jeder mit dem einen Fuße im Steigbügel stehen und mit dem andern auf der Erde gehen; das wäre ja auch halb geritten und halb gegangen.

Die dritten, an deren Spitze der pfiffige neue Schultheiß stand, machten den Vorschlag, dem Kaiser auf Steckenpferden entgegen zu reiten, das erst wäre in Wirklichkeit halb und halb, nämlich halb zu Pferde und halb zu Fuß.

Erläuternd setzte einer noch hinzu, daß Steckenpferde geduldige Tiere wären, daß keins scheu würde, wodurch bei solchen Gelegenheiten nicht selten die größten Unordnungen entständen und das ganze Fest verderben könnten; daß sich auch niemand der Gefahr aussetze, abgeworfen zu werden und Hals und Beine zu brechen.

„Es kommt auch in Betracht, liebe Freunde und Amtsgenossen,“ sagte der Schultheiß, „daß nicht jeder Pferde besitzt und mancher auch wohl nicht einmal die Mittel flüssig hat, sich sofort eins anzuschaffen. Dieses Hindernis fällt fort, wenn wir den Vorschlag annehmen, uns der Steckenpferde zu bedienen. Da ist in ganz Schildburghausen keiner so arm, daß er sich nicht ein solches besorgen und vom Tischler anfertigen lassen könnte. Dazu kommt endlich noch der wichtige Umstand, daß, wenn wir den andern Vorschlag annehmen wollten, nach welchem die eine Hälfte auf wirklichen Pferden reiten, die andere Hälfte zu Fuß gehen sollte, Strei-

tigkeiten unter uns entstehen könnten. Die Fußgänger möchten sich leicht gegen die Reiter zurückgesetzt fühlen, und wir würden mit Beratungen darüber, wer soll reiten und wer zu Fuß gehen, gar nicht fertig. Das alles fällt fort, wenn wir uns der Steckenpferde bedienen, da macht keiner vor dem andern eine Ausnahme, alle sind gleich, und ich meine, daß das auch einen viel erhabeneren Eindruck macht, als wenn die eine Hälfte reitet und die andere nicht."

Diese gründliche Auseinandersetzung traf ins Schwarze, und die Steckenpferde wurden zum Beschluß erhoben.

Nun brachte einer noch den wichtigen Umstand zur Sprache, daß man sich darüber noch einigen möchte, welche Farbe die Pferdchen haben sollten, ob alle gleich oder auch verschieden gefärbt sein könnten. Auch da gab der Schultheiß wieder den Ausschlag, indem er meinte, daß es weit natürlicher aussähe, wenn jeder ein Pferdchen nähme, wie es seinem Geschmack am meisten zusage. Es sollte jedem überlassen bleiben, ob er sein Rößlein schwarz, weiß, braun oder scheckig haben wollte.

Nachdem das alles durchberaten und die Pferdchen fertig waren, wurde mehrmals ein Probezug veranstaltet, und der fiel glänzend aus.

Als nun der festgesetzte Tag gekommen war und das Herannahen des Kaisers gemeldet wurde, sprengten die Schildbürger auf ihren Steckenpferdchen zum Tore hinaus, dem Kaiser und seinem Gefolge entgegen. Wie nun der Schultheiß den Kaiser erblickte, sprang er im Eifer von seinem Pferdchen auf einen Misthaufen und band sein Rößlein an einen daneben stehenden Baum. Um dazu die Hände frei zu haben, nahm er seinen Hut zwischen die Zähne, behielt ihn aus Vergeßlichkeit auch dazwischen, so daß er, als der Kaiser in diesem Augenblick heran war, nur murmeln konnte: „Seid willkommen auf unserem Grund und Boden und gegrüßt, Junker Kaiser!"

„Und mein lieber Schultheiß, du auch!" antwortete der Kaiser freundlich, wie man es nicht anders erwartet hatte.

Dem Schultheiß war aber während des Grußes der Hut ein wenig aus den Zähnen gerutscht, und da er ihn nun wieder fester fassen mußte, so konnte er dem Kaiser nicht mit dem bewußten Reim antworten.

Da warf sich rasch sein Nebenmann in die Bresche, da er aber das Reimwort „Gauch" ganz vergessen hatte, so platzte er heraus: „Unser Schultheiß ist ein Narr."

War der Kaiser schon über den seltsamen Aufzug der Schildbürger belustigt gewesen, so mußte er nun doch herzlich lachen und fragte den Schultheiß: „Was stehst du denn auf dem Mist?"

„Ach, gnädiger Herr und Kaiser," antwortete der Schultheiß, „ich armer Tropf bin nicht wert, daß ich vor Euch auf dem Erdboden stehe."

Die Schildbürger blickten einander erschrocken an. War das nicht wieder ein Blitz jener Weisheit, durch die sie vordem so berühmt gewesen waren? Stand da nicht ihre ganze angenommene Narrheit auf dem Spiel? Aber nein, der Kaiser lächelte wohlwollend, winkte mit der Hand, und der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung, um seinen Einzug in Schildburghausen zu halten.

Hier wurde der hohe Besuch in die für ihn hergestellte Wohnung geführt, und der Kaiser hatte seine helle Freude an den vielen Beweisen von der ausbündigen Narrheit der Schildbürger und zeigte sich ihnen überaus gnädig. Unter vielem andern erfuhr er hier auch von dem Salzacker, und wie es ihnen beinahe gelungen wäre, auf diese Weise wirklich das Salz zu gewinnen. Der Kaiser hörte den Be-



Wie der Kaiser von den Schildbürgern empfangen wurde.

richt sehr ernsthaft an, nickte wie überzeugt, und als sie nun die größte Hoffnung zu erkennen gaben, daß es ihnen sicherlich noch gelingen werde, und sie für diesen Fall um ein ausdrückliches Privilegium und Salzmonopol baten, gewährte er ihnen dies in den gnädigsten Ausdrücken.

Auf alles ging der hohe Herr ein, was die Schildbürger ihm an Merkwürdigkeiten von Schildburghausen vorführten, denn viel hatte er zwar von ihren Narrheiten gehört, aber so große Kurzweil hatte er doch nicht erwartet, und so verblieb er sogar länger in Schildburghausen, als es ursprünglich vorgesehen war. Als es für ihn dann aber Zeit wurde, sich wieder um die Reichsgeschäfte zu kümmern, die um sein Vergnügen in Schildburghausen nicht vernachlässigt werden durften, wollte er sich ihnen zum Abschiede noch als ein besonders gnädiger Herr zeigen. Er erbot sich also zur Abhilfe aller Beschwerden, welche die guten Schildbürger etwa noch vorzubringen haben dürften.

Beschwerden hatten die närrischen Menschen aber gar nicht; sie lebten in ihrer Narrheit so glücklich und zufrieden, daß es ihnen am liebsten war, wenn sie darin von niemand gestört wurden. Das war der einzige Gedanke, der dem Schultheißen bei den gnädigen Worten des Kaisers durch den Kopf schoß, und er glaubte die Gelegenheit gleich beim Schopfe zu nehmen und sprach: „Gnädigster Herr und Kaiser! Beschwerden haben wir gar nicht, weder untereinander noch mit andern Dörfern oder Städten haben wir je in Unfrieden gelebt, daß wir irgend etwas, was uns nicht genehm wäre, abgestellt zu haben wünschten. Nun ist Euer Majestät gewiß nicht unbekannt, wie die Bürger von Schildburghausen vordem wegen ihrer Weisheit überallhin berufen worden sind, um sich ihres Rates zu bedienen, worüber Haus und Hof daheim beinahe elendiglich zugrunde gegangen wären. Da sich nun die Weisheit als so schädlich erwiesen hat, so haben wir uns fortan der Narrheit befleißigt und möchten, wenn es Euch, gnädigster Herr und Kaiser, genehm wäre, in dieser Narrheit, die sich uns so heilsam erwiesen, durch ein kaiserliches Privilegium gesichert werden, so daß uns niemand hinfort darin hindern oder darüber anfechten dürfte."

„Die Bitte sei euch gewährt, ihr guten Leute, die ihr mir einen so herzlichen Empfang bereitet und soviel Vergnügen gemacht habt. Der Freibrief soll sogleich ausgefertigt werden."

Der Kaiser ließ von seinem Geheimschreiber auch den Freibrief gleich abfassen und versah ihn mit eigenhändiger Unterschrift und Insiegel. Dann zog er von dannen, begleitet von dem ungemessenen Jubel der Bevölkerung.

Bis zum nächsten Dorfe gaben ihm die Schildbürger auf ihren Steckenpferden das Geleit, und so ging der Zug bis dahin langsam. Nachdem dann der Kaiser ein wenig noch gerastet, während welcher Zeit sein Säckelmeister dafür sorgen mußte, daß hier für den Rat der Schildbürger ein großes Festmahl angerichtet wurde, trabte er mit seinem Gefolge rasch dahin.

Die verwechselten Beine.

Keiner war froher als die Schildbürger und keiner stand nun bei ihnen in höherem Ansehen, als ihr jetziger Schultheiß, ihr ehemaliger Schweinehirt, welcher mit unglaublicher Geistesgegenwart und Gewandtheit den rechten Augenblick zu ergreifen gewußt hatte, ihnen ihre Narrheit durch kaiserlichen Freibrief patentieren zu lassen. Jetzt hatten sie es schwarz

auf weiß von kaiserlicher Majestät, daß sie fortan niemand mehr darin hindern und anfechten durfte, und, was noch mehr war, daß sie wegen etwaiger früherer Weisheit von niemand mehr von Haus und Hof gefordert werden konnten. Sie hatten es schwarz auf weiß und also das Recht, dergleichen Anforderungen rundweg abzulehnen.

In dieser hohen Freude strömte am andern Tage ganz Schildburghausen nach jenem Dorfe hinaus, wo der Kaiser für den Rat das Festmahl hatte bestellen lassen. Alle wollten Zeuge sein, wie den Herren, denen die Bewohner von Schildburghausen so Großes zu danken hatten, das köstliche Mahl munden würde. Die Ratmänner waren natürlich auf ihren Steckenpferden und in dem vollen Staat, in welchem sie den Kaiser eingeholt hatten, gekommen. Es war ja ein kaiserliches Festmahl, dem sie alle Ehre antun mußten.

Hier waren sie nun außerordentlich fröhlich und guter Dinge. Viele schöne Reden wurden gehalten, eine immer närrischer als die andere. Keinem kam auch nur entfernt der Gedanke, daß die angenommene Narrheit längst schon zu wirklicher Narrheit geworden war. Alle schwelgten nur in dem freudigen Hochgefühl, daß sie durch den kaiserlichen Freibrief, womit sich der hohe Herr doch nur ein unschuldiges Vergnügen gemacht hatte, nunmehr gegen jede Belästigung geschützt seien.

Als das Mahl vorüber war, bei welchem natürlich auch des guten Weines nicht geschont worden, fühlten die Herren das Bedürfnis, auf der schönen, grünen Dorfaue, die sich am Walde hinzog, ein wenig zu spazieren und den genossenen Wein verdunsten zu lassen. Sie wußten, daß die vornehmen Junker es auch so machten, um der Verdauung zu pflegen; warum also sollten sie es nicht auch so tun? Allerdings hatten sie nicht vergessen, eine Anzahl Flaschen mitzunehmen, denn sie wollten hier in der freien Luft beraten, wie sie den kaiserlichen Freibrief wohl am besten ausnutzen könnten.

Sie setzten sich deshalb auf dem grünen Grase in einen dichten Kreis zusammen, kamen jedoch zu keiner Beratung, sondern setzten hier das Zechgelage fort, so daß es nicht lange währte, daß sie alle voll des guten Weines und völlig trunken waren. So saßen sie bis der Abend herannahte und die Sonne schon fast den Rand des Himmelsgewölbes berührte. Da gedachte einer, daß es doch wohl Zeit sei, nach Hause zu reiten. Alle waren damit einverstanden, aber keiner getraute sich aufzustehen. Sie hatten nämlich allesamt gleichfarbige Hosen an, wie es für den Empfang des Kaisers ausgemacht worden war, und da sie die Beine dicht ineinander verschränkt hatten, so wußte nun keiner, ob die Beine, die er da vor sich sah, ihm oder einem der andern gehörten. Da war nun große Not, einer guckte immer den andern an und fürchtete, daß der ihm seine Beine nehmen könnte oder daß er mit den Beinen eines andern davongehen müßte. Sie saßen deshalb alle mäuschenstill und rührten sich nicht, klagten sich nur gegenseitig diesen großen Jammer.

Da schritt von ungefähr auf dem Wege am Waldrande ein Handwerksbursche daher, der ein lustiges Stück vor sich hin pfiff und dazu im Takt seinen dicken Wanderstab schwenkte. Der blieb stehen, als er die sonderbare Gruppe von Männern erblickte, hörte auf zu pfeifen und stützte sich auf seinen Stab. Sie riefen ihn heran und klagten ihm ihre Not, wie sie so dasitzen müßten und sich nicht erheben könnten, weil keiner seine eigenen Beine herauserkennen könnte. Flehentlich baten sie ihn: wenn er ein Mittel wüßte, ihnen wieder zu ihren Beinen zu verhelfen, so

möchte er's angeben, sie wollten sich ihm mit guter Bezahlung dankbar erweisen.

„Dazu kann Rat werden, ihr Herren!" lachte der Bursche, nahm seinen dicken Stock und schlug kräftig dazwischen, und jeder, den er traf, sprang schnell auf, denn er hatte seine Beine wieder, der Handwerksbursche hatte sie ihm wiedergefunden, und willig zog er sein Geldsäcklein hervor und stattete seinen Dank in guter Münze ab.

Zuletzt war nur einer allein noch sitzen geblieben, denn ihn hatte in dem Knäuel der Beine kein Schlag getroffen. Er blickte den Burschen an und sagte fast traurig: „He, guter Freund, soll ich meine Beine nicht auch haben oder sind diese Beine hier vielleicht mein? Wollt Ihr das Geld an mir nicht auch verdienen?"

„Verzeiht, Herr!" sagte der Bursche; „ob das Eure Beine sind, das wollen wir sogleich sehen," und zog ihm einen tüchtigen Streich über.

Da sprang auch dieser letzte auf, und alle waren froh, daß sie ihre Beine wieder hatten.

Die verhängnisvolle Katze.

Da kam einmal eine Zeit, wo die Mäuse in Schildburghausen überhand nahmen. Nichts war vor diesen Tieren sicher, alles zernagten sie, vom Tisch holten sie das Gebäck aus dem Brotkorb, und vor den Menschen scheuten sie sich nicht im geringsten. Niemand wußte ein Mittel gegen diese Plage anzugeben, die immer größer wurde, da es in ganz Schildburghausen keine Katze gab, die der Vermehrung der Mäuse hätte Einhalt tun können.

Katzen waren dort gänzlich unbekannt, kein Schildbürger hatte je ein solches Tier gesehen. Als daher wieder einmal ein Wandersmann nach Schildburghausen kam, der eine Katze auf dem Arme trug und im Wirtshause einkehrte, fragte der Wirt verwundert, was für ein merkwürdiges Tier das sei? „Das ist ein Maushund," sagte der Fremde, und da auch in der Wirtsstube die Mäuse ohne alle Scheu umherhuschten, ließ der Mann die Katze los, und diese erlegte in wenigen Minuten eine Menge der zudringlichen Nager.

„Herr, verzeiht!" rief der staunende Wirt, „bis ich dies dem Rat gemeldet habe, der gewiß auch kommen wird, das Wunder zu schauen."

‚Tut das, Herr Wirt!" sagte der Fremde und nahm seine Katze wieder auf den Arm, damit sie die Mäuse nicht gänzlich aus dem Zimmer scheuche. Der Wirt aber lief eilig ins Rathaus, wo die Ratmannen soeben in einer Sitzung beisammen waren, und teilte hier mit fliegendem Atem die Wundermär mit. Die Ratmannen wollten das kaum glaublich finden, eilten aber doch mit dem Wirt nach dessen Hause, das Wunder mit eigenen Augen zu schauen.

Die Mäuse hatten während der Zeit den ersten Schreck überwunden und huschten wieder wie sonst in der Stube umher. Als nun die Ratmannen eingetreten waren, setzte der Wandersmann die Katze wieder auf die Erde, und mit Blitzesschnelligkeit fing und würgte sie eine Maus um die andere. Da staunten auch die Ratmannen und fragten den Fremden sogleich, ob er ihnen den Maushund verkaufen wolle, sie würden ihn gut bezahlen. Der Wandersmann wollte sie aber noch begieriger darauf machen und lehnte den Verkauf ab, da ihm das kostbare Tier nicht feil sei.

„Kostbar mag das Tier für Euch sein, guter Freund," sagte der Schultheiß, „für uns aber ist es noch kostbarer."

„Wie das?" fragte der Fremde scheinbar erstaunt, denn er wußte recht gut um die Mäuseplage in Schildburghausen; „was hat das für eine Bewandtnis?"

Nun erzählte ihm der Schultheiß von der Not, die sie von den lästigen Nagern auszustehen hätten, vor denen nichts sicher wäre, die zuerst sich in dem großen Gemeindespeicher angefunden, von dort nun aber über den ganzen Ort und in alle Häuser verbreitet hätten. Niemand wüßte ein Mittel dagegen, aber dieser Maushund könnte ihnen Rettung bringen. „Verkauft ihn uns, Herr," schloß der Schultheiß, „was Ihr verlangt, bezahlen wir gern."

Der Fremde schien tief nachzudenken. Endlich aber erhob er den Kopf und sagte: „Nun, das ändert freilich die Sache. Daß es hier bei euch viele Mäuse gäbe, sah ich daran, daß sie hier im Zimmer wie zahm in Menge herumliefen. Daß es aber so schlimm wäre, hätte ich nicht gedacht, und ich fühle wahrlich aufrichtig Mitleid mit Schildburghausen. Darum will ich euch auch diesen Maushund verkaufen, der allerdings eigentlich unschätzbar ist. Eurer Not halber sollt ihr ihn sogar billig haben: Zahlt mir hundert Gulden, und der Maushund mag seinen Herrn wechseln."

Die Schildbürger hatten eine weit höhere Summe erwartet, waren also sehr froh, daß sie das kostbare Tier für einen so billigen Preis erstehen konnten. Ja, noch mehr: der Fremde ging sogar darauf ein, daß sie ihm sogleich nur die Hälfte zahlen wollten, die andern fünfzig Gulden sollte er sich nach einem halben Jahre abholen. Und so geschah es, daß sie dem Wanderer fünfzig Gulden bar zahlten und die Katze im Triumph nach dem Gemeindespeicher trugen, wo die Mäuse scharenweise hausten und sie ihr Vernichtungswerk sogleich beginnen mochte.

Der schlaue Fremde, der für eine gewöhnliche Katze die Summe von fünfzig Gulden bar in der Tasche hatte, beeilte sich sehr, Schildburghausen zu verlassen, und blickte von Zeit zu Zeit hinter sich, denn er fürchtete, es möchte sie der Kauf gereuen, und sie möchten ihm nachsetzen und das Geld wieder abnehmen.

Und wirklich sah er nach kurzer Zeit einen Menschen eilig hinter sich herlaufen; um desto mehr eilte nun aber auch der Fremde. Es war jedoch keineswegs ein Häscher, der ihm das Geld wieder nehmen sollte, sondern die Schildbürger hatten vergessen zu fragen, was der Maushund fresse, wenn er nicht Mäuse habe oder diese nicht möge. Sie sandten deshalb einen Boten hinter dem Fremden her, um den danach zu fragen, und dieser Bote war es, den er so eilig hinter sich herlaufen sah.

Als der Bote einsah, daß er den davoneilenden Fremden nimmer erreichen könne, schrie er ihm nach: „Was isset er? Was isset er?"

Der Fremde schrie zurück, ohne sich dabei aufzuhalten: „Wie man's beut! Wie man's beut!"

Nun verstand der Bote aber: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!" eilte daher spornstreichs zurück und berichtete dies dem Rat.

Da fuhr in die wohledlen Herren ein arger Schrecken. „Wenn er keine Mäuse mehr hat," sprachen sie untereinander, „dann wird er unser Vieh fressen und danach uns selber und wird nichts danach fragen, daß wir ihn mit unserem guten Gelde bezahlt haben." Und diese drohende neue Not verursachte natürlich wieder zahlreiche Sitzungen, in denen hin und her beraten wurde, was nun mit dem Maushund geschehen solle. Lange konnte man zu keinem Entschluß kommen. Viel wurde vorgeschlagen und immer wieder verworfen, was dann auch wieder eine neue Sitzung erforderte; endlich aber blieb nichts anderes übrig als der Beschluß: der Maushund müsse getötet werden.

Das war nun freilich leicht beschlossen, aber nicht so leicht ausgeführt, denn wo fand sich einer, der es mit diesem fürchterlichen Tiere aufnahm? Und doch mußte es geschehen, wenn sie nicht alle verderben wollten. Man fand keinen andern Weg, als den Speicher mit dem Maushund darin zu verbrennen, denn, sagte man, es ist besser, einen verhältnismäßig geringen Schaden tragen, als Leib und Leben zu verlieren.

So zündeten sie denn den Speicher an und meinten, daß der Maushund sicher in den Flammen werde umkommen müssen. Als die Katze aber das Feuer roch, entwischte sie aus einer Dachluke und sprang auf ein anderes Hausdach, in dessen Dachfenster sie verschwand. Der Gemeindespeicher aber brannte bis auf den Grund nieder.

Es schien, als ob die Schildbürger ihren schrecklichen Maushund nicht wieder sollten loswerden können, und große Angst verbreitete sich über ganz Schildburghausen. Eilig traten die Ratmänner zusammen, um Mittel zur Vertilgung des fürchterlichen Tieres zu finden, und wie immer, so wurden auch jetzt wieder gar vielerlei Vorschläge gemacht, die sich allesamt als unausführbar erwiesen.

Als sich alle schon ganz verzweifelt hinter den Ohren kratzten, sagte der Schultheiß: „Liebe Freunde und Nachbarn! Da alles, was hier vorgeschlagen worden ist, nicht getan werden kann, so bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir dasselbe Mittel zum zweitenmal in Anwendung bringen. Lasset uns das Haus, in welches der Maushund sich nunmehr geborgen hat, ankaufen und dasselbe ebenfalls niederbrennen."

Dieser Vorschlag erschien allen wie eine Erlösung. Der Rat kaufte also das Haus an, in welchem sich die Katze nun festgesetzt hatte, und ließ auch dieses in Flammen aufgehen. Doch, o Schrecken! der Maushund entwischte abermals und rettete sich mit einem ungeheuren Sprunge auf ein drittes Dach.

Hier saß nun die Katze und putzte sich, wie die Tiere ihrer Art zu tun pflegen, indem sie sich mit der Pfote über den Kopf strich. Da gerieten die Schildbürger in noch größere Angst, denn sie meinten nicht anders, als der Maushund hebe die Hand auf und schwöre, daß er diese Verfolgung an ihnen allen grimmig rächen wolle.

Nun ergriff einer eine lange Stange, um das Tier herabzuschlagen, aber die Katze packte die Stange und begann an derselben niederzuklettern. Da erfaßte die Schildbürger fürchterliches Entsetzen, denn sie dachten, der schreckliche Maushund wolle nun über sie herfallen, und Männer, Weiber und Kinder stoben in wilder Flucht davon, ließen alles im Stich und suchten sich im Walde zu bergen.

In Schildburghausen ließen sie brennen, was brennen wollte. Das Feuer sprang von einem Dache zum andern über, und so wurde der ganze Ort eingeäschert. Nur ein einziges armseliges Haus blieb verschont. Die Katze kam gleichwohl davon.

— — —

Die Schildbürger hatten in dieser ungeheuren Feuersbrunst Hab und Gut verloren, denn irgend etwas zu retten, daran hatte niemand gedacht, aus Furcht vor der Rache des Maushundes.

So sind denn auch alle Papiere und Dokumente in dem ebenfalls niedergebrannten Rathause, dem ersten Zeugnis von der Narrheit der Schildbürger, untergegangen. Man weiß deshalb von ihren zahllosen närrischen Streichen nichts Sicheres weiter, als was sich durch mündliche Mitteilung vom Vater auf die Kinder fortgepflanzt hat und sich auf diese Weise erhalten hat bis auf unsere Tage.

Mit Sicherheit weiß man nur noch, daß die Schildbürger ihr Schildburghausen nicht wieder aufbauten, sondern es aus Furcht vor dem entsetzlichen Maus-

hund vorzogen, auszuwandern. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, und so gibt es seit dieser Zeit von diesen närrischen Leuten Nachkommen, die ihrer Voreltern ganz würdig sind, in aller Welt.



Simplicius Simplicissimus.

(„Neueingerichteter und verbesserter Abentheuerlicher Simplicissimus. Das ist: Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen, was er darin gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warum er solche wieder freywillig quittieret hat. überauß lustig und männiglich nützlich zulesen. An Tag geben von German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, 1669.“ Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches, welches das wilde Leben im dreißigjährigen Kriege höchst anschaulich schildert, hieß eigentlich Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, war etwa zu Anfang des großen Krieges zu Gelnhausen geboren, wurde 1635 als Knabe von den Hessen aufgegriffen und in die Soldatenjacke gesteckt; durchstreifte mit den wilden Banden Deutschland, gelangten auch bis nach Paris, und als er später zur Ruhe kam, hatte er Gelegenheit, seine verlotterte Jugendbildung nachzuholen, sich sogar gelehrte Kenntnisse zu erwerben und starb als bischöflich Straßburgischer Amtsschultheiß 1676 zu Renchen, wo ihm auch 1876 ein Denkmal errichtet wurde.)

Simplicius wird ein Page.

Im Spessart hebt die Geschichte des Helden an. Da wuchs er auf in einem Bauernhause, dessen Besitzer er für seinen Knän, wie man dort den Vater nennt, halten mußte, sowie dessen Frau für seine Meuder, wie dort die Mutter heißt, obwohl sie in Wahrheit nur seine Pflegeeltern waren. Eines Tages nämlich hatte der Bauer im Walde eine Reiterin in höchster Not gefunden, die, als er sie nach seinem Hofe geleitet hatte, dort eines Knäbleins genaß. Sie hatte noch so viel Kräfte, daß sie mitteilen konnte, sie sei eine geborene Gräfin von Ramsay und in den wilden Kriegsläuften von ihrem Gemahl, einem Herrn Sternfels von Fuchshaim, getrennt worden, konnte den mitleidigen Bauersleuten auch noch eine Anzahl wertvoller Schmucksachen einhändigen, damit sie sich ihres Söhnleins annehmen möchten, und dann starb sie.

Die Bauersleute taten nach dem Wunsche der Toten und betrachteten, da sie keine eigenen Kinder hatten, das Knäblein als ihnen von Gott geschenkt. Sie ließen es zwar auf den wirklichen Namen seiner Eltern taufen und ihn auch so in die Taufregister eintragen, sagten ihm aber, als er heranwuchs, nichts davon, sondern nannten ihn „einfach“ Simplex oder Simpicius, dem dann später noch Simplicissimus, eine Verstärkung des Einfachen, angehängt wurde, und so konnte der Knabe nicht anders, als die Bauersleute für seine rechten Eltern zu halten.

Als er zehn Jahre alt war, wurde ihm von seinem Vater das Hirtenamt übertragen, und beim Hüten übte er sich auf der Sackpfeife, die dann sein ständiger Begleiter wurde. Eines Tages überfielen ihn feindliche Reiter und zwangen ihn, sie nach dem Hofe seines Vaters zu führen. Hier zerschlugen und raubten sie alles, marterten die Bauersleute auf die fürchterlichste Weise, um sie zum Herausgeben ihrer Schätze zu zwingen, und mit Not rettete sich der Knabe in den Wald, kroch in ein dichtes Gebüsch und sah von hier aus den Hof seiner Eltern in Flammen aufgehen.

Als er am andern Tage in dem Walde umherirrte, stieß er auf einen Einsiedler, der hier im verborgenen lebte, sich seiner annahm und ihn in seine Hütte führte.

„Darin war die Armut selbst Hofmeisterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeister; da wurde mein Magen mit einem Gemüs und Trunk Wassers gelabt und mein Gemüt, so ganz verwirret war, durch des Alten tröstliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Derowegen ließ ich mich durch die Sehnsucht nach süßem Schlaf leicht betören, der Natur ihr Recht zu geben. Der Einsiedler merkte meine Müdigkeit, darum ließ er mir den Platz allein in seiner Hütte, weil nur einer darin liegen konnte. Ohngefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörte ihn folgendes Lied singen, das ich hernach auch gelernet:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen.
    Laß dein Stimmlein
    Laut erschallen, denn vor allen
        Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob hier zu vollbringen.
    Drum dein Stimmlein
    Laß erschallen, denn vor allen
        Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören:
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf betören.
    Drum dein Stimmlein
    Laß erschallen, denn vor allen
        Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne so am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lob Gottes sehn,
Und Ehre ihm beweisen.
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch tu' preisen.
    Drum dein Stimmlein
    Laß erschallen, denn vor allen
        Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben:
Vielmehr bis daß die Morgenröt'
Erfreuet diese Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben.
    Drum dein Stimmlein
    Laß erschallen, denn vor allen
        Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.“

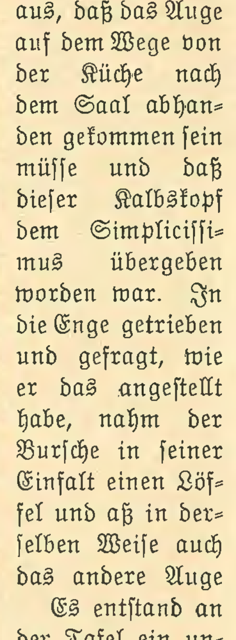
Zwei Jahre blieb Simplex bei dem Einsiedler und lernte vielerlei, auch lesen und schreiben. Da starb der Einsiedler. Er hatte sich zuvor noch sein Grab selbst geschaufelt, und als es zum sterben ging, legte er sich hinein, und da er tot war, schaufelte Simplex weinend die Gruft zu. Keinem von beiden war eine Ahnung davon aufgedämmert, daß der Einsiedler der Edle Sternfels von Fuchshaim gewesen war, also Simplex' Vater, der sich nach dem Verlust seiner Gemahlin von der Welt in die Einsamkeit des wilden Waldes zurückgezogen und hier seinen eigenen Sohn nach seinen Kräften erzogen und ausgebildet hatte.

Schwedische Reiter, welche den Wald durchstreiften, griffen Simplex auf und brachten ihn zu dem schwedischen Gouverneur von Hanau, einem Grafen von Ramsay, der nun wieder kein anderer war, als der Bruder von des Knaben Mutter, was aber natürlich keiner von beiden wußte. Herr von Ramsay ersah nur aus einem Schriftstück, welches der Knabe bei sich trug, daß der verstorbene Einsiedler sein verschollener Schwager gewesen sei, den er samt seiner Schwester längst für tot gehalten hatte; daß aber der aufgegriffene Knabe der Sohn dieser seiner

Schwester sei, das blieb ihm verborgen. Er machte Simplex zu seinem Pagen, und da sich derselbe oft gar zu einfältig anstellte, so nannte man ihn von nun ab Simplicissimus. Nichtsdestoweniger gewann ihn der Graf lieb, denn die Ähnlichkeit mit seiner Schwester und ihm selber trat immer deutlicher hervor.

Um diese Gunst aber beneidete ihn sein Mitpage, der schon einige Jahre bei dem Herrn war, und es gehörte nicht viel dazu, um den unerfahrenen und leichtgläubigen Simplicissimus zu allerlei Dummheiten zu verführen.

So gab der Herr einmal den Offizieren und andern eine große Gasterei, und Simplex mußte bei Tische mit aufwarten. Es wurde ihm ein großer, fetter Kalbskopf aufzutragen gegeben, an welchem das eine Auge mit zugehörigem leckeren Fett heraushing, so daß es ihn förmlich anlachte und ihm der Mund danach wässerte. Von seinem Mitpagen verführt, nahm er infolgedessen mit einem Löffel dasselbe meisterlich heraus und sandte es in seinen eigenen Magen. Als der Vorschneider auf dem Tische aber bemerkte, daß eins der besten Stücke an dem Kalbskopf fehlte, wollte der Herr nicht haben, daß seine Gäste sollten sagen können, man habe ihnen einen einäugigen Kalbskopf vorgesetzt, und es ward ein Verhör angestellt. Da kam es denn heraus, daß das Auge auf dem Wege von der Küche nach dem Saal abhanden gekommen sein müsse und daß dieser Kalbskopf dem Simplicissimus übergeben worden war. In die Enge getrieben und gefragt, wie er das angestellt habe, nahm der Bursche in seiner Einfalt einen Löffel und aß in derselben Weise auch das andere Auge. Es entstand an der Tafel ein ungeheures Gelächter. Da aber einige Herren diese in der Einfalt begangene Tat eine Vorbedeutung künftiger Tapferkeit und unerschrockenen, schnellen Entschlusses nannten, so kam Simplicissimus ohne Strafe davon, denn sein Herr lachte mit und sagte nur: er solle ihm ein andermal nicht wieder so kommen.



Titelbild der ersten Ausgabe des Simplicissimus (1669.) Aus der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Simplicius soll zu einem Narren gemacht werden.

Die vielen Narrheiten, zu denen sich Simplicissimus anstiften ließ, machten es seinem Herrn doch zweifelhaft, ob er ihn als Pagen belassen oder vielleicht besser als Narren anstellen sollte, wie sich ja auch Fürsten und große Herren Hofnarren hielten. Er entschied sich endlich für das letztere und beschloß, ihn dazu anzuleiten. Das wurde nun zwar dem jungen Menschen verraten, aber was hätte er dagegen tun sollen? Jedenfalls konnte ihn das, was nun mit ihm vorgenommen werden sollte, nicht ängstigen, was sonst wohl der Fall gewesen sein würde, denn nun wußte er ja, woran er mit all dem Spuk war.

Wie es ihm verraten worden war, so kam es auch. Er erzählt davon selbst:

„Im ersten Schlaf kamen vier Kerle, in schreckliche Teufelslarven vermummt, zu mir ins Zimmer vor das Bett; die sprangen herum wie Gaukler und Fastnachtsnarren. Einer hatte einen glühenden Haken, der andere eine Fackel in der Hand; die andern zween aber fielen über mich her, zogen mich aus dem Bett, tanzten eine Weile mit mir hin und her und zwangen mir meine Kleider an den Leib. Ich aber stellte mich, als wenn ich sie für rechte natürliche Teufel gehalten hätte, erhob ein jämmerliches Zetergeschrei und machte die allerfurchtsamsten Gebärden; aber sie verkündigten mir, daß ich mit ihnen fort müßte. Hierauf verbanden sie mir den Kopf mit einem Handtuch, so daß ich weder hören, sehen, noch schreien konnte. Sie führten mich verschiedene Umwege, viele Stiegen auf und ab und endlich in einen Keller, darin ein großes Feuer brannte. Nachdem sie mir das Handtuch wieder abgebunden, fingen sie an, mir in spanischem Wein und Malvasier zuzutrinken. Sie hatten mich gut überreden, ich wäre gestorben und nunmehr im Abgrund der Hölle, weil ich mich mit Fleiß also stellte, als wenn ich alles glaubte, was sie mir vorlogen.

„Die armen Teufel wollten ihre Sprache und Stimme verstellen, damit ich sie nicht kennen sollte; ich merkte aber gleich, daß es meines Herrn Schüt-



Neueingerichter und vielverbesserter
Abentheurlicher
SIMPLICISSIMUS
Das ist:
Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten/genant Melchior Sternfels von Fuchshaim / wie / wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was er darin gesehen / gelernet / erfahren und außgestanden / auch warum er solche wieder freywillig quittiret hat.
Uberauß lustig/und månniglich nůtzlich zulesen.
An Tag geben
Von
GERMAN SCHLEIFHEIM
von Sulsfort.

Mompelgart/
Gedruckt bey Johann Fillion/
Im Jahr M DC LXIX.

Titel der ersten Ausgabe des Simplicissimus (1669). Aus der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

zen waren, doch ließ ich es nicht merken, sondern lachte in die Faust, daß diese, so mich zum Narren machen sollten, meine Narren sein mußten."

Diese Höllenposse lief aber doch nicht glatt ab, denn drei Tage und drei Nächte mußte Simplicius aushalten, während sie ihn nicht schlafen ließen, was sie bewerkstelligen konnten, da sie einander ablösten. In dieser Peinigung kam er endlich so herunter, daß er das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich nicht mehr in dem Keller, sondern in einem schönen Saal und zwar in den Händen dreier alter Weiber, die er anfänglich auch für höllische Geister hielt, so häßlich waren sie, die er aber doch auch bald als zum Haushalt des Herrn gehörig erkannte. Die entkleideten ihn, wuschen ihn vom Kopf bis zu den Füßen und legten ihn dann in ein köstlich Bett, wo er sehr bald entschlief. Wie lange er geschlafen, wußte er nachher nicht anzugeben, aber es mochte vierundzwanzig Stunden gewesen sein. Als er erwachte, „standen", wie er weiter erzählt, „zwei schöne geflügelte Knaben vor dem Bett, welche mit weißen Hemden, taffetnen Binden, Perlen, Kleinodien, goldenen Ketten und andern blinkenden Sachen köstlich gezieret waren. Einer hatte ein vergüldetes Becken voller Kuchen, Zuckerbrot, Marzipan und anderem Konfekt, der andere aber einen vergüldeten Becher in Händen.

„Diese als Engel, wofür sie sich ausgaben, wollten mich bereden, daß ich nunmehr im Himmel sei, weil ich das Fegefeuer so glücklich überstanden und dem Teufel entgangen wäre; deshalb sollte ich nur begehren, was mein Herz wünschte, sintemal alles, was mir nur beliebte, genug vorhanden wäre oder doch sonst herbei zu schaffen in ihrer Macht stünde. Mich quälte der Durst, und weil ich den Becher vor mir sah, verlangte ich nur den Trunk, der mir auch mehr als gutwillig gereicht wurde. Das war aber kein Wein, sondern ein lieblicher Schlaftrunk, welchen ich ohne abzusetzen zu mir nahm und alsobald wieder entschlief."

Als Simplicissimus am andern Tage erwachte, befand er sich auch nicht mehr in dem Saal, sondern in einem alten Gänsestall, wo er wohl schon vor dem zur Strafe für Vergehungen eingesperrt gewesen war. „Da war abermal eine greuliche Finsternis wie vorhin im Keller, und überdies hatte ich ein Kleid an von Kalbfellen, daran die rauhe Seite nach außen gekehrt war. Die Hosen waren auf polnisch oder schwäbisch und das Wams wohl noch auf eine närrischere Manier gemacht. Oben am Hals war eine Kappe wie eine Mönchskapuze, die war über den Kopf gestreift und mit einem schönen Paar großer Eselsohren geziert. Ich mußte über meinen Unstern selbst lachen, denn ich sah nun wohl, was ich für ein Vogel war.

„Damals fing ich erst an, in mich selbst zu gehen und auf mein Bestes zu denken. Ich nahm mir vor, mich wirklich auf das närrischste zu stellen, wie es mir nur immer möglich sein würde, daneben aber mit Geduld zu harren, wie sich mein Verhängnis weiter anlassen würde."

Von dieser Zeit an spielte Simplicissimus in Hanau in der Tat die Rolle eines Hofnarren.

Unter den Kroaten.

Als Narr und Spaßmacher hatte Simplicissimus nun in Hanau das beste Leben von der Welt, gut zu essen und zu trinken, ein gutes Bett und außerdem die Freiheit, jeden Schabernack, den man ihm spielte, was oft genug vorkam, mit einem gegenteiligen Schabernack zu vergelten. Arbeit hatte er sonst keine, nur daß er dem Herrn aufwarten mußte, wenn es diesem beliebte. Er hätte gewiß nichts dagegen gehabt, wenn das immer so fortgegangen wäre.

Er diente seinem Herrn mit Lust, zur Kurzweil, Ergötzung und Verwunderung. Alle Offiziere zeigten ihm ihr Wohlwollen, die reichen Bürger machten ihm Geschenke, und auch mit dem Hausgesinde und den Soldaten stand er auf dem besten Fuße. Niemand durfte ihn scheel ansehen, und von keiner Seite her kam ihm irgend welche Anfechtung. „Daher wuchs ich auf wie ein Narr im Zwiebelland, und meine Leibeskräfte nahmen handgreiflich zu; man sah mir in Bälde an, daß mir bei guten Bißlein der rheinische Wein und das hanauische Doppelbier wohl anschlug."

Ganz Deutschland stand damals in vollen Kriegsflammen, Hunger und Krankheiten wüteten überall. Hanau selbst war von den Feinden umlagert, die weit umherschwärmten, und das sollte auch für Simplicius verhängnisvoll werden.

An einem schönen Wintertage tummelte er sich mit einigen Altersgenossen draußen vor dem Tore auf dem Eise. Da fegte unversehens eine Schar Kroaten auf ihren raschen Pferden daher, welche sämtliche Knaben aufgriffen, auf Pferde setzten und mit ihnen davonritten. Obwohl nun in Hanau gleich Lärm geschlagen wurde und man den Räubern nachsetzte, sie auch einholte und ihnen ein Scharmützel lieferte, behielten sie doch die Oberhand; die Hanauer zogen den Kürzeren, und die Kroaten ritten ungehindert weiter bis nach Büdingen. Hier verkauften sie gestohlene Pferde und andere Waren, ließen die mitgeführten Knaben auch von den Bürgern einlösen, die von den wohlhabenden Eltern derselben in Hanau das Lösegeld sich wiedergeben lassen mochten. Nur den armen Simplicissimus, der in seinen Narrenkleidern steckte, behielten sie, den wollten sie ihrem Obersten, der auch deutsch sprach, zum Geschenk machen.

Das war nun Simplicissimus freilich sehr widerwärtig. Die hanauischen Leckerbissen hatten sich in grobes Schwarzbrot verwandelt, statt der Braten gab es trocken Rindfleisch oder, wenn es hoch kam, ein Stück gestohlenen Speck; statt Wein oder Bier mußte er Wasser trinken und statt des guten Bettes bei den Pferden in der Streu fürlieb nehmen. Die faule Zeit hatte aufgehört, denn er mußte alle Knechtsarbeit tun, außerdem aber mit auf Furagieren reiten. Das war jedoch nichts anderes, als daß man mit großer Mühe und Arbeit, oft auch nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr hinaus auf die Dörfer schweifte und den Bauern wegnahm, was man kriegen konnte. Wollte sich ein Bauer den frechen Dieben widersetzen, so wurde er niedergehauen, oder wenn er dennoch entwischte, ging sein Hof in Flammen auf.

Das alles mußte Simplicissimus mitmachen. „Wir waren," schreibt er, „niemals ruhig, sondern bald hier, bald dort. Bald fielen wir ein, bald wurden wir überfallen; nicht einen Augenblick waren wir müßig." Die größte Plage für ihn aber war doch, daß er nur mit dem Obersten reden konnte, denn die andern verstanden nicht ein Wort deutsch.

Dieser Oberst hieß Corpes, hatte kein Weib, keinen Pagen, keinen Kammerdiener, keinen Koch, wohl aber einen ganzen Haufen Reitknechte und Jungen, welche ihm und den Pferden zugleich aufwarteten; er schämte sich auch nicht, selbst sein Roß zu satteln und demselben Futter zu schütten. Er schlief allzeit auf Stroh oder auf der bloßen Erde und bedeckte sich mit einem Pelzrock. Er trug kurzes Haupthaar und einen breiten Schnauzbart, verkleidete sich auch oft als Bauer und ging selbst auf Kundschaft aus. Von den Seinen aber und auch von andern wurde er geehrt, geliebt und gefürchtet.

Man kann sich denken, wie wenig dem verwöhnten Simplicissimus dieses Leben

behagte. Der Zustand wurde ihm erst erträglicher, als er sich der Mühe des Kochens unterzog. Das ließ sich der Oberst gern gefallen, und es befreite ihn wenigstens von den Roheiten des Furagierens auf den Dörfern. Einer besonderen Kochkunst bedurfte es ja nicht, denn der Oberst war nichts weniger als verwöhnt und hatte zuvor oft den ganzen Tag über kein warmes Gericht zu sehen bekommen. Dafür sorgte jetzt Simplicissimus, und er hatte nun bei seinem Kroatenherrn bessere Tage; ja, dieser ließ ihm sogar ein neues Narrenkleid aus Fellen machen, mit sehr großen Eselsohren.

Dennoch sehnte sich Simplicius fort aus diesem wilden Leben, und da er jetzt mehr Freiheit genoß, so bot sich ihm auch bald eine Gelegenheit, ungesehen in den Wald zu entwischen.

Simplicius spielt den Teufel.

Mußte Simplicissimus aber nicht glauben, daß er zum Unglück geboren sei? Kaum war er den Kroaten entronnen und dachte nun, da es finster geworden war, im Walde sich ein Ruhelager herzurichten, da fiel er einer Bande von Schnapphähnen in die Hände. Es war so finster geworden, daß sie sein Narrenkleid nicht erkennen konnten, und da sie glaubten, an ihm einen guten Fang getan zu haben, so wurde zweien von ihnen von dem Führer der Bande befohlen, den Gefangenen sogleich nach ihrem Sammelplatz zu bringen.

Als die beiden Kerle mit dem Gefangenen auf eine kleine Lichtung gekommen waren, fing der eine sogleich an, ihn zu durchsuchen und fragte: „Wer bist du? Hast du Geld?“ Nun weiß man aber, daß Tierfelle, wenn man sie im finstern streicht, kleine Funken sprühen. Das geschah auch hier. Dazu kam, daß der Kerl bei dem Befühlen auch an die langen Eselsohren kam, die er für Hörner halten mußte. Da fuhr er zurück, und Simplicissimus, der sogleich merkte, was der Schnapphahn dachte, bearbeitete sein Fellkleid sogleich mit beiden Händen, das nun ganz lebhaft funkelte, „daß es schimmerte, als wenn ich inwendig voller brennendem Schwefel gesteckt hätte.“

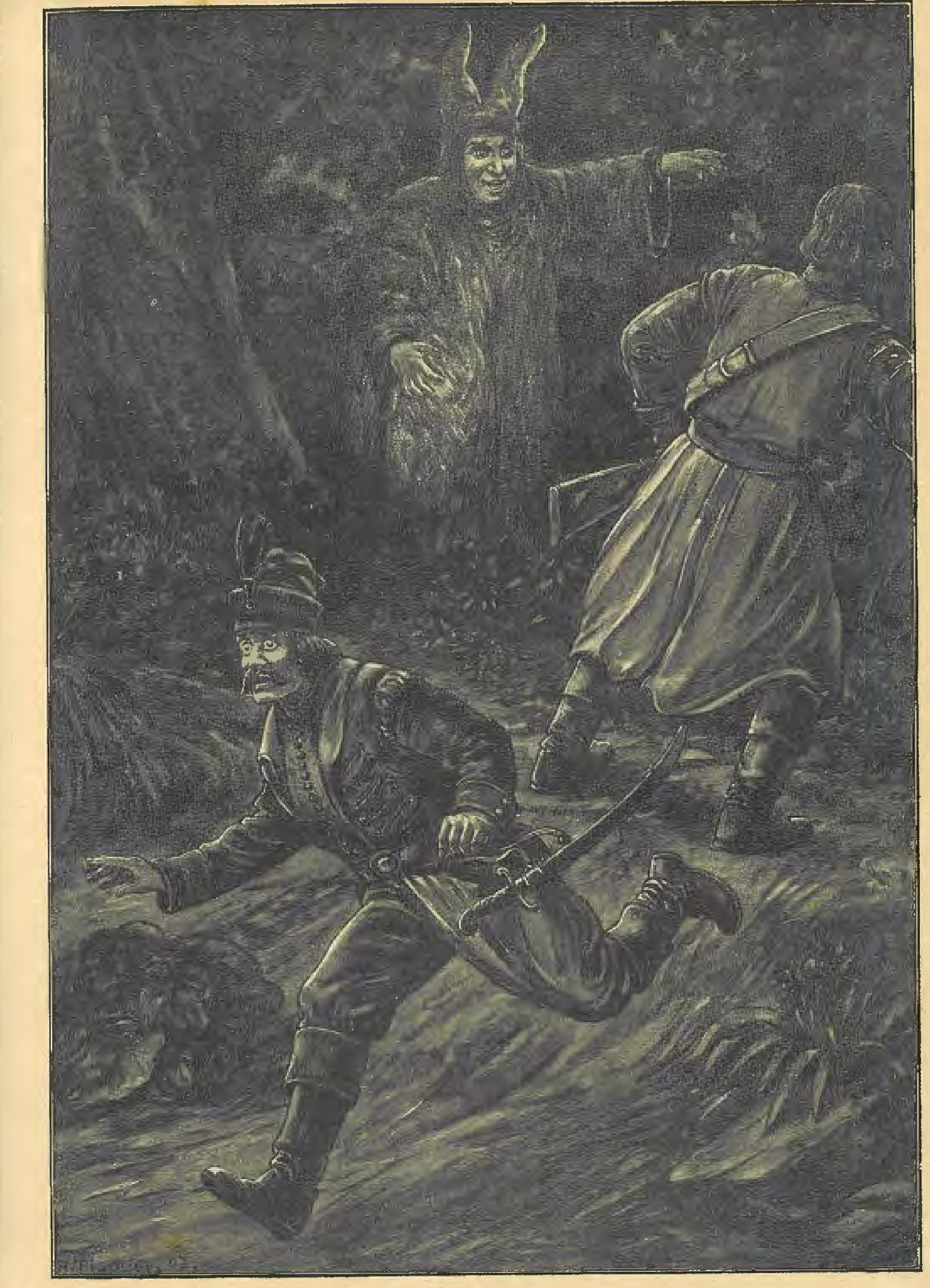
„Wer bist du?“ fragte der Kerl noch einmal, und man hörte ihm an, daß er am ganzen Leibe zittern mochte.

„Ich bin der Teufel und will dir und deinem Gesellen die Hälse umdrehen,“ schallte eine schreckliche Stimme zurück.

Da machten die beiden Strauchdiebe mit einem Angstruf kehrt und brachen durch die Büsche; gegen Stämme und Steine hörte Simplicissimus sie anrennen, auch öfter zu Boden stürzen, doch rafften sie sich immer rasch wieder auf, und bald war ringsum alles still. Der Befreite lachte mit möglichst schrecklicher Stimme hinter ihnen her, daß es weithin durch den Wald schallte.

Jetzt galt es, sich zu bergen, und Simplicissimus wollte sich nun auch davon machen. Da stieß er mit dem Fuß an einen Gegenstand, und als er sich bückte, fühlte er das Feuerrohr, welches der Kerl, als er ihn durchsuchte, an die Erde gelegt hatte, samt seinem Ranzen, an welchem noch eine Tasche hing, die wohl die Munition für das Gewehr enthalten mochte. Simplicissimus war hocherfreut über diesen Fund, nahm alles auf und kroch in einen dichten Busch, wo er in Sicherheit war und vor übergroßer Müdigkeit alsbald einschlief.

Nicht der anbrechende Tag öffnete ihm die Augen, sondern Menschenstimmen machten ihn munter. Es waren offenbar die Schnapphähne, welche nach ihrem Sammelplatz gekommen waren, um das verlorene Feuerrohr und den Ranzen zu suchen. Simplicissimus spitzte die Ohren, denn er lag ganz nahe bei dem Platz,



Simplicius spielt den Teufel.

doch machte der dichte Busch jede Entdeckung unmöglich, und er verstand jedes Wort.

„Pfui, ihr feigen Tröpfe," sagte einer, welcher der Anführer sein mochte, „schämt ihr euch nicht in eure Seele hinein, daß ihr euch von einem einzigen Kerl so erschrecken und noch dazu das Gewehr nehmen laßt?"

„Was, Kerl!" verteidigte sich der andere, „der Teufel selber ist es gewesen, sage ich dir; habe ich doch die haarige Haut und die Hörner gefühlt und die Funken aus seinem Fell sprühen sehen. Aber mag es der Teufel oder seine Großmutter gewesen sein, wenn ich nur meinen Ranzen wieder hätte."

„Möchte doch wissen," knurrte der erste, „was der Teufel mit deinem Ranzen und dem Feuerrohr beginnen wollte. Eine Schande ist es, daß ihr den Kerl habt entlaufen lassen, der sicherlich beide Stücke mit sich genommen hat."

Ein dritter war der Ansicht, daß inzwischen vielleicht Bauern hier durchgekommen sein möchten, die Sachen gefunden und mitgenommen haben könnten. Der Verlierer aber beteuerte mit den greulichsten Flüchen, daß es der leibhaftige Teufel gewesen sei. So stritten sie hin und her, fanden aber natürlich nichts, machten sich endlich wieder auf und verloren sich im Walde.

Als alles still geworden war, öffnete Simplicissimus den Ranzen und fand ihn zu seiner Freude vollgestopft mit Proviant aller Art, dabei sogar noch einen Beutel, wohlgefüllt mit Goldstücken, die der Kerl wahrscheinlich heimlich beiseite gebracht hatte, um sie nicht mit den andern teilen zu müssen. Die besondere Tasche, welche noch an dem Ranzen befestigt war, enthielt Pulver und alles Zubehör für das Gewehr.

Nachdem er sich ordentlich satt gegessen, öffnete er den Beutel, um den Schatz zu zählen, der ihm so unerwartet in die Hände gefallen war, und er fand darin dreihundert und einige sechzig Dukaten, eine Summe, mit der er lange ausreichen konnte, wenn er haushälterisch damit umging.

Solange der Proviant im Ranzen reichte, blieb er im Walde, der Sicherheit wegen darin umherschweifend, bald hier, bald da. Als der Vorrat aber zu Ende war, mußte er sehen, wo er in den Dörfern etwas erhaschte, und da konnte es nicht ausbleiben, daß er wieder mitten in die Kriegshändel hinein geriet, denen er sich dann auch nicht wieder zu entziehen vermochte. Mannigfach wurde er umhergeworfen, und es soll nur erwähnt werden, daß er zwei Kumpane kennen lernte, die großen Einfluß auf sein Schicksal hatten: Olivier, einen durchtriebenen Schurken, und Ulrich Herzbruder, eine ehrliche Seele, mit der ihn dann bis zu dessen Tode die innigste Freundschaft verband. Aus den zahllosen Begebnissen können wir im folgenden nur einige herausgreifen, in denen der Humor mehr oder weniger hervortritt.

Als „Reuterjunge" machte er die wilden Züge mit, und da es Sitte war, daß der Vorgesetzte alles das erbte, was einem niedriger stehenden Offizier gehört hatte, wenn dieser fiel, so wechselte auch Simplicius seinen Herrn sehr häufig. Er handelte aber trotz dieser Abhängigkeit immer sehr selbständig, zeichnete sich durch Mut und Keckheit aus und machte manche schöne Beute.

So wurde auf einem Streifzuge durch das Münstersche Stift einmal ein Städtchen gestürmt und selbstverständlich der Plünderung preisgegeben. Simplicius und ein Kamerad ersahen sich ein Haus, das der erstere für sich nahm, während der Kamerad die Ställe beanspruchte. „Ich rufte nach dem Vatter im Hauß," erzählt er selbst, „kriegte aber keine Ant-

wort, weil sich jedermann versteckt hatte, geriet indessen in eine Kammer, fand aber nichts als ein leer Bett darin und einen verschlossenen Trog (Truhe). Den hämmerte ich auf, in der Hoffnung, etwas Kostbares darin zu finden: aber da ich den Deckel aufthät, richtete sich ein kohlschwarzes Ding vor mir auf, welches ich vor den Lucifer selbst ansahe. Daß dich dieser und jener erschlage! sagte ich in solchem Schrecken und zuckte die Axt, damit ich den Trog aufgemacht, und hatte doch das Hertze nicht, ihm solche in den Kopff zu hauen. Er aber kniete nieder, hub die Hände auf und sagte: „Min leve Herr, ick bidde ju doer Gott, schinckt mir min Lewen!“ Da hörte ich erst, daß es kein Teufel war, weil er von Gott redete und um sein Leben bat. Dieser also gefangene Mohr und zwei prächtige Pferde waren der Siegespreis dieser Nacht.

Im Paradeis.

Bei einem solchen Herrenwechsel war Simplicissimus wieder einmal einem Dragoner zuteil geworden, bei dem aber für ihn wenig zu machen schien. Sein neuer Herr war nämlich einer von denjenigen Soldaten, „die in den Himmel zu kommen denken; er ließ sich glatt an seinem Sold genügen und betrübte im übrigen kein Kind“. Dabei ersparte er, was nur irgend möglich war, und man kann sich vorstellen, was für schmale Zeiten da für Simplicius angebrochen waren.

„Davon kam's, daß ich den trockenen Pumpernickel gewaltig beißen und mich mit Wasser oder, wenn's wohl ging, mit Dünnbier behelfen mußte, was mir eine abgeschmackte Sache war, da mir meine Kehle von dem schwarzen trockenen Brot ganz rauh und mein ganzer Leib mager wurde; wollt' ich besser essen, so mußte ich stehlen, aber mit der ausdrücklichen Anweisung, daß er nichts davon inne würde. Ich hatte bei ihm auf kein Kleid zu rechnen, weil er selbst über und über zerflickt daherging, gleichsam wie mein Einsiedler. So war sein Sattel und Zeug auch kaum drei Batzen wert, und das Pferd von Hunger ganz hinfällig.“

Das sollte sich jedoch bessern. Die Nonnen eines benachbarten Frauenklosters waren den Hauptmann mit Bitten angegangen, daß er ihnen einen Sicherheitsposten in ihr Kloster legen möchte, aber einen frommen, gewissenhaften und stillen Mann. Wo hätte der Hauptmann in der ganzen verwilderten Soldateska einen solchen Mann finden sollen, wenn nicht dieser Dragoner gewesen wäre. So wurde dieser denn als Sicherheitsposten in „das Paradeis“ gesandt, wie das Frauenkloster allgemein genannt wurde, und Simplicius mußte natürlich mit ihm. Unterwegs noch machte er ihm, schmunzelnd über den dort zu erwartenden guten Tisch, das Versprechen: „Halt' dich nur wohl! Ich will mir jetzt bald einen braven neuen Mantel machen lassen; alsdann erhältst du den alten; das gibt dir noch einen guten Rock.“ Mit Recht nannte er den Mantel den alten, denn schon von weitem mußte man ihn als solchen erkennen, so schäbig und ausgewettert war er.

Die Männer wurden in dem Kloster gut aufgenommen, vor allen Dingen in einer Weise verpflegt, wie sie es besser gar nicht wünschen konnten. „Denn da setzte es das köstlichste Bier, die besten westfälischen Schinken und Knackwürste, wohlschmeckendes und sehr delikates Rindfleisch, das man aus dem Salzwasser kochte und kalt zu essen pflegte. Da lernte ich das schwarze Brot fingerdick mit gesalzener Butter schmieren und mit Käs belegen, damit es desto besser rutschte; und wenn ich so über einen Hammelrücken kam, der mit Knoblauch gespickt war, und eine gute Kanne Bier daneben stehen

hatte, so erquickte ich Leib und Seele und vergaß all meines ausgestandenen Leides.“

Wie das Unglück unsern Simplicius haufenweise verfolgt hatte, da es einmal angefangen, ihn zu plagen, so schien sich jetzt das Glück an seine Fersen heften zu wollen. Als er eines Tages von seinem Dragoner nach Soest geschickt wurde, um noch den Rest seiner Sachen zu holen, fand er unterwegs ein Paket mit einem Stück Scharlachtuch und auch ein groß Ende Samt zum Futter dazu. Da er davon keinen Gebrauch zu machen wußte, so vertauschte er es in Soest bei einem Tuchhändler mit einem Stück grünwollen Tuch zu einem neuen Anzug mit der ganzen Ausstattung dazu und machte zur Bedingung, daß der Händler ihm auch noch den Anzug müsse machen lassen. So ließ er sich vollständig neu herausputzen und blieb so lange in Soest, bis er in dem neuen Anzug in das Paradeis zurückkehren konnte. Sein Herr war zwar sehr ungnädig, daß er ihm nicht den Fund gebracht hatte, aber danach fragte Simplicius nichts, er sorgte für sich und glaubte darin recht gehandelt zu haben.

Da der Dragoner sich aber doch schämte, daß nun sein Bursche besser gekleidet war, als er selber, ritt er nach Soest und lieh von seinem Hauptmann so viel Geld, daß er sich ebenfalls neu kleiden konnte, was ihm schon lange sehr not tat. Die Schuld wollte er von seinem Solde als Sicherheitsposten zurückzahlen, was er denn auch pünktlich tat. Dazu veranlaßte ihn seine Schlauheit, denn er hätte es sehr wohl von seinem eigenen Gelde bestreiten können, da er genug gespart und viele Dukaten in seine Kleider eingenäht hatte, daß sie ihm nicht gestohlen werden konnten; so aber machte er den Hauptmann glauben, daß er nichts habe und das Geld nur von dem Solde für den Dienst im Kloster zurückgeben könne, und deshalb war er nun sicher, daß er von diesem Dienste nicht durch einen andern abgelöst werden und den Winter über bleiben würde. So geschah es, und damit war denn auch Simplicius für den Winter aufs beste versorgt.

Die Klosterfrauen hatten sich auch von der Gegenpartei, den Hessen, einen Sicherheitsposten erbeten, um ganz sicher zu gehen und von keiner der feindlichen Parteien behelligt zu werden. Das war ein Meister in der Fechtkunst auf allerhand Art, und mit dem übte sich Simplicius täglich und erlangte dadurch gleichfalls eine seltene Meisterschaft in der Führung aller Hieb- und Stichwaffen. Der Dragoner hinwiederum kegelte fleißig mit den beiden jungen Leuten und zwar nur um den Preis: wer bei Tische am meisten trinken müsse. Den Verlust hatte also allemal das Kloster zu bezahlen.

Das Hauptvergnügen des jungen Mannes aber war die Jagd. Das Kloster hatte eine eigene Wildbahn und auch einen eigenen Jäger, „und weil ich auch grün gekleidet war, gesellte ich mich zu ihm und lernte ihm denselben Herbst und Winter alle seine Künste ab, sonderlich was das kleine Weidwerk anbelangt“. Da lernte er alle Wege und Stege im weiten Umkreise genau kennen, was ihm später, als er sich in Soest ganz und gar festsetzte, zu großem Nutzen gereichte. Da der Name Simplicius oder gar Simplicissimus schwer auszusprechen und er immer jägermäßig gekleidet war, so nannte ihn das Volk bald nur noch den „Jäger“ oder „dat Jäjerken“.

So führte Simplicius in Wahrheit das denkbar beste Leben von der Welt. Zu tun hatte er gar nichts, und da er doch nicht die ganze Zeit mit Fechtübungen und Kegelschieben ausfüllen konnte, so würde ihn wohl die Langeweile oft geplagt haben. Aber darüber half ihm der ansehnliche Bücherschatz hinweg, den er

bei dem Verwalter des Klosters fand und fleißig benutzte. Besonderen Ansehens erfreute er sich bei den Klosterfrauen. Musik hatte er immer ganz besonders geliebt. Als Hirtenknabe war ja schon die Sackpfeife sein ständiger Begleiter gewesen, und als Page und Narr hatte er in Hanau bei dem Grafen von Ramsay die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich auch auf der Laute zu üben und ein wenig „das Klavier zu schlagen". Als die Klosterfrauen dessen inne wurden, mußte er schlechterdings „ein beliebter Junker" sein, über welchen man sich verwunderte, daß er sich bei einem so liederlichen Dragoner behülfe.

Als der Winter vorüber war, wurde der Dragoner abgelöst, und er mußte samt seinem Burschen nach Soest zurück. Das gute Leben im Kloster, vor allen Dingen die vortreffliche Küche und das nicht minder gute Bier hatten den alten Offizier so verwöhnt, daß ihm das Leben in Soest, wo nun wieder Schmalhans Küchenmeister sein mußte, so übel bekam, daß er krank wurde und starb. Nun hätte nach dem herrschenden Recht und nach der Gewohnheit der Hauptmann die ganze Verlassenschaft samt dem Burschen erben müssen, und Simplicius würde dann abermals einen neuen Herrn erhalten haben. Da das Pferd aber ein alter Klepper und der Dragoner immer nur als ein armer Teufel angesehen worden war, so verzichtete der Hauptmann auf die anscheinend ganz wertlose Erbschaft, und da sich Simplicius, ein frischer Jüngling, oft auch schon als ein tatkräftiger, unternehmender und furchtloser Soldat erwiesen hatte, so bot ihm der Hauptmann die Stelle des Verstorbenen mit der ganzen Hinterlassenschaft an. Simplicius nahm dies Anerbieten unbedenklich an, denn er wußte besser, was hinter dem Dragoner gesteckt hatte. So wurde er ein Kommandierender und machte eine gar nicht unbedeutende Erbschaft, wovon aber niemand etwas erfuhr.

Zur Übernahme der Stelle mußte er in der Kanzlei seinen Namen angeben, da aber der Schreiber, namens Cyriakus, das Simplicius Simplicissimus nicht fertig kriegte, warf er die Feder hin und sagte ärgerlich: „Es ist kein Teufel in der Hölle, der also heißt." Da lachte Simplicius und entgegnete: „Ist etwa ein Teufel in der Hölle, der Cyriakus heißt?" Alle lachten, und dem Hauptmann gefiel diese Schlagfertigkeit ganz besonders.

Der Jäger von Soest.

So war denn Simplicissimus vollständig Soldat geworden, trotzdem, daß er noch sehr jung war. Diesen Umstand suchte der Kommandant von Soest zu benutzen, um einen so brauchbaren jungen Menschen für seinen persönlichen Dienst zu gewinnen. Er ließ ihn deshalb zu sich kommen und machte ihm den Antrag, sein Diener zu werden.

Simplicius blickte den Kommandanten nicht wenig verwundert an, da er doch in die Stelle eines Kommandierenden eingerückt war, sagte aber doch: „Herr, das überrascht mich. Und was hätte ich als Euer Diener zu tun?"

„Einen ordentlichen Kerl, der's versteht, für die Pferde zu bekommen, ist gar nicht mehr möglich. Da du aber so gut damit umzugehen weißt, so würdest du in erster Reihe meine Pferde müssen warten helfen."

„Na, Herr, da passen wir wohl doch nicht füreinander," sagte aber Simplicius ruhig. „Ich soll der Pferde warten, möchte aber doch lieber, wenn ich einen Herrn haben sollte, daß es einer wäre, wo die Pferde auf mich warteten. Da ich aber einen solchen schwerlich werde haben

können, so will ich doch lieber ein Soldat bleiben."

„Du und Soldat!" lachte der Kommandant, „dazu ist ja sogar dein Bart noch viel zu klein."

„O, was das betrifft," entgegnete Simplicius, „so wird er schon noch größer werden. Wenn es der Bart allein machte, so müßte man ja vor jedem Ziegenbock den allergrößten Respekt haben."

„Dein Maulwerk läßt jedenfalls nichts zu wünschen," sagte der Kommandant, „wenn die Kourage ebenso gut ist, dann wird man dich vielleicht für einen Soldaten gelten lassen können."

„Nun, das kann ja bei dem nächsten Scharmützel ausprobiert werden," schloß Simplicius die Unterhaltung und begab sich hinweg, während der Kommandant ihm nachrief: „Ja, man wird ja sehen, ob das Werk den Meister loben wird."

Wie schon erwähnt, war der Nachlaß des alten Dragoners gar nicht gering gewesen. Simplicius hatte durch sein langes Zusammenleben mit ihm wohl erkannt, daß der Alte nur den armen Teufel spielte, in seinen abgeschabten und zerschlissenen Kleidungsstücken aber eine erkleckliche Summe von Goldstücken eingenäht mit sich herumtrug, und so hatte er eine ganz ansehnliche Erbschaft gemacht. Nun konnte er sich ein treffliches Pferd kaufen und das beste Gewehr, was nur irgend aufzutreiben war, und beides, Pferd und Waffen, hielt er dann immer in peinlichster Sauberkeit. Auch eine neue Kleidung ließ er sich anfertigen, wieder ein grünes Jägerhabit, und das alte, was ihm inzwischen zu klein geworden war, schenkte er dem Jungen, den er zu seiner Bedienung angenommen hatte.

Seinen Hut verzierte er mit einem mächtigen Federbusch, wie ihn die Offiziere zu tragen pflegten. Das trug ihm freilich manche Neider und Mißgönner ein, und er hatte nicht selten empfindliche Worte zu hören. Aber so jung er war, so war er doch nicht der Mann, der das ruhig hinnahm; er diente wieder, und da ließen sie ihn bald zufrieden, und mancher bewarb sich sogar um seine Freundschaft.

Bei den Unternehmungen gegen die Feinde bemerkten die Vorgesetzten bald, daß Simplicius kühner und rascher war, als alle die andern. Es schien, als ob ihm jedes Unternehmen ein ganz besonderes Vergnügen wäre. Allzeit war er voran, und so wurde er im Dienst eines Parteigängers bald eine der bekanntesten Persönlichkeiten bei Freunden und Feinden, so daß ihm die gefährlichsten Anschläge anvertraut wurden und er zu solchen Zwecken ganze Parteien zu kommandieren erhielt. „Da fing ich an zuzugreifen," sagt er von sich selbst, „und wenn ich etwas Namhaftes erschnappte, gab ich meinen Offizieren so reichen Teil davon, daß ich selbiges Handwerk auch an verbotenen Orten treiben durfte, weil mir überall durchgeholfen wurde."

Der Feind hatte in Westfalen noch drei Orte stark besetzt, Dorsten, Lippstadt und Koesfeld, denen machte er sich ganz besonders unbequem, lag ihnen täglich vor den Toren und machte manche gute Beute, so daß das Gerücht aufkam, er sei fest gegen Eisen und Stahl. Weit und breit wurde er berühmt und gefürchtet. An den verzwickten Namen Simplicius Simplicissimus jedoch konnte man sich nicht gewöhnen, und deshalb hieß er bei Freund und Feind bald nicht anders mehr als: Der Jäger von Soest.

Als socher hielt er sich fern von Streichen, die ihn bei den Leuten in Verruf bringen konnten, wie sie im Dreißigjährigen Kriege bei den verwilderten Soldaten aller Parteien allgemein üblich waren. Er kannte seinen großen Ruf bei

Freund und Feind sehr gut und strebte danach, ihm Ehre zu machen.

„Meine Offiziere und Kameraden liebten ihren Jäger, die vornehmsten Parteigänger vom Feinde entsetzten sich, und den Landmann hielt ich durch Furcht und Liebe auf meiner Seite; denn ich wußte meine Widersacher zu strafen und die, so mir nur den geringsten Dienst taten, reichlich zu belohnen, indem ich bald die Hälfte meiner Beute wieder verschenkte und für Kundschafter ausgab. Solcher Ursachen halber ging keine Unternehmung von der Gegenpartei aus, deren Ausfahrt mir nicht zu wissen ward getan. Alsdann machte ich mir ihr Vorhaben klar und machte meine Anschläge darauf, und weil ich solche meist durch Beistand des Glücks gut ins Werk setzte, verwunderte sich jeder über meine Jugend, so daß mich sogar viele Offiziere und brave Soldaten von der Gegenpartei gerne zu sehen wünschten. Daneben zeigte ich mich gegen meine Gefangenen überaus anständig, also daß sie mich oft mehr kosteten, als meine Beute wert war, und wenn ich einem von der Gegenpartei, sonderlich den Offizieren, ob ich sie schon nicht kannte, ohne Verletzung meiner Pflicht und meines Herrendienstes eine Aufmerksamkeit erweisen konnte, unterließ ich's nicht.

„Durch solch ein Verhalten wäre ich schnell zum Offizier befördert worden, wenn es meine Jugend nicht verhindert hätte; denn wer in solchem Alter, worin ich noch stand, ein Fähnlein haben wollte, mußte ein Guter von Adel sein. Zudem konnte mein Hauptmann mich nicht befördern, weil keine ledigen Stellen bei seiner Kompanie waren, und einem andern mochte er mich nicht gönnen, wegen der Beute, weil er an mir mehr als eine milchende Kuh hatte; doch wurde ich vielen alten Soldaten vorgezogen und wurde ein Gefreiter. Diese Ehre, wiewohl es eine geringe Sache war, und das Lob, das man mir täglich spendete, waren gleichsam der Sporn, der mich zu höheren Dingen antrieb."

Ja, der Jäger von Soest wurde in kurzer Zeit für den Parteigängerkrieg in Westfalen eine berühmte Person, und er hielt in allen Dingen darauf, daß dieser Ruhm nicht durch Ausschreitungen geschmälert wurde. Er führte nicht nur große Unternehmungen mit Kühnheit aus, sondern verschmähte auch geringe Dinge nicht, wenn er nur voraussetzen konnte, daß er dadurch bei den Leuten Ruhm erwerben würde.

Pumpernickel und Speckseiten.

Einst war der Hauptmann mit fünfzig Mann in das Schloß Recklinghausen kommandiert worden, um einen Anschlag auszuführen. Da er möglicherweise gezwungen sein konnte, ein paar Tage in den Büschen verborgen bleiben zu müssen, so wurde Proviant für acht Tage mitgenommen. Die Karawane, welche dem Feinde Vorräte zuführen und überfallen und weggenommen werden sollte, blieb jedoch länger aus, und da ging den Wartenden das Brot aus. Da war nun guter Rat teuer, denn diejenigen unter den Leuten, welche Weg und Steg kannten, waren auch überall bekannt und durften sich nicht hinaus wagen, wenn der Anschlag nicht verraten werden sollte. Die Fremden unter der Mannschaft aber wußten wieder nicht, wo und wie etwas zu kaufen oder zu stehlen war.

Da sagte einer der Gesellen, ein lateinisch studierter, der von der Schule entlaufen war und sich hatte anwerben lassen: „Kamerad, es wäre doch eigentlich eine Schande, wenn ich nicht soviel erstudiert hätte, daß ich uns etwas zu essen sollte verschaffen können. Wenn ich nur zu dem Pfarrer im nächsten Dorfe gehen dürfte, es würde gewiß etwas geben, unsere Not ein wenig zu lindern."

Simplicius überlegte und fand den Vorschlag nicht so übel, nur mußte er selbst dabei sein, weil er den Lateiner noch nicht genugsam kannte, ob er bei einer plötzlich hereinbrechenden Gefahr auch Geistesgegenwart genug haben würde, sich zu retten. Er wendete sich um die Erlaubnis an den Hauptmann und stellte diesem die Sache vor, und der Hauptmann gab, obwohl das Unternehmen nicht ohne ernste Gefahr war, seine Einwilligung. Er gehorchte damit nur der äußersten Not, aber sein Vertrauen zu Simplicius war so fest, daß er es wagen zu dürfen glaubte.

Die beiden machten sich auf, Simplicius in guter Verkleidung und der andere in seinem abgeschabten Studentenröcklein und gingen, damit sie nicht gesehen würden, auf einem weiten Umwege nach dem Dorfe, das sonst nur eine halbe Stunde Weges entfernt lag. Die Pfarrerwohnung erkannten sie unfern der Kirche leicht heraus. Der Student sollte das Wort führen und Simplicius für einen Maler ausgeben, welche Kunst in dem Dorfe wohl niemand in Anspruch nehmen würde.

Der Student begrüßte den Pfarrer mit dem lateinischen Gruß und log ihm nun den Hals voll, wie er von Soldaten überfallen und rein ausgeplündert worden sei. Der gutmütige geistliche Herr lud ihn sogleich zu einem Imbiß und einem Trunk Bier. Die beiden Kumpane taten, als ob sie nur zufällig zusammengetroffen seien, und deshalb wollte Simplicius ins Wirtshaus gehen und den Studenten hernach abholen, damit sie noch ein gut Stück vorwärts kommen könnten.

Auf dem Wege dahin sah er, wie eben ein Bauer an seinem Backofen beschäftigt war, die frischen Pumpernickel zu prüfen, aber sie noch einmal hineinschob, damit sie über Nacht noch ordentlich ausbacken sollten. Da machte er's denn im Wirtshause kurz, denn wo Brot zu holen war, das wußte er ja nun. Als er den Studenten dann aus dem Pfarrhause abholte, wurde er von dem Pfarrer gleichfalls sehr willkommen geheißen. Nachdem sie noch ein wenig geplaudert hatten, führte er die beiden Fremden durch die Küche, und da sahen sie den Kamin voller Speckseiten, Schinken und Würste hängen, ein Anblick, der dem Jäger nicht aus dem Sinn kam, als er mit seinem Genossen den Rückweg in den Busch machte.

Hier erstattete er dem Hauptmann Bericht, wählte sechs handfeste Kerle aus, die das Brot sollten hertragen helfen, und um Mitternacht machten sie sich, alle wohlbewaffnet, auf den Weg. Sie gelangten in das Dorf, und der Ofen wurde leer gemacht, als sie aber mit ihrer Beute am Pfarrhause vorüber kamen, konnte es Simplicius nicht über das Herz bringen, daß er nicht auch eine Ladung von des Pfarrers Schinken und Speckseiten mitnehmen sollte. Wie aber hineinkommen? Die Türen waren vorn und hinten wohlverschlossen, und so blieb der einzige Eingang der Kamin selber und zwar vom Dache aus.

Rasch entschlossen ließ Simplicius das Brot auf den Kirchhof tragen und dort in dem Beinhäuslein niederlegen, aus einer offenen Scheuer wurde eine Leiter und ein Seil herbeigeschafft, und so bestieg Simplicius mit dem Studenten das Dach des Pfarrhauses und wurde von dem andern an dem Seil in den Kamin hinabgelassen. Nun wanderten an demselben Seil die schön geräucherten Fleischwaren zu dem Kumpan auf dem Dache hinauf und wurden von diesem an die andern Leute befördert. Das ging alles rasch und ohne Störung, als nun aber Simplex an dem Seil wieder in die Höhe gezogen werden sollte, riß der Strick, der Jäger polterte

hinunter und sah sich nun wie in einer Mäusefalle gefangen.

Von dem Gepolter war der Pfarrer aufgewacht, hatte die Köchin geweckt und ihr befohlen, Licht zu schlagen und nachzusehen, was da wäre. Sie kam mit einem Lichtlein in die Küche und wollte hier einen Kienspan entzünden; doch der Jäger, den sie gar nicht gesehen hatte, blies ihr das Licht aus, und das erschreckte sie so gewaltig, daß sie laut schreiend zu dem Pfarrer hineinlief und ihm vor Schreck kaum melden konnte, daß ein greulich Gespenst in der Küche sei. Nun warf er schnell den Chorrock über, um das Gespenst zu bannen und kam, gefolgt von der zitternden Magd, in die Küche, wo der Jäger sich inzwischen Gesicht und Hände mit Kienruß geschwärzt hatte. Der Pfarrer glaubte nicht anders, als daß ihm der leibhaftige Teufel ins Haus gebrochen sei, und der Schelm bestätigte das, indem er mit fürchterlicher Stimme sagte: „Ich bin der Teufel und gekommen, dir und der Magd die Hälse umzudrehen.“ Da begann der geistliche Herr seine stärkste Teufelsbeschwörung. Der Student auf dem Dache aber, als er hörte, welche Rolle der Gefangene da unten zu spielen für gut fand, ließ nun alle möglichen Tierstimmen, die er sehr natürlich nachahmen konnte, den Kamin hinunter schallen, so daß der Pfarrer sich ganz entsetzt danach umdrehte, während die Magd wieder ins Zimmer zurücklief. Diesen Augenblick aber benutzte Simplicius, denn er hatte zu seinem Glück entdeckt, daß die Tür, welche auf den Kirchhof führte, nicht verschlossen, sondern nur eingehakt war, und während der Pfarrer entsetzt nach dem Kamin starrte, entwischte er.

Glücklich kamen die Spitzbuben bei ihren Kameraden im Busch an, die nun wieder mehrere Tage zu leben hatten und auch keine Not mehr auszustehen brauchten, da auch die Karawane am dritten Tage endlich daherkam und so leicht überwältigt wurde, daß sie keinen Mann verloren.

Dem verwegenen Jäger aber war es nicht genug, daß er den Pfarrer bestohlen und so schwer geängstigt hatte, er wollte auch noch Ehre davon haben und sandte ihm durch einen sicheren Boten einen goldenen Ring mit einem kostbaren Saphir, den er bei der Karawane erbeutet hatte, und schrieb ihm dazu folgendes Brieflein: „Wohlehrwürdiger! Wenn ich dieser Tage noch etwas von Speisen, im Wald davon zu leben, gehabt hätte, so hätte ich nicht Ursach gehabt, Ew. Wohlehrwürden Ihren Speck zu stehlen, wobei sie vermutlich sehr erschreckt worden. Ich bezeuge beim Höchsten, daß sie solche Angst wider meinen Willen ausgestanden, hoffe deswegen die Vergebung desto eher. Was aber den Speck anbelangt, so ist billig, daß selbiger bezahlt werde, schicke deshalb anstatt der Bezahlung gegenwärtigen Ring, den diejenigen hergegeben, um welcher willen die Ware Ihnen hat fortgenommen werden müssen, mit der Bitte, Ew. Wohlerwürden wollen damit vorlieb nehmen; versichere daneben, daß Ew. Wohlehrwürden im übrigen bei allen Gelegenheiten einen dienstfertigen und getreuen Diener hat an dem, welcher sonst genannt wird Der Jäger.“

Dem Bauern aber, dem der Backofen geleert worden war, wurden aus der gemeinsamen Beute sechzehn Reichstaler übersandt. Dadurch brachte Simplicius die Landleute auf seine Seite, daß diese ihm oft genug aus allen seinen Nöten halfen, anstatt sie ihn verrieten.

Nach einiger Zeit empfing Simplicius folgendes Antwortschreiben von dem Pfarrer: „Edler Jäger! Wenn derjenige, dem Ihr den Speck gestohlen, gewußt hätte, daß Ihr ihm in teuflischer Gestalt erscheinen würdet, hätte er sich nicht so oft gewünscht, den landberufenen Jäger auch

zu sehen. Gleichwie aber das geborgte Fleisch und Brot viel zu teuer bezahlt worden, also ist auch der eingenommene Schrecken desto leichter zu verschmerzen, vornehmlich, weil er von einer so berühmten Person wider ihren Willen verursacht worden, der hiermit allerdings verziehen wird, mit der Bitte, dieselbe wolle ein andermal ohne Scheu zusprechen bei dem, der sich nicht scheuet, den Teufel zu beschwören. Vale!“

Der Doppelgänger.

Einen bedeutenden Ruf hatte sich der Jäger von Soest erworben, in weiter Runde sprach man von seinen Unternehmungen, bei denen er infolgedessen auch mannigfache Unterstützung im Volke fand. Auch bei seinen Vorgesetzten stand er in hohem Ansehen. Um so mehr mußte es ihn verwundern, daß er dennoch vorgefordert wurde, um sich wegen einer begangenen Untat zu verantworten. Das geschah in rascher Folge mehrmal. Da er jedoch leicht nachweisen konnte, daß er zu derselben Zeit, wo eine Untat verübt worden war, ganz wo anders gewesen, so konnte es nicht anders sein, als daß ein anderer sich für den Jäger von Soest ausgab. Und dem war wirklich so. Simplicius bekam sehr bald heraus, daß ein Mensch in Werle sich ebenso kleidete wie er und unter seinem Namen auf Beutezüge ausging, dabei aber auch eine Schandtat nach der andern verübte und den Ruf des echten Jägers in argen Mißkredit brachte.

Diesem Treiben ein Ende zu machen, mußte Simplicius bedacht sein. Er hatte zwei Knechte, die für ihn durchs Feuer gelaufen wären, da er sie gut hielt und sie auch ihren reichlichen Anteil an der Beute hatten. Den einen davon entsandte er mit genauen Vorschriften, wie er sich verhalten solle, zu seinem Widerpart, dem falschen Jäger von Werle. Diesem mußte der Knecht weismachen, daß er dem Jäger von Soest entlaufen sei, weil derselbe sein bisheriges Leben als Parteigänger aufgegeben habe und bei ihm keine Beute mehr zu machen sei; daher komme er nach Werle, um dem neuen Jäger zu dienen, der an jenes Stelle getreten sei, denn er kenne alle Wege und Stege im Lande, wisse alle Gelegenheiten und könne ihm viele Anschläge geben, wo gute Beute zu machen sei. Mit einem Wort: der Knecht war von Simplicius so gut abgerichtet, daß sich der Doppelgänger in Werle völlig betören ließ und ihn mit Freuden in seinen Dienst nahm.

Selbstverständlich hatte dies alles keinen andern Zweck als den, dem Doppelgänger eine Falle zu legen und ihn unschädlich zu machen. Und das geschah nun folgendermaßen.

Eines Tages wurde dem Jäger von Soest von diesem seinem Knecht angezeigt, daß er den Doppelgänger beredet habe, in einer bestimmten Nacht aus einer Schäferei einige fette Hammel zu holen. Simplicius setzte sich mit dem Schäfer in Verbindung und veranlaßte ihn, in der bewußten Nacht seine Hunde anzubinden und den Spitzbuben ruhig gewähren zu lassen, er wolle ihm den Hammelbraten schon gesegnen. Er selbst aber fand sich am späten Abend mit seinem Studenten und einem andern Knechte, die sich beide in Teufelsmasken gesteckt hatten, auf der Schäferei ein, und der Student und der Knecht verbargen sich in dem Schafstall, während Simplicius außen verborgen Posto faßte.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als der Jäger von Werle mit einem derben Knecht eintraf. Man ließ sie ruhig gewähren und ein Loch in die Lehmmauer des Schafstalles brechen. Dann ver-

langte der Werler, daß der Knecht zuerst durch das Loch in den Stall kriechen sollte.

„Werde mich hüten,“ sagte der Knecht, „daß jemand drin ist, der mir eins auf den Kopf gibt, daß ich das Aufstehen vergesse.“

„Ja, aber —“ wollte der andere erwidern.

„Was aber!“ schnitt ihm der Knecht das Wort ab. „Meint Ihr, daß ich so dumm bin und nicht wüßte, daß da einer drin ist, der aufpaßt und mir eins auf den Kopf gibt, sobald ich ihn nur durchstecke, so daß ich das Aufstehen vergesse? Dies Vergnügen würde ich Euch gern allein überlassen. Nein, Herr, da will ich denn doch vorher erst einmal visitieren.“

Der pfiffige Knecht zog seinen langen Stoßdegen, steckte seinen Hut auf dessen Spitze und schob ihn langsam durch das Loch. Es blieb alles still, nichts rührte sich.

„Seht Ihr, so muß man's machen, wenn Ihr's noch nicht wißt,“ sagte nun der Knecht. „Aber ich rechne, daß Ihr das so gut wißt wie ich und daß ich nur habe meine Haut zu Markte tragen sollen. Nun könnt Ihr ruhig hineinkriechen und aussuchen, was Euch gefällt; ich werde hier außen Wache halten.“

Das tat auch der Werler. Er kroch durch das Loch in den Stall, wurde aber in demselben Augenblick bei den Armen gepackt und vollends hineingezogen. Über den drinnen entstehenden Lärm wollte nun der Knecht draußen entwischen, aber Simplicius war schnell hinter ihm her und packte ihn mit festem Griff.

„Halt, mein Bursche!“ schrie er ihn an. „Du entkommst mir nicht. Wes Volks bist du?“

„Kai-se-risch!“ antwortete der Ausreißer stotternd.

„Kaiserisch? So, das bin ich auch. Wes Regiments seid Ihr? Ein Schelm, der seinen Herrn verleugnet.“

„Wir sind von den Dragonern aus Soest,“ antwortete der andere gefaßter, denn er dachte sich mit dieser Lüge aus der Klemme zu helfen. Wenn Ihr auch kaiserisch seid, so hoffe ich, Bruder, daß Ihr uns werdet laufen lassen oder doch mit uns teilen.“

„Wer ist denn der da drin in dem Stall?“

„Mein Kamerad da drin in dem Stall ist der Jäger.“

„Schelmen seid ihr!“ schnaubte ihn Simplicius an. „Der Jäger von Soest ist kein solcher Narr, daß er sich in einem Schafstall fangen läßt.“

„Ach — von Werle, wollte ich sagen,“ preßte der Knecht heraus.

In diesem Augenblick brachten der Student und sein Knecht den andern geschleppt.

„Ei, sieh da, du ehrlicher Vogel, kommen wir hier zusammen?“ empfing ihn Simplicius. „Also den Jäger von Soest willst du dummer Kerl vorstellen, der sich in einem Schafstall so leicht fangen läßt? Ein ganz gemeiner Spitzbube bist du, und wenn ich nicht die kaiserlichen Waffen respektierte, die du trägst, dann würde ich dir hier auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf schießen. Wir wollen das aber anders ausmachen; der Jäger von Soest ist gewohnt, seinem Gegner jeden möglichen Vorteil zu gewähren.“

Hier legte einer der beiden Teufel, die den Kerl hielten, zwei Degen auf die Erde, die sie aus Soest mitgebracht hatten. „Da, du Halunke,“ sagte er dazu, „da nimm einen der Degen und zeige, daß du wenigstens um dein Leben fechten kannst.“

Da fiel der feige Wicht samt seinem Knecht auf die Kniee und baten um Gnade. Der Mond schien sehr hell, so daß der Schäfer und sein Gesinde aus der Hütte alles sehen konnten. Simplicius rief sie herbei, daß sie Zeugen des Handels sein sollten, und drang nun aufs neue auf seinen Doppelgänger ein, daß er mit ihm um das Leben fechten sollte. Der sowohl

wie auch sein Knecht baten mit so beweglichen Worten um Gnade, daß Simplicius nachgab und sich damit zufrieden erklärte, daß der Werler hoch und teuer gelobte, die Nachahmung des Jägers von Soest aufzugeben und die Gegend überhaupt zu räumen.

Der Student war jedoch damit nicht einverstanden, und polterte: „Und wir sollen hier um nichts herausgekommen sein und uns die Nacht um die Ohren geschlagen haben? Das sei ferne! Der Knecht mag laufen, dieser hier aber, der als falscher Jäger den ganzen Handel angestiftet hat, soll einen Denkzettel erhalten, damit er inne werde, daß mit dem Jäger von Soest und seinen Gesellen nicht zu spaßen ist.“ Und damit machten sich die beiden Teufel über den Kerl her und prügelten ihn fürchterlich durch.

Hätte der Jäger von Werle nun auch nicht Wort halten wollen, so hätte er seine Rolle des Doppelgängers doch nicht weiter spielen können, denn durch den Schäfer und dessen Gesinde verbreitete sich die Kunde, wie er von dem Jäger von Soest abgefaßt und abgestraft worden, sehr rasch durch das ganze Münsterland. Außerdem aber mußte er auch befürchten; daß der rechte Jäger ihm nun noch genauer nachspüren und er dann keine Gnade zu hoffen haben würde. Und so verschwand er dann für immer aus ganz Westfalen.

— — — — — —

Ein dickes Buch ist es, in welchem Jakob Christoffel von Grimmelshausen den Jäger von Soest seine ferneren Fahrten und Abenteuer selbst erzählen läßt. Wir müssen uns bescheiden und wollen nur kurz noch erwähnen, daß er auch nach Paris in Frankreich, von da aber wieder zurück nach Deutschland kam und sich endlich nach Ruhe sehnte. Er kaufte ein Bauerngut, heiratete auch ein Bauernmädchen, aber beides schlug nicht zu seinem Glück aus, denn die Frau starb bald.

Da wollte es der Zufall, daß er seinen Knän, seinen Pflegevater, wiederfand, und von diesem erfuhr er sein Herkommen, den Tod seiner Mutter in jenem Bauernhause und überzeugte sich durch das Taufregister, daß er nicht der Bauernjunge Simplicius, sondern Melchior Sternfels von Fuchshaim war, und daß der Einsiedler, dem er in seiner Jugend so viel verdankte, sein rechter Vater und Graf Ramsay, der Gouverneur von Hanau, sein rechter Oheim gewesen.

Noch einmal kam die Kriegsfurie in seine Nähe, und ein schwedischer Oberst erweckte in ihm die alte Abenteuerlust, daß er sich bereden ließ, noch einmal mitzumachen. Er übergab seinen alten Pflegeeltern sein Bauerngut und folgte dem Obersten nach Rußland, wo er wohl zu hohen Ehren hätte kommen können, wenn er die Religion der Russen hätte annehmen mögen. Das wollte er aber um keinen Preis, und so wurde er als halber Gefangener unablässig bewacht, als er in Moskau Pulvermühlen einrichtete, wovon die Russen nichts verstanden. Als er dann zu gleichem Zwecke nach Astrachan geschickt wurde, gelang es ihm, zu entwischen. So kam er bis nach Asien hinein und kehrte nach drei Jahren über das Meer nach Europa und in die Heimat zurück.

Hier war sein Gut unter der verständigen Wirtschaft seiner Pflegeeltern trefflich gediehen, und er konnte sich nun, da jetzt die Lust zu Abenteuern verflogen war, in Ruhe an seine Bücher machen. Das Studium führte ihn zum Nachdenken über sich selbst. Herzlich bereute er sein sündliches Leben und zog sich zuguterletzt als Einsiedler in die Einsamkeit zurück.



Münchhausen.

(Freiherr Hieronymus von Münchhausen, geboren 1720 und gestorben 1797 auf dem Gute Bodenwerder in Hannover, machte in seinen Jünglingsjahren als Kavallerieoffizier in russischen Diensten den russisch-türkischen Krieg mit und ist durch seine sprichwörtlich gewordenen Aufschneidereien weltbekannt geworden. Das verdankt er einem Buche, welches H. G. Raspe, ehemals Professor und Bibliothekar in Kassel, auf Grund der im Berliner „Vademecum für lustige Leute“ 1781 gedruckten Lügengeschichten in englischer Sprache erscheinen ließ, das dann 1786 und 1788 mit mancherlei Zusätzen in deutscher Bearbeitung von dem Dichter Gottfr. Aug. Bürger als „Des Freiherrn v. Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei einer Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegte,“ erschien und viele Auflagen und Neudrucke erlebt hat.)

Münchhausens Luftfahrt.

Auf der Jagd gelangte Münchhausen einst an einen Landsee, auf welchem einige Dutzend wilder Enten umherschwammen, aber so weit auseinander, daß er nicht hoffen konnte, mehr als eine mit dem letzten Schuß, den er noch in der Flinte hatte, zu erlegen. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er drehte seine Hundeleine auf und knüpfte die einzelnen Fäden aneinander, so daß er eine lange, dünne Schnur erhielt, und an dieser befestigte er ein Stückchen Schinkenspeck. Das warf er ins Wasser.

Sogleich kam eine Ente darauf zugeschossen und verschlang den Speck, zog aber natürlich auch die Schnur mit in den Magen hinein. Da der überaus fette Speckbrocken jedoch nicht im Magen haften konnte, so ging er glatt durch die Ente hindurch, kam hinten wieder heraus und wurde nun von einer zweiten Ente verschlungen, die nun auch den Faden weiterzog. Und so ging es fort von einer Ente zur andern, bis sie schließlich allesamt an der Schnur aufgereiht waren. Nun konnte sie Münchhausen alle bequem ans Land ziehen und schlang sich die Schnur mit den Enten daran ein halbes Dutzend mal um Leib und Schultern.

Das war nun freilich eine ziemliche Last und der Rückweg nach Hause um so beschwerlicher, als die Enten alle lebendig waren und erschrecklich zappelten. Bald fingen sie gar an, gewaltig mit den Flügeln zu schlagen, und das wurde endlich so heftig, daß sie sich in die Luft erhoben und den Jäger natürlich mit sich in die Höhe nahmen. Anfänglich war Münchhausen zwar sehr erschrocken über diese unfreiwillige Luftfahrt, aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, und er brachte die seltsame Reise rasch zu einem guten Ende. Mit seinen Rockschößen nämlich fing er an zu rudern und lenkte so das Luftschiff nach seinem Hause Bodenwerder. Er würde ja nun ohne Zweifel darüber hinweggeflogen sein, aber er wußte die von den Flügeln sämtlicher Enten getragene Last immer schwerer und die Flugkraft immer geringer zu machen, indem er einer Ente nach der andern den Kopf eindrückte und tötete.

So senkte sich das Luftschiff immer mehr, bis er mit der letzten noch lebenden und fliegenden Ente gerade über seinem Hause angekommen war und nun durch den breiten Schornstein gerade auf den Küchenherd niederfiel, wo zum Glück kein Feuer brannte.

Münchhausen und die Wildschweine.

Im tiefen Walde sah Münchhausen einst ein Wildschwein laufen, vor dessen Maule eins ihrer Jungen, ein Frischling, herlief. Rasch riß er die Flinte von der Schulter und feuerte, aber die Kugel ging fehl, denn der Frischling lief ungehindert

und nur desto schneller weiter, und das Schwein stand stockstill, als ob es am Erdboden festgenagelt sei, rührte sich auch nicht, als der Jäger näher hinzutrat.

Da sah er denn, daß das Schwein blind war und noch ein Stückchen von dem Schwänzchen des Jungen im Maule hielt. Es konnte nicht anders sein, als daß die Mutter den Schwanz des Frischlings ins Maul genommen und das Junge aus kindlicher Pflicht die Mutter auf diese Weise geführt hatte. Da war nun die Kugel gerade zwischen beiden hindurch gefahren und hatte den Schwanz zerrissen, der Frischling war eilends davongelaufen und die Alte, den Zug nicht mehr fühlend, war infolgedessen stehen geblieben und kaute nun noch an dem Ende des zerschossenen Leitzaumes.

Daß es so und nicht anders war, dafür erhielt Münchhausen sofort einen Beweis. Als er nämlich das übriggebliebene Ende des Schwanzes ergriff und daran zog, folgte das Schwein sogleich, und so leitete der Jäger das hilflose Tier ohne jeden Widerstand nach Hause. —

Ein andermal traf er auf einen Keiler, das ist ein männliches Wildschwein, das weit gefährlicher ist als das weibliche. Dazu war er ohne Gewehr und auf keine Verteidigung vorbereitet. Mit genauer Not konnte er noch schnell hinter einen Baum springen, denn schon raste das wütende Tier auf ihn los. Es war aber so blindwütend, daß es gegen den Baumstamm rannte und die fürchterlichen Hauer tief in das Holz fuhren, so daß es dieselben nicht ohne weiteres wieder herauszuziehen vermochte.

„Halt!“ dachte Münchhausen hinter dem Baume, „wolltest du mir so kommen, so wollen wir dich schon kriegen!“ Er sprang hervor, ergriff einen Stein und hämmerte die Hauer vollends fest, so daß das Tier ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. Dann eilte Münchhausen ins Dorf, holte Leute, Stricke und einen Karren, und das mächtige Tier, von einer Größe wie es selten vorkommt, wurde gebunden ins Dorf geschafft.

Der Hirsch mit dem Kirschbaum.

Von Sankt Hubertus, dem heiligen Bischof von Lüttich, der ein Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne war, erzählt die Sage, daß er am Hofe des fränkischen Königs ein wilder Jäger gewesen sei. Nichts ging ihm über das Jagdvergnügen, bis ihm einst, in der eifrigen Verfolgung des Wildes, plötzlich ein Hirsch entgegentrat, der zwischen dem Geweih ein von einer Strahlenglorie umleuchtetes goldenes Kreuz trug. Da kniete er tief betroffen zur Erde nieder und sah dies für einen Ruf des Himmels an, pilgerte nach Rom, entsagte hier der Welt, trat in einen geistlichen Orden ein und wurde wegen seiner lauteren Frömmigkeit zum Bischof ernannt und später heilig gesprochen.

Als davon in der Tafelrunde die Rede war, rief Freiherr von Münchhausen: „Ja, mit den Hirschen ist es ein ganz besonderes Ding. Diesem Sankt Hubertus habe auch ich noch alle Jahre in guter Gesellschaft mein Opfer dargebracht und den Hirsch mit dem Strahlenkreuz wohl tausendmal in Kirchen abgemalt gesehen, wie auch gestickt in die Satteldecken seiner Ritter, so daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Weidmanns kaum zu sagen weiß, ob es vorzeiten solche Kreuzhirsche wirklich gegeben hat oder wohl gar heute noch gibt.

„Auch mir ist mit einem Hirsch etwas begegnet, was ich den Herren erzählen will. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir ganz wider mein Vermuten ein Hirsch auf, so stattlich, wie ich noch keinen gesehen. Er blickte mir

so ruhig ins Auge, als ob er's gewußt hätte, daß mein Jagdranzen leer war. Aber ich wußte mir zu helfen. Ich lud augenblicklich meine Flinte mit einer Hand voll Kirschsteinen, die ich von einer Partie Kirschen übrig behalten und in den Ranzen gesteckt hatte, um sie zur Aussaat in meinen Garten mit nach Hause zu nehmen. Damit gab ich ihm eine volle Ladung mitten auf die Stirn zwischen das Geweih. Der Hirsch taumelte, aber er war nur betäubt, und ehe ich noch an ihn kommen konnte, sprang er auf und machte sich davon.

„Ein paar Jahre später war ich in demselben Walde auf der Jagd. Denkt euch meine Verwunderung. Da tritt ein stattlicher Hirsch, ein starker Sechzehnender, aus dem Gebüsch und äugt mich an, und zwischen seinem Geweih steht ein ausgewachsener Kirschbaum, wohl an die zehn Fuß hoch, voll behangen mit reifen Kirschen. Da fiel mir jener Schuß mit den Kirschsteinen ein, das konnte nur derselbe Hirsch sein, auf den ich damals vergeblich geschossen hatte und der mir dann davongegangen war. Ich dachte: du bist ja längst mein wohlerworbenes Eigentum, legte an und streckte ihn mit einem guten Schusse zu Boden. Da hatte ich denn Braten und Kirschtunke zu gleicher Zeit, denn der Baum hing, wie gesagt, voll reifer Früchte, und es haben mir nie Kirschen so gut geschmeckt wie gerade diese."

Alle Zuhörer staunten über diese Erzählung. Manche lachten belustigt, andere aber blieben ganz ernst, und einer von diesen warf die Frage auf: wenn das geschehen, ob es da nicht auch ebenso gut möglich sei, daß einmal irgendein hoher Prälat, der zwar sehr fromm, aber doch auch ein trefflicher Jäger gewesen, durch einen wohlgezielten Schuß einem Hirsch das Kreuz zwischen das Geweih gepflanzt haben könnte, der dann dem heiligen Hubertus erschienen sei? Da nun aber festgestellt wurde, daß Kreuze nicht wachsen können, so mußte man doch dabei stehen bleiben, daß es doch eine himmlische Erscheinung gewesen sei, wodurch der Jäger Hubertus bekehrt und ein Segen für die Menschheit geworden sei.

Münchhausens Hunde.

Daß ein so großer Jäger vor dem Herrn, wie Freiherr von Münchhausen, einen besonderen Wert auf seine Hunde legte, ist selbstverständlich. Er hatte aber auch Hunde, mit denen sich kein anderer Hund der Welt vergleichen ließ. Von seiner Diana, einem Hühnerhund, erzählte er einen ganz merkwürdigen Fall.

Einst war er auf die Hühnerjagd geritten, und es war verabredet worden, daß seine Frau, sowie ein befreundeter Leutnant und ein Reitknecht ihm folgen sollten. Es dauerte nicht lange, so stand Diana vor einer außerordentlich zahlreichen Kette von Hühnern, aber die Begleiter waren noch immer nicht zu sehen. Münchhausen wurde unruhig, befahl dem Hund zu bleiben und kehrte um. Da war es ihm, als ob er ein klägliches Winseln höre, das gar nicht entfernt zu sein schien, obgleich keine Seele zu sehen war. Er legte das Ohr auf die Erde und konnte nun deutlich die Stimmen seiner Frau und ihrer Begleiter erkennen.

Aber wo in aller Welt steckten die? Die Stimmen kamen deutlich aus der Erde, und es ergab sich, daß die drei das Unglück gehabt hatten, in eine Steinkohlengrube und zwar in einen neunzig Klafter tiefen Schacht zu stürzen. In voller Karriere ritt Münchhausen nach dem nächsten Dorfe, um die Grubenarbeiter zu holen, die nach langer, mühseliger Arbeit die Verunglückten endlich glücklich wieder an das Tageslicht brachten. Wunderbar war es freilich, daß Menschen und Pferde bei diesem ungeheuren Sturze, einige leichte

Quetschungen abgerechnet, keinerlei Beschädigungen erlitten hatten; nur die ausgestandene Angst hatte sie arg mitgenommen.

Es war wohl nur natürlich, daß Münchhausen über alledem Hund und Hühner vollständig vergessen hatte und ungesäumt mit den Geretteten nach Hause ritt. Hier fand er eine Nachricht vor, die ihn zwang, sogleich eine Reise anzutreten, von der er erst nach vierzehn Tagen zurückkehrte. Da vermißte er seine Diana. Niemand hatte den Hund gesehen, und seine Leute hatten nicht anders geglaubt, als Diana sei mit ihrem Herrn gelaufen. Da fiel ihm die damals vergessene Hühnerjagd ein, und es kam ihm der Gedanke: sollte sich der Hund wohl gar noch bei den Hühnern befinden? Er ließ satteln und sprengte hinaus, wo Diana vor vierzehn Tagen die Hühner gestellt hatte, und richtig: da stand der Hund noch immer wie an jenem Tage vor den Hühnern.

Auf seinen Anruf versuchte Diana zwar sogleich anzuspringen, und die Hühner flogen auf, so daß Münchhausen fünfundzwanzig auf einen Schuß erlegte, aber der arme Hund konnte kaum noch zu ihm ankriechen, so ausgehungert und abgemattet war er. Er mußte ihn aufs Pferd nehmen, denn mit nach Hause zu laufen, wäre das treue Tier außerstande gewesen. Einige Tage guter Pflege stellten den Hund aber vollständig wieder her, daß er frisch und munter war wie zuvor. —

Neben diesem Hühnerhund war auch noch ein Windspiel vorhanden, das sich durch seine außergewöhnliche Schnelligkeit und Ausdauer im laufen ausgezeichnete. Dadurch war es imstande, dem Freiherrn ein Rätsel zu lösen, daß ihm mehrere Tage förmliches Kopfzerbrechen gemacht hatte. Er hatte nämlich einen Hasen aufgejagt, aber mehrere Tage vergeblich verfolgt, denn dieses Langohr war nicht zu ermüden. Da nahm Münchhausen denn das Windspiel mit, von dessen Schnelligkeit und Ausdauer er endlichen Erfolg erhoffte. Und diese Erwartung sollte ihn auch nicht betrogen haben, denn es brachte ihm den Hasen wirklich zum Schuß. Als Münchhausen die Jagdbeute aufhob, sah er zu seinem Erstaunen: der Hase hatte außer seinen natürlichen vier Läufen unter dem Leibe noch vier auf dem Rücken; waren die zwei unteren Paare ermüdet, so warf sich das Tier einfach herum und lief nun auf dem oberen Paar mit frischen Kräften weiter. So erklärte sich einfach die unbegreifliche Ausdauer dieses Hasen.

Als dies Windspiel nahe daran war, Junge zu werfen, denn es war eine Hündin, nahm es Münchhausen trotzdem noch einmal mit auf die Hasenjagd. Und da geschah wieder etwas recht Wunderbares. Das Windspiel setzte hinter einem ungewöhnlich dick erscheinenden Hasen her, und das geschah so schnell, daß Münchhausen zu Pferde kaum zu folgen vermochte. Auf einmal hörte er vor sich ein vielstimmiges Gekläff, wie von einer ganzen Koppel Hunde, aber ganz fein und schwach, und nun kam der Jäger auch rasch näher. Und was fand sich? Der Hase war eine Häsin gewesen, und die hatte im laufen fünf Junge geworfen, zugleich aber auch das Windspiel fünf junge Hunde. Die kleinen Hasen waren nun zwar gleich davongelaufen, aber die kleinen Hunde waren hinterdrein gewesen und hatten sie gegriffen, wie ihre Mutter die alte Häsin. So hatte Münchhausen nun sechs Hunde und sechs Hasen auf einmal.

Reiterstückchen.

Daß Münchhausen auch ein vollendeter Reiter sein wollte, der als solcher die unglaublichsten Dinge geleistet, läßt sich denken.

Einst befand er sich auf dem prächtigen Landsitze des Grafen Przobofsky und blieb im Staatszimmer bei den Damen am Teetisch sitzen, sie durch lustige Lügengeschichten unterhaltend, während die Herren in den Hof hinuntergingen, um ein junges litauisches Pferd, das soeben eingetroffen war, zu besichtigen. Da wurde der Erzähler plötzlich durch einen Notschrei, der vom Hofe heraufschallte, unterbrochen.

Nun eilte auch Münchhausen die Treppe hinab und fand das Pferd so wild und unbändig, daß niemand sich ihm zu nähern oder gar es zu besteigen wagen wollte. Auch die sonst entschlossensten Reiter standen verwirrt und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Münchhausen ging hinter das Pferd, daß es ihn nicht sehen konnte, und saß mit einem einzigen Sprunge auf dessen Rücken. Nun zwang er es durch seine besten Reitkünste zur Ruhe und zum Gehorsam, daß sie nicht nur seine Kraft, sondern auch seine außerordentliche Gewandtheit und Geschicklichkeit bewundern mußten, denn das Pferd machte natürlich die heftigsten Anstrengungen, sich des ungewohnten Reiters zu entledigen. Es gelang ihm aber nicht, sondern es mußte nach und nach den Reiter als seinen Herrn anerkennen und folgte ihm endlich ganz willig.

Auch die Damen waren an das Fenster getreten, um dem Kampfe zwischen Mann und Roß zuzuschauen. Um ihnen noch besser zu zeigen, daß das Pferd fromm wie ein Lamm geworden, und bei ihnen jede Besorgnis zu zerstreuen, zwang Münchhausen nun das Pferd, mit ihm durch eins der offenen Fenster in das Teezimmer hineinzusetzen. Hier ritt er nun, wie er selbst versichert, „verschiedenemal, bald Schritt, bald Trott, bald Galopp herum, setzte endlich sogar auf den Teetisch und machte da im kleinen überaus artig die ganze Reitschule durch, worüber sich dann die Damen ganz ausnehmend ergötzten. Und das Rößchen machte alles so bewunderungswürdig geschickt, daß es weder Kannen, noch Tassen zerbrach."

„Dies setzte mich," so schließt der Freiherr dieses Abenteuer, „bei den Damen und dem Herrn Grafen so hoch in Gunst, daß er mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit mich bat, das junge Pferd zum Geschenk von ihm anzunehmen." —

Dieses litauische Pferd war dann lange Zeit Münchhausens steter Genosse bei allen seinen Fahrten. Es leistete im springen Unglaubliches, und weder Zäune noch Gräben hielten den Reiter jemals ab, den geradesten Weg zu reiten.

„Einst," so erzählte er den staunenden Zuhörern, „setzte ich auf diesem Pferde hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorüber. Mein Gaul sprang so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen wegen dieser Freiheit untertänigst um Verzeihung zu bitten." —

Und um solchen Reiterstückchen die Krone aufzusetzen, gab er noch folgendes zum besten: „Ein andermal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich aber auch zum zweitenmal noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopf, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.



Reiterstückchen.

Münchhausens Reise nach Rußland.

Münchhausen lebte zu der Zeit, als in Rußland eine neue Organisation des Heeres in Angriff genommen worden war, um die Pläne des verstorbenen Zaren Peter des Großen durchzuführen. Diese Pläne waren vornehmlich gegen die Türken gerichtet, und das Reich auf Kosten dieser Fremdlinge in Europa nach Süden hin zu erweitern, mußte natürlich ein großes und tüchtiges Heer geschaffen werden. Es fehlte besonders an befähigten Offizieren, und da fanden denn Ausländer, namentlich Deutsche und Engländer, ein weites Feld zur Verwertung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten.

Auch der junge Freiherr von Münchhausen fühlte sich bewogen, sein Glück in Rußland zu versuchen, und wie viele von seinen Landsleuten, war er dort sehr willkommen und fand auch sogleich Verwendung in der Armee als Kavallerieoffizier.

Von diesem Aufenthalte in Rußland, von seinen Erlebnissen daselbst und nicht zuletzt auch von seinen Kriegstaten wußte er seinen eifrig lauschenden Zuhörern an der Wirtstafel viele unglaubliche Dinge zu erzählen.

Münchhausen trat seine Reise nach Rußland in der zweiten Hälfte des Winters an, denn er hatte von Reisenden gehört, daß, je weiter er käme, die Wege auch immer schlechter und grundloser würden, und da meinte er, der Frost müßte ja wohl dafür gesorgt haben, daß sie hart wären. Darin hatte er sich auch nicht geirrt, denn es war ein harter Winter. Er reiste natürlich zu Pferde, denn das war damals die bequemste Art des Reisens, wenn sonst nur der Gaul gut war.

So kam er zwar rüstig, aber doch nur langsam vorwärts, denn der Schnee lag sehr hoch, aber das verdroß ihn weiter nicht, denn er brauchte sich weder mit groben Postmeistern, noch mit ewig durstigen Postillonen zu ärgern; und wenn er auch Weg und Steg nicht kannte, so durfte er sich doch immer nur nach Nordosten zuhalten, so mußte er endlich ja unfehlbar nach Rußland kommen. Selbst wenn es mit dem Nachtquartier übel bestellt war, was gar nicht selten vorkam, so verlor er doch den Mut nicht; junge Leute sind ja bald zufrieden gestellt.

Nur einmal schüttelte er bedenklich den Kopf. Das war, als die Dämmerung hereinbrach und er weit und breit kein Dorf, kein Haus sah, wo er Obdach für die Nacht hätte finden können. Das war nun freilich eine böse Sache, aber glücklicherweise hatte die Kälte nachgelassen, und der Wind blies merkwürdig hohl, als ob Tauwetter eintreten wollte. Weiter zu reiten mochte er in der rasch zunehmenden Dunkelheit nicht wagen, und so entschloß er sich dann kurz, auf dem Schnee zu übernachten. Unfern konnte er noch eine Schneewehe erkennen, hinter der er Schutz vor dem Winde fand, und da ragte auch ein dick verschneiter Pfahl aus der Schneedecke heraus, an den er sein Pferd fest anbinden konnte. So stieg er denn ab, nahm seine Pistolen unter den Arm, um nicht ohne Schutz gegen die Wölfe zu sein, wickelte sich in seinen Mantel und war bald fest eingeschlafen.

Es war heller Tag, als er erwachte. „Wie groß aber war mein Erstaunen," erzählte Münchhausen seinen Zuhörern, „als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturmes gebunden war und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen: das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlaf nach und nach,

sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sacht herabgesunken, und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über den Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturmes gewesen. Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen und schoß nach dem Halfter, daß er zerreißen mußte. So kam ich auf diese Art glücklich wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise weiter."

Der Wolf im Pferdegeschirr.

In Rußland war es nicht Sitte, zu Pferde zu reisen, sondern man bediente sich dort zu diesem Zwecke kleiner Rennschlitten, vor die das Pferd gespannt wurde. Da sich Münchhausen überall, wohin er kam, stets nach dem Sprichwort: ländlich, sittlich! richtete, so verschaffte er sich auch in Rußland einen solchen Rennschlitten und kutschierte auf Petersburg zu.

In welchem Teile von Rußland es gewesen sein mochte, dessen konnte sich der Freiherr bei seiner späteren Erzählung nicht mehr entsinnen; jedenfalls aber war es in einem fürchterlichen Walde, als er zu seinem Schrecken bemerkte, daß ein ungeheurer Wolf, wahrscheinlich vom wütendsten Winterhunger gepeinigt, hinter dem Schlitten herraste und bei weitem schneller lief als das Pferd. Es währte nicht lange, so hatte ihn das gefräßige Raubtier eingeholt, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Rasch legte er sich platt in den Schlitten, und der Wolf, der seine gierigen Augen nun nur auf das Pferd gerichtet halten konnte, setzte über den Schlitten hinweg und fiel das Pferd von hinten an, das vor Schreck und Schmerz nur um desto schneller dahinjagte.

Auf diese Art blieb der Mann unbemerkt und konnte sich vorläufig als gerettet betrachten. Ganz verstohlen hob er den Kopf und sah mit Entsetzen, wie der Wolf sich gierig mehr und mehr in das Pferd hineinfraß, das dessenungeachtet im laufen noch nicht nachließ. Da kam dem Freiherrn ein ebenso sonderbarer wie glücklicher Gedanke: er ließ den Wolf sich erst förmlich in das Pferd hineinzwängen, dann griff er nach der Peitsche und begann auf das Untier loszupeitschen, das nun, anstatt sich etwa zurückzuschieben, vor Schreck mit aller Macht vorwärts strebte, bis das Pferd, welches schließlich nur noch ein Futteral für den Wolf ausmachte, tot zu Boden fiel, das Pferdegeschirr sich aber glatt und ganz ordnungsmäßig um den Wolf gelegt hatte, der, da Münchhausen ihn nun erst recht mit der Peitsche bearbeitete, toller als zuvor das Pferd, im wildesten Galopp mit dem Schlitten dahinsauste.

Gesund und wohlbehalten langte das seltsame Gefährt in Petersburg an, und die Einwohner liefen scharenweise zusammen. Das Untier, von der Umgebung nun erst recht scheu gemacht, würde zweifellos quer durch die Stadt und am andern Ende wieder hinaus gerast sein, wenn Münchhausen nicht seine Pistolen ergriffen und den Wolf vor dem Schlitten erschossen hätte.

Der silberne Hirnschädel.

Ganz Petersburg sprach von dem jungen deutschen Kavalier, der mit einem Wolfe vor dem Schlitten in die Stadt eingefahren war. Es währte nicht lange, so hatte er Bekanntschaften in Menge und wurde überall in Gesellschaften geladen, da man an seinen launigen, alles Glaubwürdige übersteigenden Erzählungen großes Gefallen fand. So wurde ihm die

Zeit des Wartens nicht lang, denn es machte sich nicht so schnell, eine Offiziersstelle in der Armee zu erlangen. Darauf aber war er vorbereitet gewesen und hatte sich zu Hause gut mit Geld versehen. Manche Nacht, sagte er selbst, wurde beim Spiel zugebracht und viele hinter der Flasche bei dem Klange voller Gläser.

Bei letzteren Gelegenheiten zeigten sich ihm die Russen weit überlegen, was Münchhausen für eine Sitte der Nation halten zu müssen glaubte, die aus der Kälte des Landes hervorgegangen sei. Er fand Leute, die er in der Kunst des Trinkens wahre Virtuosen nannte. „Alle aber waren elende Stümper gegen einen graubärtigen, kupferfarbigen General, der mit uns an dem öffentlichen Tische speiste. Der alte Herr, der seit einem Gefecht mit den Türken die obere Hälfte seines Hirnschädels vermißte, die durch eine silberne Platte ersetzt war, und daher, so oft ein Fremder in die Gesellschaft kam, sich mit der artigsten Treuherzigkeit entschuldigte, daß er an der Tafel seinen Hut aufbehalten müsse, pflegte immer während des Essens einige Flaschen Weinbranntwein zu leeren und dann gewöhnlich mit einer Flasche Arrak den Beschluß zu machen oder dies nach Umständen auch zu wiederholen; und doch konnte man nicht ein einzigmal auch nur die geringste Spur von Betrunkenheit an ihm merken."

Die täglichen Tischgenossen waren das an ihm gewöhnt und fanden nichts dabei; einem Fremden aber, wie Münchhausen, mußte es auffallen. Er sann sogar darüber nach, fand aber lange Zeit keinen Schlüssel zur Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung. Das sollte sich indes ganz zufällig ergeben.

Münchhausen bemerkte, daß der alte Herr von Zeit zu Zeit seinen Hut aufzuheben pflegte. Das erschien sehr natürlich, denn warum sollte ihm nicht warm werden und er dann das Bedürfnis fühlen, seinen Kopf ein wenig zu lüften? Das würde jeder andere, der den Hut auf dem Kopfe behielt und so gewaltig trank, auch getan haben. Es fiel Münchhausen aber endlich doch auf, daß der General bei diesem Lüften des Kopfes auch die silberne Platte von seinem Schädel ein wenig mit aufhob, und als er genauer zusah, glaubte er einen feinen Dunst zu bemerken, der sich dann jedesmal über dem Kopfe verbreitete und wie eine leichte Wolke in die Höhe stieg. Da schien dem Beobachter das Rätsel des Trinkers gelöst. Er sprach davon zu einigen der neuen Bekannten. Sie hatten noch nie Obacht darauf gegeben, jetzt aber darauf aufmerksam gemacht, mußten sie Münchhausens Beobachtung bestätigen. Dieser erbot sich, bei nächster Gelegenheit den Beweis dafür zu liefern, daß dieses feine Dunstwölkchen nichts anderes sei, als der Weindunst, den der General auf diese Weise entferne, weshalb er vom Trinken auch nie einen schweren Kopf bekommen könne wie die andern, bei denen sich die Wirkung des genossenen Weines immer mehr oder weniger fühlbar machte.

Eines Abends, als gerade eine besonders fröhliche Stimmung in der Gesellschaft herrschte, trat Münchhausen in dem Augenblick, als der General wieder einmal den Hut samt der silbernen Platte aufhob, hinter ihn und hielt einen brennenden Fidibus in das aufsteigende Dunstwölkchen hinein. Sofort verwandelte sich dieses in eine bläuliche Feuersäule und zwischen den Haaren des Hutes bildete sich ein förmlicher Heiligenschein. Nur wenige Sekunden währte es, so erlosch die ebenso überraschende wie prächtige Erscheinung.

Der Vorgang konnte dem alten Herrn natürlich nicht verborgen bleiben, aber er war durchaus nicht ungehalten darüber, daß nun sein Geheimnis verraten war, sondern erlaubte sogar in der Folge, daß

die Tischgenossen den Versuch, der ihm ein so erhabenes Ansehen gab, wiederholen durften.

Das halbe Pferd.

Als endlich der Krieg mit den Türken unter Anführung des Grafen Münnich, der auch ein Deutscher aus Oldenburg war, begann, hatte auch Münchhausen eine Offiziersstelle in der Kavallerie erhalten. Eine der Hauptbegebenheiten dieses Krieges war die Eroberung des festen Otschakow, in welches sich die Türken hineingeworfen hatten und wo sie sich sicher wähnten.

Münchhausen befand sich bei der Avantgarde, und es war ihm ein Kommando anvertraut worden. Es ging da sehr heiß her und wurde wacker gekämpft. Die Türken wehrten sich tapfer, aber sie konnten dem Ungestüm ihres Gegners doch nicht widerstehen. Sie wurden in die Festung geworfen und nach heftigen Anstrengungen seitens der Russen auch wieder hinaus getrieben, und stoben endlich in wilder Flucht davon.

Münchhausen war von seinen Leuten ganz getrennt worden. Er hatte dies nicht einmal bemerkt, sondern wurde es erst inne, als er auf dem Marktplatz zum Sammeln blasen lassen wollte. Da war aber kein Trompeter vorhanden, und zu seinem Erstaunen sah er auch keinen von seinen Husaren. Der Litauer, den er ritt, derselbe, welchen ihm einmal der Graf geschenkt hatte, war ganz atemlos; er lenkte ihn zum Brunnen, daß er trinken sollte, und da trank das Tier denn ganz unmäßig, als ob es gar nicht wieder aufhören wollte. Das war doch sonderbar, aber als Münchhausen sich umblickte, auch sogleich erklärt: das Pferd war nur noch halb vorhanden, denn die ganze hintere Hälfte war verloren, rein wie glatt abgeschnitten, und so lief denn das Wasser, welches es trank, hinten wieder hinaus, ohne daß es dem armen verstümmelten Gaul zugute kam oder ihn erfrischte. Wie das zugegangen, ohne daß er etwas davon bemerkt hatte, war Münchhausen ein Rätsel, das aber von seinem Reitknecht, der nun von einer ganz andern Seite angejagt kam, gelöst wurde.

Unter einem Strome von treuherzigen Glückwünschen und kräftigen Flüchen erzählte der Bursche, daß in dem Augenblicke, als Münchhausen mit dem Feinde zugleich in die Festung gedrungen war, die Türken das Schutzgatter hätten fallen lassen und dieses das Hinterteil des Pferdes glatt weggeschnitten habe. Dieses Hinterteil habe dann, während die vordere Hälfte mit dem Reiter weiter geeilt sei, beständig ausgeschlagen und eine große Verwirrung unter den Feinden angerichtet, wäre dann nach einer nahegelegenen Weide zu andern Pferden, die sich dort befanden, galoppiert; er habe es dann aber aus dem Gesicht verloren und wisse nicht, was daraus geworden sei.

Daß Münchhausen über dieses wunderbare Erlebnis, daß jede Hälfte eines Pferdes ein so selbständiges Leben entwickelt, aufs höchste staunte, ist begreiflich. Noch wunderbarer aber erschien es, daß nun die vordere Hälfte des Pferdes, auf der er saß, als er umkehrte, um nach der Weide zu reiten, lustig dahingaloppierte. Das ging denn doch über alle Begriffe und war wahrlich zum Verwundern, ebenso, daß er auf der Weide nun die hintere Hälfte mit den dort befindlichen Pferden nicht minder lustig umhergaloppieren sah. Da er sich nun überzeugen mußte, daß in beiden Hälften ganz frisches Leben vorhanden sei, so ließ er sogleich den Kurschmied rufen. Dieser heftete die beiden Hälften, weil nichts anderes zur Hand war, mit jungen Lorbeerzweigen zusammen, und es begab sich ein neues Wunder, wie es nur einem

so ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Die Lorbeersprossen nämlich schlugen in dem Pferdefleisch Wurzeln, wuchsen empor und bildeten schließlich eine artige Laube, so daß Münchhausen hernach so manchen ehrlichen Ritt im kühlen Lorbeerschatten tun konnte.

Der Ritt auf den Kanonenkugeln.

Das wunderbarste Begebnis in diesem Kriege war aber doch folgendes.

Als sie noch vor der Festung lagen, handelte es sich darum, aus derselben genauere Kundschaft zu erhalten, woran dem Oberbefehlshaber Grafen Münnich außerordentlich viel gelegen war. Es war äußerst schwer, schien sogar unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen; auch war man in großer Verlegenheit, jemand zu finden, der dies Wagnis übernommen hätte.

Von Mut und Diensteifer begeistert erbot sich Münchhausen dazu, und wir lassen ihn nun wieder mit seinen eigenen Worten erzählen: „Ich stellte mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert werden sollte, und sprang, als dies geschah, im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbwegs durch die Luft geritten war, flogen mir doch allerlei nicht erhebliche Bedenklichkeiten durch den Kopf. Hm, dachte ich, hinein kommst du nun wohl, aber wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann es dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich für einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bett der Ehren wollte ich mir denn doch wohl verbeten haben.

„Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf die hinüber und kam, wenn auch unverrichteter Sache, wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.“

Im Kriege ist ja nun freilich vieles Glückssache. Es kann einer noch so mutig und tapfer sein, wenn das Glück nicht mit ihm ist, dann hilft alles nichts, und er muß dennoch unterliegen. So ging es auch unserem Freiherrn von Münchhausen. Trotz all seiner Tapferkeit und Klugheit, trotz der ungemeinen Schnelligkeit seines Pferdes, trotz seiner Gewandtheit und Stärke versagten doch einmal in einem Scharmützel mit den Türken alle diese sonst so sieghaften Eigenschaften. Er wurde von der Übermacht übermannt und geriet in die Gefangenschaft. Nun haben die Türken die Gewohnheit, mit Gefangenen sich nicht lange aufzuhalten und sich durch deren Lebensunterhalt nicht erst noch Kosten aufzubürden, sondern sie schlagen im Gegenteil dadurch noch einen Gewinn heraus, daß sie dieselben als Sklaven verkaufen. Sie werden auf besonderen Märkten zusammengebracht und wie das liebe Vieh zur Schau ausgestellt. Da finden sich dann die Käufer ein, welche irgend einen Bedarf an Sklaven haben, besichtigen die ausgestellte Menschenware und handeln und feilschen um denjenigen, der ihnen gefällt und den sie meinen gut gebrauchen zu können. So erging es auch Münchhausen. Er gefiel einem Beamten des Sultans und wurde für eins von dessen Landgütern angekauft.

Die Reise nach dem Monde.

Auf dem Landgut des Sultans wurde Münchhausen eine sonderbare Beschäftigung zugeteilt: er mußte alle Morgen

des Sultans Bienen auf die Weide treiben, sie den Tag über hüten und des Abends wieder zurück in ihre Stöcke scheuchen. Das war nun allerdings keine schwere Arbeit, erforderte aber große Aufmerksamkeit, da die Bienen viel durcheinander schwirrten und doch gezählt werden mußten, ob auch keine verloren gegangen sei.

Eines Abends vermißte er eine Biene, und da er sie suchte, sah er, daß dieselbe von zwei Bären angefallen worden war, die sie ihres Honigs berauben wollten. Als Waffe hatte er nichts anderes bei sich, als die silberne Axt, welche die Gärtner und Landarbeiter des Sultans als Kennzeichen tragen. Er nahm die Axt und warf sie nach den Bären, die nun allerdings die Biene fliegen ließen; aber die Axt hatte durch die Kraft seines Armes einen solchen Schwung erhalten, das sie in die Höhe flog, immer höher und höher stieg, bis er sie endlich im Monde niederfallen sah. Was nun? Wie sollte er die Axt wieder bekommen, wie sie wieder herunter holen? Das war eine gar böse Sache, denn ohne die Axt im Gürtel durfte er sich nicht sehen lassen, oder er konnte einer fürchterlichen Strafe sicher sein.

Da fiel ihm ein, gehört zu haben, daß türkische Bohnen außerordentlich schnell wachsen und weit in die Höhe streben. Augenblicklich pflanzte er eine solche Bohne, und siehe da, sie ging auf und wuchs, daß man's fast sehen konnte, höher und immer höher, bis in den Himmel hinein, wo sie sich dann an einem der Hörner des Mondes festrankte. Nun kletterte Münchhausen an der Bohne in die Höhe. Es war ein schwierig Stück Arbeit, aber er gelangte schließlich doch glücklich auf dem Mond an. Hier die silberne Axt zu finden, wo alle Dinge wie Silber glänzen, war ebenfalls nicht leicht. Aber endlich fand er sie doch; sie lag auf einem Haufen von Spreu und Häckerling.

Stunden waren über dem Suchen hingegangen, und voll Freude eilte Münchhausen nun nach seiner Bohne zurück, um daran wieder hinabzuklettern. Aber ach! in der Sonnenhitze war sie vollständig verdorrt, so daß er von der Erde abgeschnitten war. Was war nun zu tun? Ein anderer würde schier verzweifelt sein und sich die Haare ausgerauft haben; nicht so Münchhausen. Er verlor nie den Mut und fand auch in den schwierigsten Lagen immer einen Ausweg. So auch jetzt: aus dem Häckerling flocht er sich einen Strick, so lang er ihn nur zu machen vermochte, und den band er an einem Horn des Mondes fest. Daran ließ er sich nun hinunter, so zwar, daß er sich mit der linken Hand an dem Seil und in der rechten die Axt hielt. Natürlich reichte das Seil lange nicht bis zur Erde hinab; aber auch da wußte er sich zu helfen: sowie er eine Strecke hinuntergeglitten war, hieb er das überflüssige Stück über sich ab und knüpfte es unten an, und so ging die Sache ganz gut, wenn es auch wieder ein mühsam Stück Arbeit war. Dies wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun allerdings den Strick nicht besser, er wurde morscher und morscher, konnte endlich die Schwere des menschlichen Körpers nicht mehr tragen, riß durch, und Münchhausen stürzte zur Erde hinab.

Das geschah, als er noch ein paar Meilen droben in den Wolken sich befand, und man kann sich wohl denken; mit welcher Wucht er auf die Erde aufschlug. Ein wenigstens neun Klafter tiefes Loch schlug er in die Erde hinein, und da lag er denn besinnungslos. Als er endlich wieder zu sich kam und seiner Lage inne wurde, mußte er alle seine Gedanken anstrengen, um ausfindig zu machen, wie er aus diesem Loche wieder herauskommen könnte. Mit der silbernen Axt, um derenwillen er so viel ausgestanden und die er glücklicherweise bei dem Sturz nicht verloren

hatte, grub er eine Art Treppe und gelangte so glücklich wieder an die Oberfläche der Erde.

Das eingefrorene Posthorn.

Die Erfahrung mit der Axt, die ihn zu einer so beschwerlichen Reise nach dem Monde gezwungen, hatte ihn den im Lande nicht seltenen Bären gegenüber klüger gemacht. Waffen durften die Sklaven nicht tragen, und doch stellten die Bären den Bienen so fleißig nach, des Honigs wegen. Was also dagegen tun? Ein Mann wie Münchhausen brauchte nicht lange nachzudenken, um einen Weg zu finden. Er zog einen Ackerwagen in die Nähe der Bienenstöcke, um die ja die Bären des Nachts herumzustreichen pflegten, und bestrich die Deichsel dick mit Honig, und siehe da, was er vorausgesetzt hatte, das geschah: In der Nacht kam ein gewaltiger Bär, von dem Geruch des Honigs angezogen, und begann an der Spitze der Deichsel zu lecken, aber so überaus gierig, daß er nicht nur den Honig, sondern die ganze Deichsel bis in den Magen, und weiter, immer weiter hineinleckte, bis sie hinten wieder herauskam und er nun buchstäblich auf der Wagendeichsel aufgespießt war. Da sprang Münchhausen, der sich auf die Lauer gelegt hatte, hervor und schlug durch das Loch vorn in der Deichsel einen tüchtigen Pflock, so daß der Bär nun nicht wieder rückwärts konnte und gefangen war. So mußte er auf der Deichsel sitzen bis zum Morgen. Da schickte der Sultan, dem der seltsame Fall gemeldet worden war, seine Jäger, daß sie den Bären totschießen sollten, kam auch selbst mit, um die Sache anzusehen und wollte sich fast totlachen über den Einfall des Sklaven. —

Alles in der Welt hat jedoch ein Ende, so auch der Sklavendienst Münchhausens.

Der Krieg zwischen Rußland und den Türken wurde durch einen Frieden beendigt, durch den die Russen ein gut Teil Land gewannen, und viele Gefangene, darunter auch Münchhausen, wurden ausgeliefert. Durch eine Palastrevolution aber wurde die Kaiserin Anna gestürzt, und Münnich und viele andere deutsche Männer wurden nach Sibirien verbannt. Da bekam auch Münchhausen den Dienst in Rußland satt, nahm seinen Abschied und trat seine Heimreise an.

Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlicher Winter, „daß die Sonne," wie Münchhausen sagt, „eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat". Kein Wunder, daß der Reisende auf dieser Heimfahrt nach seiner Versicherung weit größeres Ungemach erlitten hat, wie auf seiner Hinreise nach Rußland. Sein Litauer war in der Türkei zu Schaden gekommen, und deshalb mußte er mit der Post reisen.

„Als sich's nun fügte," erzählte er von dieser Heimreise, „daß wir an einem engen Hohlweg zwischen hohe Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horn ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes, uns entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, was uns ganz unerklärlich, ja in der Tat für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbeizukommen war.

„Ich sprang aus meinem Wagen und spannte zunächst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen nebst den vier Rädern

und allen Päckereien auf meine Schultern und sprang damit über die Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. An der fremden Kutsche vorüber gelangte ich durch einen Rücksprung wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins und holte sie auf dieselbe Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

„Noch hätte ich anführen sollen, daß das eine von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke tat, so verriet es durch sein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte.

„In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber. Auf einmal ging's „Tereng! tereng! teng! teng!“ Wir machten große Augen, fanden aber nun auf einmal die Ursache heraus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können: Die Töne waren in dem Horn festgefroren und kamen nun, sowie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Postillons heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit mit den herrlichsten Melodien, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den Preußischen Marsch, Ohne Lieb' und ohne Wein, Als ich auf meiner Bleiche, Gestern abend war Vetter Michel da, nebst noch andern Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder.

„Mit diesem letzten Liede endigte denn dieser Tauspaß, sowie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.“

Ein meisterhafter Kanonenschuß.

Eine Zeit nach den russischen Kriegserlebnissen machte sich Freiherr von Münchhausen auf, um der Verteidigung von Gibraltar beizuwohnen, die General Elliot, mit dem er, man weiß nicht wie, bekannt geworden war, leitete. Dieser freute sich ungemein, den launigen Mann bei sich zu sehen, und Münchhausen hatte natürlich Zutritt zu allem, was er in der so berühmten Festung, die in den Felsen hineingearbeitet ist, in Augenschein nehmen wollte.

Eines Tages gingen beide, um einiges unter der Besatzung zu inspizieren und zugleich die Anstalten des Feindes zu beobachten. Letzteres konnte Münchhausen durch ein treffliches Spiegelteleskop, welches er aus London mitgebracht hatte, bewerkstelligen. Da bemerkte er denn, daß der Feind soeben ein mächtiges Geschütz, einen Sechsunddreißigpfünder, gerade auf den Fleck, wo sie standen, abzufeuern vorbereitete. General Elliot überzeugte sich ebenfalls von der Richtigkeit dieser Beobachtung und gestattete natürlich, daß der Freiherr sogleich von der nächsten Batterie einen Achtundvierzigpfünder herbeibringen ließ; er wußte ja, wie Münchhausen versicherte: „was Artillerie betrifft, habe ich, ohne mich zu rühmen, meinen Meister noch nicht gefunden.“ Er richtete das Geschütz und hieß den Kanonier sich mit der Zündrute bereithalten. Dann beobachtete er weiter, und in demselben Augenblicke, wo er sah, daß drüben die Zündrute an das Zündloch gelegt wurde, gab auch er das Zeichen zum Abfeuern des Geschützes.

Münchhausen hatte sein Ziel so genau genommen, daß die beiden zu ganz gleicher Zeit abgefeuerten Kanonenkugeln in der Mitte ihrer Bahn zusammenprallten und die feindliche von der bei weitem größeren diesseitigen derart zurückgeworfen wurde, daß sie denselben Lauf zurücknahm und drüben nicht nur den Kanonier, der sie abgefeuert hatte, sondern auch noch eine ganze Anzahl von Leuten niederstreckte und dann ihren weiteren Weg nach der afrikanischen Küste nahm. Hier entmastete sie noch drei Schiffe, die gerade hintereinander im Hafen lagen, und flog noch meilenweit in das Land hinein, bis sie zuletzt in eine Bauernhütte schlug und einem alten schlafenden Mütterchen noch die letzten Zähne wegriß.

Aber die von Münchhausen entsandte weit größere Kanonenkugel hatte eine entsetzliche Wirkung. Nicht allein, daß sie die feindliche Kugel zurückwarf, sondern sie riß auch die feindliche Kanone von ihrer Lafette und warf sie mit solcher Gewalt in den Kielraum eines Schiffes, daß sie den Boden desselben durchschlug und das Schiff mit allen Matrosen und einer beträchtlichen Anzahl von Soldaten sogleich untersank.

Diese außerordentliche Tat machte natürlich ungeheures Aufsehen, und es wurde Elliots Gaste sofort eine höhere Offiziersstelle angetragen, eine Ehre, die er jedoch ausschlug, da er ganz unabhängig sein wollte. Die andere Ehre, eine so merkwürdige Erfindung gemacht zu haben, wie man das Zurückwerfen der feindlichen Kanonenkugel doch wahrlich nennen konnte, vermochte er nicht wohl abzuweisen, aber in seiner großen Bescheidenheit schrieb er auch hierbei dem glücklichen Zufall eine große Rolle zu. „Ich fand nämlich nachher,“ sagte er, „daß unser Achtundvierzigpfünder durch ein Versehen auf eine doppelte Portion Pulver gesetzt war, wodurch allein seine unerwartete Wirkung, vorzüglich in bezug auf die zurückgeworfene feindliche Kugel, begreiflich wird.“

Die Schleuder des Königs David.

Eines Morgens, als Münchhausen und General Elliot beim Frühstück saßen, schlug während einer heftigen Kanonade seitens des Feindes aus dem spanisch-französischen Lager eine Bombe in das Zimmer und fiel gerade auf den Frühstückstisch nieder. Der General eilte schleunigst aus dem Zimmer, die Bombe platzte aber nicht, und Münchhausen erkannte sogleich, daß sie noch nicht sprengreif sei, ergriff sie und eilte damit auf die Spitze des Festungsfelsens.

Von hier aus erblickte er drüben im feindlichen Lager eine Menge Leute, und als er sein Teleskop zu Hilfe nahm, entdeckte er, daß dort zwei englische Offiziere soeben an den Galgen gehängt werden sollten, die sich ins feindliche Lager geschlichen hatten, gefangen worden waren und nun den Tod als Spione sterben sollten. Die Bombe unter die Menschen zu werfen, war die Entfernung zu groß. Da fiel ihm ein, daß er die Schleuder, mit welcher der biblische König David den Riesen Goliath erlegt hatte, und die ein Erbstück in seiner Familie war, in der Tasche trug. Er zog sie hervor, legte die Bombe hinein und schleuderte sie mitten unter den Menschenhaufen, denn er hatte in dem Gebrauche dieser uralten seltsamen Waffe von Kindheit auf sich geübt und eine große Fertigkeit darin erlangt.

Die Wirkung war entsetzlich, denn als die Bombe dort niederschlug, platzte sie, tötete sämtliche Menschen, die dort versammelt waren und warf den Galgen um, an dem die beiden Offiziere soeben emporgezogen worden waren. Die beiden fühlten kaum den festen Boden unter sich,

als sie sich auch von den unbehaglichen Schlingen losmachten, und als sie sahen, daß um sie herum nur Tote lagen, eilten sie hinunter nach dem Strand, sprangen in ein Boot und ruderten sich nach einem der draußen liegenden englischen Schiffe. Sie waren gerettet, und das frohe Ereignis wurde, als es in der Festung bekannt ward, gebührend gefeiert.

Löwe und Krokodil.

Auch mancherlei andere Reisen hat der Freiherr von Münchhausen gemacht, auch über das Meer. Das Reisen war eine Leidenschaft, die er, wie er selbst sagte, von seinem Vater geerbt hatte. „Da mein Vater," so erklärte er diese unüberwindliche Neigung, „teils selbst einen ehrlichen Teil seiner früheren Jahre mit Reisen zugebracht hatte, teils manchen Winterabend durch die aufrichtige und ungeschminkte Erzählung seiner Abenteuer verkürzte, so kann man jene Neigung bei mir wohl mit ebenso gutem Grunde für angeboren, als für eingeflößt halten. Genug, ich ergriff jede Gelegenheit, die sich darbot oder nicht darbot, um für meine unüberwindliche Begierde, die Welt zu sehen, Befriedigung zu erbetteln oder sie zu ertrotzen."

Das war nun freilich zumeist vergebens, denn wenn der Vater auch wohl gewillt gewesen wäre, so hatten Mutter und Tanten so viele Bedenklichkeiten vorzubringen, daß der junge Mensch die Erlaubnis zu einer Reise nicht erhalten konnte. Einmal fügte es sich aber, daß ein naher Verwandter zum Besuch kam, der ein Liebling der Familie war und dessen Oheim auf der Insel Ceylon die Stelle eines Gouverneurs bekleidete. Da er des jungen Münchhausen brennenden Wunsch sah, auch einmal eine solche Reise zu machen, so nahm er sich seiner an, und ihm gelang es, nicht nur den Vater, sondern auch den weiblichen Teil der Familie dahin zu bringen, dem jungen Hieronymus unter der sicheren Obhut dieses Verwandten zu gestatten, die Reise nach Ceylon mitzumachen.

Von Amsterdam segelten sie ab und gelangten nach wochenlanger Fahrt, einen fürchterlichen Sturm abgerechnet, glücklich an ihr Ziel. Der junge Münchhausen wurde liebreich aufgenommen, und der älteste Sohn des Gouverneurs, einige Jahre älter als er, schloß mit ihm innige Freundschaft, und beide machten viele Ausflüge, so daß Münchhausens Leidenschaft, Länder und Völker kennen zu lernen, vollauf befriedigt wurde. Hinderlich war ihm hier nur, daß er an das Klima nicht gewöhnt war und mancherlei Strapazen nicht so gut vertragen konnte wie sein Genosse. Dennoch erlebte er auch hier, wie von einem Münchhausen nicht anders zu erwarten, mehr als ein wunderbares Abenteuer, von denen wir nur folgendes mitteilen wollen.

Eines Tages lud ihn der Freund ein, mit ihm auf die Vogeljagd zu gehen, wozu Münchhausen natürlich gleich bereit war. Es war gerade ein sehr heißer Tag, und als sie in den Wald kamen und an einen großen Strom gelangten, an dessen Ufer der Schatten der Waldbäume einige Kühlung bot, fühlte der junge Europäer das Bedürfnis, sich ein wenig auszuruhen. Er bat daher den Freund, einigen Wildspuren, die sie entdeckt hatten, zunächst allein nachzugehen und ihn dann, wenn sie Erfolg versprächen, hier abzuholen.

Der junge Ceylonese hatte ihn noch nicht lange verlassen, da hörte Münchhausen auf dem Pfade, den sie bisher verfolgt hatten, ein sonderbares Geräusch. Als er sich danach umwendete, wer beschreibt seinen Schreck! erblickte er einen Löwen, der gerade auf ihn zukam, „und mir nicht undeutlich merken ließ," erzählte



Löwe und Krokodil.

später der Abenteurer, „daß er gnädigst geruhe, meinen armen Leichnam zu seinem Frühstück zu machen, ohne sich nur meine Einwilligung auszubitten.“ An Verteidigung oder gar an Erlegung der Bestie war nicht zu denken, denn seine Flinte war nur mit Schrot geladen, und so erlaubte weder die Zeit, noch seine Verwirrung irgend welches lange Besinnen.

Dennoch feuerte er, denn er hoffte, den Löwen vielleicht zu erschrecken. Aber dieser wurde nur wütend und sprang nun in langen Sätzen daher. Da blieb nur schleunigste Flucht übrig, deren Unmöglichkeit freilich auf der Hand lag. Münchhausen drehte sich nach dem Flusse um, und die Haare sträubten sich ihm vor Entsetzen, denn da war soeben ein ungeheures Krokodil ans Ufer gestiegen, stand nur noch wenige Schritte von ihm und sperrte schon den fürchterlichen Rachen klafterweit auf, den willkommenen Bissen Menschenfleisch zu verschlingen.

Der Augenblick war furchtbar: hinter ihm der Löwe, vor ihm das Krokodil, zur Linken der reißende Strom, zur Rechten ein Abgrund! Niemand wird sich verwundern, daß ihn der Schreck betäubte und er zu Boden stürzte. Der einzige Gedanke, den seine Seele noch zu fassen vermochte, war die Erwartung, jetzt die Zähne und Klauen des wütenden Raubtieres in seinem Fleisch zu fühlen oder in dem Rachen des Krokodils zu verschwinden. Es waren nur Augenblicke, aber sie waren entsetzlich, denn keins von beiden trat ein. Er hatte sich zur Erde niedergeworfen. Da hörte er einen fremdartigen Laut, wagte verstohlen den Kopf zu heben, und was er sah, ließ ihn auch sogleich voller Freude aufspringen, denn er erblickte das Unglaubliche: In der Hitze seines Angriffs war der Löwe in demselben Augenblick, da Münchhausen niederstürzte, über ihn hinweg und dem Krokodil gerade in den Rachen gesprungen. Sein Kopf steckte zwischen dessen Zähnen, und vergebens strebten beide mit aller Macht, sich voneinander loszumachen.

Da zog Münchhausen seinen Hirschfänger, sprang hinzu und hieb dem Löwen mit einem einzigen gewaltigen Streiche den Kopf ab, den er dann mit dem Flintenkolben tief in den Rachen des Krokodils hineinstieß, so daß das ungeheure Tier jämmerlich ersticken mußte.

Eben hatte er diese beiden fürchterlichen Feinde erlegt, da kam der Freund zurück, um nach der Ursache seines langen Ausbleibens zu forschen. Man kann sich sein Erstaunen denken über eine Heldentat, die jedermann für unmöglich gehalten haben würde. Als sie beide nach Hause kamen, sandte der Gouverneur Leute hinaus, welche die beiden toten Bestien holen mußten. Das Löwenfell war durch den verlorenen Kopf wertlos geworden, und Münchhausen ließ sich daraus nur eine Anzahl Tabaksbeutel machen, die er in der Folge guten Freunden als Geschenke verehrte. Das Krokodil aber wurde kunstgerecht ausgestopft und ist nun eine Zierde des Museums in Amsterdam.

Wenn der Aufseher des Museums Fremde durch die Räume führte, so pflegte er bei diesem Krokodil immer die wunderbare Geschichte seiner Erlegung durch „Monsieur, den weltberühmten Baron,“ wie er Münchhausen nannte, zu erzählen. Dabei erlaubte er sich dann aber mancherlei Zusätze zu machen, die weit von der Wahrheit abwichen. Das kränkte den Freiherrn von Münchhausen aufs tiefste, und er pflegte, wenn er die Geschichte erzählte, regelmäßig zu schließen: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herren, wie unangenehm mir die Unverschämtheit dieses Schurken sein muß. Leute, die mich nicht kennen, werden durch dergleichen handgreifliche Lügen in unserem zweifelsüchtigen Zeitalter leicht veranlaßt, selbst in die Wahrheit meiner wirklichen Taten

ein Mißtrauen zu setzen, was einen Kavalier von Ehre im höchsten Grade kränkt und beleidigt.“

Münchhausens Reise nach Ägypten.

Auf seinen mannigfachen Reisen zu Lande und zu Wasser war Münchhausen auch nach Konstantinopel gekommen und durch die Gesandten der fremden Mächte auch dem Großherrn, wie dort der Sultan oder Kaiser der Türken genannt wird, vorgestellt worden. Dieser hatte an seinen launigen Erzählungen großes Wohlgefallen gefunden, so daß er ihn gar nicht mehr entbehren konnte und ihn als seinen Freund betrachtete. Als solchem vertraute er ihm einst eine Botschaft nach Kairo in Ägypten an, die so beschaffen war, daß es immer und ewig ein Geheimnis bleiben mußte, und Münchhausen allein traute der Großherr eine solche Verschwiegenheit zu. Und, fügen wir hinzu, der Abenteurer hat auch wirklich Wort gehalten und hat nie und nimmer von dieser Botschaft gesprochen, so oft er auch von seiner Reise nach Kairo erzählte.

Er machte die Reise zu Lande, mit großem Gefolge. Er war noch nicht weit gekommen, da sah er einen kleinen, schmächtigen Menschen mit großer Schnelligkeit querfeldein daherkommen, der hatte trotz seines schnellen Laufes an jedem Beine ein großes Gewicht hängen.

„Woher so eilig, mein Freund?“ fragte ihn Münchhausen, „und warum beschwerst du dich noch mit solchen Gewichten?“

„Ich lief vor einer halben Stunde aus Wien,“ antwortete der Mann, „da stand ich bei einer vornehmen Herrschaft in Diensten, habe aber heute meinen Abschied genommen und will nun nach Konstantinopel, denke, daß ich da einen andern und besseren Dienst finden werde. Die Gewichte habe ich mir angehängt, um meine sonstige Schnelligkeit zu mindern und nicht etwa über das Ziel hinauszuschießen.“

Solchen Läufer könntest du gewiß einmal sehr schön gebrauchen, dachte Münchhausen, bot dem Manne an, in seinen Dienst zu treten, und der war sehr gern bereit, einem vornehmen Herrn zu dienen, der mit einem solchen Gefolge reiste. —

Nicht lange darauf fand er einen andern Menschen am Wege auf einem Grasrain liegen, als ob er schliefe. Das war jedoch nicht der Fall, sondern er hielt nur sein Ohr aufmerksam an die Erde, als ob er irgend etwas behorchen wolle.

„Wonach horchst du da?“ fragte ihn Münchhausen.

„O, ich mache mir nur einen Zeitvertreib und behorche, wie hier das Gras wächst.“

„Und das kannst du?“ fragte Münchhausen verwundert.

„Natürlich,“ lachte der Mann, „sonst würde ich es nicht tun.“

„Da würde ich dich fragen, ob du in meinen Dienst treten willst, wo es sicherlich mancherlei zu horchen geben wird.“

Auch dieser Horcher willigte gern ein. —

Einige Tage später traf Münchhausen wieder einen Jäger, der stand mit seinem Gewehr und knallte in die blaue Luft.

„Ei, Herr Weidmann,“ sagte der Gesandte des Großherrn, „was soll dies unfruchtbare Geknalle? Wonach schießest du denn? Ich sehe nur die leere Luft und glaube doch auch scharfe Jägeraugen zu haben.“

„Es ist nichts weiter, als daß ich dieses neue Gewehr versuche. Dort drüben auf der Spitze des Straßburger Münsters sah ich einen Sperling sitzen, den habe ich herabgeschossen.“

„Und den hast du gesehen und getroffen?“

„Natürlich, und ich habe mich überzeugt, daß das Gewehr preiswert ist.“

Einem so leidenschaftlichen Jäger und Schützen, wie Münchhausen war, mußte ja wohl alles daran liegen, einen so unglaublichen Schützen, der fast über ganz Europa fort sehen, schießen und treffen konnte, für seinen Dienst zu gewinnen. Und es gelang, der Mann schlug ein. —

Durch manches Land ging nun die Reise weiter, unaufhaltsam, und erst am Berge Libanon wurde eine größere Rast gemacht. Hier besichtigte Münchhausen die weltberühmten Zedernwälder, aus denen schon vor Jahrtausenden der König Salomo das Bauholz zum Tempel von Jerusalem geholt hatte. Da sah er einen derben, untersetzten Menschen, der zog um eine ganze Anzahl von dicken Bäumen einen starken Strick.

„Was tust du da, mein Freund?“ fragte Münchhausen und blieb bei dem Manne stehen.

„Ich soll hier Bauholz fällen, Herr,“ antwortete der Mensch, „aber die Arbeit mit der Axt ist mir zu langweilig, dauert mir auch viel zu lange. Da will ich es nun mal auf eine andere Weise versuchen.“

„Wie das? Etwa mit diesem Strick?“ lachte der Gesandte des Großherrn.

„Was lacht Ihr, Herr? Paßt auf, wie leicht das geschieht. Nehmt Euch nur in acht, daß Euch nicht ein Baum auf den Kopf fällt, Ihr würdet sonst das Aufstehen vergessen.“

Mit diesen Worten schnürte der Kerl den Strick fest, dann stemmte er sich mit den Füßen ein und zog, und mit einem Ruck fielen alle die eingeschnürten Bäume um, daß sie zur Erde stürzten, als ob einer Schilf gemäht hätte.

Ein Kerl von solcher Stärke war ja nicht mit Geld zu bezahlen, und daß ihn Münchhausen in seinen Dienst nahm, war selbstverständlich. —

Die Reise ging weiter durch das gelobte Land Palästina, wo Münchhausen alle die heiligen Stätten besuchte, ging dann durch das Land der Philister, danach über die schmale Landenge, welche Asien mit Afrika verbindet, und nun betraten die Reisenden ägyptischen Grund und Boden.

Da kam aber noch eine arge Anfechtung, denn es zeigten sich auch schon einzelne Vorposten der großen Wüste, und man sah nichts als Sand und wieder Sand, der sich zwischen die bebauten Felder schob und diese in Zukunft wohl einmal ganz und gar überdecken wird. Hätte die Gesandtschaft nicht Kamele zur Verfügung gehabt, so hätte sie hier gar nicht durchkommen können. Der größten Gefahr, nämlich den fürchterlichen Sandstürmen, die schon den Untergang vieler Karawanen herbeigeführt haben, entging sie noch glücklicherweise, indem sie gerade, als ein Sturm sich erhob, wieder in angebautes Land gelangte.

Den gefährlichen Sandwirbeln entgingen die Reisenden dadurch wohl, nicht aber dem Sturm selbst, und dieser blies so fürchterlich, daß sie jeden Augenblick fürchten mußten, umgerissen zu werden. Da standen zur Seite auch sieben Windmühlen in einer Reihe, die drehten ihre Flügel so schnell wie das Rad der schnellsten Spinnerin sich dreht. Nicht weit davon stand vor den Mühlen aber ein ungeheuer dicker Kerl, der hielt sich das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern gegen die Mühlen so stark, daß man das Sausen weithin hören konnte und die Reisenden nicht wußten, ob dieses fürchterliche Blasen von dem Sturm oder von der Nase dieses dicken Mannes herrühre.

„Aber Mensch,“ rief Münchhausen, „womit belustigst du dich denn hier in diesem Sturme, bei dem wir uns kaum auf den Füßen zu halten vermögen?“

Der Dicke lachte, nahm die Hand von dem Nasenloch, und da geschah etwas unbegreiflich Wunderbares. Er hörte natür-

lich auf zu blasen, und damit schwieg auf einmal auch der Sturm ganz und gar.

„Kerl, was ist das?" schrie ihn Münchhausen an, „sitzt dir der Teufel im Leibe oder bist du etwa gar der Teufel selbst?"

„Um Vergeben, Euer Exzellenz," antwortete der Dicke, indem er sein Lachen einstellte und eine ungeschickte Verbeugung versuchte, „ich bin ein Diener des Müllers, dem diese sieben Windmühlen gehören, und hatte nur den Auftrag, ihm ein wenig Wind zu machen, damit er mahlen könnte. Da mußte ich mir denn das eine Nasenloch zuhalten, sonst würde ich die Windmühlen ganz und gar umgeblasen haben."

„So bist du es etwa gewesen," sagte Münchhausen aufs höchste erstaunt, „der diesen gegenwärtigen Sturm durch sein Blasen hervorgerufen hat?"

„Euer Exzellenz zu dienen! Ja, das habe ich getan, weil es mein Herr so befahl."

Das wird ja immer erstaunlicher, dachte da Münchhausen, erst der Läufer, dann der Horcher, dann der Jäger, dann der Riesenstarke und jetzt dieser Windmacher, der mit seinem einen Nasenloch schon solch einen entsetzlichen Sturm hervorrufen kann. Den mußt du auch haben, und wenn's auch nur wäre, daß mir daheim über all dem Erzählen von dem Unglaublichen, was ich erlebt habe, der Atem ausgehen sollte; dann kann er eintreten und weiter erzählen.

Natürlich bot er auch diesem Menschen an, in seinen Dienst zu treten, und sie waren bald handelseinig. Der Dicke ließ seine Windmühlen stehen und folgte dem vornehmen Manne nach Ägypten.

Eine Flasche Tokaier.

Nachdem Münchhausen in Kairo angekommen war und den vom Großherrn in Konstantinopel erhaltenen Auftrag ausgeführt hatte, entließ er das als Schutz und Begleitung mitgenommene gesamte Gesandtschaftspersonal, da es ihm nun nichts mehr nützen konnte. Nur die unterwegs angenommenen Diener mit den auffallend wunderbaren Eigenschaften behielt er, denn er meinte, daß diese ihm noch nützlich werden könnten, was ja auch in der Folge wirklich eintrat. Mit ihnen machte er noch eine weitere Reise auf dem Nil, lernte auch dessen Überschwemmungen kennen und gelangte endlich nach mancherlei Mühseligkeiten zurück nach Alexandrien, von wo er sich nach Konstantinopel einschiffte.

Hier hatte er bei dem Großherrn einen sehr gnädigen Empfang, weil seine Sendung nach Kairo so überaus günstige Erfolge gehabt hatte, und mußte nun täglich um den Sultan sein. Dieser schien gar nicht mehr ohne Münchhausen leben zu können, mittags und abends mußte er mit ihm speisen. Dies hatte nun für Münchhausen einen Übelstand, insofern, als er gewöhnt war, zur Mahlzeit auch eine Flasche guten Wein zu trinken, und den Türken ist, wie bekannt, der Genuß des Weines durch den Koran, ihr Religions- und Gesetzbuch, verboten.

Indessen war die Sache doch nicht so gar schlimm. An der öffentlichen Tafel mußte er freilich auf ein Glas Wein verzichten, was da aber öffentlich nicht geschehen darf, das geschieht bei den Türken, die es haben können, heimlich. So auch bei dem Großherrn, er wußte so gut, wie die europäischen Großen, wie ein gutes Glas Wein schmeckt, und da er sich denken konnte, daß sein Freund Münchhausen daran gewöhnt sei, so lud er ihn eines Tages nach der Tafel ein, ihm in sein Kabinett zu folgen.

Hier holte er aus einem sorgfältig verschlossenen Schränkchen eine Flasche hervor und sprach: „Münchhausen, ich weiß, daß ihr Christen euch auf ein gutes

Glas Wein versteht. Da habe ich ein einziges Fläschchen Tokaier, so delikat, wie Ihr es noch in Eurem Leben nicht getrunken habt."

Er schenkte sowohl dem Baron als auch sich ein Glas ein, und sie stießen miteinander an.

„Nun, was sagt Ihr?" fragte der Sultan schmunzelnd und schnalzte mit der Zunge. „Ist es nicht der denkbar feinste Stoff?"

„Das Weinchen ist gut, Hoheit," antwortete Münchhausen; „wenn Euer Hoheit aber erlaubt, so habe ich in Wien an der Tafel des hochseligen Kaisers Karl dem Sechsten einen noch weit besseren Tokaier getrunken. Den sollte Euer Hoheit mal erst versuchen, dann werden Euer Hoheit anderer Meinung werden."

„Ihr sagt es, Münchhausen, und Euer Wort in Ehren! Ich würde auch keinen Augenblick zweifeln, wenn es überhaupt einen Tokaier geben könnte, der noch besser wäre, als dieser. Das ist aber, wie ich mir zu bemerken erlaube, ganz unmöglich, und deshalb wollen wir auch kein Wort mehr darüber verlieren. Ich bekam dieses Fläschchen einst von einem ungarischen Kavalier, der den Inhalt selbst als etwas Außerordentliches pries."

„Es ziemt sich zwar nicht, Euer Hoheit zu widersprechen," lächelte Münchhausen mit einer Verbeugung, „aber ich kann als guter Weinbauer sagen, daß Tokaier und Tokaier ein großer Unterschied ist, und daß die Herren Ungarn sich nicht gerade überschenken, das weiß die Welt. Was gilt die Wette? In Zeit von einer Stunde schaffe ich Euer Hoheit geraden Weges und direkt aus dem kaiserlichen Keller in Wien eine Flasche Tokaier, die aus andern Augen sehen soll."

„Münchhausen, ich glaube, Ihr faselt," rief der Großherr ungläubig.

„Ich fasele nicht, sondern wiederhole: Geraden Weges aus dem kaiserlichen Keller in Wien schaffe ich Euer Hoheit in Zeit von einer Stunde eine Flasche Tokaier von einer ganz andern Nummer."

„Münchhausen, Münchhausen! Ihr wollt mich zum besten haben, und das muß ich mir verbitten. Ich kenne Euch sonst als einen überaus wahrhaften Mann, aber jetzt muß ich doch denken, daß Ihr flunkert."

„Ei nun, Hoheit! es kommt ja doch nur auf die Probe an. Ich bin von allen Aufschneidereien ein abgesagter Feind. Erfülle ich mein Versprechen nicht, so mögen Euer Hoheit mir den Kopf vor die Füße legen lassen, und mein Kopf ist mir gewiß etwas wert. Was setzen Euer Hoheit dagegen?"

„Topp! ich halte die Wette. Es wird sogleich drei Uhr schlagen; ist auf den Schlag vier die Flasche Tokaier nicht hier, so kostet's Euch den Kopf, ohne Gnade, denn zum Narren lasse ich mich auch von meinen besten Freunden nicht halten. Besteht Ihr aber und ist die Flasche zur Stelle, so könnt Ihr aus meiner Schatzkammer so viel an Gold, Silber, Perlen und edlen Steinen nehmen, als der stärkste Kerl davon zu schleppen vermag."

Die Wette war geschlossen. Münchhausen nahm Tinte und Feder und schrieb an die Kaiserin Maria Theresia in Wien folgendes Billett: „Ihro Majestät haben unstreitig als Universalerbin auch Ihres höchstseligen Herrn Vaters Keller mitgeerbt. Dürfte ich mir wohl durch Vorzeiger dieses eine Flasche von dem Tokaier ausbitten, wie ich ihn bei Ihrem Herrn Vater oft getrunken habe? Allein von dem besten, denn es gilt eine Wette mit dem Großherrn. Ich diene gern dafür wieder, wie ich kann, und verharre usw."

Den Verlauf dieser Wette erzählt nun Münchhausen selbst folgendermaßen:

„Diesen Brief gab ich, da es schon fünf Minuten über drei Uhr war, nun sogleich offen meinem Läufer, der seine Gewichte

abschnallen und sich unverzüglich auf die Beine nach Wien machen mußte.

„Hierauf tranken wir, der Großherr und ich, den Rest von seiner Flasche, in Erwartung des besseren, vollends aus. Es schlug ein viertel, es schlug halb, es schlug drei viertel auf vier, und noch war kein Läufer zu hören und zu sehen. Nachgerade, ich gestehe es, fing mir an ein wenig schwül zu werden; denn es kam mir vor, als blickten Seine Hoheit schon bisweilen nach der Glockenschnur, um nach dem Scharfrichter zu klingeln. Noch erhielt ich zwar die Erlaubnis, einen Gang hinaus in den Garten zu tun, um frische Luft zu schöpfen, allein es folgten mir auch schon ein paar dienstbare Geister nach, die mich nicht aus den Augen ließen.

„In dieser Angst, und als der Zeiger schon auf fünfundfünfzig Minuten stand, schickte ich noch geschwind nach meinem Horcher und Schützen. Sie kamen unverzüglich, und der Horcher mußte sich platt auf die Erde niederlegen, um zu hören, ob nicht mein Läufer endlich ankäme. Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir, daß der Schlingel irgendwo, allein weit weg von hier, im tiefsten Schlafe läge und aus Leibeskräften schnarche.

„Dies hatte mein braver Schütze nicht sobald gehört, als er auf eine etwas hohe Terrasse lief, und, nachdem er sich auf seinen Zehen noch mehr emporgestreckt hatte, hastig ausrief: „Bei meiner armen Seele! Da liegt der Faulenzer unter einer Eiche bei Belgrad und die Flasche neben ihm. Wart! Ich will dich aufkitzeln.“ Hiermit legte er unverzüglich sein neues Gewehr an den Kopf und schoß die volle Ladung oben in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern fiel herab auf den Schläfer, erweckte und brachte ihn, da er selbst fürchtete, die Zeit beinahe verschlafen zu haben, dermaßen geschwind auf die Beine, daß er mit seiner Flasche und einem eigenhändigen Billett von der Kaiserin Maria Theresia um neunundfünfzig und einer halben Minute vor vier Uhr vor des Sultans Kabinett anlangte.

„Das war ein Gaudium! Ei, wie schlürfte der Großherr, und wie sehr mußte er mir recht geben.“

„Münchhausen,“ sprach er, „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen, wenn ich diese Flasche für mich allein behalte. Ihr steht in Wien besser als ich und werdet davon schon noch mehr zu bekommen wissen.“

Hiermit schloß er die Flasche in sein Schränkchen, steckte den Schlüssel in die Hosentasche und klingelte nach dem Schatzmeister.

Wunderbare Rettung.

Der Ton der Glocke war ein angenehmer Klang in Münchhausens Ohren.

„Ich habe die Wette verloren,“ sprach der Sultan zu dem Baron, „und bin gehalten, sie nun auch zu bezahlen, wie ich gesagt habe.“

Da trat der Schatzmeister ein, und der Sultan befahl ihm: „Laß meinem Freunde Münchhausen so viel aus meiner Schatzkammer verabfolgen, als der stärkste Kerl zu tragen vermag. Ich denke, Schatzmeister, daß du ordentlich starke Burschen zur Verfügung haben wirst,“ und setzte, stolz sich in die Brust werfend, hinzu: „Ich will die verlorene Wette in einer Weise bezahlen, wie es nur der Großherr vermag.“

„Hoheit,“ wendete Münchhausen ein, „ich habe einen ziemlich starken Kerl in meinem Dienst und bin mit dem zufrieden, was dieser zu tragen imstande ist.“

„Das ist mir auch recht, mein Freund,“ nickte der Sultan, „ich besorge nur, daß Ihr dabei zu Schaden kommen werdet.“

Nach diesen Worten winkte er mit der Hand, und Münchhausen und der Schatzmeister, der sich an die Erde warf, um seine demütigste Untertänigkeit zu erkennen zu geben, waren entlassen.

Nun begab sich Münchhausen nach seiner Wohnung, ordnete an, daß die Diener alles zusammenpacken und nach dem Hafen hinunterschaffen sollten. Dort sollten sie ihn erwarten. Den starken Diener, welcher am Berge Libanon mit seinem Strick die dicken Zedern auf einen Ruck umgerissen hatte, hieß er seinen Strick und eine gehörige Anzahl Tücher nehmen und ihm folgen. Mit diesem begab er sich nach der Schatzkammer des Großherrn, wo der Schatzmeister schon seiner wartete, um den Befehl seines Herrn nachzukommen.

Der Diener nahm eines der Tücher vor und packte da hinein, was ihm Münchhausen bezeichnete. Daraus machte er ein Bündel. Danach fertigte er ein zweites Bündel an, und die Augen des Schatzmeisters wurden immer größer, als er sah, daß das immer so fortging und gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß diese vielen schweren Bündel ja kein Mensch auf einmal fortzutragen vermöchte. Aber wie wurde ihm, als schon weit mehr als die Hälfte der Schatzkammer geleert war und er nun sehen mußte, wie der Diener alle diese Bündel mit seinem Strick in einen einzigen riesigen Packen zusammenschnürte, diesen ungeheuren Ballen sich mit Leichtigkeit auf den Rücken schwang und damit die Schatzkammer verließ. Er ließ alles im Stich, ließ sogar die Schatzkammer offen stehen und eilte zum Großherrn, um diesem mit fliegendem Atem zu melden, was geschehen und wie wahrlich nicht viel mehr übrig geblieben sei.

Während dessen war Münchhausen mit seinem Starken, der an der Last augenscheinlich gar nicht schwer zu tragen hatte, gleich nach dem Hafen geeilt. Hier mietete er eine segelfertig liegende Barke, schiffte sich mit allen seinen Dienern ein und segelte hinaus in die blaue Flut. Er hatte die größte Eile entwickelt, um seinen Fang in Sicherheit zu bringen, ehe Hindernisse eintreten könnten. Und was er befürchtet hatte, das trat auch wirklich ein.

Über Hals und Kopf war der Schatzmeister zum Sultan gelaufen und hatte ihm Bericht abgestattet, wie gründlich der Fremde den Befehl des Großherrn ausgenützt hatte. Erschrocken sprang der Sultan auf, denn was ein gewöhnlicher starker Kerl auf einmal zu tragen vermochte, das hatte er geglaubt, an der Schatzkammer entbehren zu können. Das war ja doch ganz undenkbar.

„Halunke, willst du dich über mich lustig machen?“ fuhr er den Schatzmeister grimmig an.

„Herr, ich berichte die Wahrheit,“ heulte der Schatzmeister und stürzte zur Erde nieder, denn er wagte den zornigen Herrn nicht anzusehen.

„Mehr als die Hälfte, sagst du?“

„Weit mehr, Herr!“

„Und das soll ein einziger Mensch fortgetragen haben?“

„Mit Leichtigkeit hat er sich's auf den Rücken geschwungen und ist damit davongeeilt, als wenn er gar nichts trüge“

„Und das hast du Hund geduldet?“ schnaubte der Großherr, und aus seinem kirschbraun gewordenen Gesicht funkelten die Augen wie glühende Kohlen heraus.

„Der Großherr hat befohlen, und ich, der ich vor ihm nur ein Wurm bin, habe zu gehorchen.“

„Was habe ich befohlen?“ fragte da der Sultan ruhiger, die knechtische Demut des Schatzmeisters blieb nicht ohne Eindruck.

„Herr, du hast befohlen, daß ich dem Fremden aus der Schatzkammer so viel überliefern soll, als ein starker Mann auf einmal fortzutragen vermag.“

Der Großherr griff sich an die Stirn, denn er erinnerte sich nun recht wohl, daß dies sein Befehl gewesen war. Die Reue über solche Übereilung konnte nicht ausbleiben, und er gab, nachdem festgestellt worden war, daß Münchhausen sich eingeschifft und den Hafen verlassen habe, sogleich Befehl, daß eine kleine Flotte unter der Leitung des Großadmirals den Flüchtling verfolgen und ihn samt dem Schatz zurückbringen sollte.

„So haben wir nicht gewettet, Monsieur Münchhausen,“ knirschte der Sultan zwischen den Zähnen, als ihm gemeldet wurde, daß die Flotte ausgelaufen sei; „dieser Streich kostet dir den Kopf.“

Das wußte auch Münchhausen sehr gut, wie er da auf dem Schiffe stand, das ihn nach Italien bringen sollte, und nach der Gegend von Konstantinopel zurücksah, in der steten ängstlichen Erwartung, verfolgende Schiffe auftauchen zu sehen. Diese Erwartung sollte ihn nicht täuschen, denn da tauchten sie wirklich auf, ein Segel nach dem andern, und da es Kriegsschiffe waren, so segelten sie natürlich weit schneller, als seine elende Barke, und es konnte nicht lange dauern, so mußte er eingeholt sein. Sein Kopf, den er verwettet gehabt hatte und den er schon in Sicherheit gebracht zu haben meinte, fing wieder bedenklich an zu wackeln.

Verzweifelt griff er sich in die Haare und sprach vor sich hin: „Verspielt! Verloren! Das kostet den Kopf.“

Da trat sein Windmacher, der diese Worte gehört hatte, zu ihm und sprach: „Seien Ihro Exzellenz nur guten Mutes! Das wollen wir schon machen. Nichts leichter als das!“

Mit diesen Worten trat der Mensch auf das Hinterdeck der Barke und stellte sich so auf, daß das eine Nasenloch auf die türkische Flotte, das andere gegen unsere eigenen Segel gerichtet war. Dann fing er an, aus beiden Nasenlöchern zu blasen, und aus einem brach ein furchtbarer Sturm gegen die verfolgenden Schiffe hervor, was Münchhausen deutlich sehen konnte, wie sie auseinander geworfen und gar übel zugerichtet wurden, während aus dem andern Nasenloch ein kräftiger Wind in Münchhausens Segel blies und die Barke unaufhaltsam vorwärts trieb, so daß die Flüchtlinge nach verhältnismäßig kurzer Zeit in Italien landeten, von wo Münchhausen dann in die Heimat zurückkehrte, aber ohne seine merkwürdigen Diener, die sich in die weite Welt verloren, so daß niemand weiß, wo sie geblieben sind.

Auch von den Schätzen brachte er nur wenig heim. Was er aus gutmütigem Herzen davon nicht in Italien an die zahllosen Bettler und Armen gespendet, das nahmen ihm Straßenräuber ab, ehe er Rom erreichte, die noch so viel erbeuteten, daß jeder von ihnen als wohlhabender Mann hätte leben können.



Die sieben Schwaben.

(Nach Ludwig Aurbacher: „Volksbüchlein“, 1835; darin enthalten die „Abenteuer der sieben Schwaben“. Die Hauptfiguren dieser Dichtung sind wohl sicher aus altem Sagenstoff herübergenommen, der Dichter „hat das komische Bild nur ins Detail gezeichnet und mit warmen Farben belebt,“ während eine Fortsetzung, die Abenteuer eines der Sieben, des Spiegelschwaben, „mit voller Freiheit aus dem lustig sprudelnden Quell seines nie versiegenden Humors“ entsprungen ist. „Um so ergötzlicher ist es, die geschickten Fiktionen zu lesen, nach denen Aurbacher beide Dichtungen aus alten handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben haben will.“ Der echt volkstümliche Ton mutet voll und ganz an, als ob wir eins der alten Volksbücher vor uns haben. „Die sieben Schwaben“ sind infolgedessen auch von G. O. Marbach in die von ihm herausgegebene Sammlung deutscher Volksbücher (1838) aufgenommen worden.)

Wer die sieben Schwaben gewesen sind.

Es ging einer aus, der war zu Überlingen am Bodensee Bannwart, d. h. Hüter eines Bannes oder herrschaftlichen Gebietes, gewesen. Der hatte gehört, daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, das Land und Leuten großen Schaden täte. Das wollte er erlegen und das Land von dem Untier befreien. Das konnte er jedoch allein nicht vollbringen, deshalb ging er aus, um für dies Unternehmen Genossen zu werben. Wie er eigentlich geheißen, das weiß niemand mehr, er wurde nach dem großen Unternehmen, welches hier erzählt werden soll, allgemein nur der Seehas genannt.

Dieser Seehas also ging ins Land und traf unweit Freiburg im Breisgau hinter einem Zaun einen andern Schwaben an, und beide machten sogleich Bekanntschaft miteinander, wie das so ehrliche Schwaben zu tun pflegen. Der Seehas fragte den andern, was für ein Landsmann er sei, und der antwortete, er sei überhaupt kein Landsmann, sondern Bub bei dem Bauern, der dort das Feld pflüge. Da merkte der Seehas, was für ein Dummerjan der Bube sei. So einen konnte er gerade brauchen und tat ihm daher den Vorschlag, daß er als sein Knecht, der ihm sein Bündel trage, mit ihm gehen solle. Des war der Bursche zufrieden, und sie wurden einig um einen Batzen Wochenlohn. Nun hatte der Bub Jacke und Hosen mit Schnürriemen befestigt, die man in Schwaben „Nesteln“ nennt, und da gemeinhin einer oder der andere davon zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer mit der einen Hand nachhelfen, und das war ihm ganz und gar zur Gewohnheit geworden, weshalb man ihn den Nestelschwab nannte.

Die beiden gingen nun auf Bopfingen zu und trafen da den Bopfinger Boten. Dem erzählte der Seehas: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, welches Land und Leuten großen Schaden täte. Beschreiben könne er's gar nicht, aber es sei so groß wie eine wilde Katze, doch weit scheußlicher anzusehen; und Augen habe es im Kopfe, so groß wie Goldgulden, die funkelten nicht anders als wie das höllische Feuer. Er beschwöre daher den Landsmann um des gemeinen Besten willen, er möge ihm mit Rat und Tat zur Hand sein und ihm getreuliche Gesellen werben helfen aus allen schwäbischen Gauen.“ Der Gelbfüßler war nicht abgeneigt. Diesen Spottnamen hatten die Leute von Bopfingen erhalten, weil sie dem Herzog ihre jährliche Abgabe, die in Eiern bestand, einmal recht reichlich geben wollten; sie hatten die Eier deshalb in einen Kastenwagen getan und, damit recht viele hineingehen sollten, mit den Füßen festgetreten, wovon natürlich ihre Beine ganz gelb wurden. Daher der Spottname.

Der Gelbfüßler also war nicht abgeneigt, fügte aber hinzu: „Fechten könne er zwar nicht, wenn es aber mit dem Laufen getan sei, so mache er sich anheischig, den Teufel im freien Felde zu fangen.“ Der Seehas nickte und sagte: „So einen Mann könne er gerade brauchen, er solle nur mitkommen.“ Er reichte ihm die Hand und der Gelbfüßler schlug ein mit den Worten, daß er nur noch seine Stiefeln anziehen und sein Ränzle packen wolle.

Nun zogen die drei fürbaß, wußten erst zwar nicht, ob sie sich nach der Donau oder nach dem Ries wenden sollten, entschieden sich endlich aber für das letztere. Hier besteht die tägliche Nahrung der Leute aus Suppe und Spätzle oder Knöpfle, das sind Mehlklöße, daher die Bewohner auch Suppen- oder Knöpfleschwaben genannt werden. Sie trafen einen Mann, der dem Seehas unternehmend genug aussah, und er brachte

seine Werbung an: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, das Land und Leuten großen Schaden täte. Augen habe es im Kopf, feurige, die so groß wären wie ein Salzbüchsle.“ Hier stieß der Gelbfüßler dem Seehas zwar in die Rippen, vermeinend, er solle nicht so lügen; aber unbeirrt fuhr der Seehas fort: „Das Ungeheuer wachse zusehends, je länger man es anluge, und werde so groß wie ein Pudelhund. Er bitte ihn also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm helfen tüchtige Gesellen gewinnen.“ Der Knöpfleschwab sagte: „Fechten sei zwar seine Sache nicht, aber wenn sie einen brauchen könnten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so wolle er auf das Abenteuer mit losgehen.“ Sie wurden bald handelseinig, der Knöpfleschwab packte Pfannen und Geschirr auf, und so wanderten die vier nach dem Lechfeld.

Hier trafen sie im Wirtshaus einen Mann beim Bier, und nachdem sie sich ausgeruht, begann der Seehas: „Wie daß im großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, das Land und Leuten großen Schaden täte. Es sei so groß wie ein Mastochs und habe Augen im Kopf wie die Mondscheibe; und das Tier wachse zusehends, je länger man es anluge.“ Da rief der Mann: „Potz Blitz! das möcht' ich einmal sehen, und wenn es mir einen Dreibätzner kosten sollte.“ Da lachte der Seehas und sagte: „Ei, das könne er umsonst haben, er solle nur mitkommen und ihm und seinen Gesellen bei dem Abenteuer mit Rat und Tat beistehen.“ Da antwortete der andere schnell: „Fechten sei zwar nicht sein Handwerk, aber Potz Blitz! schimpfen könne er wie ein Rohrspatz und fluchen wie ein Heide.“ Der Seehas meinte denn auch hier: „man könne nicht wissen, wozu das gut sei, er solle nur mitkommen.“ Auch dieser Handel wurde beiderseits zur Zufriedenheit geschlossen, und der neue Genosse wurde nach seiner stets wiederholten Beteuerung Potz Blitz! nun der Blitzschwab genannt.

Darauf zogen die fünf Gesellen weiter und kamen nach Memmingen. Hier trafen sie einen Menschen, dessen Rockärmel glänzten wie ein Spiegel, denn er pflegte sich sein Näsle nicht mit einem Taschentuch, sondern mit dem Rockärmel zu putzen. Sie hießen ihn deshalb auch den Spiegelschwab. Auch dieser wurde angeworben, obwohl in des Seehas' Rede das fürchterliche Geschöpf nun schon die Größe eines Kamels erreicht hatte und die Augen so groß waren wie zwei Mühlsteine. Er wollte wohl mit von der Partie sein, meinte jedoch: „Rat könne er wohl geben, aber mit der Tat sehe es schlecht aus, da er nicht einmal sein Weib meistern könne. Er wisse aber einen, der würde es selbst mit dem Teufel aufnehmen, und das sei der Allgäuer.“

„Gut, gehen wir also zu dem Allgäuer,“ entschied der Seehas, und als sie zu diesem kamen, war das fürchterliche Tier in dem großen Walde am Bodensee schon bis zur Größe eines Hauses herangewachsen, und seine Augen warfen im Ungehen Feuer aus.

„Bygost! (bei Gott!)“ sagte der beherzte Allgäuer, „es wird doch nur ein Vieh sein, und der Mensch ist mit Gottes Hilfe stärker, als alles Getier auf Erden.“

„Ja, da hast du recht,“ bestätigte der Seehas, „und es geht ein Sprichwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben.“

Durch diese Reden wuchs der andern Mut, und sie gaben sich alle die Hand, daß sie in allen Gefahren und Nöten des Leibes und der Seele einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute.

Die Fahrt nach dem fürchterlichen Tier in dem großen Walde am Bodensee.

Wer in den Krieg ziehen oder gegen Ungeheuer kämpfen will, der muß vor allen Dingen für Waffen sorgen. Die sieben Schwaben zogen deshalb nach Augsburg, denn nur da waren Waffenschmiede zu finden. Sie gingen gleich zu dem geschicktesten Meister, Waffen zu kaufen, um das Ungeheuer zu bekämpfen, das nach den Reden des Seehas ganz Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte die Männer in seine Waffenkammer, wo sich jeder Waffen nach seinem Gefallen aussuchen konnte.

„Bygost!“ rief da der Allgäuer geringschätzig, „sollen das Spieße sein? So einer wäre mir recht zu einem Zahnstocher. Für mich, Meister, könnt Ihr nur gleich einen Wiesbaum nehmen.“

„Potz Blitz!“ verwies ihn aber der Blitzschwab, „prahle doch nicht allzu sehr.“

Der Allgäuer sah ihn mit grimmigen Augen an, und schnell lenkte der Blitzschwab ein, indem er fortfuhr: „aber eigentlich hast du recht, Bruder. Ich merke nun deine Meinung: Wie alle Sieben für Einen, so für alle Sieben nur Einen.“

Der Allgäuer wußte zwar nicht, was der andere meinte, aber es war ihnen allen recht, daß nun für alle sieben ein einziger ungeheurer Spieß angefertigt werden sollte, den sie, wie der Meister versprach, nach einer Stunde abholen könnten.

Wie verabredet, kamen sie dann wieder, empfingen den Riesenspieß, der für sie alle bestimmt war, und dann kaufte sich jeder noch ein Gewaffen besonders, was er notwendig glaubte haben zu müssen. Der Knöpfleschwab brauchte noch einen Bratspieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder darauf, der Gelbfüßler ein Paar Sporen für seine Stiefel, damit er, wie er meinte, mit den Beinen ausschlagen und sich auf diese Weise verteidigen könnte. Und so kaufte jeder noch etwas, und nachdem sie alles bei Heller und Pfennig bezahlt hatten, verließen sie den Waffenschmied, hörten noch eine Messe, versahen sich bei einem Metzger mit guten Augsburger Würsten und zogen zum Tore hinaus.

Alle hatten sie ihre Hand an dem Spieß. An der Spitze ging der Allgäuer und blies auf seinem Posthörnle ein Trompeterstückle, dann kam der Seehas und dann der Nestelschwab, der ihm sein Bündel trug; nun folgte der Blitzschwab, der mit heller Stimme sang: „Es geht ein Butzemann in unserm Reich herum, Bidibum!“ Nun kam der Spiegelschwab, dann der Gelbfüßler, und ganz zuletzt keuchte der Knöpfleschwab mit seinen Kochgeschirren. Sie sahen aus wie eine Schar gespießter Lerchen.

Über den Weg, den sie zum Bodensee einzuschlagen hätten, konnten sie lange nicht einig werden. Der Allgäuer wollte der Wertach nachgehen und dann über das Gebirge; der Gelbfüßler meinte, das sei ein großer Umweg, sondern man müsse dem Neckar folgen, denn der fließe in den Rhein und dieser in den Bodensee, wie jedermann wisse. Endlich siegte die Meinung des Blitzschwab, daß ein braver Mann immer geradaus ginge. Und so wateten sie denn durch die Wertach, weil die Brücke abwärts lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wiesen und Felder, durch Wüsten und Wälder, Berg auf und Berg ab, bis sie an Ort und Stelle kamen, hatten jedoch zuvor noch eine große Menge von Abenteuern zu bestehen.

Die ersten Abenteuer.

Nur einige Stunden von Augsburg waren die sieben Schwaben entfernt, da kamen sie in einen Hohlweg, wo ein groß=

mächtiger Bär tot an der Erde lag, aber der an der Spitze marschierende Allgäuer sah ihn nicht eher, als bis er fast mit der Nase auf ihn fiel. Da schrie er laut auf: „Ein Bär! ein Bär!“ und stieß den Spieß aus Leibeskräften gegen das tote Tier. Das rührte sich jedoch nicht mehr.

Hocherfreut darüber blickte sich nun der Allgäuer nach den Gefährten um, die aber lagen auch alle am Boden, und jener, nicht anders glaubend, als daß er sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen habe, fing an laut zu jammern. Da sprang jedoch einer nach dem andern wieder auf, denn sie waren nur vor Schreck umgefallen, möglich auch, daß sie den Spieß zu fest gehalten hatten. Sie stellten sich alle um den Bären herum und fürchteten sich gar nicht.

Als sie ihn näher untersuchten und keinerlei Wunde an ihm fanden, schüttelten sie die Köpfe, und der Spiegelschwab warf die große Frage auf, woran das Tier wohl gestorben sein möchte. Da hatte nun jeder eine andere Meinung. Der Knöpfleschwab sagte: „woran sonst als an Hunger,“ der Gelbfüßler: „nein, sondern aus Kälte,“ und so stritten sie hin und her. Der Spiegelschwab, der pfiffigste unter den Sieben, traf das Richtige, indem er sprach: „Nicht an dem und nicht an jenem, sondern der Bär ist lediglich an dem Tode gestorben.“

Dieser Entscheidung fielen sie denn auch alle bei. Dann zogen sie dem Bären den Pelz ab, den sollte später derjenige erhalten, welcher sich bei dem Kampfe mit dem fürchterlichen Tier am Bodensee am mannhaftesten zeigen werde. — — —

In der Gegend von Schwabeck begegnete den sieben Schwaben eine hübsche Bauerntochter, welche züchtiglich grüßte und die ihnen allen sehr wohlgefiel, besonders dem Blitzschwaben.

„Potz Blitz!“ sagte dieser; „das Mädle muß ich stellen und anreden.“ Und er ging auf sie zu und fragte sie, wie sie heiße?

Sie antwortete: „Man nennt mich das Kätherle von Schwabeck,“ und dabei schaute sie ihm freundlich ins Gesicht, denn der Blitzschwab war auch gar kein unebener Kerl.

Der fragte sie sogleich frischweg, ob sie ihn nicht heiraten möchte?

Da lachte das Mädle und sagte: „Ja, wenn die Mannsleut so fäfig (d. h. selten) wären, wie die Pfeffernüsse.“

Das freute den Blitzschwaben, und er meinte, daß sie ihm als Draufgeld nur gleich ein Schmätzle geben möchte.

Da sagte die Jungfer lachend: „Eine Ohrfeige sei ihr wohl feil, aber kein Kuß, das möge er sich merken.“

Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernst sei, und er nahm sie bei der Hand, was sie augenscheinlich gern zuließ, fragte, ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wiederkäme? und schmeichelte und streichelte sie und nannte sie Schatzhauser, Herzkäferle und mit andern Kosenamen, schwätzte auch allerlei lustiges Zeug, wie verliebte Leute zu tun pflegen, was sie alles mit Vergnügen anhörte.

Endlich aber hatte sie daran genug, machte sich sanft los und sagte: „er solle nur zu ihr auf die Kirmes kommen, da würde sich weiteres finden,“ nickte noch einmal freundlich und ging mit einem: „Nichts für ungut!“ dahin.

Die Gefährten mußten darin einstimmen, daß sie eine wunderschöne Tochter sei, und dem Blitzschwaben kam seitdem das Mädle nicht mehr aus dem Sinn, und er nahm sich fest vor, ihrer Einladung zu folgen und auf die Kirmes nach Schwabeck zu gehen. — — —

Nicht so freundlich verlief die Begegnung mit einem groben Bayern, der ihnen begegnete. Der war aus München, seines Zeichens ein Bierbrauer, und war nach

Memmingen gekommen, um Hopfen einzuhandeln. Als der die sieben sonderbaren Kerle daherkommen sah, blieb er am Wege stehen, betrachtete sie kopfschüttelnd und schien große Lust zu haben, sie auszulachen.

Das ärgerte den Blitzschwaben, und er fragte den grinsenden Bayern: „Was schaust du so, du Talk? hast du noch keinen Schwaben gesehen?“

„O ja,“ lachte der Bayer, „bei mir daheim in der Küche gibt's Schwaben zu Tausenden.“

„Potz Blitz, Malefiz!“ sagte da der Blitzschwab und sprang auf den Bayern zu. Der war ein großer, vierschrötiger Kerl, dem der Blitzschwab nicht bis an die Achsel reichte, aber trotzdem sprang der kleine Schwab in die Höhe und versetzte dem andern eine schallende Ohrfeige, daß dem Bayern die Ohren sausten. Nun langte dieser zwar auch aus, aber der Blitzschwab wich gewandt aus, so daß der Bayer stolperte und zur Erde fiel.

Jetzt ging's über ihn her. Der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel, die andern hielten ihn an Händen und Füßen und trommelten auf ihn los. Dennoch wäre der kräftige Mann ihrer wohl Herr geworden, da aber fiel der Allgäuer wie ein Maltersack auf ihn und drohte ihm das Lebenslicht auszublasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten würde.

Dazu mußte sich der Bayer denn auch verstehen, und nun ließen sie ihn gehen. Als er aber nach München zurückgekommen war, ließ er an seinem Hause auf dem Anger die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtnis, allwo sie noch heute zu sehen sind. — — —

Nicht so einfach konnten sie mit einem frommen Klausner fertig werden, der sie nicht spöttisch ansah, sondern ihnen als Landstreichern gehörig die Wahrheit sagte. Sie fanden ihn bei seiner Klause in einem Walde und fragten ihn nach dem Wege. Der fromme Mann las gerade in einem Buche, welches von der Faxenmacherei der Weltkinder handelte, und als er die Sieben so vor sich stehen sah, glaubte er das lebendige Abbild solcher Faxenmacher zu sehen.

„Den Weg soll ich euch weisen, ihr Landfahrer?“ antwortete er grob; „wartet, die Schellen will ich euch stimmen, ihr Schalksnarren! Die Federn will ich euch beschneiden, ihr Possenreißer! . . .“

Der Seehas unterbrach ihn: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier“ . . .

Der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, sondern rief: „Herr Gott im Himmel! was für Höllenlumpen hast du auf Erden! Da ziehen sieben solcher Kerle mit einmal herum im Reich, zur Schande und zum Spott des Schwabenlandes und der Christenheit! Gibt's denn nichts Nützliches mehr zu tun in der Welt für solche Schlingel, die ihr seid? Gibt's denn keine Hafen (Töpfe) mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheren zu schleifen? Schert euch fort! In den Stock mit euch, an den Galgenbaum, ihr Herumtreiber, ihr Spielmänner, ihr Komödianten!“

Vor lauter Staunen sagte da selbst der Allgäuer „Potz Blitz!“ Er machte rechtsum und zog die andern an dem Spieße nach, die alle vor Schreck verstummt waren. Der Blitzschwab hatte sich am schnellsten gefaßt und begann zu singen:

Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibst du so lang?
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Bumbum.

Da kommen die Weiber
Mit Sichel und Scheiben
Und wollen den Schwaben
Das Tanzen vertreiben
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Bumbum.

Da laufen die Schwaben,
Und fallen in Graben,
Da, sprechen die Schwaben,
Liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia,
Mit der großen Bumbum.

Da laufen die Schwaben
Die Weiber nachtraben,
Bis über die Grenze
Mit Sichel und Sense:
„Guten Morgen, Spielleut',
Nun schneidet das Korn!"

Die sieben Schwaben in Memmingen.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl da die besten Würste zu haben sind," sagte der Spiegelschwab.

„Aber warum?" fragten die andern.

„Darum!" entschied der Spiegelschwab kurz; „ich werde mich hier doch wohl am besten auskennen, da ich hier daheim bin."

„Sei's," entschied der Nestelschwab; „wir können ebensogut um die Mauern herum und zum andern Tore wieder hinaus gehen."

Das geschah denn auch. Die sieben Schwaben gingen nicht durch das Tor in die Stadt hinein, sondern um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Das war nun gewiß sehr schlau von dem Spiegelschwaben, der ja schon bei seiner Werbung zu dem Abenteuer am Bodensee gesagt hatte, daß er wohl raten könne, daß es aber mit der Tat bei ihm schlecht bestellt sei, da er nicht einmal sein Weib meistern könne. Da hat sich's aber an ihm augenfällig gezeigt, daß kein Mensch seinem Schicksal entgehen kann. Denn ehe er sich's versah, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, dem man die böse Sieben schon von weitem ansah, und schrie in einem Tone, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange herum kalfaktert, du Galgenstrick?"

Der Spiegelschwab erkannte sogleich seine liebe Ehehälfte und rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel ist los!" und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Da er nichts zu tragen hatte, so hatten ihm die Gefährten das Bärenfell aufgebürdet. Das warf er in der Eile über den Kopf, schlüpfte in die Pranken und ließ sich auf alle Viere nieder. Wie nun die Frau näher kam, richtete er sich auf und raschelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufkreischte und über Hals und Kopf davonrannte. Er ihr nach, holte sie ein und drückte und herzte sie, daß ihr bald die Sinne vergingen. Als er sie losließ, verschwand sie in der höchsten Eile, er aber ging seinen Gesellen nach.

Man sagt, daß die Memminger Frauen seit diesem Schwank des Spiegelschwaben die bösen Männer Brummbären nennen.

Inzwischen waren die andern weiter gegangen und standen nun vor dem andern Tor, von dem der Nestelschwab gesagt hatte, daß sie zu dem wieder hinausgehen wollten. Nun gingen sie aber gerade durch dieses Tor in die Stadt hinein, ohne es zu wollen. Da sahen sie gleich am ersten Hause einen Maibaum aufgerichtet, das Zeichen eines Wirtshauses, und lasen über der Tür: „Hier schenkt man Märzenbier aus." Einer sah den andern an, und sie wußten sich diese Inschrift nicht anders zu erklären, als daß hier Märzenbier „geschenkt", das heißt umsonst verabreicht wird.

Der Wirt, der sie mit dem großmächtigen Spieß daherkommen gesehen hatte, war nicht wenig erschrocken, lief ihnen schon entgegen und fragte, was sie begehrten.

„Wir wollen ein wenig Euer Bier kosten," sagte der Allgäuer kurz und ging mit den Gesellen in die Zechstube.



Die sieben Schwaben verprügeln einen groben Bayern.

Der Wirt erschrak noch mehr über diese kurze Abfertigung und meinte nun nicht anders, als daß diese Männer Abgesandte der schwäbischen Kreisregierung seien, die durch das ganze Land das Bier verkosten und schätzen sollten, ob es auch vorschriftsmäßig und preiswert sei. Er lief deshalb eilfertig in den Keller, brachte, obwohl es noch nicht ganz gut war, doch das beste Bier, was er auf Lager hatte und setzte es den sieben Schwaben mit vielen Bücklingen und lobenden Worten vor.

Die Gesellen tranken eine „Bütsche", wie man dort die hölzernen Trinkgefäße nennt, nach der andern leer, bis sie es auf einen halben Eimer gebracht hatten und der Wirt schmunzelnd sagte: „Er sehe mit Freuden, daß es ihnen wohlschmecke."

„Nun ja, das Bierchen ist schmackhaft," sagte der Allgäuer vornehm.

„Es könnte aber doch wohl noch besser sein," tadelte der Blitzschwab, „mich dünkt, es ist zu wenig Malz und Hopfen drin."

„Mit Verlaub," wendete der Wirt ein, der ein Schalk war, „Hopfen und Malz ist nicht zu wenig drin, wohl aber zu viel Wasser."

Drob lachten die Gesellen, und der Blitzschwab sang ein lustiges Liedel.

In Langensalz, in Langensalz
Braut man drei Bier aus einem Malz.
Das erste heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeister gern;

Das andre heißt das Mittelbier,
Das setzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Kofent,
Trink dich potz sapperment.

Nachdem nun die Gesellen genug getrunken hatten, standen sie auf und gingen davon, denn sie waren der Meinung, daß sie trotzdem dem Wirt, der das Bier „schenkte", nichts schuldig seien. Und der Wirt ließ sie auch ruhig gehen, denn er dachte auch jetzt noch, es wären das Männer von der schwäbischen Kreisregierung, denen er nicht wohl Bezahlung der Zeche abfordern dürfe. Er sagte ihnen sogar noch, es sei ihm eine große Ehre gewesen, und sie versprachen ihm dagegen, sein Bier überall zu empfehlen. Sie konnten sich aber nicht genug darüber wundern, daß man in Memmingen das Märzenbier umsonst verabfolge.

So ward der Wirt gefoppt von seinen eigenen Landsleuten, ohne deren Wissen und Willen. Er hatte jedoch keinen Schaden davon, denn der freie Trunk an die sieben Schwaben wurde ihm sehr gut bezahlt. Sie hatten nämlich Wort gehalten und den Wirt in Memmingen und sein Bier überall, wohin sie kamen, kräftig empfohlen. Daraufhin gingen nun nicht wenige, die durch Memmingen kamen, gerade zu diesem Wirt, den sie sonst nie beachtet hatten, und da dies Wirtshaus dadurch emporkam, so kam auch mancher aus der Umgegend eigens zu dem Zweck nach der Stadt, um das gute Bier bei diesem Wirt zu probieren. Und so machte sich die freie Zehrung der sieben Schwaben sehr gut bezahlt.

Das blaue Meer.

Der freie Trunk im Wirtshause zu Memmingen scheint für unsere Schwaben doch etwas viel geworden zu sein. Man weiß allerdings, daß richtige Schwaben in dieser Beziehung etwas leisten können und noch immer Weg und Steg finden, auch wenn sie eine ganze Anzahl Mäßle auf einen Sitz getrunken haben. Und unsere Helden waren doch richtige Schwaben, wenn wir etwa den Nestelschwaben ausnehmen, der ja schon bei seiner Erwerbung durch den Seehas gesagt hatte, daß er kein Landsmann wäre, und von dem man auch wirklich heute nicht mehr weiß, ob ob er nicht vielleicht ein Pfälzer oder ein Schweizer gewesen sein könnte.

Aber wie gesagt, es scheint doch ein bischen viel geworden zu sein, denn obwohl ein Blinder die Straße mit dem Krückstock hätte fühlen können, so ging sie unseren Helden doch verloren, und in den Hopfengärten verirrten sie sich ganz und gar. Das focht sie aber nicht an, der Allgäuer blies sein Posthörnle und der Blitzschwab sang lustige Lieder. Als sie endlich die Hopfengärten hinter sich hatten, standen sie auf freiem Felde, aber von einem Wege war da keine Spur.

„Bygost!“ sagte da der Allgäuer, „wenn kein Weg da ist, so machen wir uns einen. Die Iller werden wir doch finden, und kann ja auch die Brücke nicht weit sein. Kommt mir nur immer nach am Spieß, so wird sich's schon machen.“

So reihten sie sich denn wieder an dem Spieß in alter Ordnung, aber nicht lange, so verließ bald dieser, bald jener seinen Platz. Der Knöpfleschwab keuchte schwer, stolperte und fiel sogar, denn das Brachfeld, über das sie gehen mußten, war sehr uneben. Dazu kam, daß es anfing, dunkel zu werden, und noch immer irrten sie planlos umher.

Auf einmal standen sie an einem Abhang und sahen unter sich einen blauen See, der Wellen schlug. So wenigstens schien es ihnen, denn in Wirklichkeit war da gar kein Wasser, sondern es war ein Flachsfeld, welches über und über in blauer Blüte stand und in dem der Wind spielte, sie aber hielten es für Wasser, und standen nun plötzlich ratlos.

„Potz Blitz!“ rief der Blitzschwab, „was ist da zu machen? Durch müssen wir doch, sonst kommen wir ja nicht an Ort und Stelle. Allgäuer, du bist der Längste unter uns; mach' du den großen Christoph und trag' uns hinüber.“

„Bygost!“ sagte der Allgäuer und kratzte sich hinter den Ohren, „ins Wasser mag ich schon gehen, aber nicht weiter als bis an den Hals.“

Der Nestelschwab jammerte, daß er nur mit einer Hand rudern könnte, weil er mit der andern die Hosen halten müßte. Der Knöpfleschwab trat ganz nahe an den Rand des Abhanges und schaute in das Wasser hinab, um zu sehen, ob keine Walfische drin wären.

Das sah der Blitzschwab, trat rasch von hinten her an ihn heran und mit den Worten: „Frisch gewagt ist halb geschwommen!“ gab er ihm einen Stoß, daß er kopfüber hinunterschoß.

Da lag nun der Knöpfleschwab im Flachs, und die andern schauten mit Angst hinterher. Aber sie sahen nur, wie er sich wieder emporrappelte und nun bis am Leibe in dem vermeinten Wasser stand.

„Hm! der sinkt nicht,“ rief da der Gelbfüßler und faßte Mut, „da kann es nicht tief sein, und man kann's wagen,“ und damit hüpfte er wie ein Laubfrosch frisch und flink hinunter. Das Beispiel wirkte: Nun spie sich auch der Blitzschwab in die Hände, nahm einen tüchtigen Anlauf und sprang hinab.

„Bygost!“ rief da der Allgäuer mutig, „der letzte will ich auch nicht sein,“ warf den Spieß vorauf und hüpfte ebenfalls hinab.

Auch die andern sprangen nun hinunter, nur der Nestelschwab nicht; der hatte sich lieber an des Allgäuers Hosenbund gehängt und sich mit hinunternehmen lassen und fiel nun weicher, als alle übrigen, das einzige mal, daß er gescheit gewesen war.

Da lagen sie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und streckten sie ihre Glieder wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählich heraus wie Schnecken aus ihrem Häusle; endlich standen sie wiederum da wie andere Menschen, sagten aber kein Wort, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seien.

Nachdem sie nun den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie querfeldein weiter.

Es war schon finstere Nacht, und sie hatten die Landstraße immer noch nicht gefunden. Plötzlich rief der Allgäuer: „Bygost! nun haben wir die Straße und sind also auf dem rechten Wege.“

Er hatte nämlich in der Dunkelheit einen breiten hellen Streifen gesehen, den er für die Landstraße hielt. Es war aber ein breiter Fluß, die Iller, der in der Finsternis so geschillert hatte. Er schritt also rasch darauf los und plumps! lag er im Wasser. „Bygost! ich ersauf',“ konnte er nur noch schreien, denn das Wasser ging ihm schon über den Hals.

Zu Tode erschrocken sprangen die andern zurück, nur der Knöpfleschwab blieb und half, oder vielmehr er konnte nicht zurückspringen, sondern mußte bleiben, denn er hatte sich, um in der Finsternis nicht abseits zu kommen und sich zu verlaufen, an den mächtigen Spieß angebunden, und zu allem Glück hatte der an der Spitze marschierende Allgäuer bei seinem Fall ins Wasser auch den Spieß nicht losgelassen. An der Waffe, fast so groß als ein Wiesbaum, saßen nun also noch zwei Leute fest, einer im Wasser und einer am Ufer, und da der Knöpfleschwab dick und breit war und sich mächtig nach hinten stemmte, so bot er für den Allgäuer einen wuchtigen Halt, so daß sich dieser an dem Spieß wieder aus dem Wasser herausrappeln konnte. Ohne den Knöpfleschwab wäre er sicherlich verloren gewesen samt dem Spieß.

Das ist allerdings auch die einzige Heldentat des Knöpfleschwaben auf der ganzen Fahrt gewesen, was aber nicht verschwiegen werden soll, um allen Teilnehmern an diesem Kriegszuge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Auf das mörderliche Geschrei, das die Gesellen erhoben, kam endlich auch der Spiegelschwab herbei, der hier so ziemlich Bescheid wußte und eine Brücke gesucht und gefunden hatte. So gelangten sie alle glücklich über den Fluß und kehrten in dem ersten Wirtshause ein, das sie antrafen.

Schwabenstreiche.

Bei Leutkirch war's, wo die sieben Schwaben eine große Herde Vieh antrafen, die ihnen schier den Weg verlegt hatte. Der Allgäuer an der Spitze schritt aber tapfer zwischen hindurch, denn beim Vieh war er daheim groß geworden und wußte damit in jeder Art umzugehen. Immer links und rechts sein hüh und hott austeilend, zog er die Kameraden hinter sich her.

Das mochte jedoch den Gemeindestier verdrießen, denn brummend und mit dem Schwanze schlagend ging er auf die Männer los, die sogleich schreiend Reißaus nahmen und nach einem nahen Zaun liefen, auf den sie sich hinaufschwenkten und an den Stecken festhielten, daß es aussah, als hockten Wiedehöpfe darauf.

Nur der Allgäuer räumte das Feld nicht. Er ließ den Stier ruhig auf sich zukommen und sprang dann mit größter Behendigkeit um ihn herum, hatte ihn bald beim Kopf, bald beim Schwanz, zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Meister war. Die Wiedehöpfe auf dem Zaun schauten zu und freuten sich über die Behendigkeit und Geschicklichkeit des Allgäuers. Dieser strebte mehr und mehr auch nach dem Zaun, ersah die günstige Gelegenheit und schlüpfte durch ein Loch hindurch auf die andere Seite.

Wütend rannte der Stier nun bald da, bald dort gegen den Zaun, und wo er heranrannte, da purzelte ein Schwab herunter, und es erhob sich ein jämmerliches Geschrei. Das erbarmte den Allgäuer, er schlüpfte behend wieder durch den Zaun

und band aufs neue mit dem Stier an und beschäftigte ihn so lange, bis die Gesellen sich alle durch dasselbe Loch hinter den Zaun gerettet hatten. Dann nahm auch er Reißaus, und nun sahen er und der Stier sich lange über den Zaun hin an, bis der vierbeinige Brummer als der Gescheitere endlich davonging. Dann holte der Allgäuer den Spieß, und die sieben Schwaben zogen wieder fürbaß. — — —

In der Herberge, wo sie nun übernachteten, fanden sie einen fahrenden Schüler, der sich Adolphus nannte und angab, daß er auch ein Schwabe sei. Er habe aber lange im Norden studiert, sei nun jetzt heimgekehrt und ziehe im Lande umher, um Geschichten von den Schwabenstreichen zu sammeln, die er dann im Druck ausgehen lasse wolle. Der Seehas machte ihm den Vorschlag: er solle nur mit ihnen ziehen, dann würde er genug davon erfahren. Der Spiegelschwab aber raunte dem Allgäuer ins Ohr, er solle doch den albernen Wicht einmal ordentlich Schwabenstreiche fühlen lassen; der aber meinte, dazu müsse man die Gelegenheit abwarten, die sich schon finden würde. Und sie fand sich.

Zur Nacht machte es sich, daß der Allgäuer neben dem Studenten zu liegen kam. Dieser sagte zu dem Allgäuer: „Freund, du mußt nicht erschrecken, wenn ich in der Nacht mit der Faust umherschlage; dann nämlich disputiere ich im Traum, und es hat weiter nichts zu bedeuten.“

„Ei, da geht es dir gerade wie mir,“ sagte da der Allgäuer, „disputieren ist ja nichts Unrechtes. Auch ich disputiere im Traum, aber nicht mit gelehrten Leuten, sondern nur mit meinen Ochsen, wenn sie nicht vorwärts wollen und ich ihnen meine Gründe fühlbar zu machen gezwungen bin. Da mußt auch du also nicht erschrecken, das hat auch weiter nichts zu bedeuten.“

In der Nacht fing der träumende Student nun wirklich an zu disputieren und dabei traf seine Faust die Nase des Allgäuers sehr empfindlich. „Bygost!“ dachte da der Allgäuer, „der hat schwere Träume, die werde ich ihm vertreiben müssen, wenn ich Ruhe haben will.“

Er stand also auf, nahm eine Peitsche, die an der Wand hing, und indem er mit der Zunge schnalzte und immer: „hüh, Bräunle! hott, Bläßle!“ rief, schlug er kreuz und quer um sich und immer auf den Studenten los, so daß dieser anfing, jämmerlich um Hilfe zu schreien. Damit aber noch nicht genug, kehrte der Allgäuer endlich sogar noch die Peitsche um und schlug mit dem Peitschenstiel auf ihn ein, so daß der Student in seiner Höllenangst aufsprang und das Fenster aufriß, um dort hinaus zu flüchten, und der Allgäuer gab ihm noch einen tüchtigen Schmiß mit auf den Weg.

„Nun weiß der gewiß, was Schwabenstreiche sind,“ sagte der Allgäuer und schloß das Fenster. — — —

Einen ganz gewaltigen Schwabenstreich führte auch der Blitzschwab aus.

Als die sieben Schwaben weiterzogen, sahen sie in nicht großer Ferne die Waldburg auf dem Tannenberge liegen. Der Seehas, ein der Gegend kundiger Mann, sagte den Gesellen, daß dort oben ein gewaltiger Riese hause, und erzählte ihnen allerlei Unerhörtes von diesem Ungeheuer, das in der Gegend schon viel Unheil angerichtet habe.

„Kommen wir an jenem Berge nahe vorbei?“ fragte der Blitzschwab.

„Habe keine Sorge,“ antwortete der Seehas, „wir bleiben ihm fern, du brauchst dich nicht zu fürchten.“

„Potz Blitz!“ rief aber der andere, „meinst du, ein Kerl wie ich wird sich etwa fürchten vor einem dummen Riesen?“

Das war nun keine eitle Prahlerei von dem Blitzschwaben, sondern er meinte es ganz ernst, und als die Gefährten schliefen, machte er sich allein auf den Weg nach der Waldburg.

Der Riese lugte soeben über die Ringmauer hinaus, wie unsereins etwa aus einer Dachluke herausschaut. Sein Kopf war so groß wie die aufgehende Vollmondscheibe, und die schwarzen Haare hingen ihm über die Stirn herab ins Gesicht. Er war eben dabei, ein Kalb zu verschlingen, und seine gewaltigen Zähne zermalmten die Knochen, als wären es Zuckerstriezel. Er war so emsig damit beschäftigt, daß er das Männle gar nicht bemerkte, das sich heimlich durch das Gebüsch hindurchstahl, durch das weit offen stehende Tor in die Burg gelangte und unbemerkt ganz in die Nähe des Riesen schlich.

Da plötzlich sprang der Blitzschwab auf den Unhold los, umfaßte eins seiner Beine und kletterte daran wie ein Eichhorn in die Höhe.

Nun weiß aber jedermann, daß ein Riese nichts mehr fürchtet, als eine Kröte, so wie man vom Löwen sagt, daß er davonläuft, wenn er eine Maus sieht oder einen Hahn krähen hört. Auch dieser Riese glaubt nicht anders, als eine Kröte habe sich an sein Bein gehängt, springt entsetzt auf, schlenkert und läuft hin und her, stolpert endlich und fällt zu Boden. Halb des Todes vor Angst ächzt und stöhnt er entsetzlich, da er fühlt, daß die vermeintliche Kröte immer weiter empor kriecht über den Leib und ihm schon im Genick sitzt. Da verliert er alle Besinnung, und der Blitzschwab schneidet ihm nun gemächlich den Kopf ab.

Die sieben Schwaben werden gefangen gesetzt.

Am andern Morgen, nachdem die Gesellen ordentlich ausgeschlafen hatten, zogen sie in guter Laune weiter, unterhielten sich von all den Abenteuern, und lachten einander auch wohl wacker aus. Jeder wußte an dem andern auszumalen, was für eine komische Rolle er dabei gespielt hatte.

So gelangten sie an den Fuß des Berges, auf dem die feste Kronburg gelegen. Da sah gerade der Junker zum Fenster hinaus und erblickte das seltsame Gespann daherziehen. Er rief sogleich seinen Vogt, zeigte ihm die Sieben an dem Spieß und sagte: „Sieh einmal zu, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer sein oder sonst so ein Lumpenpack.“

Der Vogt rief seine grimmigen Bullenbeißer und stieg von dem Berge herab den Schwaben entgegen. Er stellte sich vor sie hin, machte sein grimmigstes Gesicht und gebot ihnen, ihm sogleich ohne Umschweife zu folgen. Die Sieben wußten sehr wohl, daß man der Obrigkeit allzeit zu folgen hat, hier um so mehr, da die Hunde schon die Zähne zeigten und fürchterlich knurrten. Sie folgten daher, wie ihnen geboten, ohne Umschweife. Saumselig zeigte sich nur der kleine, dicke Knöpfleschwab, der unter der Last seines Küchengeschirres schon gewaltig keuchte; es half aber nichts, und wenn er auch mehrmals erinnert werden mußte, so mühte er sich doch auch den Berg hinauf.

Wie sie nun vor dem Junker von und zu Kronburg standen, fragte der sie nach woher, wohin, wie und warum. Und der Seehas, der als Anstifter der ganzen Fahrt immer das Wort führte, erzählte: „Wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Untier hause, und da hätten sich denn brave Landsleute und biedere Männer zusammengetan aus allen schwäbischen Gauen, um Land und Leute von diesem Ungeheuer zu befreien.“

Da lachte der Junker höhnisch auf: wem sie solchen Unsinn weismachen wollten, hieß sie Strolche und gefährliche Landstreicher und befahl dem Vogt, sie

ins Gefängnis zu stecken. Das geschah, und da saßen sie nun still wie die Mäuslein.

Wie konnte aber der Junker von und zu Kronburg harmlose Leute einstecken lassen? Er war in der ganzen Gegend bekannt als ein milder und frommer Herr, der sogar seinen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nötig hatte, um sich selbst warm zu kleiden. Er hatte nun aber gerade am Tage vorher den Plan gefaßt, zur Aufrechterhaltung und Sicherheit im schwäbischen Kreise, sowie zur Beförderung der Aufklärung unter dem gemeinen Volk in seiner Burg ein Zuchthaus anzulegen, und als ihm die sieben Schwaben zu Gesicht kamen, hatte er den Kopf noch ganz voll von diesem Plan. Sie schienen ihm die richtigen Subjekte als erste Bewohner seiner Besserungsanstalt. Sein milder Sinn sagte ihm jedoch, daß jeder Mensch, und wäre er auch der schlimmste Vagabund, Nahrung haben muß, um leben zu können, und so befahl er denn dem Vogt, den Gefangenen Nahrung zu reichen, soviel sie deren bedürfen würden.

Nun kannte der Spiegelschwab den Junker von und zu Kronburg sehr gut und wußte, daß er selbst nur ein armer Schlucker war, der zwar immer große Pläne im Kopfe hatte, diese aber auch immer nicht ausführen konnte, weil es bei ihm am besten, nämlich am Gelde fehlte. Darauf baute er nun einen Plan zu ihrer Befreiung, den er seinen Gefährten mitteilte und der sehr einfach war und dann auch wirklich den gewünschten Erfolg hatte.

Als nämlich am Mittag der Vogt mit einer großen Pfanne voll Milchspätzle eintrat, sagte, wie er von dem Spiegelschwab instruiert war, der Blitzschwab zu dem Knöpfleschwab: „Du, Landsmann, die gehört wohl für dich."

„O, mit nichten," sagte der Vogt, „diese Pfanne soll für euch alle, dürfte auch wohl genug sein."

Der Knöpfleschwab kehrte sich aber an diese Rede nicht, sondern nahm die Pfanne und sagte: „Nun, ich werde schauen, ob es für mich langen wird." Dann fing er sogleich an zu essen, und aß zum großen Erstaunen des Vogtes die Pfanne rein leer, so völlig leer, daß nicht das Geringste übrig blieb.

„Hier ist gut leben bei dem Junker auf Kronburg," sagte da der Spiegelschwab; „nun bringt uns nur auch unser Essen, Herr Vogt, denn wir haben nicht minderen Hunger als dieser."

Der Vogt aber lief zu seinem Herrn, erzählte ihm, was er Unglaubliches gesehen, und fügte hinzu: „Man müßte gleich, ich weiß nicht wie viel Spätzle kochen, und doch möchte ich wetten, es wären noch nicht genug."

Des Junkers Augen waren bei der Erzählung immer größer geworden. Dann rieb er sich die Stirn und lief ein wenig mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, denn sein schöner Plan mit dem Zuchthaus ging in die Brüche. Endlich blieb er vor dem Vogt stehen und sagte: „Soll ich mich einiger weniger Strolche wegen hier auf meiner Burg aushungern lassen? Ein so großes Opfer bin ich weder dem schwäbischen Kreis noch der Menschheit schuldig." Und der Vogt konnte nicht anders, als dem Junker recht geben und war ganz damit einverstanden, hielt es sogar ganz in der Ordnung, als der Junker nun befahl, diese sieben Strolche sofort laufen zu lassen, wohin sie immer wollten.

Der Amtsherr aber gab ihnen noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

Es gibt Stockprügel.

Die sieben Schwaben waren durch des Spiegelschwaben List schnell wieder ihrer Haft entledigt worden und marschierten nun fürbaß auf Ravensburg zu. Da begegnete ihnen ein Handelsmann, und der Spiegelschwab machte sogleich den Vorschlag, den zu schröpfen.

Sie hielten ihm daher den Spieß vor und schrieen ihn an: „Zahle oder zapple!"

Sehr gleichmütig sagte jener: „Bin ein armer Mann, habe nix bei mir als ein wenig Lumpengeld, das ist nicht für ehrliche Leut'."

„Bygost! das sind wir," beteuerte der Allgäuer. „Wenn du dich nicht lösen kannst, so mußt du uns borgen, und ich rate dir, daß du keine Umstände machst."

„Was soll ich machen Umstände?" sagte der Handelsmann und zuckte die Achseln; „kann heute nicht borgen, sonst muß ich selber borgen auf morgen und morgen wieder auf übermorgen."

„Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „hältst du uns für Lumpen, die nicht zahlen wollen?"

„Ehrlich wollen wir alle sein," sagte der Handelsmann, „wir können's aber nicht alleweil sein."

Der Schlaukopf hatte sogleich gemerkt, daß es mit den Drohungen und dem Spieß nicht ernst gemeint sei, und hielt deshalb allen ihren Reden stich.

Da nahm ihn der Spiegelschwab beiseite und redete ihm ein, daß er ihm, da er doch nicht borgen wolle, eine Bärenhaut verkaufen möchte. Da riß der Handelsmann die Augen auf, wurde gar freundlich und fragte: „Was mag sie wohl wert sein? Sechs Batzen gebe ich wohl um eine Bärenhaut." Das wollte nun der Spiegelschwab aber nicht, und so wurden sie endlich handelseinig um einen Taler, den der Handelsmann auch mit sichtlichem Vergnügen hergab. Das Bärenfell bekam er aber trotzdem nicht, sondern er wurde ausgelacht, daß er sich hatte überlisten lassen, und der Spiegelschwab meinte: er habe nur gesagt, daß er ihm das Bärenfell verkaufen möchte, nicht aber, daß er es auch tun wolle.

Der Handelsmann mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, denn es waren ja ihrer sieben gegen einen. Um den Taler besonderen Lärm zu machen, hatte er aber auch keine Ursache, wie sich bald darauf herausstellte.

Als die sieben Schwaben nämlich nach Ravensburg hineinkamen, gingen sie in das nächste Wirtshaus und forderten sieben Ellen von der berühmten Ravensburger Wurst. Der Wirt brachte sie, und nun machte der Knöpfleschwab den Vorschlag: „sie dürften diese Wurst nicht so verteilen, daß jeder eine Elle lang davon bekäme, sondern es müßte, um eine ganz gerechte Verteilung vorzunehmen, jeder die Dicke seines eigenen Leibes messen und danach die Länge der Wurst, die ihm zukäme." Der Allgäuer gab ihm recht, und was der sagte, das galt. So wurde denn die Wurst nach diesem Maß verteilt, so daß für den Nestelschwab, der zuletzt daran kam, nur ein Zipfelchen übrig blieb. Das aß er nicht, sondern steckte es ein, indem er bei sich dachte: „Wenn die andern nichts haben, so werde ich doch etwas haben."

Nachdem sie gegessen und dazu auch getrunken hatten, gab der Spiegelschwab den von dem Handelsmann erbeuteten Taler als Zahlung und verlangte, was er darauf herauskäme, in guter landesüblicher Münze. Als der Wirt den Taler genauer ansah, bemerkte er, daß es ein falsches Geldstück sei. Er schickte es deshalb insgeheim nach dem Rathause mit der Anzeige, daß bei ihm sieben fremde Kerle säßen, die solch falsches Geld bei sich führten und es unter die Leute brächten. Der Bürgermeister sandte sofort den

Büttel mit einer Schar von Stadtknechten, sich der verdächtigen Fremden zu versichern, die von dem Wirt so lange hingehalten worden waren, und wohl oder übel mußten sie diesen Sendboten der Obrigkeit nach dem Rathause folgen.

Hier wurden sie als Falschmünzer und Gaudiebe angeklagt, und obwohl nun der Spiegelschwab den Hergang mit dem Taler der Wahrheit gemäß erzählte, so wollte doch kein „Bygost!" des Allgäuers, kein „Potz Blitz!" des Blitzschwaben, kein Lamentieren der andern helfen, und es war nahe an dem Gerichtsspruche, daß sie gehängt werden sollten. Da aber fielen die Augen des Spiegelschwaben auf den Handelsmann, der auch anwesend war, und nun mußte dieser unfreiwilligerweise für sie eintreten.

Der war nämlich ihnen vorauf in die Stadt und aufs Rathaus gelaufen, um die sieben Schwaben als Straßenräuber anzuklagen. Er hatte natürlich gedacht, daß sie den Taler längst ausgegeben haben würden und das falsche Geld nicht mehr zum Vorschein kommen könnte und meinte sich auf diese Weise rächen zu können.

Er saß nun also auch in einer Ecke unter den Zuhörern der Gerichtsverhandlung und freute sich schon im Innern über seine gelungene Rache. Da fielen eben die Augen des Spiegelschwaben auf ihn, und diese ehrliche Seele rief sogleich, mit dem Finger auf ihn weisend: „Da sitzt der Falschmünzer!"

Auf einen Wink des Bürgermeisters wurde der Handelsmann sogleich ergriffen und vorgeführt. Er mochte seine Unschuld beteuern, soviel er wollte, es half ihm nichts, denn daß der Vorgang mit dem Taler auf der Landstraße sich so zugetragen, wie der Spiegelschwab erzählt hatte, konnte er nicht leugnen, und so war erwiesen, daß nicht die Angeklagten, sondern er das falsche Geld unter die Leute brachte. Nun wollte er den falschen Taler natürlich selber erst von einem Unbekannten eingenommen haben, aber das Gericht ließ sich darauf nicht ein, sondern der Bürgermeister entschied: „Das wird sich weiter finden, mein Bursche!" und befahl, ihn sogleich ins Gefängnis zu stecken und nötigenfalls in Ketten zu legen.

Damit war jedoch die Sache für unsere Abenteurer keineswegs zu Ende. Die Tatsache, daß sie auf offener Landstraße einen Menschen angehalten und um einen Taler geprellt hatten, blieb bestehen. Außerdem hatte man in ihren Sachen, die durchsucht worden waren, den Steckbrief gefunden, den ihnen der Junker von und zu Kronburg mitgegeben hatte und in welchem andere Leute vor diesen Männern pflichtschuldigst gewarnt wurden. Und so entschied denn das Gericht: daß es sich zwar herausgestellt habe, sie wären keine Falschmünzer, daß sie aber doch unzweifelhaft arge Gaudiebe seien, die eine gehörige Strafe verdienten. Und sie wurden verurteilt, daß jeder von ihnen dreißig Stockprügel weniger einen erhalten sollte.

Erst nachdem dieser Urteilsspruch „von Rechts wegen" an ihnen vollzogen worden und jeder der sieben Helden seine dreißig weniger einen Stockprügel ohne Abzug aufgezählt erhalten hatte, wurden sie frank und frei entlassen und konnten ihren Kriegszug weiter fortsetzen.

Der Spiegelschwab und der Gehängte.

Auf ihrem Weitermarsch, den die sieben Schwaben von Ravensburg nicht gerade mit den freudigsten Gefühlen antraten, kamen sie an der Ravensburger Gerichtsstätte, am Galgenberg, vorüber.

Nun muß man aber wissen, daß es im ganzen Deutschen Reiche dazumal nirgends mehr Galgen gab, als in Schwaben. Es wäre aber falsch, wenn man daraus

den Schluß ziehen wollte, daß gerade in Schwaben die Spitzbuben so recht eigentlich zu Hause seien. Vielmehr liefen dort die Schelme aus allen übrigen Gegenden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zusammen, weil jedermann wußte, daß dort so leicht niemand gefangen und gehangen wurde. Hat man doch heutzutage noch das Sprichwort: die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Nun liegt Nürnberg zwar nicht in Schwaben, aber doch nicht weit davon.

Nur Ravensburg und Buchloe zeichneten sich in bezug auf die Sicherheit der Menschen einigermaßen aus, denn da gab es oft zu richten und zu hängen, besonders in Buchloe, wo zumeist immer ein halbes Dutzend Übeltäter am Galgen hing.

Als die sieben Schwaben nun an dem Galgenberg vorbeikamen, sahen sie auch einen droben hängen, der dem Anschein nach erst ganz kürzlich aufgeknüpft worden war. Da fiel dem Spiegelschwaben die Sage ein, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, durch den man zu Gelde kommen könne, ohne daß man es gerade stehle.

„Halt einmal!" sagte er also zu seinen Gesellen und stellte ihnen die Sache vor. Die kratzten sich aber hinter den Ohren, und keiner wollte mit dem Gehängten etwas zu tun haben. Da aber der Spiegelschwab die Sache einmal angeregt hatte, so wollte er es ausführen, nämlich den Galgen erklettern und dem toten Spitzbuben einen Finger abschneiden, der, meinte er, täte ihm ja doch nie mehr weh.

Gesagt, getan. Der Spiegelschwab kletterte mühsam auf den Galgen hinauf, und da er anders nicht gut ankommen konnte, so setzte er sich dem Gehängten rittlings auf die Schultern. Diese Last hielt aber der schon morsch gewordene Strick nicht mehr aus, er riß, und der Gehängte stürzte samt dem Spiegelschwaben hinab. Hier blieb aber der Tote, weil er schon ganz starr war, steif an den Galgen gelehnt stehen, als ob er darüber hinwegsteigen wollte, und der Spiegelschwab saß noch immer rittlings auf seinen Schultern.

Als das die andern Helden sahen, meinten sie nicht anders, als daß der gehängte Schächer lebendig geworden sei und als Rächer hinter ihnen hersetzen wolle, sie ergriffen das Hasenpanier und liefen, was sie laufen konnten, über Hals und Kopf davon. Immer toller rannten sie, als sie hörten, daß wirklich einer hinter ihnen hergelaufen kam, und so wären sie wohl bis an das Ende der Welt gelaufen, wenn ihnen nicht endlich der Atem ganz und gar ausgegangen wäre.

Da erst wagte einer und der andere, angstvoll hinter sich zu schauen, und da sahen sie denn, daß nur der Spiegelschwab hinter ihnen hergelaufen war und danach getrachtet hatte, sie einzuholen.

Trotzdem ließen sie sich's aber nicht nehmen, daß der Tote wieder lebendig geworden sei, aber: „Der hat sicher den Gescheiteren gemacht und ist nach Hause gelaufen," sagte einer.

„So wird's sein," meinte ein anderer, „und die Ravensburger mögen schauen, wie sie ihn wiederkriegen."

Des Blitzschwaben Heimweh.

Nun kamen die sieben Schwaben dem Endziele ihrer abenteuerlichen Heldenfahrt, dem großen Walde am Bodensee, wo das fürchterliche, in den Erzählungen des Seehas immer größer gewordene Tier hausen sollte, näher und näher. Sei es nun, daß dieser Umstand ihr Gemüt so eingenommen hatte, oder sei es, daß ihnen die Ravensburger Stockprügel so in die Glieder gefahren waren, kurzum:

sie wurden von Stunde zu Stunde „däsiger", ließen den Kopf hängen und verstummten fast ganz.

An einem namentlich wurde diese Gemütsverfassung besonders merklich, das war der Blitzschwab. Er war sonst der lustigste von allen gewesen, und seine hübschen Liedlein hatten auch die andern erfreut und erheitert. Jetzt aber war er ganz auffallend traurig, ächzte und stöhnte, als fühlte er sich wer weiß wie krank. Es war jedoch nichts von all' dem, was vorstehend gesagt wurde, sondern etwas ganz anderes, was ihn quälte, und das konnte man recht deutlich merken, als er den Anfang eines bekannten schwäbischen Volksliedes vor sich hin sang:

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich bin nit krank und bin nit g'sund,
Ich bin blessiert und hab' keine Wund!

Und bei der nächsten Rast in einem Wirtshause kam es heraus.

Als die andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts, und als sie aufstanden und weitergehen wollten, blieb er hocken und legte die Hände an den Kopf.

Der Spiegelschwab, der sein besonderer Freund war, fragte ihn, was ihm fehle. „Laß mich ungeschoren!" antwortete aber jener und fing an laut zu weinen. Da setzte sich der Spiegelschwab zu ihm und begann ihn zu trösten, ließ aber auch nicht ab mit Fragen. Endlich stieß der Blitzschwab unter lautem Schluchzen hervor: „'s Kätherle!"

Da war's heraus, was ihn plagte: das Heimweh, und zwar nach dem Kätherle, dem hübschen Bauernmädchen aus der Grafschaft Schwabeck, das ihn ja zur Kirmes eingeladen hatte. Ja, konnte er denn überhaupt noch auf die Kirmes kommen? Wußte denn einer von ihnen, wie es mit der Abenteuerfahrt werden und wie sie ablaufen würde? Konnte nicht schließlich das fürchterliche Untier in dem großen Walde am Bodensee sie alle miteinander verschlingen? Und zwischen diesen Gedanken, die jetzt wieder riesenhoch in ihm aufstiegen, trat das Bild des schönen Kätherle und die Einladung zur Kirmes, und der arme gequälte Blitzschwab mußte laut aufheulen.

Nun wußte auch der Spiegelschwab, wie er mit ihm daran war, aber er wußte sich keinen Rat, wie er's beginnen sollte, den Gefährten zu beruhigen.

Da ging der Augsburger Bote vorbei, der die Ordinari-Postzeitung durch das Reich trug. Als den der Blitzschwab sah, sprang er auf und rief: „Mit dem geh' ich, und ich laß mich nicht halten, und ich will und muß fort."

Dem Spiegelschwaben kam da plötzlich ein Gedanke und er rief den Boten an: „He! Landsmann!"

„Was soll's?" antwortete der.

„Sag' einmal, Landsmann, kennst du das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck?"

„Wer wird das Kätherle nit kennen," lachte der Bote; „sie ist ja das schönste Mädchen im ganzen Reich."

„Nu, dann sag' ihr, ich laß sie grüßen, und wenn sie einen Schafskopf zum Manne haben will, so soll sie den da nehmen."

Blitzschnell aber sprang der Blitzschwab auf den Boten zu, packte ihn an der Gurgel und schrie ihm zu: „Daß du das Maul hälst, Bote, und ihr nichts vorlügst, wie der dich da anstiften will, oder ich erwürge dich auf der Stelle."

„Ja doch, ja doch!" gurgelte der gewürgte Bote. „Um aller Heiligen willen, ich will ja gern das Maul halten. Sag' mir nur, was ich ihr sagen soll."

„Na gut, und es soll dein Schaden nicht sein, Mensch. Sag' ihr also erstlich, daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin. Sag' ihr zweitens, daß ich ganz



Der sieben Schwaben kopflose Flucht.

gewiß auf die Kirmes kommen werde, wie sie mich eingeladen hat. Und sag' ihr drittens, ja — sag' ihr — sag' ihr, daß ich sie grüßen lasse."

Der Bote versprach schmunzelnd, daß er diese Bestellung getreulich ausrichten werde, denn der Blitzschwab hatte in die Tasche gegriffen und ihm einen Weißpfennig oder Albus, wie man eine damalige rheinländische Münze nannte, in die Hand gedrückt.

Damit war der Blitzschwab nun einstweilen beruhigt und ging mit dem Spiegelschwaben den Gefährten nach. Nun hätte er recht wohl den Schluß jenes schwäbischen Volksliedes singen können:

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich hab' erst heut den Doktor g'fragt,
Der hat mir's unters G'sicht gesagt:
„Ich weiß wohl, was dir ist:
Ein Narr bist du gewiß!"
Nun weiß ich, wie mir ist.

Die letzte Mahlzeit und die Schlachtordnung.

Am andern Tage waren die sieben Schwaben ganz in die Nähe des Bodensees gekommen. Als sie desselben ansichtig wurden, sagte der Seehas: „Das ist der Bodensee."

Die Gefährten sperrten Mund und Augen auf, und jeder hatte etwas zu fragen. Der Spiegelschwab: Ob das Wildenten seien, die man dort in der Ferne schwimmen sehe? Es waren aber Schiffe. Der Gelbfüßler: Ob jenseits drüben auch Leute wohnen wie diesseits? Und so fragte einer dies, der andere das. Nur der kluge Allgäuer fragte nicht, sondern bewunderte bloß und sagte: „Bygost! Das ist eine Lache, so groß, daß man die Berge drin versäufen könnte."

Da meinte der Seehas, sie belehren zu müssen, und sagte: „Ja, das ist der Bodensee, der seinen Namen davon hat, daß er weder Grund noch Boden hat. Andere nennen ihn auch das deutsche Meer. Das tun sie wohl mit Recht, denn wie das Meer hat er auch einen Umfang von wenigstens hundert Meilen. Bei stillem, hellem Wetter kann man versunkene Schlösser und Städte darin sehen und ganze Landschaften. Fische sind darin, so lang wie der Münsterturm hoch ist, und auch Nixen gibt es in Menge da, zu Wasser und zu Lande. Und wenn das Wetter stürmisch wird, so wirft der See Wellen so hoch wie der Säntisberg. Aber wer das alles nicht selbst gesehen hat, der glaubt es nicht; ich aber lasse mir von dem allen, was ich euch gesagt habe, nichts abmarkten, denn ich habe euch nur die reine Wahrheit gesagt und übertreibe nichts."

„Potz Blitz!" rief der Blitzschwab einmal über das andere, und die andern hörten andächtig zu. Der Seehas mußte es ja auch wissen, er war ja hier in Überlingen am See zu Hause.

Als sie nun gehört hatten, zogen sie weiter, an Überlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo nach dem Bericht des Seehas das Untier hauste. Ehe sie sich aber in den Strauß einließen, wollten sie noch eine ordentliche Herz- und Magenstärkung zu sich nehmen, und der Knöpfleschwab sparte weder Schmalz noch Salz, um die letzte Mahlzeit, die allen wie eine Henkermahlzeit vorkam, so appetitlich wie möglich zu machen.

Als sie nun so um die Pfanne herumsaßen, war allen, obwohl sie sich die feinen Spätzle trefflich schmecken ließen, doch recht trübselig zumute. Sie hatten mehr oder weniger alle das Gefühl, daß sie ihre letzte Mahlzeit genössen, und daß dieser Tag der letzte ihres Lebens sei. Wohl sagte einer: „Wir wissen ja doch gar nicht, ob unser Stündle gekommen ist"; und der Nestelschwab meinte sogar:

„Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß mein letztes Stündle gar nie kommen werde." Das wollte aber alles nicht verfangen, und selbst der beherzte Allgäuer holte einen Seufzer nach dem andern aus der tiefsten Tiefe seiner Seele herauf. Es half aber all' nichts. Es mußte gehandelt und die Schlachtordnung formuliert werden.

Da zeigte es sich, daß aber keiner der vorderste sein wollte; selbst der Allgäuer weigerte sich, an die Spitze des Spießes zu treten: er sei, sagte er, nun lange genug der erste gewesen, nun wolle er einmal der letzte sein. So stritten sie lange hin und her, bis endlich der Seehas das Wort ergriff: „Liebe Freunde und Landsleute! Frisch gezuckt ist halb gefochten. Es ist nichts besser, als ein guter Mut in bösen Sachen. Das gute Herz siegt in allem Übel. Gang Jockele," wendete er sich nun an den Gelbfüßler, „gang du voran, du hast Sporen und Stiefeln an, daß dich das Tier nicht beißen kann."

Und der Gelbfüßler aus Bopfingen, gutmütig wie er war, ließ sich dazu bewegen, denn er dachte bei sich: „Entweder lauft das Tier davon, dann lauf ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf ich davon, und so kriegen wir uns beide nicht unser Leben lang."

Sieg und Ende.

In dieser neuen Ordnung rückten nun die sieben Schwaben vor, um das Hauptabenteuer zu bestehen. Dies zu erzählen, ist nun allerdings schwierig, und wir müssen uns da schon an den alten Chronisten selbst halten.

Er schreibt: „Da es nun aber an dem ist, das größte und gefährlichste Abenteuer zu erzählen, welches die sieben Schwaben bestanden: so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die Tat leider! nicht selbst mitgetan, so mußte ich sie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen; absonderlich von dem Seehasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldentums. Der aber ist ein Erzlügner gewesen, ein Windbeutel, ein Märchensager von Haus aus. Und die übrigen, mit Respekt zu melden, verdienen wohl ebensowenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuten, wird nur zu eigenen Gunsten erzählet und seinen Teil am Abenteuer herausgestrichen haben. In solcher Not, was soll der Geschichtsschreiber tun? Ohne Zweifel das beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natürlichste und wahrhaftigste erscheint."

Und so erzählt der Chronist denn, wie die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran, gegen den Busch zu, wo, wie der Seehas sagte, der Drache sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, wollte der Spiegelschwab sich drükken und abseiten gehen, um, wie er vorgab, zu spionieren, wo das Untier stecke. Das wollte aber der Allgäuer nicht leiden: „Laß es stecken, wo es will," sagte er, „du mußt mit den andern mitmachen und darfst nicht apart tun."

„Jetzt haltet fein das Maul," mischte sich der Seehas ein, „und seid hübsch auf der Hut mit schauen und aufpassen."

Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen und schauen und aufpassen, siehe, da liegt ein Hase im Busch, der schaut auch und paßt auf, macht ein Männchen, erschrickt und läuft davon.

Die sieben Schwaben aber bleiben stehen, ganz erstaunt und erstarrt. „Hast's gesehen? Hast's gesehen?" rief einer um den andern, und: „es war so groß wie ein Pudelhund — nein, wie ein Mastochs — nein, wie ein Kamel," sagte einer um den andern.

„Bygost!" rief zuletzt aber der Allgäuer, „wenn das kein Hase gewesen ist, so will ich nit mehr der Allgäuer sein!"

„Nun ja, Has hin, Has her!" belehrte der Seehas, „es war eben ein Seehas, und ein solcher ist halt schlimmer und gefährlicher als alle Hasen im heiligen deutschen Reich."

Solche Hasen gibt es nun allerdings nicht mehr, sie mögen wohl ausgestorben sein, wie die Mammutelefanten.

So war denn das größte und gefährlichste Abenteuer glücklich und ohne Schaden überstanden. Nun wären sie einander aber beinahe selbst in die Haare geraten, nämlich um das Bärenfell, denn nun wollte es ein jeder haben und wußte etwas anzuführen, was ihn berechtigte, daß ihm dessen Besitz zugesprochen werden müßte. Der Seehas sagte, daß es ihm billigerweise zukäme, da er sie doch alle angeführt habe. Der Gelbfüßer machte geltend, daß er jetzt bei der furchtbaren Gefahr an der Spitze gestanden habe. Der Allgäuer berief sich darauf, daß er während des ganzen Zuges die Spitze gebildet habe, „und Bygost!" fügte er hinzu, „ich will den sehen, der es mir nimmt!"

Da war es wieder der Seehas, der den Streit schlichtete: „Liebe Freunde und Landsleute, ich will euch was sagen: Die Welt wird einmal voll sein von unserer Tat, und es tut darum not, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehasen selbst die Haut nicht abziehen konnten, sintemal wir ihn nicht erwischt, sondern nur fortgejagt haben über den Rhein hinüber ins Franzosenland, wo er um sich beißen mag, soviel er will; so wollen wir statt dessen die Bärenhaut samt dem Spieß ausstellen in meiner Vaterstadt Überlingen, in deren Nähe ja die große Tat vollbracht worden ist. Ist's euch recht, so hebt den Finger auf und saget: Ja!"

Und sie hoben alle den Finger auf und sagten: Ja! und so gab denn der Allgäuer die Bärenhaut her, die sie an den Spieß steckten. Nun zogen die sieben Schwaben in Frieden und Freuden in Überlingen ein und gingen in die Kirche, wo sie Gott lobten und dankten für die glücklich überstandene Gefahr. Nachher aber gingen sie ins Wirtshaus zum Goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben mit dem berühmten Seewein.

Die Leute von Überlingen waren nicht wenig erstaunt über das fürchterliche Tier, welches da in ihrem großen Walde gehaust haben sollte, denn sie hatten bis dahin gar nichts davon gewußt. Um so höher aber priesen sie ihren Landsmann, den sie als ihren ehemaligen Bannwart recht wohl kannten, daß er sie schon im voraus, noch ehe sie etwas davon hörten, von dem Untier befreit hatte, denn er war es ja doch gewesen, der dasselbe entdeckt, die Mannen geworben und das greuliche Geschöpf nach verzweifeltem Kampfe über den Rhein hinüber in das Land der Franzosen gejagt hatte. Also gebührte die Ehre vornehmlich einem Überlinger.

Die Landsleute beschlossen nun, das Siegeszeichen von den tapferen Sieben anzunehmen, und es für ewige Zeiten aufzubewahren. Da hielten sie es für das angemessenste, daß sie eine fromme Stiftung machten, und erbauten infolge dieses einmütigen Beschlusses eine Feldkapelle am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Gedächtnis.

Außerdem bekam ein Bildschnitzer den Auftrag, einen schönen hölzernen Heiland anzufertigen, der in der Kapelle aufgestellt werden sollte. Das führte der Mann herrlich aus und schrieb darauf mit vergoldeten Buchstaben: „Heiland der Welt." Mit dieser Inschrift waren die Überlinger jedoch nicht einverstanden, denn was hatte

die Welt damit zu tun? Der Herrgott hatte ja doch den sieben Schwaben in ihren Ängsten und Nöten geholfen, daß sie das Schwabenland von dem fürchterlichen Untier befreien konnten, und so sollte denn dieses schöne Bildnis auch „der schwäbische Heiland“ genannt werden. —

Was nun nach Vollendung der ungeheuren Tat, das fürchterliche Tier in dem großen Walde am Bodensee, in Wahrheit ein unschuldiges Häslein verjagt zu haben, aus den gefeierten Helden geworden ist, das weiß man genauer nur von dreien.

Das ist zuerst der Seehas, der das ganze Unternehmen veranlaßt und ins Werk gesetzt hatte. Er baute sich in der Nähe der Kapelle am See, wo der Spieß und das Bärenfell aufbewahrt wurden, eine Hütte und lebte darin als Klausner. Der schwäbische Heiland nämlich wurde in der ganzen Gegend berühmt, und es kamen viele Pilger nach Überlingen, und die ließen sich dann von dem Klausner die Geschichte von den sieben schwäbischen Helden erzählen, beschauten die aufbewahrten Trophäen von dem glorreich bestandenen Kampfe und gingen, voll von all dem Gehörten, bewundernd heim. Später aber, in dem großen Schwedenkriege, und als der Klausner, der nun überall nur der Seehas hieß, längst gestorben war, wurde die Kapelle zerstört, und die Schweden haben dann sowohl den schwäbischen Heiland, wie auch die Siegeszeichen, den Spieß und das Bärenfell, mit hinweggenommen.

Der zweite ist der Blitzschwab, der dem Kätherle von Schwabeck versprochen hatte, auf der Kirmes wieder mit ihr zusammen zu treffen. Das große Abenteuer mit dem fürchterlichen Tier in dem großen Walde am Bodensee war wirklich noch zur rechten Zeit zu Ende gekommen, so daß er sein Versprechen einlösen und zur Kirmes nach Schwabeck sich begeben konnte. Dieses Vornehmen wollte ihm zwar der Spiegelschwab ausreden, der mit seinem Weibe in Memmingen so böse Erfahrungen gemacht hatte, wovon wir ja auch ein Stücklein in den Hopfengärten von Memmingen kennen gelernt haben; aber all sein Reden nützte nichts. Der Blitzschwab hatte sich einmal in die schöne Bauerntochter vergafft und sich vorgenommen, nichts unversucht zu lassen, sie zum ehelichen Weibe zu gewinnen.

Wir können nun hier gleich berichten, daß er glücklich in dem Heimatsdorfe des Kätherle anlangte und die Kirmes daselbst mitmachte, daß er sich samt dem Kätherle sehr vergnügte, und das Mädle auch an ihm und seinem launigen Wesen das größte Wohlgefallen fand. Kurzum: er blieb in Schwabeck, hat das Kätherle geheiratet, und beide haben noch ein langes, langes Leben geführt in Fried' und Einigkeit.

Und der diese abenteuerliche Geschichte von den sieben Schwaben und ihrem kühnen Feldzuge gegen das fürchterliche Tier in dem großen Walde am Bodensee zuerst aufgeschrieben hat, stammt von ihnen her, denn der Blitzschwab und das Kätherle sind seine Ur-Ur-Eltern gewesen.

Der dritte endlich, von dem man noch mehr weiß, ist der Spiegelschwab von Memmingen. Statt zu seinem Weibe wolle er lieber zu des Teufels Großmutter gehen, hat er gesagt, und ist dann als ein Landfahrer noch weit umhergekommen und mit seinen gemütlich-lustigen Streichen, die ihm den Namen des „Schwäbischen Eulenspiegel“ eingetragen haben, in ganz Schwaben und darüber hinaus bekannt geworden. Einiges davon werden wir noch in der zweiten Abteilung dieses Buches zu erzählen haben.



Der lustige Kirmesbruder.

(Nach O. L. B. Wolff, um 1850.)

Schwarze Raben und weiße Hähne.

Er hieß eigentlich Hans Schneemann und war ein aufgeweckter Bursche, der zwar in seiner Jugend nichts gelernt hatte, aber sich durch seinen Mutterwitz dennoch durch die Welt zu bringen wußte. Stets zu lustigen, possierlichen Streichen aufgelegt, war er bei allen Kirmsen ein stets gern gesehener Gast, der bei den Wirten freie Zeche hatte, weil er ihnen zahlreiche Gäste ins Wirtshaus zog, die von den Späßen des ewig lustigen Vogels viel Vergnügen erwarteten und in dieser Erwartung auch nie getäuscht wurden. Hans Schneemann wurde daher allgemein auch „der lustige Kirmesbruder“ genannt und konnte sicher sein, daß weit und breit in der Runde keine Kirmes gefeiert wurde, zu der er nicht eine Einladung erhielt.

Einst war er zu einem Fleischer in dem Dorfe Freudenfeld zur Kirmes eingeladen worden und fand da eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, auch mancherlei Stadtleute, die gern einer solchen Einladung zu folgen pflegen. Als der Kirmestag vorüber war und die Gäste am Abend beisammen waren, bat der Hauswirt, daß Hans etwas zum Zeitvertreib anstellen möchte. Der hatte sich natürlich darauf vorbereitet und versprach, daß er Raben machen wollte, die sich im Zimmer sollten sehen lassen, ebenso weiße Hähne, die von Hühnern herumgetragen werden würden.

Er hieß die Frauen sich in eine Reihe stellen, sie mußten ihm aber versprechen, daß sie sich nicht umsehen wollten, da er hinter ihren Rücken erst noch verschiedene Vorbereitungen zu machen habe. Auch die Männer durften nicht sehen, was er da mache, sondern mußten zur Seite treten und ihre Neugierde bezähmen. Er hatte sich für diesen Spaß die Figur eines Hahnes aus Tuch ausgeschnitten, die bestreute er mit Puder und drückte sie jeder Frau auf den Rücken, wo sich nun der weiße Hahn schön abzeichnete.

Nachdem dies geschehen, hieß er die Frauen ganz still stehen, trat zu den Männern und überreichte jedem ein Pfennigpfeifchen und sagte: „Wenn ich ein Signal geben werde, dann müßt ihr kräftig auf den Pfeifchen blasen; danach werden sich im Zimmer so viele Raben zeigen, als Pfeifchen vorhanden sind.“

Alle Anwesenden warteten mit großer Spannung auf das Resultat dieser Anordnungen. Als Hans endlich das Signal gab und darauf die Männer die Pfeifchen zum Munde führen wollten, bliesen ein paar Bauernjungen, die er dazu angewiesen hatte, die Lichter aus. Hans schalt auf die ungeschickten Jungen, rief aber den Männern zu: „Nun blast nur kräftig fort, es wird sogleich wieder Licht kommen.“ Dann rief er dem Dienstmädchen nach der Küche hinaus, daß es Licht bringen möchte. Als das Mädchen aber mit dem Licht hereinkam, setzte sie dasselbe nur rasch auf den Tisch und lief voller Schrecken wieder hinaus, denn sie sah lauter kohlschwarze Gesichter.

Die hohlen Pfeifchen waren nämlich mit Kienruß gefüllt gewesen, und den hatten sich die Männer nun in das Gesicht geblasen. Sie erschraken fast selber, und einer wies auf den andern und sagte: „Ei, sieht der einmal schwarz aus.“ Die Frauen aber wollten sich ausschütten vor Lachen über diesen possierlichen Anblick.

„Seht ihr,“ lachte auch der lustige Kirmesbruder, „das sind die Raben, die sich hier im Zimmer sollten sehen lassen; es sind genau so viele, als Pfeifchen da sind.“

Die Männer machten gute Miene zu dem Spott und lachten auch, doch einer fragte: „Wo sind nun aber die Hühner, welche hier im Zimmer weiße Hähne herumtragen sollten?“

Da ergriff Hans eine der Frauen am Arm und drehte sie um: da prangte der Hahn schön weiß auf ihrem Rücken. Als sich die Frauen nun alle umdrehten, zeigten sie dieselbe ergötzliche Figur auf ihren Rücken, und nun war es an den Männern zu lachen und die Frauen als die Hühner, welche weiße Hähne herumtragen, auszuspotten.

Der lustige Kirmesbruder bat um Verzeihung wegen des Scherzes, den er sich mit der Gesellschaft erlaubt habe, aber sie mußten zugestehen, daß er sein Versprechen, schwarze Raben und weiße Hähne herzuzaubern, gelöst habe. Und die Gesellschaft verzieh ihm gern, und nachdem sich alle gesäubert hatten und wieder beisammen saßen, mußte Hans erzählen, und er vertrieb ihnen die Zeit mit allerlei Späßen und drolligen Geschichten, und das hatte kein Ende.

Die fehlgeschlagene Komödie.

Eine Einladung zur Kirmes nach Possendorf hatte der lustige Kirmesbruder zwar ablehnen wollen, aber zwei ebenso tolle Kumpane beredeten ihn dennoch zu dieser Kirmesfahrt, und die Drei verabredeten einen Meisterstreich, mit dem sie sogar noch eine hübsche Summe Geldes zu verdienen hofften.

Hans machte sich durch eine Perücke und einen feinen städtischen Anzug unkenntlich, denn in seinem gewöhnlichen Anzuge kannte man ihn auf jedem Dorfe, und so machten sich denn die drei Burschen auf den Weg nach Possendorf, gefolgt von einem Jungen, der in einem Bündel dem feinen Herrn seinen gewöhnlichen allbekannten Anzug nachtrug.

Im Wirtshause zu Possendorf gaben sie sich für Komödianten aus, und der Wirt war gleich Feuer und Flamme, sie für eine Vorstellung zu gewinnen. Sie stellten sich zwar, als ob ihnen daran gar nichts liege, da hier ja wohl auf einen nennenswerten Verdienst nicht zu rechnen sei; aber der Wirt versprach, alles dafür in Bewegung zu setzen, und sie würden alsdann eine glänzende Einnahme haben.

Der Wirt tat seine Schuldigkeit und erzählte nicht nur jedem, der in die Schenke kam, daß heute abend Theater gespielt werden würde, sondern sorgte auch sonst dafür, daß es allgemein bekannt wurde. Die drei lustigen Brüder hatten sich unterwegs schon verabredet, wie sie ihren Streich ausführen wollten, und während sich Hans hinsetzte, um einige Ankündigungszettel zu schreiben, da man doch, wenn man zur Komödie kam, wissen wollte, was aufgeführt werden würde, sorgten die andern beiden für die Herstellung einer kleinen Schaubühne in dem großen Tanzsaale. Das brachten sie mit Hilfe von Bett- und Tischtüchern, welche die Wirtin hergab, auch in kurzer Zeit leidlich fertig, doch wurde die Bühne so angelegt, daß zwei der Saalfenster mit hineingebaut und so durch den Vorhang verdeckt wurden.

Der Theaterzettel, welchen Hans während der Zeit verfaßt hatte, verhieß, daß zuerst „Die fehlgeschlagene Hoffnung“ und als Nachspiel „Die betrogene Neugierde“ vorgestellt werden sollte. Als besondere Zugabe versprach der Zettel, daß die Komödianten alle zum Schluß durch ein Glas gehen würden, ohne dasselbe zu zerbrechen. Dieser Zettel wurde an die Tür des Wirtshauses angeschlagen, und jedermann, der vorbeiging, las denselben mit Verwunderung, und viele kamen extra gelaufen, da sich die Kunde von diesem Zettel und den durch ihn wachgerufenen Erwartungen im Fluge verbreitet hatte. Zuletzt ordnete der Zettel an, daß die Komödie um sieben Uhr beginnen sollte.

Lange vor dieser Zeit schon stellten sich die Bauern mit Weib und Kind ein, und Hans strich schmunzelnd das Geld ein, denn er hatte sich selbst vor dem Eingange an den Kassentisch gesetzt. Da fehlte aber auch kaum einer aus dem Dorfe, selbst der Pfarrer hatte wenigstens seine Kinder geschickt, und der Schulmeister war persönlich anwesend. Es war eine nicht unbedeutende Summe Geldes eingekommen, die Hans, als niemand mehr zu kommen schien und der Tanzsaal überdies schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit ganz gefüllt war, in die Tasche stecken konnte. Von der ganzen vorgeblichen Schauspielgesellschaft war er nur noch allein anwesend, denn seine beiden Gefährten hatte er bereits heim zur Stadt geschickt, nachdem sie verabredet hatten, wo sie sich dort am Abend treffen wollten, um den Erlös zu teilen.

Ungeduldig warteten die Bauern auf den Beginn der Vorstellung, da auch Hans, als wirklich niemand mehr kam, in der Verkleidung als Hauptschauspieler allen unkenntlich, bereits in den Saal getreten und mit höflicher Verbeugung hinter dem Vorhang verschwunden war. Ganz besonders lebhaft wurde die Frage erörtert, wie es die Komödianten wohl anfangen möchten, durch ein Glas zu gehen, ohne dasselbe zu zerbrechen. Der eine meinte, das Glas würde wohl nur ein Bild sein; ein anderer ließ sich vernehmen, daß sie das Wort Glas an den Türpfosten schreiben und dann durch die Tür hinausgehen würden. Andere hatten noch andere Meinungen, und so wäre es fast zu einem Streite gekommen, wenn der Schulmeister als Gelehrter nicht alle zum Schweigen gebracht hätte, als er ihnen erklärte, daß ein Glas mit Hilfe der magischen Kunst dermaßen vergrößert werden könnte, daß mehrere Menschen hindurchzugehen vermöchten.

Alles schwieg, als Hans wieder vor dem Vorhang erschien und den Musikanten, die der Wirt besorgt hatte, ein Zeichen gab, daß die einleitende Musik beginnen könnte. Dann verschwand er wieder hinter dem Vorhang. Nun mußte es bald losgehen, aber die Zuschauer warteten und warteten, und es kam immer nichts. Die Musikanten begannen nach einer Weile ein zweites Stück, aber danach schlug die Saaluhr sieben, und der Vorhang regte sich nicht. Da wurden die Bauern ungeduldig, und einer hatte den Mut, den Vorhang ein wenig zur Seite zu schieben, aber da war alles leer, kein Mensch dahinter. Der Wirt wurde gerufen, aber der wußte natürlich auch keine Auskunft zu geben.

In diesem Augenblick trat Hans durch die Eingangstür in den Tanzsaal, in seiner gewöhnlichen Kleidung als der bekannte lustige Kirmesbruder. Er hatte hinten im Garten, wo er sein Bündel in der Kegelbahn niedergelegt hatte, schnell seinen Anzug gewechselt und wurde nun hier mit einem wahren Sturm empfangen. „Wir sind verraten, betrogen, ausgebeutelt“ schrie man ihm entgegen.

„Ja, was ist denn?“ sagte er verwundert, „ich denke, hier wird Komödie gespielt, und ich wollte mir den Spaß auch mit ansehen.“

Nun erzählten sie ihm, wie sie von den Komödianten an der Nase geführt worden wären. Den Wirt wollten sie verantwortlich machen, der müßte ihnen das Geld zurückgeben. Hans aber schüttelte bedenklich den Kopf, trat zu dem Vorhang, beseitigte ihn und sah nun allerdings auch, daß nichts dahinter war.

Dann drehte er sich um und rief laut: „Nun haltet erst einmal die Mäuler und hört mich an. Den Wirt wollt ihr verantwortlich machen, ja, wofür denn? Und

was wollt ihr denn eigentlich? Ihr habt ja, was der Zettel euch versprochen hat —"

Da tobte ein förmlicher Sturm durch den Saal, minutenlang; aber Hans ließ ihn ruhig austoben und fuhr dann fort: „Ja, der Zettel hat euch nicht zu viel versprochen. Hier steht ‚Die fehlgeschlagene Hoffnung!' Nun, seid ihr nicht hierher gekommen mit der größten Hoffnung, einen großen Spaß zu sehen? und ist diese Hoffnung nun nicht fehlgeschlagen? Also was wollt ihr? Da steht ferner noch auf dem Theaterzettel: als Nachspiel soll kommen ‚Die betrogene Neugierde'. Na, wie denn? Ist eure Neugierde nicht betrogen worden? Ihr müßt doch selber sagen, daß die Komödianten ihr Versprechen ehrlich erfüllt haben. Und nun seht dort das offene Fenster! Ist das nicht ein Glas? Da sind sie durchgegangen und haben es nicht zerbrochen. Also was wollt ihr? Ihr könnt den Komödianten also keinen Vorwurf machen, noch viel weniger dem Wirt. Daß sie euch den Spaß haben bezahlen lassen, das geschah euch ganz recht, ihr hättet nicht so neugierig zu sein brauchen."

So erklärte der lustige Kirmesbruder den Bauern die mit ihnen gespielte Komödie. Damit konnte er allerdings ihren Ärger, daß sie um ihr Geld betrogen waren, nicht wegschwatzen, und es entstand trotzdem noch ein gewaltiger Lärm. Sie wollten sich durchaus noch an den Wirt halten, als der ihnen aber ebenfalls sehr ärgerlich erklärte, daß sie um die paar Pfennige schon solchen Lärm machten und er doch der am meisten Geschädigte sei, da die Komödianten gut gegessen und noch besser getrunken hätten und ohne Bezahlung davongegangen seien, da beruhigten sie sich allmählich. Schließlich vertranken sie sogar ihren Ärger, und der geschädigte Wirt konnte noch eine anständige Rechnung machen.

Der Kirmeskuchen.

Ein andermal war der lustige Kirmesbruder zu dem Müller nach Verbisfeld zur Kirmes eingeladen, wo auch zwei Bürger aus der Stadt als Gäste anwesend waren, und auch hier vertrieb Hans der Gesellschaft die Zeit höchst angenehm durch seine Späße, so daß der Müller und seine Gäste aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Nun war es Sitte, daß die Hauswirte beim Ende der Kirmes ihren Gästen Pakete mit Kuchen und anderen Lebensmitteln zum Abschiede für die Lieben daheim mit auf die Reise gaben, und so geschah es auch hier.

Auch für die beiden Bürger aus der Stadt wurden zum Abschiede große Bündel fertig gemacht, Kuchen, Würste, Fleisch und anderes wurde eingepackt, so daß sie ordentlich daran zu tragen hatten. Da meinte der lustige Kirmesbruder bei sich, daß er von solchem Vorrat eine ganze Woche oder noch länger leben könnte und sann darüber nach, wie er es wohl anstellen könnte, die beiden Männer von ihrer Last zu erleichtern und in den Besitz der schönen Eßwaren zu gelangen. Sein Witz zeigte ihm bald einen Weg dazu, und das erzählt er selber folgendermaßen:

„Um dieses Kuchens teilhaftig zu werden, lief ich durch einen Schleichweg an die Straße, auf welcher die Bürger vorüberwandern mußten. Daselbst stieg ich auf einen Baum, befestigte einen Strick um meinen Hals und tat nun, als ob ich mich erhängt hätte. Dabei hatte ich mich aber, was wohl zu bemerken ist, ganz anders angezogen, so daß ich ihnen unkenntlich war. Sobald nun die beiden Männer an den Baum kamen, stutzten sie und verwunderten sich, daß sich zur Kirmeszeit, wo alles in Freuden lebte, einer gehängt hatte. Nach langem Stillstehen und Verwundern entschlossen sie sich endlich wieder, ihre Reise weiter fortzusetzen.

„Während sie langsam einhergezogen, stieg ich von meinem Baume herab und wählte einen andern Schleichweg, der mich ebenfalls auf die Straße führte, wo sie vorüber mußten. Daselbst stieg ich wieder auf einen Baum und machte es ebenso, wie ich vorher getan hatte. Da sie nun hier wiederum eines Erhängten ansichtig wurden, gerieten sie in eine noch weit größere Verwunderung, als da sie den ersten fanden. Es erhob sich endlich über diese Sache zwischen ihnen ein Wortwechsel, indem der eine behauptete, es wäre derselbe, den sie an jener Stelle erhängt gesehen hätten; nur konnte er nicht begreifen, wie es zuging, daß ich zweimal erschien; dagegen meinte der andere, es müßten sich zwei verschiedene Menschen an einem Tage gehängt haben. Der Streit ward immer heftiger, ohne daß jemand herbeikam oder zugegen war, der ihn entscheiden und beilegen konnte. Es blieb ihnen also, um sich zu verständigen, weiter nichts übrig, als daß sie wieder umkehren und den vorigen Baum mit dem Gehängten noch einmal ansehen mußten. Die beiden Männer, in deren Oberstübchen es vielleicht auch nicht eben ganz richtig aussehen mochte, da ihnen der Müller bei ihrem Abschiede wacker zugetrunken hatte, stellten miteinander eine Wette an um einen Gulden und beschlossen dann, wieder zurückzukehren.

„Da ihnen jedoch ihre Bündel mit dem Kuchen auf der Reise einige Beschwerlichkeiten machten und sie also dieselben nicht immer mit hin und her tragen wollten, so hatte der eine den glücklichen und von mir sicher erwarteten Einfall, daß sie die Bündel in einiger Entfernung in das Gebüsch tragen, mit Laub zudecken und dann bei ihrer Rückkehr von da wieder abholen und zu sich nehmen wollten. Der Vorschlag ward angenommen, die Bürger versteckten ihren Kuchen und liefen zurück.

„Sobald sie sich entfernt hatten, stieg ich vom Baum herab, eignete mir mit dem größten Recht die Bündel an und freute mich wie ein König, daß ich mir bis zur nächsten bevorstehenden Kirmes davon gute Tage machen konnte."

Des lustigen Kirmesbruders Wettspiele.

Auf der Kirmes in Wetzelfeld vergnügten sich die Bauern in der Regel ganz besonders mit lustigen und harmlosen Wettspielen. Da Hans Schneemann auch dazu eingeladen war, so hatte er sich auf eine Reihe von Scherzwetten vorbereitet.

Den David Springer veranlaßte er zu einer Wette um einen halben Gulden. Er behauptete nämlich, daß David, wenn er unter den Tisch krieche, nicht drei gelinde Schläge, die Hans mit der Hand auf die Tischplatte tun wolle, aushalten könne. David lachte: „Das wäre wohl noch schöner. Soll das ein Wort sein?"

„Natürlich," entgegnete Hans einfach, „sonst würde ich dir doch diese Wette nicht angeboten haben."

„Topp, so halte ich sie auch, denn sie ist schon ganz sicher gewonnen. Du mußt viele halbe Gulden zu verlieren haben."

„Mach' nur zu!" ermunterte ihn der lustige Kirmesbruder, und David kroch unter den Tisch.

Nun tat Hans einen sanften Schlag auf den Tisch, und David rief lachend herauf: „O, wenn die Schläge nicht stärker kommen, so will ich deren wohl zwanzig aushalten und eine Menge Wetten gewinnen."

Nun folgte der zweite, aber auch nicht stärkere Schlag, und der lustige Kirmesbruder steckte zugleich auch den halben Gulden ein. Es dauerte nun geraume Zeit, und David wurde ungeduldig und rief: „Nun, wann kommt denn der dritte?"

Hans lachte: „Ja, das weiß ich noch nicht, vielleicht morgen oder übermorgen.

Wenn du es nicht so lange unter dem Tische aushalten kannst, so kann ich dir nicht helfen.“

Da mußte denn David wieder unter dem Tische hervorkriechen und seinen halben Gulden im Stich lassen und wurde von allen Anwesenden noch obenein tüchtig ausgelacht. —

Mit Theodor Hempel ging der lustige Kirmesbruder eine Wette ein, daß er ein Kartenblatt, welches er sich wählen würde, nicht dreimal hintereinander würde nennen können.

„I, das wäre des Teufels,“ sagte Theodor, „die Wette halte ich um einen halben Gulden.“

Beide legten nun ihren halben Gulden auf den Tisch, und Hempel wählte aus der Karte das grüne As. Hans fügte aber noch ausdrücklich hinzu, daß er nichts weiter reden dürfe, als daß er nur sein Kartenblatt nenne, es möchte geredet werden, was da wolle, er dürfe sich an nichts kehren. Hempel aber war seines Gewinnes so sicher, daß er schon ungeduldig wurde.

Nun fragte Hans: „Was guckt zu deinem Fenster heraus?“ und prompt antwortete Theodor: „Das grüne As“.

Hans fragte weiter: „Was stärket am besten das Gesicht?“ und Theodor antwortete: „Das grüne As“.

Da fuhr der lustige Kirmesbruder fort: „Siehst du, mein lieber Hempel, nun ist das Geld schon mein,“ strich den halben Gulden ein und steckte ihn in die Tasche.

Nun fuhr aber Hempel auf: „Ja, was soll denn das heißen? Das geht nicht an, du mußt mich weiter fragen! Wie kommst du denn dazu, das Geld fortzunehmen und einzustecken?“

Da lachte Hans laut auf und sprach: „Mein lieber Hempel, wozu diese lange Rede? Hättest du statt der vielen Worte nur einfach gesagt, wie abgemacht: Das grüne As! so hättest du die Wette gewonnen, und das Geld wäre dein. So aber hast du nicht dreimal deine Karte genannt, also die Wette verloren.“

Hempel kratzte sich hinter den Ohren und ging beschämt hinweg. —

Dem Jonas Simpel bot der lustige Kirmesbruder eine Wette an, daß er, wenn jener sich auf einen Stuhl stellen würde, ihn sogleich heruntersingen würde. Jonas ging die Wette ein, denn er meinte, Hans würde noch eher des Singens müde werden, als er vom Stuhl steigen würde. Kaum war er aber auf den Stuhl getreten, so sang der Schelm: „Will der Herr nicht herunter gehen, so bleibt ein Narre oben stehen“. Wollte Jonas nun für einen Herrn gelten, so konnte er nicht wohl auf dem Stuhl stehen bleiben, sonst würde man ihn für einen Narren gehalten haben. Er sprang daher schleunigst herunter. —

Nun trat aber einer auf, der sich anheischig machte, daß der lustige Kirmesbruder ihm keine Wette abgewinnen würde, er möge es anstellen wie er wolle. Hans nahm nichtsdestoweniger die Wette an, und ohne langes Besinnen behauptete er, daß Peter nicht dreimal in der Küche in die Feuermauer: „Komm Hans Peter mit der Nase“ rufen könnte. „Kleinigkeit!“ sagte Peter Markulf, ging in die Küche und rief in die Feuermauer dreimal aus vollem Halse: „Komm Hans Peter mit der Nase!“ Dann kam er voller Freude eilig in die Stube zurück, in der Meinung, seine Wette mit Leichtigkeit gewonnen zu haben. Er fragte auch die Anwesenden sogleich, ob sie hätten schreien hören, und sie versicherten alle, daß sie ihn sehr wohl gehört hätten.

„Nun gut,“ sagte er freudestrahlend, „so habe ich auch die Wette gewonnen. Also her mit dem Gelde.“

Der lustige Kirmesbruder weigerte sich jedoch, nicht allein, das Geld herzugeben, sondern behauptete sogar, daß Peter die Wette unbedingt verloren und daß er sie gewonnen habe.

Da entbrannte ein heftiger Streit, der vielleicht sogar in Tätlichkeiten ausgeartet wäre, wenn nicht der Ortsrichter dazwischengetreten wäre und versprochen hätte, den Streit zu schlichten.

„Hast du nicht gesagt,“ rief Peter immer noch erbost, „ich soll in der Küche dreimal: Komm Hans Peter mit der Nase rufen?“

„Ja, das habe ich gesagt,“ mußte Hans zugeben.

„Nun also, und das habe ich dreimal laut gerufen. Oder habe ich das nicht?“ wendete sich Peter an die Umstehenden.

„Ja, das hast du,“ bestätigten diese.

„Du hast aber nicht gerufen, wie ich es verlangt habe,“ sagte nun Hans mit sehr schelmischem Gesicht, so daß der Richter aufmerksam wurde, irgendeine Schelmerei vermutete und Hans aufforderte, zu erklären, wie er das gemeint habe.

Der lustige Kirmesbruder gab nun lachend an, daß er nicht gemeint, Peter solle „Komm Hans Peter mit der Nase!“ rufen, sondern er solle „Komm Hans Peter!“ mit der Nase und nicht mit dem Munde rufen.

Jetzt fingen auch einige der andern, die den Witz verstanden, an zu lachen, nur Peter Markulf gab sich noch nicht zufrieden.

Da sprach der Richter: „Nun, Markulf, beantworte mir einmal einige Fragen, die ich an dich richten werde, so werden dich deine Antworten ohne Zweifel selbst verurteilen. Fürs erste also: Bist du in der Küche gewesen?“

„Ja,“ antwortete Markulf.

„Hast du in der Küche dreimal in die Feuermauer gerufen?“

„Ja!“

„Was hast du da hineingerufen?“

„Komm Hans Peter mit der Nase, wie es ausgemacht war,“ antwortete Peter Markulf trotzig.

„Hm,“ lächelte der Richter und fragte weiter: „Womit hast du die Worte ausgesprochen?“

„Mit dem Munde natürlich und doch wahrlich deutlich genug, denn sie haben es hier drinnen alle gehört.“

„O du einfältiger Mensch,“ lachte nun der Richter, „nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase solltest du ja ‚Komm Hans Peter!‘ rufen. Das hatte ja der lustige Kirmesbruder gemeint. Kannst du denn mit der Nase rufen?“

„Nein,“ sagte Peter ganz verblüfft.

„Also hat es aber der lustige Kirmesbruder gemeint, folglich hast du die Wette verloren und mußt bezahlen. Ich aber erhalte ebenfalls noch vier Groschen Gerichtsgebühren.“

Da half nun alles Einreden nichts. Markulf mußte bezahlen und wurde noch überdies herzlich ausgelacht.

Trotz seiner Pfiffigkeit sollte Hans an diesem Abend aber doch noch seinen Mann finden, der ihn, nachdem er andere so oft angeführt hatte, auch einmal anführte. Das war Georg Dietrich, ein kurzweiliger Mann, der auch vielen Spaß zu machen wußte. Derselbe war von dem schadenfrohen Wirt zu einem Wettspiel mit dem lustigen Kirmesbruder beredet, jedoch auch heimlich unterrichtet worden, wie die Sache verlaufen müßte, um die Wette zu gewinnen.

Nun wurde Hans ermuntert, mit diesem Manne dasselbe Kartenspiel zu versuchen, was er zuvor gegen Theodor Hempel mit solcher Leichtigkeit gewonnen hatte, und obwohl er keine rechte Lust hatte, so half doch das Zureden der andern, und beide wetteten wieder um einen halben Gulden, daß Dietrich nicht würde eine und dieselbe Karte dreimal hintereinander nennen können.

Nachdem jeder seinen halben Gulden auf den Tisch gelegt und Dietrich den Schellenkönig als seine Karte gewählt hatte, fragte der lustige Kirmesbruder:

„Wer bildet im Kartenspiel die vornehmste Figur?“ und prompt antwortete Dietrich: „Der Schellenkönig!“

Danach stellte Hans die zweite Frage: „Wer ist unter allen Narren, die Schellenkappen tragen, der oberste?“ und Dietrich antwortete ohne Besinnen: „Der Schellenkönig!“

Da tat Hans, als ob er sich noch weiter besinnen müßte, lachte dann aber laut auf, und in der sicheren Erwartung, daß Georg Dietrich ebenso wie zuvor Theodor Hempel, entrüstet auffahren würde, rief er: „Na, siehst du, mein Lieber, da habe ich die Wette schon gewonnen, und das Geld ist mein; oder nicht?“

Zugleich hätte er das Geld eingestrichen, aber wie lang wurde sein Gesicht, als er sich in seiner Erwartung gröblich betrogen sah, denn Dietrich antwortete mit unzerstörbarer Ruhe: „Der Schellenkönig!“

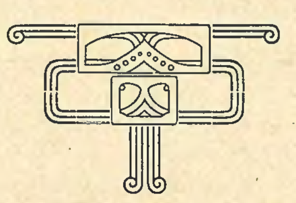
Ein brüllendes Gelächter erfüllte die Stube und machte die Wände dröhnen. Wer das verdutzte Gesicht des lustigen Kirmesbruders ansah, der mußte aber auch lachen, er mochte wollen oder nicht. Schreck, Ärger, Scham — alles konnte man darin lesen. Es war ja nicht der verlorene halbe Gulden, aber daß er ein Wettspiel, welches er noch jederzeit und sogar hier erst kurz vorher mit Leichtigkeit gewonnen hatte, verloren, daß er also auf seinem eigensten Felde der Spaßmacherei von einem andern geschlagen worden war, das fraß ihm am Herzen.

„Siehst du, Hans,“ höhnte der Wirt noch obenein, „da hast du doch mal die Erfahrung gemacht, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, die sich die Butter nicht vom Brot nehmen lassen.“

„Na, laß es gut sein,“ tröstete aber sein Gegner, „es war ein glücklicher Zufall, daß ich den Sinn deiner Fragen rechtzeitig verstanden habe, denn ich weiß sehr wohl, daß sich Georg Dietrich in diesen Dingen nicht mit dem weitbekannten lustigen Kirmesbruder messen kann. Hier meine Hand! Laß uns gute Freunde bleiben.“

Mit Vergnügen schlug Hans ein, und es flog wie plötzliches Verständnis über sein Gesicht; er sagte zwar nichts, erkannte aber, wie er in der späteren Aufzeichnung selbst sagt: „Daß Dietrich mit Fleiß von dem Wirte möchte angestiftet worden sein, und daß er ihm alles genau gesagt hatte, wie die Sache anginge, um sich über mich lustig zu machen. Dies flößte mir denn die Klugheitsregel ein, künftighin einen Spaß nur einmal zu machen, weil man sonst leicht in eine ähnliche Gefahr geraten kann.“

Für seine unzeitige Schadenfreude wurde der Wirt aber noch empfindlich gestraft, denn Hans, dessen Besuche, so oft er kam, stets eine Anzahl von Zechgästen zu versammeln pflegten, kehrte nie wieder bei ihm ein.





Schwänke, Schnurren und humoristisches Allerlei.

Heiteres aus Schimpf und Ernst.

(„Schimpf und Ernst“ von Bruder Johannes Pauli, 1522, ist eine der im 16. Jahrhundert beliebtesten Sammlungen von kleineren und größeren, heiteren und ernsten Erzählungen, von denen es heißt: „Schimpf und Ernst findest du in diesem Buche, kurzweilig und auch also, daß ein jeglicher Mensch sich selber davon ein Exempel und Lehren nehmen mag, die ihm gut und nützlich sind.“ Im 17. und 18. Jahrhundert geriet das Buch in Vergessenheit und ist erst in neuerer Zeit mehrfach wieder ans Licht gezogen worden, vornehmlich durch Karl Simrock, 1876. Johannes Pauli war ein Franziskanermönch, lebte eine Zeitlang in Straßburg, und danach Jahrzehnte hindurch im Barfüßer Kloster zu Tann im Elsaß, wo er auch wahrscheinlich in hohem Alter verstorben ist. Zu bemerken ist noch, daß „Schimpf“ soviel bedeutet wie „Scherz“, der alte Titel des Buches also: „Scherz und Ernst“ gelesen werden muß.)

Den Narren erkennt man an seiner Rede.

Als Rom erst zu einem Teil gebaut war, da schickten die Römer etliche Boten aus dem Rat nach Athen und baten, ihnen ein Gesetz oder eine Satzung zu schicken, wie sie ihre Stadt regierten. Da sandten die Griechen einen hochgelehrten Mann nach Rom, der Ordnung und Recht der Stadt bei sich führte; doch ward ihm befohlen, wenn er nach Rom käme, so sollte er ihnen die Satzungen nicht sogleich geben, sondern sie erst mit Disputieren prüfen, ob sie würdig seien, die Ordnung zu empfangen, und es sollte die Disputation mit Zeichen und Deuten geschehen. Als die Römer das hörten, legten sie einem Narren einen schönen Rock an und setzten ihm ein hübsch rot Barett auf. Da nun die Stunde kam, daß man disputieren sollte, und der Grieche da war und sonst auch jedermann, der zuhören wollte, da setzten die Römer den Narren auf einen Sessel dem Athener gegenüber und befahlen ihm, daß er kein Wort reden sollte.

Der Grieche achtete ihn für einen hochgelehrten Mann, weil er stattlich gekleidet war. Der Athener begann die Disputation und hob einen Finger auf, als wollt' er zu verstehen geben, daß nur Ein Gott wäre; der Narr aber verstand es, als wollt' er ihm ein Auge ausstechen mit dem Finger: da hob er zwei Finger auf, als wollt' er sagen, so werde ich dir zwei Augen ausstechen. Nun pflegt es gewöhnlich zu geschehen: wenn einer zwei Finger ausstreckt, so streckt er den Daumen mit aus. Da nahm es der Grieche so auf, als meinte jener die heilige Dreifaltigkeit in Einem wahren Gott: darum streckte er drei Finger aus.

Danach hob der Grieche die offene flache Hand auf, um damit anzudeuten,

daß Gott alle Dinge kund und offenbar seien. Da verstand es der Narr, als wollt' er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf die Backe geben, und machte seinerseits eine Faust, als wollt' er jenem damit auf den Kopf schlagen. Der Grieche aber verstand, als wollte der Narr sagen, Gott habe alle Dinge in seine Gewalt beschlossen und Gottes Beschlüsse seien heimlich und aller Welt verborgen.

Nach all diesem glaubte der Athener, in dem stattlich gekleideten Narren einen hochgelehrten Mann vor sich zu sehen, und er schloß daraus, daß die Römer durchaus würdig seien, das erbetene Gesetz zu empfangen, da sie so gelehrte Leute unter sich hätten.

Nun, klug waren die Römer jedenfalls, daß sie zu der Disputation einen Narren gewählt hatten, der nicht reden durfte. Denn gerade, weil dieser alles verkehrt auffaßte, jedoch schwieg und nicht redete, achtete ihn der Athener für einen hochgelehrten Mann; hätte er geredet, so würde der Grieche sogleich erkannt haben, daß der Römer ein Narr und die Römer des Gesetzes nicht würdig seien.

Was die Einbildung nicht tut.

Ein König sprach zu seinem Schaffner: „Gehe hin und kaufe mir ein Paar Pantoffeln."

Der Schaffner ging, wie ihm befohlen worden war, kaufte ein Paar Pantoffeln und brachte sie seinem Herrn.

Der König fragte: „Was kosten sie?"

Da nannte der Schaffner die verhältnismäßig geringe Summe, welche sie in der Tat gekostet hatten.

Als der König das hörte, rief er unwillig: „Daß dich dieser und jener hole! Soll ein König für eine so schnöde Summe Pantoffeln tragen? Gehe und kaufe nur sogleich ein Paar andere und nimm diese für dich selber."

Der Schaffner tat, wie ihm befohlen worden, ging hin und kaufte ein Paar Pantoffeln für denselben Preis, denn es waren ja die besten und teuersten, die auf dem Markte waren. Als er sie aber dem Könige brachte und dieser wieder fragte, was sie kosteten, nannte er den zehnfachen Preis.

Da sprach der König: „Ja, solche Pantoffeln gehören sich für Uns", und sie waren doch kaum einmal so gut wie die ersten.

Man kann sich denken, daß der Schaffner sich danach zu richten wußte und in der Folge bei seinen Einkäufen für den königlichen Herrn ein schön Stück Geld verdiente.

Die Kranichschenkel.

Ein Ritter hatte einen Ordensmann zum Beichtvater, der die letzte Fastenzeit täglich dort die Predigt gehalten hatte. Am Ostermontag wollte er ihm deshalb eine besondere Ehre antun und lud ihn zu Gast auf den nächsten Mittag. Der Beichtvater kam, noch ehe die Kirche aus war; der Herr war noch nicht aus dem Gotteshause zurück.

Den Ordensmann hungerte, und als er in die Küche kam, sah er da vielerlei Gebratenes am Spieß, auch Fasanen und Kraniche. Da sprach er zur Köchin: „Das Gebratene wäre jetzt am allerbesten zu essen; gebt mir einen Kolben (Schenkel) von dem Kranich, so kann ich des weiteren warten."

Die Köchin antwortete: „Wahrlich, lieber Herr, so gern ich Euch gefällig wäre, so darf ich es doch nicht tun. Mein Herr würde mich zum Hause hinausjagen, wenn ich das Wildbret so geschändet auf den



Die Kranichschenkel.

Tisch brächte. Aber nehmt Euch den Schenkel selber, so habe ich keine Schuld daran.“

Der hungrige Ordensmann ließ sich das nicht zweimal sagen, machte sich mit dem Messer an den Braten und schnitt von dem Kranich einen der Schenkel herunter, ließ sich von der Köchin dazu ein Weißbrot und eine halbe Maß Wein geben und verzehrte alles mit großer Behaglichkeit.

Da man nachher zu Tische ging und der Braten aufgetragen wurde, lag der Kranich auf der verstümmelten Seite. Der Edelmann entdeckte den Schaden aber bald und wollte sehr zornig auf die Köchin werden; aber der Ordensmann suchte ihn zu begütigen und raunte ihm ins Ohr: er solle es lassen vor den andern Gästen, nach dem Essen wolle er ihm beweisen, daß der Vogel nicht mehr als einen Schenkel gehabt hätte. Der Ritter war ein vernünftiger Mann und ließ es gut sein bis nach Tisch. Dann aber lud er den Beichtvater ein, mit ihm spazieren zu gehen.

Sie gingen vor die Stadt hinaus, und unterwegs begann der Ritter: „Lieber! Ihr habt gesagt, der Vogel habe nicht mehr als einen Schenkel gehabt, das wolltet ihr mir beweisen. Sagt, wie verhält sich das?“

Der Ordensmann sprach: „Ich will es Euch alsbald zeigen“, und führte ihn zu einer großen Wiese vor der Stadt. Da standen wohl dreißig oder vierzig Kraniche und nach der Gewohnheit dieser Vögel alle auf einem Bein. Der Beichtvater zeigte es dem Ritter und sprach: „Seht da, Herr, wie alle diese Vögel doch nur ein Bein haben.“

Der Ritter aber lachte, schlug schallend in die Hände und scheuchte die Kraniche, da erschraken sie, flogen davon und streckten dabei die Hälse und beide Schenkel aus. „Wie nun, Herr?“ rief er lachend, „seht Ihr nun, daß diese Vögel zwei Schenkel haben?“

Mit großer Geistesgegenwart aber sagte der Beichtvater ruhig: „Ja, lieber Herr, hättet Ihr bei Tische die Hände auch so zusammengeschlagen, so wäre der andere Schenkel auch zum Vorschein gekommen.“

Mit dem Papst reden.

Es kam ein Abenteurer nach Rom und kehrte in einem deutschen Wirtshause ein, wie er auch selber ein Deutscher war.

Am Abendtisch sprach er zu der Wirtin: „Frau Wirtin, wer hilft mir morgen, daß ich vor den Papst komme und mit ihm reden kann?“

Die Wirtin antwortete: „Herr, ich bin wohl an die dreißig Jahre hier in Rom und habe noch nie mit dem Papst geredet, und Ihr seid eben erst hergekommen und wollt gleich vor den Papst? Wahrlich, ich wollte demjenigen hundert Gulden geben, der es bewerkstelligte, daß der Papst mit mir redete.“

„Frau,“ lachte da der Abenteurer, „ich halte Euch beim Wort!“ Und die Wirtin entgegnete gar ernsthaft: „Ja wahrlich, das würde ich mit Freuden tun.“

Einige Tage darauf hörte der Papst in seiner Kapelle die Messe. Der Abenteurer wußte mit hinein zu dringen und hörte auch die Messe. Als aber das heilige Sakrament aufgehoben wurde, drehte er diesem und dem Kelch unehrerbietig den Rücken zu. Der Papst sah das, verwunderte sich darüber und winkte dem Hauptmann der Schweizer, daß dieser den Mann nach Beendigung der Messe vor ihn brächte.

Als das geschehen war, fragte ihn der Papst, was das habe bedeuten sollen? Der Abenteurer entschuldigte sich, daß er das selbst nicht wisse; er sei vor einigen Tagen

erst in Rom angekommen, kenne die Gebräuche nicht, und seine Wirtin habe ihm, wenn er in die Kapelle hineingelangen könne, geraten, so zu tun.

Nun sandte der Papst nach dem Wirtshause, daß die Wirtin vor ihn gebracht werde, die über solche Botschaft, wie man sich denken kann, fürchterlich erschrak. Zitternd und bebend erschien sie vor dem heiligen Vater, aber sie faßte Mut, als sie sah, daß es sich nur um den Fremden und sein absonderliches Benehmen handelte. Sie leugnete natürlich alles und wußte ja auch in der Tat nichts davon. Der Papst aber hielt die Sache damit für abgetan.

Daheim aber forderte nun der Abenteurer die hundert Gulden, welche die Wirtin versprochen hatte, denn er habe es gemacht, daß der Papst mit ihr und sie auch mit dem Papst geredet habe. So mußte die Frau ihr Versprechen halten und dem Abenteurer die hundert Gulden geben.

Der Ärmel der Kaiserin.

Der Kaiser Otto hatte eine Gemahlin, die war heilig und eine unermüdliche Almosenspenderin. Man mochte von ihr erbitten, was man wollte, wenn es im Bereiche der Möglichkeit lag, so gab sie es hin. Das ging so weit, daß sich der Kaiser wiederholt genötigt sah, ihr Vorstellungen zu machen: sie gebe zuviel an die armen Leute, sie sollte ihre unbeschränkte Wohltätigkeit mäßigen.

Einmal hatte er begründete Ursache, ernst mit ihr schelten zu müssen, so daß sie nicht anders konnte, als ihm Gehorsam zu versprechen. Das geschah gerade, als eine große Hochzeit gefeiert wurde, bei welcher Kaiser und Kaiserin in der Kirche erscheinen mußten. Der Kaiser beschloß, bei dieser Gelegenheit seine Gemahlin zu versuchen und ihren Gehorsam zu prüfen. Er legte Bettlerkleider an und setzte sich vor die Kirche unter andere Bettler, die Kaiserin zu erwarten, von der er ja wußte, daß sie heute ihre besten Kleider angelegt hatte.

Da nun die Kaiserin kam, wandte er sich an sie und begehrte eine Gabe von ihr um Gotteswillen. Sie griff nach der an ihrer Seite hängenden Gürteltasche und wollte ihm etwas geben, doch er sprach: „Gnädigste Frau, ich will sonst nichts als den gestickten Ärmel an Eurem Rock". Der war aber mit Perlen und Edelsteinen reich verziert. Sogleich ließ die Kaiserin den Ärmel aus ihrem Rock trennen und gab ihn dem vermeintlichen Bettler. Dann tat sie den Mantel über den Rock und ging in die Kirche.

Als man nun bei der Tafel saß und speiste, hatte die Kaiserin einen andern Rock angelegt. Da sprach der Kaiser zu ihr: „Frau, wo ist der andere Rock, den Ihr heute in der Kirche truget? Warum habt Ihr den ausgezogen? Ich möchte ihn sehen."

Die Kaiserin erschrak über diese unerwartete Nachfrage, aber sie war weit davon entfernt, etwa eine Ausrede zu gebrauchen, wie das andere Frauen wohl getan haben würden, denn das wäre ja eine Lüge gewesen. Sie war nun in großer Bestürzung, denn sie gedachte daran, daß sie ja vor kurzem erst Gehorsam gelobt hatte, ihre Wohltätigkeit zu mäßigen, und nun hatte sie sogar einen der kostbaren Ärmel aus ihrem Kleide fortgeschenkt. Sie sandte jedoch eine Dienerin ab, den Rock holen zu lassen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als man den Rock brachte: er hatte zwei Ärmel, denn auch der abgetrennte Ärmel war wieder daran.

Nun war die Reihe des Erschreckens an dem Kaiser. Er hatte den abgetrennten Ärmel am Busen verborgen und zog ihn hervor: da ergab sich, daß ein Ärmel genau so war, wie der andere. Da war offenbar ein unbegreifliches Wunder geschehen, und Kaiser Otto sah nun wohl, daß er eine heilige Frau hatte, und gab ihr fortan volle Freiheit, zu tun und zu geben, was und so viel sie wollte.

Verbotene Früchte.

Als in Italien noch eine große Anzahl von Städten eigene Reiche bildeten, die einander gar häufig in den Haaren lagen und Krieg miteinander führten, lebte in einer dieser Städte ein siebzigjähriger Mann, von dem man wußte, daß er seit beinahe vierzig Jahren nicht vor das Tor der Stadt hinausgekommen war.

Es begab sich, daß einmal mehrere Ratsherren der Stadt im Ratskeller bei einem guten Schoppen beisammen saßen und von diesem Manne die Rede war. Man stritt über die Gründe dieser seltsamen Lebensweise hin und her, und einer behauptete, daß dies dem Manne so zur andern Natur geworden wäre, daß nichts ihn vermögen könnte, die Stadt zu verlassen und einmal aus dem Tore zu gehen.

Da lachte der jüngste der Herren und sagte: „Ei, was streitet ihr euch über die Gründe; ich meine, daß er gar keine hat, und wenn man ihn danach fragte, würde er selbst nicht imstande sein, einen Grund dafür anzugeben. Und dennoch bin ich der Ansicht, daß nichts leichter ist, als ihn einmal vor das Tor hinaus zu locken."

Das wurde dem Sprecher lebhaft bestritten, denn man hielt es für unmöglich. Er aber wollte jede Wette eingehen, daß es sogleich geschehen würde, wenn man ihm von Rats wegen das Verlassen der Stadt verbieten würde, denn jedes Verbot locke unwiderstehlich zur Übertretung und nach dem Sprichwort schmeckten ja verbotene Früchte am besten.

Es kam wirklich eine Wette zustande, und da gerade wieder Feindseligkeiten mit einer andern Stadt drohten, so wurde der Alte eines Tages vor den Rat geladen. Hier eröffnete man ihm: Es sei dem Rat berichtet worden, daß er heimlich vor die Stadt gehe und Rat pflege mit den Feinden, als wolle er die Stadt verraten.

Der Mann schwur bei Gott und allen Heiligen, daß er weder in Zeiten der Feindschaften, noch überhaupt seit vierzig Jahren die Stadt weder bei Tage noch bei Nacht verlassen habe. Die Herren stellten sich aber, als ob sie dieser Versicherung keinen Glauben schenken könnten, und verboten ihm bei schwerer Strafe, die Stadt zu verlassen.

Und siehe da: es währte kaum drei Tage, da wurde der Mann draußen vor dem Tore gefangen.

Noch nicht Zeit.

Ein Edelmann hatte sich vorgesetzt, nach Rom zu reiten, um seine Sünden daselbst zu büßen. Nun hatte er einen Knecht, namens Kunz, den wollte er mitnehmen. Da es Sommer war, so nahmen sie sich vor, daß sie morgens aufbrechen und abends in der Kühle weiterreiten, in der heißen Tageshitze aber rasten wollten.

Den ersten Abend ritten sie etwa drei Meilen und aßen dann und tranken, und da der Wein gut war, blieben sie ziemlich lange dabei sitzen. Da sprach der Junker zu dem Knecht: „Wir gehen zu spät schlafen. Sorge dafür, Kunz, daß du die Pferde morgen zeitig fütterst und sattelst, daß wir in der Morgenfrühe reiten, wie unser Vorsatz ist."

„Ja, Junker, habt keine Sorgen," antwortete der Knecht, „ich will früh genug aufstehen."

Der Wirt legte sie beide hinten am Hause in eine Kammer, wo sie nichts zu hören vermochten. Sie schliefen, und als der Edelmann den ersten Schlaf getan hatte, rief er den Knecht: „Kunz, steh' auf und gieb den Pferden Futter!"

Der Knecht entgegnete aber schlaftrunken: „Junker, es ist noch nicht Mitternacht, wie können wir da reiten;" und so schliefen sie weiter.

Als der Edelmann wieder erwachte, war es längst Morgen. Da wurde er zornig über den Knecht, der noch immer schnarchte. Er weckte ihn ziemlich unsanft und hieß ihn die Pferde satteln, damit sie endlich weiter kämen.

„Herr," sagte aber der faule Bursche, „wie können wir reiten und haben noch nichts genossen. Laßt uns erst zu Morgen essen, dann sollen die Pferde auch das ihrige bekommen, und wenn die gefressen haben, dann kann es weiter gehen."

Der gutmütige Mann ärgerte sich zwar sehr über den phlegmatischen Burschen, aber er spürte selbst, daß es gut sein würde, erst etwas zu genießen. So aßen sie denn, und nachdem Kunz sich gesättigt hatte, ging er, um nun endlich den Pferden vorzuschütten.

Nachdem diese gefressen hatten, sprach Kunz aber wieder: „Herr, nun ist die heiße Tageshöhe gekommen, wir müssen noch rasten, sonst verderbt Ihr die Pferde."

Endlich gegen abend saßen sie denn auf und ritten — wieder heim, denn der Edelmann sah ein, daß er mit diesem faulen Schlingel doch nimmer nach Rom kommen würde.

Zwei Hühner oder zwei Ohren.

Ein Herr hatte eine Köchin, die gern naschte. Eines Sonntags hatte er einen guten Gesellen zu Gast geladen und gebot der Köchin, zwei Hühner zu braten. Dies geschah. Da die Hühner aber gebraten waren, rochen sie ihr so verführerisch, daß sie nicht widerstehen konnte: sie verzehrte beide. Bald darauf trat der Gast in die Küche, die zwei Türen hatte, und fragte nach dem Herrn. Sie antwortete: „Seht Ihr ihn nicht dort stehen? Er wetzt das Messer, denn er will Euch beide Ohren abschneiden, wie er heute vor acht Tagen auch einem andern Gast getan hat." Als der Gast dies hörte, lief er durch die andere Tür schleunigst hinweg. Gleich darauf trat der Herr in die Küche, sah sich verwundert um und fragte, wo die beiden Hühner geblieben seien? „Ach," klagte die Köchin, „die hat Euer Gast mit sich fortgenommen; seht, wie er dort läuft." Der Herr sah den Mann in der Tat schleunig laufen, lief ihm nach, winkte und schrie: „Gebt mir nur eins." Der Gast beeilte seinen Lauf noch mehr und schrie zurück: „Nein, ich gebe dir keins." Der Herr meinte, jener sollte ein gebratenes Huhn geben; der Gast aber meinte, er sollte ein Ohr hergeben. Und so blieb die naschhafte Köchin in allen Ehren.

Einfalt vermag viel.

Ein Ritter war Vogt über ein Kloster des St. Benediktinerordens und ward mit dem Abt uneins, so daß er dem Kloster das Vieh nahm, Kühe, Kälber, Ochsen, Schafe und Pferde. Der Abt war über den Schaden traurig, denn obwohl sie kein Fleisch aßen, so brauchten sie es doch für das Gesinde und zum Verkauf. Er schickte dem Ritter zwei der allergelehrtesten Mönche, die er im Kloster hatte, ob sie ihn zur Rückgabe bereden möchten; sie richteten aber nichts aus, denn der Vogt blieb hartnäckig. Auch zwei andere hochgelahrte Mönche, die er danach aussandte, hatten keinen Erfolg.

Da dachte der Abt, daß es bei dem Vogt die Gelehrsamkeit verschütte, und ließ nun den allereinfältigsten Bruder im Kloster kommen. Er machte diesen mit der Sache bekannt und entließ ihn mit den Worten: „Wenn du zu dem Ritter kommst, so nimm von Fleisch, was du irgend kriegen kannst."

Als der einfältige Bruder zu dem Ritter kam, wollte dieser eben zu Tische gehen und sprach zu ihm mit der größten Freundlichkeit: „Wenn es Euch gefällig ist, so setzet Euch hierher an den Tisch und esset mit mir." Mit dieser Einladung dachte er aber nur, den unwillkommenen Boten in Verlegenheit zu bringen, denn es wurden nur Fleischgerichte aufgetragen, und nach der Ordensregel durfte der Mönch kein Fleisch essen. Der Ritter hatte sich damit aber verrechnet, denn der Bruder setzte sich ohne weiteres nieder und aß nun von allen Gerichten, die man ihm vorsetzte, soviel er konnte.

Nachdem man gegessen und auch tüchtig dazu getrunken hatte, sprach der Vogt zu ihm: „Lieber, mich wundert, da Ihr doch nach Eurer Ordensregel kein Fleisch essen sollt, daß Ihr mir jetzt so munter Gesellschaft leisten und mich sogar noch übertreffen konntet. Habt Ihr denn da nicht wider Eure Regel gesündigt?""

„Nein, Herr!" entgegnete der Mönch, „das habe ich nicht getan, denn ich bin im Fleischessen nur unserm hochwürdigen Abt gehorsam gewesen. Denn da ich von ihm ging, sprach er zu mir: Nimm von Fleisch, was du kriegen kannst. Ich habe aber nun wohl überlegt, daß mir bei Euch wohl nicht mehr zuteil werden würde, als was ich im Bauche heimbringen möchte, darum habe ich so reichlich eingeschoben."

Da lachte der Ritter, denn diese Einfalt hatte ihn andern Sinnes gemacht, und er sprach: „Wohlan, Ihr sollt doch mehr heimbringen, als was Ihr im Bauche tragt," und gab dem Gotteshaus zurück, was diesem gehörte und was er ihm genommen hatte.

Man sieht daran, daß Einfalt oft mehr vermag, als Kunst und Einsicht.

Der Sauhirt als Abt.

Einst war ein Abt, der hatte einen Edelmann zum Landesvogt über sich. Der Edelmann war dem Abt nicht hold und konnte doch keine Ursache wider ihn finden. Da berief er ihn zu sich und sprach: „Mönch, du sollst mir binnen drei Tagen drei Fragen beantworten. Zum ersten sollst du mir sagen, wie hoch du mich wert hältst; zum andern, wo es mitten auf dem Erdreich sei; zum dritten, wie weit Glück und Unglück voneinander seien. Beantwortest du mir diese drei Fragen nicht, so sollst du nicht länger Abt sein!"

Der Abt kam traurig heim, ging auf dem Felde spazieren und kam zu seinem Sauhirten. Dieser sah die Traurigkeit seines Herrn und sprach: „Herr, Ihr seid so traurig, was ist Euch?"

Der Abt entgegnete: „Mein lieber Hirt, was mir am Herzen liegt, darin kannst du mir doch nicht helfen."

Der Hirt aber meinte: „Wer weiß! Sagt es mir nur!"

Da erzählte ihm der Abt, wie er mit dem Landvogt daran sei, und sagte ihm auch die drei Fragen, die er beantworten sollte und worüber er sich vergeblich den Kopf zerbreche. „Und wenn ich sie ihm nicht beantworten kann," so schloß er seine Rede, „so soll ich auch nicht mehr Abt sein."

Der Sauhirt lachte verschmitzt und tröstete seinen Herrn: „Herr, da seid nur nicht traurig, sondern fröhlich und guter Dinge. Wenn weiter nichts ist, als diese Fragen zu beantworten, das will ich schon machen. Wenn der Tag kommt, so leiht mir nur

Euer Kleid, daß ich an Eurer Stelle als Abt zu dem Herrn Landvogt gehe."

Der Abt verwunderte sich zwar nicht wenig über diese kecke Rede seines Hirten und wollte näheres hören. Der ließ sich aber auf nichts weiter ein, sondern blieb dabei, daß er als Abt zu dem Edelmann gehen und die Fragen beantworten werde; der Abt solle nur ganz ruhig sein.

Der festgesetzte Tag erschien, und der Abt zog dem Hirten sein Amtskleid an, in welchem dieser ebenso stattlich aussah wie sein Herr. Ruhig war der Abt aber doch nicht, sondern sah dem Ergebnis des Abenteuers im Gegenteil mit großer Besorgnis entgegen; denn was er nicht vermochte, wie sollte das ein simpler Sauhirt fertig bringen?

Der Hirt ging jedoch in bestem Vertrauen zu dem Landvogt, der den Abt von Person nur selten gesehen hatte und die Verwechslung nicht inne wurde. Er empfing den vermeintlichen Abt mit unverkennbarem Hohn und sprach: „Sieh, Abtlein, bist du da? Wohlan, was sagst du auf die erste Frage, wie hoch du mich wert hältst?"

Der Hirt antwortete: „Junker, ich schätze Euch auf achtundzwanzig Pfennige."

„Nicht höher?" lachte der Edelmann.

„Nein," entgegnete der andere ernst.

„Warum?"

Der Abt antwortete: „Unser Herr Christus ward für dreißig Pfennige verschachert; so schätz' ich den Kaiser auf neunundzwanzig Pfennige und Euch auf achtundzwanzig."

„Das ist wohl beantwortet," nickte der Edelmann. „Aber nun zu der zweiten Frage — wo es mitten auf dem Erdreich ist?"

Der Abt sprach: „Mein Gotteshaus steht mitten auf dem Erdreich. Wollt Ihr mir's nicht glauben, so laßt es ausmessen."

Auf die dritte Frage, wie weit Glück und Unglück voneinander seien, antwortete der Abt: „Nicht weiter als über Nacht, denn gestern war ich ein Sauhirt und heute bin ich ein Abt."

Da rief der Edelmann erstaunt: „Bei meinem Eid! so sollst du auch Abt bleiben!"

Und der Sauhirt blieb auch Abt, hielt aber den alten Abt in Ehren, wie es recht und billig war.

Ein weises Urteil.

Es geschah ungefähr um das Jahr 1506, da ritt ein Kaufmann nach Frankfurt am Main auf die Messe. Dabei fiel ihm der Mantelsack vom Sattel, ohne daß er's bemerkte, und darin waren achthundert Gulden. Da kam ein Zimmermann des Weges daher, fand den Mantelsack auf dem Wege liegen und trug ihn nach Hause. Hier öffnete er denselben, sah, was er enthielt, und legte ihn in der Kammer unter eine Bank, indem er meinte, es würde sich schon jemand finden, der ihn verloren hätte. Er konnte nur den Kopf schütteln, daß jemand, der so viel Geld mit sich führte, nicht besser darauf acht gegeben hätte.

Am Sonntag darauf verkündete der Kirchner in dem Dorf, wo der Zimmermann wohnte, es seien achthundert Gulden verloren worden, und wer sie gefunden habe, dem wolle man hundert Gulden schenken, wenn er sie wiederbrächte. Der Zimmermann war gerade nicht in der Kirche gewesen; als er aber bei Tische saß, erzählte seine Hausfrau, was der Kirchner verkündet habe. „Ach," fügte sie seufzend hinzu, „hätten wir doch den Sack gefunden, daß uns die hundert Gulden zuteil würden."

Da sprach der Mann: „Frau, gehe hinauf in unsere Kammer; unter der Bank bei dem Tisch an dem Absatz der Mauer liegt ein lederner Sack, den bringe herab!"

Die Frau tat, wie ihr von dem Manne gesagt war, ging hinauf in die Kammer, fand den ledernen Sack und brachte ihn herunter. Der Mann öffnete denselben: Da sah die Frau eine schier unendliche Summe Geldes darin, und als der Mann diese aufzählte, waren es wirklich gerade achthundert Gulden.

Die Frau schlug die Hände zusammen vor Erstaunen und rief: „Und die hast du gefunden?"

„Die habe ich gefunden," antwortete er ohne jede Aufregung; „es werden gerade die verloren gegangenen achthundert Gulden sein. Der Mann muß sehr reich sein, daß er einen solchen Schatz nicht besser in Obacht nahm und auf dem Wege verlieren konnte."

„Da werden wir also, wie der Kirchner gesagt hat, hundert Gulden Belohnung erhalten, wenn du sie zurückbringst?"

„Wenn der Verlierer sonst ein ehrlicher Mann ist und sein Versprechen hält, so werden wir sie natürlich bekommen," sagte der Mann.

„Wenn du den Sack nun aber nicht zurückgeben wolltest," sagte die Frau und blinzelte verlangend mit den Augen; „niemand hat gesehen, daß du ihn gefunden hast, und selbst ich, deine Hausfrau, habe nichts davon gewußt —"

„Aber Weib," fiel ihr der Zimmermann in die Rede, „wie kannst du nur so etwas denken. Habe ich das Geld auch gefunden, daß es niemand gesehen hat und niemand etwas davon weiß, so ist es doch nicht mein, sondern gehört einem andern, und wenn ich mir's aneignen wollte, so wäre ich ja ein Dieb, der keinem Menschen mehr in die Augen sehen könnte. Hat es doch Gott gesehen."

Der Zimmermann tat das Geld wieder in den Sack und verschloß ihn nun sorgfältig, daß seine lüstern gewordene Frau nicht etwa in Versuchung käme, heimlich etwas davon zu nehmen. Dann ging er hin zu dem Kirchner und fragte, ob es so wäre, daß man dem hundert Gulden geben wolle, der den verlorenen Ledersack wiederbrächte.

„Den mit achthundert Gulden darin?" fragte der Kirchner.

„Denselben," nickte der Mann.

„Ja, dem ist so. Ein Kaufmann hat ihn verloren und demjenigen hundert Gulden versprochen, der ihm den ledernen Mantelsack mit dem Gelde brächte. Hast du ihn etwa gefunden?"

Der Zimmermann nickte wieder und sagte einfach: „So laßt den Kaufmann kommen, das Geld ist da."

„Dann freue dich, Mann," rief der Kirchner und rieb sich selbsterfreut die Hände; „dann hast du mit deiner Ehrlichkeit hundert Gulden verdient, die dir jedermann von Herzen gönnen wird."

Der Kirchner ließ es den Kaufmann wissen, und der ließ nicht auf sich warten. Er kam und begrüßte seinen Mantelsack mit einem Freudenschrei, öffnete ihn und zählte die achthundert Gulden auf. Dann aber warf er dem ehrlichen Finder fünf Gulden hin und sprach: „Diese fünf Gulden schenke ich dir, da ich sehe, daß du schon hundert Gulden herausgenommen und dich selber belohnt hast; denn es waren neunhundert Gulden gewesen."

„Mit nichten," sagte aber der Zimmermann, erzürnt über diese arge Verdächtigung, „ich habe weder einen, noch hundert Gulden genommen; ich bin ein ehrlicher Mann, der eine solche Sünde nicht auf sein Gewissen laden würde."

„Sünde hin, Sünde her!" sagte aber der Kaufmann und machte ein gar pfiffiges Gesicht dabei, indem er das Geld wieder einstrich und den Sack schloß, „was ich gesagt habe, ist richtig."

Da wollte der Zimmermann auffahren, weil ihn der Zorn zu übermannen drohte, aber der Kirchner, der diesen Vorgang mit großen Augen angesehen hatte und den

Filz durchschaute, trat dazwischen. Er legte die Hände auf den Mantelsack und sprach zu dem Kaufmann, der schon Miene machte, davon zu gehen: „Halt, Herr! Ihr habt bekannt geben lassen, daß Ihr demjenigen, der Euch den Sack mit achthundert Gulden wiederbringt, hundert Gulden als Belohnung geben wollt. Nun sollen es neunhundert gewesen sein, und Ihr beschuldigt diesen Mann, den wir alle hier als einen grundehrlichen Mann kennen, eines schweren Diebstahls. Da werde ich diesen Sack in Verwahrung nehmen und ihn beim Gericht niederlegen; dann soll der Richter entscheiden, ob Ihr dem ehrlichen Finder hundert Gulden zu zahlen habt oder nicht."

„Was fällt Euch ein," rief der Kaufmann wütend; „wenn Ihr —"

„Nichts da!" sagte aber der Kirchner mit Nachdruck. „Es bleibt bei einem Gerichtsspruch, denn es handelt sich nun weniger um die Belohnung, als vielmehr darum, daß dieser ehrliche Zimmermann von der Beschuldigung des Diebstahls gereinigt wird."

Und da der Kaufmann ferner noch grob wurde, so wies ihm der Kirchner die Tür.

Der Sack mit dem Gelde wurde also bei dem Gericht niedergelegt, und da sich das Gerücht von dem seltsamen Fall in der ganzen Gegend verbreitet hatte, so kamen auch viele fremde Leute, um dem Gerichtstage beizuwohnen und die Entscheidung des Richters zu hören.

Es wurde dem Kaufmann vorgehalten, daß er in der Bekanntmachung nur von achthundert Gulden gesprochen hätte und nun behaupte, es seien neunhundert Gulden gewesen. Er konnte die Tatsache der Bekanntmachung nicht bestreiten, denn sie lag vor und jedermann wußte darum, blieb nun aber fest bei seiner Behauptung, es seien neunhundert Gulden gewesen.

„Gut," sagte der Richter, „es sind also neunhundert Gulden gewesen. Könnt Ihr einen Eid darauf ablegen?"

„Ja!" antwortete der Kaufmann ohne Zaudern.

„So hebt die Hand auf und schwört!"

Und der Kaufmann leistete den Schwur unbedenklich.

Nun wurde der Zimmermann gefragt, ob er, wie der Kaufmann behauptete, die Belohnung vorweg genommen hätte oder ob der Sack nur achthundert Gulden enthalten habe.

„Wie der Sack dort liegt, so habe ich ihn gefunden und nicht einen Gulden genommen, so wahr mir Gott helfe."

„Kannst du einen Eid darauf leisten?" fragte der Richter, und da der Zimmermann ein reines Gewissen hatte, so leistete auch er den Schwur unbedenklich.

Und wie lautete nun der Urteilsspruch?

Da nicht anzunehmen sei, daß einer der Männer falsch geschworen habe, so müsse das Gericht als richtig erkennen, daß der Kaufmann neunhundert Gulden verloren, der Zimmermann aber nur achthundert Gulden gefunden habe. So möge denn der Kaufmann denjenigen suchen, der seinen Sack mit neunhundert Gulden gefunden habe. Der gegenwärtige Sack aber solle von Gerichts wegen verwahrt bleiben, bis derjenige sich melden würde, der nur achthundert Gulden verloren habe; sollte dies binnen Jahr und Tag nicht geschehen sein, so sollte das Geld dem armen Zimmermann als Eigentum zugesprochen werden.

Dieses verständige Urteil lobte jedermann, und es ist auch zu loben, denn Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

Das Vaterunser.

Es war ein reicher Mann, der ging zur Beichte. Da fragte ihn der Beichtvater: ob er auch beten könne?

„Nein!" sagte der Mann; „ich habe es oft versucht zu lernen, habe es aber nie lernen können."

Weiter fragte der Beichtvater und lächelte dabei eigentümlich: „Könnt Ihr denn schreiben und lesen?" denn er schien vorauszusetzen, daß der reiche Mann diese Künste nicht verstehe. Und richtig antwortete derselbe wiederum: „Nein! auch das habe ich nie gelernt."

„Leihet Ihr denn nicht bisweilen Korn oder auch Geld aus?" fragte nun der Beichtvater.

„Gewiß, das geschieht oft."

„Aber wie könnt Ihr denn da behalten, wem, wieviel und bis wann Ihr geliehen habt, wenn Ihr Euch das nicht aufschreiben könnt?"

Der Beichtvater schien sehr verwundert, aber der reiche Mann versicherte, daß er ein gutes Gedächtnis habe und das alles gar wohl im Kopfe behielte.

„Nun gut," sprach da der Beichtvater, „so will ich Euch heute als Buße auferlegen, den armen Leuten, die ich zu Euch schicken werde, jedem ein Viertel Korn zu leihen mit der Bedingung, daß sie es nach der Ernte zurückzahlen. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Das will ich gern tun," antwortete der reiche Mann und ging getröstet von dannen.

Nun schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann, den er nicht kannte. Der mußte zu ihm sprechen: „Euer Beichtvater hat mich zu Euch gesandt, daß Ihr mir ein Viertel Korn leihen mögt bis nach der Ernte."

„Wie ist dein Name?" fragte der reiche Mann freundlich. Er sprach: „Ich heiße Vaterunser."

„Von welchem Geschlecht bist du?" fragte der Reiche weiter. Er antwortete: „Von dem Geschlecht Der du bist im Himmel."

Der reiche Mann merkte sich Namen und Geschlecht des Armen und gab ihm das Viertel Korn.

Nach acht Tagen, da der Beichtvater meinte, daß der Mann jene ihm gewiß sonderbar erscheinenden Namen genügend im Gedächtnis haben würde, schickte er ihm einen zweiten Armen, der mußte sich nennen: Geheiligt werde dein Name von dem Geschlecht Zu uns komme dein Reich. Nach abermals acht Tagen kam ein dritter, der nannte sich: Dein Wille geschehe von dem Geschlecht Wie im Himmel also auch auf Erden. Und so ging dies fort, bis das ganze Vaterunser zu Ende war.

Danach kam der Beichtvater zu dem reichen Manne und fragte ihn: ob er Korn an die armen Leute ausgeliehen hätte und an wen? Da nannte der Mann aus seinem treuen Gedächtnis alle Namen und Geschlechter und betete auf diese Weise das ganze Vaterunser her.

„Seht Ihr, Lieber, nun könnt Ihr beten und wißt es nicht einmal," sagte der Beichtvater, und als dieser ihm die Sache erklärt hatte, war er hocherfreut, schenkte den armen Leuten das geliehene Korn und verehrte dem klugen Beichtvater einen neuen Rock.

Der Gruß aus dem Jenseits.

Es lebte einmal die Frau eines Ratsherrn, die war nicht gerade besonders klug, aber reich. Sie hatte einen Sohn gehabt, der war gestorben, und sie trauerte fortgesetzt um ihn.

Eines Tages, da ihr Mann im Rat war, kam ein fahrender Schüler in ihr Haus und bat sie um eine Suppe. Die Frau gab ihm gern zu essen und sah an seiner Kleidung, daß er ein fahrender Schüler sei, die man auch Bacchanten oder Vaganten nannte, meist ältere Scholasten, die von einer Lateinschule zur andern zogen, weit in der Welt herumkamen und bei diesem wandernden Leben gar leicht verwilderten und es dann mit der Gewissenhaftigkeit nicht eben genau nahmen.

Da mußte die Frau wieder lebhaft an ihren verstorbenen Sohn denken und sprach in ihrer törichten Einfalt zu dem Schüler: „Ich sehe, daß Ihr ein fahrender Schüler seid. Ich habe einen Sohn gehabt, der ist gestorben und nun auch in eine andere Welt gefahren. Ihr kommt ja weit umher in der Welt, habt Ihr ihn nicht gesehen?"

Der Schüler hatte in seinem Leben sich schon genügende Menschenkenntnis erworben, daß er sogleich merkte, wie es mit dem Verstande dieser Frau beschaffen war, und daß er diese Gelegenheit zu seinem Vorteil ausnützen könnte. Sein Plan war auch schnell fertig, und er sprach daher ernsthaft: „Ja wohl, ich habe ihn gesehen. Er leidet großen Hunger und Frost und läßt Euch bitten, daß Ihr ihm einen Pelzrock und Hemden schickt und sechs oder sieben Gulden."

„Sehr gern will ich das tun," sagte die törichte Frau mit sichtlich großer Freude, nahm einen mit Pelz gefütterten Rock ihres Mannes und ein paar Hemden und band alles in ein Leinlaken. Dann gab sie dem Schüler auch Geld und sprach: „Machet Euch aber bald damit hinweg, ehe mein Mann aus dem Rat nach Hause kommt, denn er würde es Euch wieder nehmen."

Der Schüler befolgte natürlich diesen Rat, nahm das Bündel auf den Rücken und schritt eilig davon.

Nicht lange danach kam der Ratsherr nach Hause, und voller Freude erzählte ihm die Frau, daß ein fahrender Schüler dagewesen sei, der ihren Sohn gesprochen habe, und daß sie diesem einiges geschickt habe, da er in der fernen andern Welt Mangel leide. Da wurde der Mann zornig, denn er erkannte, daß ein Betrüger den schwachen Verstand der Frau gemißbraucht habe. Er schalt heftig, sattelte aber rasch sein Pferd, nachdem er den Weg erfragt hatte, den der fahrende Schüler eingeschlagen hatte, und ritt hinterher, um ihm die erschlichene Beute wieder abzujagen.

Als der Schüler bemerkte, daß ein Reiter hinter ihm herkäme, zweifelte er sogleich nicht daran, daß dies der Mann der törichten Frau sei, der es auf ihn abgesehen habe. Er verbarg rasch das Bündel unter einem dichten Gebüsch und lehnte sich auf seinen Wanderstab, den Mann mit aller Seelenruhe erwartend.

Da der Wandersmann kein so junger Fant mehr war, wie der Ratsherr sich unter dem Schüler dachte, auch kein Bündel trug, so ließ er sein Pferd halten, als er ihn erreicht hatte, und fragte eilig: „Hast du nicht einen jungen Gesellen gesehen, der ein weißes Bündel auf dem Rücken trug?"

„Jawohl," antwortete der verschmitzte Bacchant, indem er auf einen Zaun deutete; „er ist dort über den Zaun gesprungen, als er einen Reiter hinter sich hörte und scheu nach Euch umblickte, und dann dem Walde zugeeilt. Wenn Ihr ihm mit dem Pferde folgt, werdet Ihr ihn bald einholen."

„Wie könnte ich ihm mit dem Pferde über den Zaun und in den Wald hinein folgen," rief der Mann verdrießlich, sprang herab, warf dem Schüler den Zügel zu und sagte: „Halte mir das Pferd so lange, bis ich zurückkehre, „ich will es dir lohnen." Dann kletterte er bedächtig über den Zaun und eilte, so sehr es seine Wohlbeleibtheit gestattete, dem Walde zu.

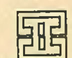
Als er darin verschwunden war, zog der Schüler lachend das Bündel aus dem Gebüsch hervor, befestigte es auf dem Pferde, stieg hinterher und trabte vergnügt davon.

Der Ratsherr fand in dem Walde natürlich niemand und mußte die Verfolgung endlich aufgeben. Er kehrte keuchend zurück, um heim zu reiten. Da fand er jedoch weder das Pferd, noch den Wandersmann und mußte zu Fuß nach Hause

traben. Er erkannte nun wohl, daß dieser Mensch derselbe gewesen war, der seine Frau betrogen hatte, und der hatte ihn nun auch noch um sein Pferd gebracht.

Als er nach Hause kam, fragte ihn die so heftig ausgescholtene Frau ängstlich: „Lieber Mann, hast du den Betrüger gefunden?"

Als Ratsherr mochte der Mann seine eigene große Torheit nicht eingestehen und antwortete: „Ja, wohl habe ich ihn eingeholt, aber es war kein Betrüger; ich habe ihm sogar noch mehr Geld gegeben und das Pferd dazu, damit er um so eher zu unserem Sohne kommen möchte."



Rollwagengeschichten.

(Nach: „Das Rollwagenbüchlein. Ein neuws, vor unerhörtes Büchlein, darin viel guter schwenck und Historien begriffen werden etc. Zu einer kurtzweil an tag bracht vnd widerum erneuwert vnn gemeert durch Jörg Wickram, Stattschreiber zu Burckhain, 1557." Der sonderbare Titel bezieht sich auf die damaligen Reisewagen, genannt Rollwagen, in denen derartige, lustige Geschichten zur Unterhaltung dienten.)

Die wohlgelungene Wallfahrt.

Am Kochersberg, nicht weit von Straßburg im Elsaß, wohnte ein guter, frommer Bauer. Der wurde von einer schweren Krankheit befallen, die ihn lange Zeit stark und übel plagte. Da gelobte er Sankt Veit eine Wallfahrt nach seiner Kapelle im Gebirge und ein gutes Opfer, wenn er wieder gesund würde.

Als er nun aber seine Gesundheit wiedererlangt hatte, schwebte ihm dies Gelübde wohl Tag und Nacht vor, aber er konnte aus Mangel an Zeit immer nicht dazu kommen, dasselbe auszuführen. Bald hatte er auf dem Acker zu tun, bald im Weinberg, und hatte so viel Arbeit, daß er sich kaum Zeit nahm, etwas zu essen und zu trinken. Wie er so die gelobte Wallfahrt immer weiter und weiter hinausschieben mußte, kam ihm endlich der Gedanke, Sankt Veit würde ihm darum böse werden, daß das gelobte Opfer nicht käme, und so entschloß er sich denn, dieses einem passenden Stellvertreter zu übergeben, der für ihn die Wallfahrt machen sollte.

Es gelang ihm, einen ihm als gut und fromm empfohlenen Mann zu dingen, der für ihn als Waller zu Sankt Veit gehen und das Opfer darbringen sollte. Er rüstete diesen Stellvertreter aus und übergab ihm, was üblich war, Silber, Wachs und einen feisten Hahn, die er an seiner Statt Sankt Veit zum Opfer darbringen sollte. Der Waller, ein schlauer Gesell, machte sich auf den Weg und pilgerte in großer Andacht dem Gebirge zu, fragte sich überall zurecht, und jedermann gab ihm als einem frommen Pilger gern Bescheid.

Am Fuße des Berges, auf welchem hoch oben die Kapelle des Heiligen gelegen war, stand ein Kloster, „Zu Allen Heiligen" genannt, und hier wies man ihn den Berg hinauf. Mit Angst und großer Mühe begann der Waller den steilen Berg zu ersteigen. Er hatte kaum die Hälfte der Höhe erklommen, bis wohin er schon mehrmals geruht hatte, als er fühlte, daß er nun eine größere Pause machen müßte.

Für so außerordentlich beschwerlich hatte er sich den Aufstieg doch nicht vorgestellt. Als er sich nun da niedergelassen hatte, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er schlug sich an die Stirn und sagte: „Aber bin ich denn nicht ein rechter Narr, daß ich mit solcher Mühe den Berg hinaufkeuche? Dort unten das Kloster heißt doch Zu Allen Heiligen, und da muß denn doch auch Sankt Veit darunter sein. Was keuchst du da erst den Berg hinauf?"

Der Gedanke war ihm kaum gekommen, als er auch aufstand und in ziemlicher Geschwindigkeit den Berg wieder hinabstieg. Zwar hatte man ihn auch in dem Kloster den Berg hinauf gewiesen, und er meinte, Sankt Veit würde jetzt wohl nicht daheim sein; aber das schadete ja nicht, tröstete er sich, dann kann ich das Opfer immerhin abgeben.

Er kam zum Kloster und läutete, und bald kam der Pförtner gelaufen, öffnete ein Fenster neben der Pforte und fragte nach seinem Begehr.

„Lieber," fragte der Waller, „sind da innen nicht alle Heiligen?"

„Ja, unser Kloster ist zu Allen Heiligen," antwortete der Pförtner.

„Lieber Pförtner," sagte der Waller, „so gehe hinein zu allen Heiligen und sage dem Sankt Veit, daß er zu mir herauskomme, denn ich habe hier diesen Hahn und noch einiges andere, was ihm alles zugehört."

„Wenn du zu Sankt Veit willst," sagte der Pförtner, „so mußt du dich schon den Berg hinauf bemühen; Sankt Veit ist nicht hier innen."

„Wie wäre denn das möglich," rief da der Waller, „alle Heiligen sind da innen, und den Sankt Veit sollten sie ausgesondert haben? Das kann doch nicht sein."

Der Pförtner mochte glauben, daß der Mann ihn zum Narren halten wollte, denn er sagte jetzt ziemlich unwirsch: „Du hörst ja, daß Sankt Veit da oben ist und in unserem Kloster nichts zu tun hat; wir haben alle Heiligen zu Patronen."

„Ei, so behalte du deine Alle Heiligen," sagte nun auch der Waller trotzig, „ich will meinen Sankt Veit behalten."

Damit drehte er sich um, stieg aber nicht wieder mühsam den Berg hinauf, sondern machte sich sogleich auf den Heimweg.

Als er heimkam, fragte ihn der Bauer, ob er seine Sache gut ausgerichtet habe, und der Waller bestätigte es.

„Wo hast du aber den gemalten Brief als Wahrzeichen?" fragte der Bauer.

„Ich will dir sagen," antwortete der verschmitzte Stellvertreter, „als ich oben auf den Berg kam, war Sankt Veit nicht daheim, sondern unten im Kloster bei allen Heiligen. Da ließ ich ihn mir herausrufen und richtete meine Sache aus. Briefe hatte er aber keine im Kloster, die waren alle oben auf dem Berge. Den Hahn aber hat er mir geschenkt und läßt dir viel Gutes sagen."

Der Bauer glaubte dem Schelm, der also das ganze Opfer für sich behalten und aus seiner Stellvertretung den ganzen Vorteil gezogen hatte, so daß ihm die Wallfahrt wohlgelungen war.

Der schlaue Rat.

Es war ein Mann wegen eines Vergehens vor Gericht gestellt worden, und er sah wohl ein, daß er ohne eine tüchtige Geldstrafe nicht davonkommen würde. Ging also zu einem Anwalt und ersuchte ihn, sich der Sache anzunehmen.

„Das will ich wohl tun," sagte der Anwalt, „und dir heraushelfen, daß du gar keine Kosten haben sollst; nur mußt du mir für meine Arbeit vier Gulden bezahlen."

Der Verklagte war es zufrieden und sagte ihm dies Geld zu, sofern er ihm aus der Sache heraushülfe.

Nun gab der Anwalt ihm den Rat: wenn sie vor die Gerichtsherren kämen, so sollte er nichts weiter sagen als das einzige Wort: „Blä!" er möchte gefragt werden oder es möchte vorkommen, was da wolle.

Und so geschah es vor Gericht. Es wurde viel gegen den Mann vorgebracht, aber was man ihn auch fragte, wer auch auf ihn einredete, er antwortete immer nur „Blä!" und man vermochte nichts anderes aus ihm herauszubringen.

Die Gerichtsherren lachten endlich und forderten nun den Anwalt auf, für ihn zu reden; doch dieser zuckte die Achseln und sagte: „Ich habe nichts für ihn zu reden, und er hat mir auch nichts berichtet, was ich für ihn reden könnte. Es ist nichts mit ihm anzufangen. Ich halte also dafür, daß er ein völliger Narr ist, den man ledig sprechen muß."

In ihrer Beratung kamen die Gerichtsherren zu demselben Beschluß, und sprachen den Mann frei.

So war der Mann durch den Rat des Anwaltes wirklich ohne Kosten davongekommen. Nun forderte dieser natürlich die vereinbarten vier Gulden, erhielt aber, er mochte reden was er wollte, stets nur die Antwort: „Blä!" Es blieb dem Anwalt nichts übrig, als den Mann nun selber vor Gericht zu ziehen, aber auch hier redete derselbe nichts anderes als: Blä!

Da sagten die Gerichtsherren zu dem Antwalt: „Was wollt Ihr noch von dem Narren hier vor Gericht? Ihr wißt doch, daß er nicht reden kann."

So hatte der schlaue Rat des Anwaltes den Mann zwar von jeder Strafe befreit, ihn selber aber auch um die vier Gulden Lohn gebracht.

Lieb und Leid geteilt.

Ein zänkischer, jähzorniger Mann lebte mit seiner Frau in stetem Unfrieden, obwohl dieselbe bei allen Nachbarn als eine brave Frau bekannt war. Es kam endlich so weit, daß sich die Obrigkeit dreinmischen und den Mann wegen Mißhandlung seiner Frau eine kurze Zeit einsperren mußte. Als er danach wieder freigelassen wurde, mußte er geloben, mit seiner Frau in Frieden zu leben, sie nimmer zu schlagen, sondern Lieb und Leid mit ihr zu teilen, wie es sich unter Eheleuten geziemt.

Das ging nun eine Zeitlang auch ganz gut, nach und nach aber fiel der zanksüchtige Mann wieder in seine alte Gewohnheit, dachte aber daran, daß er gelobt hatte, sie nicht zu schlagen, und suchte sie nun bei den Haaren zu erwischen. Das gelang ihm aber nicht, die Frau war ihm zu schnell und entsprang. Da jagte er sie im Hofe herum und warf jeden Gegenstand, den er erfassen konnte, hinter ihr her; traf er sie, so lachte er, traf er sie nicht, so fluchte er. Das ging fort, bis die Nachbarn, die der Lärm herbeigezogen hatte, dazwischen traten.

Der Mann wurde wieder vor die Obrigkeit gefordert, und hier hielt man ihm sein Gelöbnis vor. Er aber redete dagegen: „Ich habe mein Gelöbnis gehalten, sie nicht zu schlagen und habe Lieb und Leid mit ihr geteilt, wie man mir geboten hat."

„Hier liegt aber doch das Gegenteil vor," sagte die Obrigkeit.

„Durchaus nicht," rechtfertigte sich der Mann. „Ich habe sie nicht geschlagen, sondern sie nur ein wenig an den Haaren ziehen wollen, da ist sie mir entschlüpft, und ich habe sie im Hofe herumgejagt und alles, was ich erwischen konnte, hinter ihr hergeworfen. Traf ich sie, so ist es mir lieb gewesen und ihr leid; traf ich sie nicht, so ist es ihr lieb gewesen und mir leid; also habe ich Lieb und Leid mit ihr geteilt, wie mir die Herren befohlen haben."

Nun erhielt der Mann zwar eine ernstliche Verwarnung, ob sie aber gefruchtet hat, weiß man nicht.

Der große Trunk.

Einmal fuhr ein mit Kaufmannsgütern beladenes Schiff über das Meer. Da erhob sich ein großer Sturm, und die Leute auf dem Schiff waren darauf gefaßt, daß sie alle würden ertrinken müssen.

Unter ihnen befand sich auch ein Bayer, dem man es ansah, daß ein Trunk ihm über alles ging. Als er von dem Ertrinken hörte, war er keineswegs verzweifelt, wie die andern, sondern ging hin, schnitt sich eine tüchtige Schnitte Brot ab und strich dick Salz darauf. Das aß er.

Der Sturm legte sich aber, und die Gefahr ging vorüber. Als man nun den Bayern fragte, wie er angesichts des drohenden Todes habe essen können, gab er zur Antwort: „Nun, als ich von euch hörte, daß wir untergehen und wohl gar ertrinken würden, aß ich Brot mit tüchtig Salz darauf, daß mir ein solcher großer Trunk auch schmecken möchte. Daheim machen wir's ja auch so, wenn es gilt, ordentlich zu trinken."

Warte, bis der Bart geschoren ist.

Ein Edelmann hatte von einem Dorfe eine Summe Geldes entliehen und sich zu bestimmter Rückzahlung verpflichtet. Er hielt aber diese Verpflichtung nicht inne, und obwohl die Bauern alles versuchten, erhielten sie doch kein Geld. Da sahen sie sich letztlich genötigt, in der Stadt Rottweil, damals eine freie Reichsstadt mit eigenem kaiserlichen Hofgericht, einen Haftbefehl gegen den säumigen Schuldner auszuwirken, daß sie ihn, falls er nicht bezahlte, ins Gefängnis setzen lassen dürften.

Nun fertigten sie einen eigenen handfesten Boten ab, der auf den Edelmann fahnden und ihn betreffenden Falles, wenn er nicht bezahlte, festnehmen sollte. Der Bote fand ihn nach vielem Suchen in einem Dorfe, als er gerade bei dem Bader saß und sich den Bart scheren ließ. Ungestüm fuhr der Bote auf den Schuldner ein und wollte das Geld von ihm haben.

Der Edelmann aber sagte abwehrend: „Nur langsam, mein Freund, ich will dich gern bezahlen."

„Das müßt Ihr," entgegnete der Bote grob, „ich habe Befehl, Euch nicht wieder aus den Händen zu lassen, wenn ich Euch erwische, bis Ihr bezahlt habt."

Der Edelmann sprach ruhig: „Kannst du warten, bis mir der Bart vollends geschoren ist?"

„Darauf soll es mir nicht ankommen, ich werde gern so lange warten," stimmte der Bote zu.

„Hör' auf zu scheren!" sagte da der Edelmann zu dem Bader, stand von dem Stuhle auf und säuberte sich das Gesicht. Als er nun aber gar keine Anstalten machte, sich wieder zu setzen und den Bader seine Arbeit vollenden zu lassen, fragte der Bote verwundert: „Wollt Ihr Euch nicht fertig scheren lassen?"

„Nein," lachte der Edelmann; „der Bader ist Zeuge, daß du zugesagt hast, zu warten, bis mir der Bart vollends geschoren sei. Warte also, so lange du magst, bis der Bart geschoren sein wird; einstweilen wird das nicht geschehen, sonst müßte ich dich ja bezahlen."

Da sprang der Bote auf und lief eilends zum Schultheiß, den Edelmann verhaften zu lassen; doch inzwischen war dieser mit Beihilfe des Baders verschwunden, und die Bauern hatten wieder das Nachsehen.

Die goldene Kette.

Bei einem Wirt in Ingolstadt hatte ein junger Edelmann mit mannigfachen Gastereien eine nicht unbedeutende Summe ansammeln lassen, so daß der Wirt endlich besorgt um sein Geld wurde. Als nun gar ein Brief von dem Vater des jungen Mannes eintraf, der ihn heimrief, ward dem Wirt ernstlich angst, daß er wohl gar das Geld verlieren könnte, und



Lieb und Leid geteilt.

er sann um Mittel nach, wie er solch einem Verlust vorbeugen könnte.

Nun trug der junge Mann bei den Gastereien immer eine schwere goldene Kette um den Hals. Auf die hatte der Wirt seine Augen geworfen, denn die würde mehr als genügt haben, um die Schuld zu decken. Wie er diese endlich mit List als Faustpfand in seine Hand bekam, stellte er folgendermaßen an.

Er veranstaltete, angeblich zum Abschied für den heimreisenden Junker, am Abend zuvor ein Bankett, wozu der junge Mann auch eine Anzahl Freunde einladen konnte. Hier gab es nicht nur außerordentlich gut zu essen, sondern noch besser zu trinken, denn der Wirt hatte ausdrücklich angeordnet, daß von den besten Weinen aufgetragen werden sollte. Der Wirt selber half bei der Aufwartung und lief von einem Tisch zum andern, damit man keinen Argwohn haben möchte. So konnte es nicht fehlen, daß die Gäste des Guten endlich zu viel taten und der junge Edelmann es womöglich allen andern noch zuvortat.

Er trug natürlich wieder die schwere goldene Kette um den Hals, und der Wirt sagte zu ihm, als er den rechten Zeitpunkt gekommen glaubte: „Aber Junker, wie mögt Ihr doch einen ganzen Tag so schweres Gewicht am Halse tragen!"

„Wieso?" fragte der Junker.

„Mich beschwert oft schon Hemd und Wams am Leibe, wie vielmehr würde es mich drücken, wenn ich den ganzen Tag eine solch schwere Kette mit mir herumtragen müßte."

„Die beschwert mich gar nicht," versicherte der Junker; „wollte nur, es schenkte mir einer noch eine zweite dazu, und wenn sie noch so schwer wäre, ich würde auch die noch mit Vergnügen tragen."

„Ich möchte wohl wissen, wie schwer eine solche Kette eigentlich ist, und wie dem zumute sein muß, der sie mit sich den ganzen Tag herumschleppt," sagte der Wirt, und der weinselige Junker sah gar nicht, wie die Augen des Mannes dabei glitzerten. Er nahm sie vielmehr von seinem Halse und hing sie dem Wirt um. In demselben Augenblick wurde er aber auch von seinen Kumpanen in Anspruch genommen, und in seinem Rausche achtete er nicht weiter auf die Kette.

Das war es, was der Wirt mit der ganzen Gasterei beabsichtigt hatte. Er lief noch immer geschäftig ab und zu und verlor sich endlich ganz aus dem Zimmer. Am andern Morgen aber hatte er sich schon sehr früh auf sein Roß gesetzt und war hinweggeritten.

Der junge Edelmann hatte am Abend natürlich gar nicht mehr an die Kette gedacht, und erst am Morgen, als er erwacht war und sich zur Abreise rüsten mußte, bemerkte er ihren Verlust und entsann sich, nachdem er lange seine Stirn gerieben, daß er sie am Abend dem Wirt umgehängt hätte. Er fragte eifrig nach dem Wirt, daß der ihm seine Kette wiedergebe, aber der Stallknecht sagte ihm, daß der Herr schon sehr früh ausgeritten sei. Auch eine Nachfrage bei der Wirtin hatte keinen besseren Erfolg, und er mußte zu seinem Schrecken erfahren, daß der Wirt nach Wein ausgeritten und es sehr unbestimmt wäre, in wie vielen Tagen er zurückkehren würde. Von der Kette aber konnte er keinen Bescheid erhalten.

Da er aber nicht auf unbestimmte Zeit auf den Wirt warten konnte, so mußte er ohne die Kette abreisen, schrieb aber dann nach einiger Zeit um Übersendung der Kette. Statt dieser kam nur wieder ein Brief von dem Wirt, der an die Übersendung des schuldig gebliebenen Geldes erinnerte. Das ging dann noch ein paarmal so hin und her, bis der Vater des jungen Edelmannes sich endlich bequemte, dem Wirt die von seinem Sohne gemachte Schuld zu

bezahlen, und da kam dann auch die Kette zurück.

So war der Wirt auf schlaue Weise doch noch zu seinem Gelde gekommen.

Die lange Elle.

Sehr rege Handelsbeziehungen fanden schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zwischen den niederländischen und deutschen Städten statt. Die Haupthandelsstraße war der Rhein, und diese erwies sich lange Zeit weitaus sicherer, als die Landstraßen, auf denen die Schnapphähne überall auf Beute lauerten. Die Waren gingen von Antwerpen auf dem Rhein bis Köln und von hier weiter nach Mainz, Frankfurt am Main, Worms, Straßburg.

Nur in der großen Fehde, welche der berühmte Ritter und Feldhauptmann Franz von Sickingen von der Ebernburg bei Kreuznach 1513 mit der Reichsstadt Worms führte, an die sich dann ganz regelrechte Kriege mit dem Herzog von Lothringen und dem Landgrafen von Hessen anschlossen, war auch diese Wasserstraße unsicher geworden. Sickingen hatte es verstanden, den Schiffen an ihren Haltestellen Hinterhalte zu legen, und so fiel manche reiche Ladung in seine Hände, und der Handel mit den deutschen Städten geriet ins Stocken.

Unter diesen Umständen zogen es die Kaufleute vor, doch lieber den Landweg einzuschlagen und andere Straßen zu wählen. Dies beabsichtigten einst auch mehrere Antwerpener Kaufleute, um ihre Waren auf die Frankfurter Messe zu führen, brachten eine ganze Anzahl von Wagen zusammen, die mit Tuchen, Samt, Atlas, Taffet, Damast und andern ähnlichen teuren Stoffen beladen waren, und kleideten sich, der größeren Sicherheit wegen, wie die Leute von dem Schutzgeleite gekleidet gingen.

Diesen reichen Zug hatten aber einige ritterliche Schnapphähne, die vom „Stegreif“, das heißt vom Raube lebten, ausgekundschaftet, hatten sich zu einem ansehnlichen Haufen vereinigt und überfielen die Wagen, als sie schon nicht mehr weit von Frankfurt entfernt waren, mit solchem Ungestüm, daß die Geleitsmannschaft alsbald das Hasenpanier ergriff und auch mancher der Kaufleute sich ihr anschloß und die Waren im Stich ließ. Diejenigen aber, welche diese verteidigen wollten, wurden daran als die Herren und Besitzer derselben erkannt, gefangen und gebunden, daß sie ihre Freiheit durch ein Lösegeld erkaufen möchten.

Sie mußten nun sehen, wie die Raubgesellen die Wagen öffneten, die Waren herausrissen und die kostbaren Tuche, Damast und andere Stoffe mit ihren langen Spießen ausmaßen und zur Teilung zerschnitten. Da begannen sie laut zu jammern und wurden nun natürlich noch obenein verspottet. Nur einer stimmte nicht ein. Als die Reihe an seinen Wagen kam, und die Kerle auch hier die Zeuge mit ihren langen Spießen auszumessen begannen, fing er vielmehr an, aus vollem Halse zu lachen, so daß er sich förmlich schüttelte.

Darüber wunderten sich die Reiter nicht wenig, und als sie ihn fragten, was er denn so zu lachen habe, da die andern doch so jammerten, antwortete er: „Was muß ich da nicht lachen, denn ich habe Kaufmannschaft von Kindheit auf getrieben, habe Märkte und Messen in Deutschland und Welschland besucht, auch Paris, wo doch wahrlich eine lange Elle im Gebrauch ist; aber all' mein Tag habe ich keine so lange Elle gesehen, wie ihr da braucht. Ich glaube, wenn ihr mit dieser meiner Ware nach Frankfurt auf die Messe kämt und wolltet den Kunden auch mit dieser

Elle zumessen, so würdet ihr die Waren in einem Tage verkauft haben.“ Und wieder begann der Kaufmann zu lachen, daß er sich die Seiten hielt, und die Reiter mußten mit einstimmen.

Der Scherz des Mannes hatte ihnen aber so wohlgefallen, daß sie untereinander einig wurden, diesem Kaufmann, der ein lustiger Geselle zu sein schiene, seine Waren zu lassen. Sie befreiten ihn also von seinen Banden, packten die Waren wieder auf den Wagen und machten sich mit dem übrigen davon.

Wie unberufenes Dreinreden bestraft wurde.

In einer Stadt im Elsaß kamen einst in einem Wirtshause mehrere Wundärzte und andere Heilkünstler zusammen. Sie sollten als Zeugen bei Abfassung eines Vertrages zugegen sein, den einer ihrer Kollegen mit einem Bürger der Stadt abschließen wollte, nach welchem er dessen Sohne ihre Kunst lehren sollte.

In der Gaststube befand sich auch ein Bauer, der des Guten zu viel getan hatte und unabläßig in die lebhafte Verhandlung hineinredete, alles sogar besser wissen wollte, als die Heilkünstler. Das verdroß diese Meister nun zwar sehr, da sie aber sahen, in welchem Zustande sich der Bauer befand, so kümmerten sie sich weiter nicht um ihn und gaben ihm keinerlei Antwort, sondern fuhren in ihrer Verhandlung fort. Das verdroß nun wieder den Bauer, da er aber sah, daß man auf ihn und seine Weisheit gar nicht achtete, so tat er das gescheiteste, was er tun konnte: er legte sich auf eine Bank und war da bald fest eingeschlafen.

Wenn in einer Mühle das unabläßig klappernde Geräusch plötzlich aufhört, weil das Mühlwerk stillsteht, so erwacht der schlafende Müller. So ähnlich erging es den Heilkünstlern, denn als der fortwährend dreinredende Bauer plötzlich schwieg, stockte ihre Verhandlung, und sie drehten sich nach ihm um. Da sahen sie, daß er fest schlief.

Da sagte einer von ihnen: „Was gilt's, jetzt könnt' ich ihn zubereiten, daß ihn sein eigen Weib nicht erkennen sollte.“

Die andern wurden neugierig, wie das der Kollege bewerkstelligen würde, und ermunterten ihn, es zu tun, vorausgesetzt, daß der Mann keinen Schaden dadurch erlitte.

„Keine Sorge,“ lachte der, „es geschieht ihm durchaus nichts Böses,“ nahm seinen Rock zusammen, trat über die Bank hinweg, breitete seinen Rock über das Gesicht des Bauern und trieb darunter, daß es die andern nicht sehen konnten, mit einem gewissen Druck die Kinnladen des Mannes auseinander, daß ihm der Mund weit offen stand. Und das geschah so ohne allen Schmerz, daß der Mann ruhig weiter schlief, auch von dem ungeheuren Gelächter, das sich darob erhob, nicht erwachte.

Dies hatte der Wirt sogar in der Küche gehört, kam eilig hereingelaufen, um zu sehen, was es gäbe. Da sah er den Bauern mit weit aufgespanntem Munde liegen, lachte jedoch nicht, sondern erschrak vielmehr, da er nicht wußte, wodurch das entstanden war. Er trat also rasch zu dem Bauern und rüttelte ihn so stark, daß er erwachte und fragte ihn: „Aber Mann, was ist Euch denn so plötzlich zugestoßen?“

Der Bauer, welcher das ihm widerfahrene Übel noch gar nicht gemerkt hatte, wollte ihm antworten, vermochte aber nichts weiter herauszubringen, als ein langgedehntes: „A!“ Denn er konnte nicht reden, auch den Mund nicht zumachen.

„Aber sagt doch, Mann, was ist euch denn geschehen?“ fragte der Wirt den noch immer schlaftrunkenen Bauern dringender. Da schüttelte dieser den Schlaf vollends

ab, merkte, was mit ihm vorgegangen, und die ausbrechende Angst vertrieb auch die Trunkenheit, daß er ganz nüchtern wurde, aber er konnte nicht reden. A! war alles, was er herausbrachte. Der Wirt fragte ferner, ob er denn solchen bösen Zufall sonst schon gehabt hätte, und: A! war die ganze Antwort, nur durch Gebärden vermochte er anzuzeigen, daß dies nicht der Fall sei.

Endlich sagte der Meister, der durch seine Kunst diese Mundsperre hervorgerufen hatte: „Ich wüßte ihm wohl in einem Nu zu helfen, wenn er mir meine Kunst ordentlich belohnen würde." Und da sich der Bauer durch Zeichen dazu bereit erklärte, forderte der Heilkünstler einen Gulden. Sogleich ergriff der Bauer einen Teller, zählte einen Gulden in kleiner Münze darauf und trug ihn nach dem Tische, was einen so überaus komischen Anblick gewährte, daß wieder ein großes Gelächter entstand.

Nun hieß der Meister den Bauern sich wieder auf die Bank legen, stieg darüber und breitete seinen Rock über das Gesicht, und als er den Rock hinwegnahm, war der Mund wieder eingerichtet. Nun redeten sie über die Sache, wollten gar gern wissen, welch ein Kunststück der Mann anwendete, um diese Mundsperre hervorzurufen und wieder aufzuheben, der aber war pfiffig genug, dies als sein Geheimnis für sich zu behalten.

Da redeten sie ihm zu, daß er dem Bauern für die ausgestandene Angst den Gulden zurückgeben möchte, er aber sagte: „Nun gut, der Gulden hat drei Dickpfennige, ich will ihm zwei zurückgeben, den dritten aber wollen wir verzechen; das soll die Strafe für sein ungewaschenes Dreinreden in anderer Leute Sachen sein, die ihn nichts angehen."

Ein großer Fuchs findet einen noch größeren.

An einem Feiertage kam ein Landsknecht auf einem schönen Braunen in ein Dorf geritten und kehrte in dem Wirtshause ein. Da saß ein Bauer, dem das Pferd sogleich in die Augen stach, so daß er den Reiter fragte: „Sag', Landsmann, willst du mir das Pferd nicht verkaufen?"

„Nein," antwortete der Reiter, „an das Pferd habe ich mich so gewöhnt, daß es mir nicht feil ist."

Damit ließ sich der Bauer aber nicht abspeisen, sondern lud den Landsknecht zum Trinken ein, was sich dieser auch gern gefallen ließ. Im Gespräch kam der Bauer wiederholt auf das Pferd zurück und ließ deutlich merken, daß er immer begieriger darauf wurde. Dem Landsknecht entging das nicht, aber er hielt sich zurück und sagte endlich, als der andere ganz dringend wurde: „Du hast doch gehört, daß mir das Pferd nicht feil ist, würdest auch schwerlich so viel bezahlen können, als ich dafür fordern müßte, wenn ich es verkaufen wollte."

„Höre, mein lieber Kriegsmann," antwortete der Bauer aber wichtig, „meinst du denn, ich könnte einen solchen Klepper, wenn ich ihn haben will, nicht ebenso gut bezahlen wie etwa du? Sage, wie hoch du ihn schätzest, und du wirst abzuwarten haben, ob ich überhaupt auf den Kauf eingehe."

„Nun wohlan," sagte da der Reiter, „weil du gesonnen bist es zu kaufen, so magst du wissen, daß ich das Pferd nicht unter fünfzig Kronen verkaufen kann."

Nun war der Bauer ein guter Pferdekenner und schätzte, daß der Braune unter Brüdern recht wohl seine fünfzig Kronen wert sei, und daß er, wenn er ihn für die Hälfte erhalten könnte, ein feines Geschäft machen würde. Er sagte deshalb: „Wohlan, Brüderlein, daß du siehest, wie ernst es mir

um diese Sache ist, will ich dir fünfundvierzig Sonnenkronen für den Braunen geben, und zwar zahle ich dir fünfundzwanzig Kronen gleich bar und den Rest von zwanzig auf Sankt Nimmerstag."

Der Landsknecht machte zu diesem Vorschlage ein Gesicht, auf dem der Bauer recht wohl hätte lesen können, daß er seine Absicht durchschaute; aber in seinem Eifer, das Pferd billig in seine Hände zu bringen, achtete er nicht darauf, sondern hielt ihm nur die Hand hin, daß er einschlagen sollte.

Der Reiter aber schlug nicht ein, sondern sagte nachdenklich: „Guter Freund, es ist mir nicht gerade so sehr um das Geld zu tun, und ich könnte mit den zwanzig Kronen recht gut warten, wenn ich nur wüßte, ob dieser heilige Sankt Nimmer auch im Kalender steht?"

„Freilich steht er drin, sonst wäre er ja kein Heiliger," sagte der Bauer eifrig.

„Nun, dann bin ich's zufrieden," entschied nun der Reiter. „Geh und hole die fünfundzwanzig Kronen, alsdann wollen wir eine Verschreibung darüber aufsetzen."

Sehr erfreut ging der Bauer und holte das Geld, und in Gegenwart mehrerer anderer Bauern als Zeugen wurde nun eine Verschreibung über diesen Verkauf des Pferdes um fünfundvierzig Kronen aufgesetzt, daß der Käufer fünfundzwanzig Kronen gleich bar zahlen und der Verkäufer mit dem Rest von zwanzig Kronen bis zum Tage des heiligen Sankt Nimmer warten sollte. Danach wurde der sogenannte „Weinkauf" getrunken, wie es üblich war und wohl auch noch ist, gewissermaßen als Bekräftigung des abgeschlossenen Vertrages. Den wollte nun der Bauer bezahlen, aber der Landsknecht wehrte ruhig ab: „Nein, guter Freund, du mußt mich nicht für so einen armen Schlucker halten; ich habe soeben fünfundzwanzig Kronen empfangen und werde daher auch diesen Wein bezahlen." Und er ließ keine Einrede des Bauern gelten.

Nachdem das alles zu gegenseitiger Befriedigung abgemacht war, steckte der Landsknecht die fünfundzwanzig Kronen und die Verschreibung ein und wanderte seine Straße, während der Bauer den stattlichen Braunen in seinen Stall führte, schmunzelnd, wie fein er den Reiter betrogen und ein so schönes Pferd so billig erworben habe.

Von dieser Schadenfreude sollte der schlaue Fuchs aber sehr bald geheilt werden.

Nach kurzer Zeit nämlich wurde das Fest Aller Heiligen gefeiert, und acht Tage später erschien der Landsknecht wieder in dem Dorfe. Er schickte nach dem Käufer seines Pferdes, sowie nach den Zeugen, und sie fanden sich alle in dem Wirtshause ein.

Als der Bauer den Landsknecht sah, begrüßte er ihn sehr freundlich: „Ei, guter Freund, was führt dich so bald wieder diese Straße hierher zurück?"

„Wunderliche Frage!" sagte der Kriegsmann; „was soll ich mich anders zurückführen, als daß ich den Rest des Kaufgeldes für meinen Braunen einkassieren will, wie es in der Verschreibung vor diesen Zeugen festgesetzt worden ist."

„Oho," lachte da der Bauer, „guter Freund, da bist du doch wohl unrecht gekommen, denn die zwanzig Kronen sind noch lange nicht verfallen, was auch wohl so bald nicht geschehen wird."

„Da bist du doch wohl im Irrtum, lieber Bruder," sagte der Landsknecht aber ganz ruhig; „die Sache verhält sich nach meiner Rechnung doch wohl anders. In der Verschreibung ist doch gesagt, daß der Rest von zwanzig Kronen am Tage des heiligen Sankt Nimmer gezahlt werden soll?"

„Ganz richtig," bestätigte der Bauer, „und was nun?"

„Nun sieh, Bauer, als wir den Kauf gemacht haben, habe ich dich doch ausdrücklich gefragt, ob dieser Heilige im Kalender steht, und du hast gesagt: natürlich, sonst wäre er ja kein Heiliger."

„Na ja, und was nun?"

„Da hast du mir also eine Unwahrheit gesagt, denn ich habe den ganzen Kalender durchgesucht, aber keinen Sankt Nimmer gefunden."

Höhnisch lachte der Bauer: „Nicht, na, dann warte nur, bis er drin stehen wird, und dann komme und hole dir dein Geld."

„Da bist du wieder im Irrtum," sagte der Landsknecht mit immer gleicher Ruhe. „Sieh, Bauer, du bist noch nie aus deinem Dorfe herausgekommen und kannst das also nicht wissen. Ich aber habe mich in Deutschland und auch in Welschland allerorten umgetan und habe gefunden, daß man da eine Menge von Heiligen verehrt, die auch alle nicht im Kalender stehen; denn wenn die alle im Kalender mit ihren Namen verzeichnet stehen sollten, so würden die dreihundertfünfundsechzig Tage des Jahres lange nicht ausreichen. Siehst du, und zu diesen Heiligen, die nicht mit ihrem Namen im Kalender stehen, gehört zweifellos auch dein Sankt Nimmer."

„Rede, was du willst, aber —"

„Warte nur, ich bin noch nicht fertig," schnitt der Landsknecht dem Bauern seine Rede ab; „für alle diese Heiligen, die nicht mehr mit ihrem Namen im Kalender haben untergebracht werden können, ist nun eben der Tag Aller Heiligen eingerichtet, und der ist, wie du weißt, vor acht Tagen gewesen. Also ist das Restgeld verfallen; sträube dich also nicht und zahle mir die zwanzig Kronen aus."

Das wollte der Bauer natürlich nicht, sondern berief sich, nachdem noch viel hin und her gestritten worden, auf das Gericht, und damit war auch der Landsknecht ganz zufrieden. So kamen sie vor den Amtmann und klagten.

Der Amtmann war ein gescheiter Mann. Nachdem er beide Parteien gehört und auch den geschriebenen Vertrag eingesehen hatte, erkannte er sogleich, daß der Schelm von Bauer von vornherein darauf ausgegangen war, den Reiter zu betrügen und ein vortreffliches Pferd spottbillig zu erwerben. Er erkannte deshalb die Auslegung des Landsknechtes, daß der Tag Allerheiligen auch für diejenigen Heiligen gelte, die im Kalender nicht mit Namen genannt seien, als vollkommen richtig an, und verurteilte den Bauern nicht nur zur Zahlung des Restkaufgeldes von zwanzig Gulden, sondern wegen versuchter Betrügerei auch noch zu einer namhaften Geldstrafe.

So war ein listiger Fuchs durch einen noch listigeren gefangen worden, wie es eigentlich auch recht und billig ist.

Die Kunst ist nimmer zu verachten.

Zu dem Reichstage zu Augsburg war natürlich auch der Herzog Wilhelm von Bayern, seines Namens der Vierte, aus München herübergekommen, und in seinem Gefolge befand sich auch ein Musiker namens Grünenwald, der nicht nur ein berühmter Sänger und Tonsetzer, sondern, wie das häufig beisammen zu sein pflegt, ein lustiger Kumpan und guter Zechbruder war. Was er an barem Gelde und wertvollen Geschenken mit nach Augsburg gebracht hatte, das war sehr bald im Wirtshause draufgegangen. Das machte ihm nun aber weiter keine Kümmernis, er ließ tapfer ankreiden.

So kam es, daß er die für die damalige Zeit und seine Verhältnisse bei dem Wirt nicht unbedeutende Summe von acht Gulden Schulden anstehen hatte, als es hieß, daß Herzog Wilhelm mit andern Fürsten und Herren aufbrechen und Augsburg verlassen wollte. Da wurde dem Wirt

bange um sein Geld, und er glaubte, daß es hohe Zeit sei, den lustigen Zecher darum angehen zu müssen.

„Lieber Wirt," sagte da aber Grünenwald, „wir sind ja nun so lange gut Freund miteinander gewesen, und so bitte ich Euch, daß Ihr die Sache ruhen lasset, bis ich nach München komme. Ich habe Geld und Wertsachen daheim, wovon ich meine Schuld leicht bezahlen kann; jetzt bin ich leider nicht in der Verfassung."

„Daß Ihr das habt, freut mich sehr," entgegnete der Wirt, „damit ist mir aber nicht geholfen. Meint Ihr denn, daß sich die Leute, die mir Fleisch und Brot und alles das liefern, was ich für meine Gäste brauche, mit Worten befriedigen lassen? Nein, mein Lieber, die wollen bar Geld sehen, und so muß ich Euch schon bitten, daß ich das auch von Euch endlich sehe."

„Was soll ich aber machen, wenn ich doch kein Geld habe?"

„Das ist Eure Sache, nicht die meine," sagte der Wirt und zuckte die Achseln. „Es ist schlimm mit euch Gesellen, daß ihr euch einfach an den Tisch setzt und auftragen laßt, wenn ihr gleichwohl keinen Pfennig in der Tasche habt, und nicht danach fragt, wie der Wirt das möglich machen soll. Wenn er auch auf Borg nehmen wollte, so müßte er alles doppelt bezahlen und hätte keinerlei Verdienst. Also müßt auch Ihr bezahlen, es geht nicht anders."

„Nun ja, ich sage Euch ja, daß ich in München —"

„Nichts da von München," unterbrach ihn der Wirt barsch. „Ihr habt hier in Augsburg gezecht, also müßt Ihr auch hier in Augsburg bezahlen. Wenn Ihr zahlt, dann ist alles gut, wenn nicht, so muß ich mich an unseres gnädigen Fürsten und Herrn Sekretarius wenden; der wird schon Rat wissen, wie ich zu meinem Gelde komme."

Der Künstler verlegte sich aufs Bitten; aber es half alles nichts, der Wirt blieb unerbittlich und schloß endlich grob: „Ich mache nicht viel Umstände. Ich habe Euch den besten Wein, den ich im Keller habe, auftragen müssen, und nun Geld her! Wenn Ihr kein Geld habt, so gebt mir Euren schönen Mantel her, dann will ich wohl noch eine Zeitlang borgen. Wenn Ihr aber nicht zu bestimmter Zeit kommt, ihn wieder einzulösen, so lasse ich ihn verkaufen. So, jetzt wissen wir Bescheid miteinander."

Er ging und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Dem Sänger war übel zu Mut. Er saß und starrte vor sich hin und rieb sich die Stirn auf und nieder. Endlich schien ihm ein erleuchtender Gedanke zu kommen. Seine Augen begannen zu leuchten, er stand auf, machte einen Luftsprung, setzte sich dann an den Tisch und begann eifrig zu schreiben.

Was war's? Er hatte die ganze Geschichte in schöne Reime gebracht, seine geplante Abreise mit dem Herzog, seine Schulden im Wirtshause, die Grobheit und Unbeugsamkeit des Wirtes, dessen Verlangen, den Mantel als Pfand zurückzubehalten, und endlich als Schlußvers die Hoffnung, daß der edle Fugger seine Schuld bezahlen und ihn freimachen werde.

Mit diesem Liede in der Hand lief er nun in der Stube auf und ab und brachte es bald in seinen Kopf. Dann begab er sich in die Wohnung des weltbekannten Großkaufmannes Fugger, dessen unbegrenzte Wohltätigkeit von aller Welt gerühmt wurde, ließ sich bei dem Herrn melden und hatte Glück, denn er wurde vorgelassen.

„Gnädiger Herr," begann er nach untertänigster Verbeugung, „ich habe vernommen, daß mein gnädigster Fürst und Herr nach München zurückzukehren gedenkt. Nun habe ich gemeint, nicht von Augsburg scheiden zu können, ohne mich auch von Euer Gnaden besonders zu verabschieden, da Ihr Euch mir ja hier so oft huldreich erwiesen habt. Habe also ein

neues Liedlein gedichtet und bitte um die gnädige Erlaubnis, dasselbe Euer Gnaden singen zu dürfen."

Der leutselige Herr, welcher bei der Tafel des Herzogs Wilhelm dessen Sängern, besonders diesem Grünenwald, oft mit Vergnügen gelauscht hatte und ihn sehr wohl kannte, sagte: „Mit Vergnügen will ich's hören; aber, lieber Grünenwald, wo hast du denn deine Mitsänger, die zu dem Liede den Chorus machen? Laß sie nur kommen!"

„Ich bedarf dazu keiner Mitsänger, gnädiger Herr, sondern muß allein singen."

„Nun, mir recht, so singe!" sagte der Herr und setzte sich zurecht, um den Sänger ordentlich aufmerksam anzuhören.

Dieser sang nun sein Lied mit frischer, fröhlicher Stimme, und der gute Herr verstand sehr bald, an welcher absonderlichen Krankheit der Künstler litt. Er kannte aber diese Leute recht gut, und da er meinte, daß doch wohl nicht alles so sein möchte, wie jener gesungen, so sandte er eilends hin und ließ den Wirt holen. Da erfuhr er nun freilich, daß Grünenwald in seinem schönen Liede nur die volle Wahrheit niedergelegt hatte, bezahlte die Schuld und schenkte dem Künstler, als er ihn gnädig entließ, noch einen guten Zehrpfennig dazu.



Das rachsüchtige Ehepaar.

(Nach dem „Wegkürtzer" von Martin Montanus, 1557. Eine der ältesten Schwanksammlungen, deren Inhalt später vielfach von andern Sammlern benutzt worden ist.)

Im Elsaß lebte einmal ein Weinbauer, der eine sehr schöne Frau hatte, die aber auch um die Erhaltung ihres wohlgestalteten Körpers ungemein besorgt war. Hinter dem Rücken ihres Mannes pflegte sie daher diese ihre Schönheit in einer Weise, wie es mit den ärmlichen Verhältnissen der Leute nicht wohl in Einklang zu bringen war.

Ihren Mann hielt sie, wie es bei den Arbeitern in den Weinbergen üblich war.

Wenn sie ihm sein Mittagessen in den Weinberg hinausbrachte, so bestand das in einem landesüblichen Habermus oder sonst einem einfachen Gericht. Der Mann war damit zufrieden, denn er war es von Jugend auf nicht anders gewöhnt.

Nun hatte der Mann seine Frau sehr lieb und hätte es gern gesehen, wenn sie sein einfaches Mahl mit ihm geteilt hätte, es würde ihm dann noch einmal so gut geschmeckt haben. So oft er sie aber auch liebreich bat, mit ihm zu essen, so lehnte sie das immer ab. Mit schmerzlicher Stimme sagte sie dann, sie sei krank und könne nichts essen. Das machte den Mann oft tief betrübt, um so mehr, da sie doch sonst sich so gar nicht wie eine Kranke gebärdete. Sie sagte aber, sie sei krank, und so mußte sie es ja doch wohl sein. Aber weh, sehr weh tat es ihm, daß sie immer und immer krank sein mußte.

Einen Doktor zu Rate zu ziehen, lehnte sie entschieden ab, denn, sagte sie, wenn man erst mal mit einem Doktor angefangen hat, so hört das nimmer wieder auf, und das kostet viel Geld. Und wozu auch? es wird schon von selbst wieder besser werden.

Es wurde aber nicht besser, obwohl sie dabei unveränderlich so blühend aussah wie die Gesundheit selber. Wenn der Mann sie dann recht von Herzen bedauerte, so hätte ein aufmerksamer Beobachter wohl bemerken können, daß sie sich augenscheinlich sehr gern bedauern ließ und wie sie ein ordentliches Wohlgefallen daran hatte. Der Weinbauer war aber kein solcher Beobachter, seiner Frau gegenüber war er vor Liebe völlig blind und merkte nichts davon.

War denn die Frau, deren blühende Wangen von Gesundheit strotzten und deren wohlgepflegter Körper sich unveränderlich in Fülle und Rundung erhielt, nun wirklich krank? Gott bewahre. Wenn sie ausschlug, sein kärgliches Mittagbrot mit ihm zu teilen, so geschah das nicht, weil sie nichts essen konnte, sondern weil sie schon satt war, und sie hatte sich gesättigt an Speisen, die kein dürftiges Habermus waren, sondern ihrem Körper Saft und Kraft gaben und ihn in Fülle und Schönheit erhielten.

Eine Zeitlang ging das nun so fort. Es schmerzte den Mann wohl, daß sein liebes Weib immer und immer krank war, aber was konnte er dagegen tun, da sie selbst völlig beruhigt darüber zu sein schien? Endlich aber mußte es ihm doch auffallen, daß der wohlgepflegte Körper seiner Frau sich trotz alledem so unverändert erhielt, und er fragte sich mit Recht: wovon lebt das liebe Weib eigentlich? Von der Luft allein kann das doch nicht sein, bei dem fortwährenden Fasten müßte doch endlich der Körper in Verfall geraten; das tritt aber doch nicht ein, und sie ist obenein noch immer lustig und guter Dinge. So kam er sehr natürlich auf den Gedanken, seine Frau zu beobachten.

Eines Morgens früh, als die Frau noch im Bett lag, ging er wie gewöhnlich zur Arbeit nach dem Weinberg, kehrte aber heimlich zurück und verbarg sich in einer Kammer, von wo aus er die Küche und was darin vorging, beobachten konnte. Da sah er denn, es mochte gegen acht Uhr sein, wie die Frau in die Küche trat, Feuer auf dem Herde machte, eine Pfanne mit Fett aufsetzte und dann nicht weniger als zwölf Eier darin einschlug. Darauf nahm sie eine Kanne und ein feines, weißes Tuch und stieg in den Keller hinab.

„Aha," dachte der Mann, „jetzt holt sie einen guten Trunk Wein zu ihrer Mahlzeit, die ich ihr gesegnen werde." Er trat rasch aus der Kammer hervor, schlug noch zwölf Eier in die Pfanne und versteckte sich dann wieder in der Kammer.

Jetzt kam die Frau aus dem Keller zurück, setzte die Kanne nieder und hängte das Tuch zum Trocknen über. Der Mann in seinem Versteck lachte grimmig vor sich hin, denn er sah sogleich, wie die Frau zu dem guten Trunk gekommen war: da er die Zapfen von den Fässern abgeschlagen hatte, sie also nicht zapfen konnte, so hatte sie das Tuch zum Spundloch hineingehängt, es sich voll Wein saugen lassen und dann in der Kanne ausgedrückt und dies so lange wiederholt, bis die Kanne voll war. Jetzt tat sie nun einen tüchtigen Zug aus der Kanne, und dann setzte sie sich hin, um die eingeschlagenen Eier zu verspeisen. Sie war so hungrig, daß sie nicht einmal darauf achtete, wie die Portion sich verdoppelt hatte. Sie bezwang auch nur die Hälfte und aß dann noch einiges.

Nun konnte sie aber nicht mehr, legte die Gabel hin und sagte laut: „Was ist das nur mit mir? Bin ich krank, wie ich immer sage, oder will ich krank werden? Habe ich doch Tag für Tag diese meine Frühstücksportion aufessen können."

„Jawohl," tönte es da zu ihrem tödlichen Schrecken hinter ihr, „du bist sehr krank, meine liebe Frau, und sicherlich schon dem Tode nahe. Aber damit dir das nicht geschehe und dies treffliche Frühstück dir wohl bekomme, werde ich dir ordentliche Bewegung machen." Mit diesen Worten ergriff er einen Knüppel und prügelte das Weib, das ihn stets so karg und ärmlich abspeiste, selber aber der Pflege ihres Körpers nichts abgehen ließ, windelweich, daß sie halbtot zur Erde sank.

Unbeachtet ließ er sie liegen und ging nun wirklich an seine Arbeit in den Wein-

berg. Aber in guter Zeit kam er wieder zurück, denn er konnte sich wohl denken, daß ihm seine Frau heute kein Mittagbrot bringen würde. Als er heimkam, fand er sie zwar halbwegs erholt, aber er mußte sich doch selbst an den Herd stellen und dafür sorgen, daß er zu essen bekam. Trotz alledem aber war die geprügelte Frau keineswegs übel gelaunt, sondern zeigte sich freundlich und tat, als ob sie selber fühle, wie gerecht diese Strafe gewesen sei. Im Herzen jedoch sann sie darüber nach, wie sie ihrem Manne diese Schmach einmal wieder vergelten könne.

Eine solche Gelegenheit fand sich bald. Eines Tages hatte die Frau einige Nachbarinnen bei sich, und sie waren alle sehr vergnügt. Auch Spiele wurden getrieben und auch „Versteckens“ in Vorschlag gebracht. Da überredete sie ihren Mann, in einen Sack zu schlüpfen, und da er meinte, da werde ihn so leicht niemand finden, so war er gleich dazu bereit, schlüpfte hinein, und die Frau band den Sack zu. Dann aber holte sie einen tüchtigen Prügel und schlug nun auf den Mann im Sack los, so daß ihm die Schmach, welche er ihr angetan hatte, reichlich vergolten wurde.

Nachdem sie sich müde gearbeitet hatte, daß ihr die Arme schmerzten, ergriff sie aber doch die Angst, daß es ihr böse ergehen würde, wenn der Mann wieder aus dem Sack käme. In dieser Angst lief sie zum Schultheißen, erzählte ihm alles, was geschehen war, und bat ihn, nach ihrem geprügelten Mann zu schicken. Das tat der Schultheiß, der ein gescheiter Mann war. Er sandte ein paar Knechte in des Winzers Haus, die den Mann befreien und vor ihn bringen mußten.

Als der Winzer hier seine Frau erblickte, erriet er sogleich den Zusammenhang und klagte sie nun an, wie schlecht und kärglich sie ihn gehalten habe, während sie vollauf und üppig gelebt hätte. Die Frau verteidigte sich, so gut sie konnte, und der Schultheiß ließ sie sich gegenseitig wacker ausschelten. Nachdem das eine Zeitlang gedauert hatte, gebot er ihnen endlich Stillschweigen.

Klar hatte er in den Vorwürfen, die sie sich hier gegenseitig gemacht, erkannt, daß der ganze Streitfall nur aus der Eitelkeit der Frau entsprungen war. Ihren Körper hatte sie gepflegt auf jede mögliche Weise, um ihre Schönheit zu erhalten, so daß es wohl auch über ihre ärmlichen Verhältnisse hinausging, während sie den Mann, der hart und schwer arbeiten mußte, kärglicher hielt, als er verdiente, ihm wohl gar das, was sie sich selber übergenug tat, entzog. Und dazu hatte sie ihn noch obenein belogen, indem sie unausgesetzt Krankheit heuchelte und ihn, der vor Liebe blind war, lange Zeit hindurch in Trauer versetzt hatte, daß gar keine Freudigkeit mehr in ihm aufkommen konnte.

So war es gekommen, daß er im Übermaß des Zornes, der ihn ergriff, als er den Trug entdeckte und ihm die Binde von den Augen fiel, zum Knüppel gegriffen und die Frau durchgeprügelt hatte. So war es ferner gekommen, daß diese, anstatt in sich zu gehen und ihren Fehltritt zu bereuen, nur Rachegedanken in sich fühlte und dem Mann die Prügel in gleicher Weise vergalt.

Der Schultheiß stellte nun beiden Eheleuten ihr unwürdiges Betragen ernstlich vor, verwies dem Mann seinen ungebührlichen Zorn, mehr aber noch der Frau die schnöde Behandlung ihres Mannes. Sie mußte geloben, ihren Mann von nun an besser zu pflegen, da er doch schwere Arbeit und auch immer für alles treulich gesorgt habe. Anderseits mußte der Winzer geloben, der Frau ihre Rache, die wohl zu verstehen sei, nicht anzurechnen, sie nicht zu schlagen, nicht zu stoßen, nicht mit ihr zu raufen. Und beide gelobten, was der Richter von ihnen forderte.

Das war nun gut, das heißt, äußerlich war der Friede zwischen den Eheleuten wieder hergestellt, aber eine wirkliche Versöhnung hatte der Schultheiß doch nicht bewerkstelligen können. In dem Winzer kochte es noch immer. Zu empört war er über die fortgesetzte Verstellung der Frau, die ihm so viel Herzeleid bereitet hatte, und schon auf dem Heimwege gedachte er seinem rachsüchtigen Weibe die Prügel noch heimzugeben, ohne sein Gelöbnis vor dem Schultheißen zu verletzen.

Auch diese Gelegenheit fand sich, als sie eines Tages zu einem Nachbarn auf dessen Hochzeit geladen waren. Die Gesellschaft machte ein fröhliches Tänzchen in dem Zimmer, aus welchem eine Treppe in den Keller hinabführte. Der Winzer, welcher noch immer einen heftigen Zorn gegen seine Frau im Herzen hegte, tanzte mit ihr ganz nahe an diese Treppe heran und ließ sie hier plötzlich aus seinen Armen gleiten, so daß sie die Stufen hinabstürzte und unten bewußtlos liegen blieb. Er aber ging ruhig nach Hause und kümmerte sich nicht weiter um die Frau.

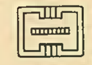
Diese war zwar nicht ohne einige Verletzungen, aber doch ohne größeren Schaden davongekommen, lief andern Tags wieder zum Schultheißen und verklagte ihren Mann. Der Schultheiß hörte sie sehr ernst an, obwohl er in seinem Herzen dachte, daß ihr nach ihrem damaligen rachsüchtigen Streich gar nicht so unrecht geschehen sei; ließ aber doch den Mann kommen, hielt ihm sein Vergehen vor und sprach dann:

„Ihr habt mir doch damals gelobt, daß Ihr Eurem Weibe den Streich nicht nachtragen wolltet, warum habt Ihr meinen Befehl nicht erfüllt?“

„Mit Verlaub, Herr Schultheiß!“ antwortete aber ruhig der Winzer. „Ihr habt mir befohlen, mein Weib nicht zu schlagen, nicht zu stoßen, nicht mit ihr zu raufen. Das habe ich alles gehalten, wie ich gelobt habe. Ich habe sie nicht geschlagen, nicht gestoßen, nicht mit ihr gerauft, sondern ihr alles verziehen und in der Nacht sogar mit ihr getanzt. Da sind wir denn der Kellertreppe zunahe gekommen, sie ist mir aus den Armen geglitten und hinabgestürzt. Kann ich dafür, daß sie sich nicht fester gehalten hat und so schwer ist, daß sie gleich das Gleichgewicht verliert? Was geschehen ist, hat sie lediglich sich selbst zuzuschreiben. Ich habe Euer Gebot nicht übertreten, Ihr könnt mich deshalb auch nicht bestrafen.“

Der Schultheiß hätte nun wohl Ursache gehabt, den Weinbauer zu bestrafen, denn er begriff sehr gut, daß die Frau nicht von ohngefähr, ganz zufällig die Treppe hinabgestürzt sein konnte; aber er gönnte dem rachsüchtigen Weibe den Unfall und sprach den Mann frei.

Indessen mochte die Frau doch wohl eingesehen haben, wie unrecht sie an dem fleißigen Manne gehandelt hatte, daß sie ihn so kärglich hielt, während sie sich über ihre Verhältnisse hinaus pflegte. Sie lebte fortan mit ihm in bestem Einvernehmen und tat alles, um ihn zufrieden zu stellen.



Die verzauberten Gänse.

(Nach Martin Montanus „Wegkürzer“, 1557.)

Bei einem Wirte war ein Mann eingekehrt, der weithin eines großen Rufes als Gaukler genoß und bei vielen sogar in dem Verdacht stand, daß er ein arger Schwarzkünstler sei, einen Bund mit dem Teufel geschlossen habe und die unmöglichsten Dinge möglich machen könne. Auch der Wirt kannte den Mann seit langem und sah ihn immer gern kommen, denn wenn

sich das Gerücht verbreitete, der Gaukler sei da, so konnte er auf einen ungewöhnlichen Zuspruch von Gästen rechnen. Der Mann ließ sich nämlich gar nicht lange bitten, mit allerhand Künsten und Gaukeleien die Gäste aufs angenehmste zu unterhalten, wofür sie ihn dann frei in der Zeche hielten.

Obwohl viele den Gaukler als einen bösen Zauberer fürchteten, so gab es doch auch viele, die sich daran nicht stießen, sondern ihn aufsuchten und sich mit ihm besprachen, denn der Mann verstand schier alles und wußte Rat und hatte Mittel für alles, was im Menschenleben vorkam. In dem großen Ränzel, das er bei seinem Einzug auf dem Rücken trug, waren Heilmittel für alle Gebrechen des menschlichen Körpers sowohl, wie für alle Krankheiten des Viehs, und jedermann war fest davon überzeugt, daß der Erfolg seiner Mittel unfehlbar sei. Wenn er dann ein solches Dorf verließ, so trug er gewöhnlich ein ganz erkleckliches Sümmchen Geld mit davon.

Als er auch einmal wieder in ein Dorf kam, wurde er im Wirtshaus aufs freundlichste willkommen geheißen, und wie ein Lauffeuer ging es durch das Dorf: der Gaukler ist da! Denn so hieß er allgemein, seinen eigentlichen Namen wußte niemand. Da gerade ein Sonntag war und die Arbeit auf dem Felde ruhte, so währte es nicht lange, und es kam ein Gast nach dem andern. Nun ging es, wie immer: Der Gaukler unterhielt die Gäste mit launigen Erzählungen und kleinen Kunststücken, über welche die Bauern Mund und Nase aufsperrten.

Da geschah es, daß auch ein Jude in das Wirtshaus kam und Nachtherberge begehrte. Sie wurde ihm zugesagt, und er sah dem Treiben in der Gaststube zu. Darüber schüttelte er freilich mehr als einmal den Kopf, denn wenn er sich die überraschenden Stücke, welche der Fremde zum besten gab, auch nicht zu erklären vermochte, so sah er doch, daß das Ganze nur auf Geschwindigkeit und Geschicklichkeit der Handbewegungen beruhte. Als er daher aufgefordert wurde, sich auch, wie die andern, an der Bezahlung der Zeche für den Gaukler zu beteiligen, wies er diese Zumutung rund ab, denn das wäre für ihn kein Geschäft und dafür habe er kein Geld.

Da sah ihn der Gaukler verschmitzt an und fragte: „Für ein Geschäft, sei es welches es sei, hast du also immer Geld?“

„Immer!“ versetzte der Jude und nickte dazu bestätigend mit dem Kopfe.

„Würdest du auch mit mir ein Geschäft machen?“ fragte jener weiter.

„Warum nicht? So es ein Geschäft ist, bei welchem ich meinen Vorteil finde, mache ich es mit jedermann.“

„Gut, so werde ich dir ein Geschäft weisen, bei dem du sogar einen recht großen Vorteil finden kannst, das heißt, wenn du das Geschäft verstehst.“

Der Jude lächelte fein: „Da sei der Herr nur ganz ruhig, ich verstehe mich schon aufs Geschäft.“

„So gedulde dich ein wenig! Ich will nur nachsehen, ob die Ware schon angekommen oder doch in Sicht ist.“

Der Gaukler verließ das Gastzimmer, und die Gäste ergingen sich in allerhand Verwunderungen über die Wunder, die der Mann zu verrichten vermochte. Allen war klar, daß er mehr konnte als Brot essen, wie das Sprichwort von Unbegreiflichkeiten zu sagen pflegt, wenn er auch, wie einige behaupteten, nicht gerade einen Bund mit dem Teufel abgeschlossen hätte.

Nach Verlauf von einer halben Stunde trat der Mann wieder herein und forderte den Juden auf, ihm in den Hof zu folgen und die angekommene Ware zu besichtigen. Da fand der Jude eine Anzahl wunderschön aussehender Gänse, fett im Körper und dicht im Federkleide. Das schien ihm

ein vorteilhaftes Geschäft, und nach einigem Feilschen wurde er mit dem Gaukler handelseins, erstand die Gänse um ein verhältnismäßig billiges Geld und gedachte das Doppelte oder noch mehr dafür zu erzielen. Er wollte sich nun auch gar nicht weiter aufhalten, verzichtete auf die Nachtherberge und trieb mit den Gänsen davon.

„Nimm dich aber in acht, Jude, daß die Gänse nicht dem Wasser zu nahe kommen, sonst ist es dein Schaden,“ rief ihm der Gaukler nach; aber der Jude hielt das für einen dummen Scherz und lachte belustigt, denn die Gänse sind ja doch Wasservögel. Unterwegs gelangte er an einen Bach, und er hatte gar nichts dagegen, daß die Gänse eifrig dem Wasser zustrebten. Aber o weh! Kaum waren dieselben ins Wasser gegangen, so verwandelten sie sich in Strohwische, und diese schwammen lustig davon.

Der Jude stand erst wie versteinert, dann aber brach er in lautes Jammern aus, das sich in wilde Verwünschungen gegen den Gaukler verwandelte; denn er begriff sogleich, daß dieser in der Tat ein Meister der magischen Kunst war, der Strohwischen die Form von Gänsen gegeben und ihn um sein schönes Geld geprellt hatte.

Spornstreichs lief er zurück nach dem Dorfe und machte hier im Wirtshaus einen Heidenlärm, so daß der Wirt und die im Hofe anwesenden Leute erst gar nicht klug aus ihm werden konnten, bis sie endlich begriffen, was dem Juden begegnet war. Da aber lachte der Wirt laut auf und sagte: „Warum hast du nicht auf ihn gehört, Jude! Er hat dir ja nachgerufen, daß du die Gänse nicht dem Wasser zu nahe kommen lassen solltest. Es ist dir also ganz recht geschehen.“

„Wo ist der Kerl, daß er mir mein Geld wiedergibt?“ zeterte der Jude.

„Er liegt drin auf der Ofenbank und schläft,“ antwortete der Wirt und folgte samt den andern, die alle sehen wollten, was nun geschehen würde, dem in das Haus und in das Gastzimmer stürmenden Juden.

Richtig, da lag der Gaukler auf der Ofenbank und schien einen tüchtigen Rausch auszuschlafen. Der Jude packte ihn an den Beinen und rüttelte ihn heftig; aber der Mann schnarchte weiter. Nun ergriff der Jude eins der Beine und riß daran aus aller Kraft. Da tat der Schläfer einen fürchterlichen Schrei, brüllte, es habe ihm jemand den Schenkel ausgerissen und schien vor Schmerzen sterben zu müssen.

Da prallte der Jude tödlich erschrocken zurück, denn das konnte ihm an den Kragen gehen. Er wünschte, den Kerl samt seinen Gänsen nie gesehen zu haben, und wollte zur Tür hinausstürzen. Der Wirt aber ergriff ihn am Kragen, denn den Juden recht ordentlich zu prellen, war zwischen ihm und dem Gaukler verabredet worden. „Halt Jude, nicht von der Stelle!“ rief er ihm zu. „Du siehst, daß der Mensch da wahrscheinlich sterben wird, da du ihm den Schenkel ausgerissen hast. Wie soll ich mich da rechtfertigen, wenn ich dich entlaufen lasse? Du bleibst hier als Gefangener!“

Der Jude fing an zu jammern und zu flehen und himmelhoch zu bitten, daß man ihn doch solle gehen lassen, er wolle ja gerne als Entschädigung ein Schmerzensgeld zahlen, was man verlange. Der Wirt wollte davon nun freilich nichts hören, schien sich aber doch endlich von dem Jammern erweichen zu lassen, denn er sagte mit verstelltem Grimm: „Nun gut, Jude, zahle hundert Gulden, und dann laufe zum Teufel!“

Froh, so davon zu kommen, zahlte der Jude die hundert Gulden, und dann machte er, daß er das Dorf bald weit im Rücken hatte.

Kaum war er zur Tür hinausgeeilt, so sprang der Gaukler lachend von der Bank auf, und alle stimmten über den erlebten Schwank in das Gelächter ein und begannen von dem Gelde des Juden tapfer zu zechen. So hatte der Wirt also noch den größten Vorteil davon.



Das tapfere Schneiderlein.

(Nach Martin Montanus „Wegkürzer", 1557.)

Der angehende Held.

Es ist einmal ein Schneider gewesen, der hatte wenig Freude an seinem Handwerk. Der Mann besaß eine blühende Phantasie; ganze Stunden konnte er sitzen, während die Arbeit in seinem Schoße ruhte und die Hände rasteten, und seinen Luftschlössern nachhängen, so daß er sich endlich selbst einredete, daß er zu hohen Dingen berufen sei.

Eines Tages saß er auch auf seinem Schneidertisch, die Beine übereinander geschlagen, und war in tiefe Träumereien versunken. Neben ihm lag ein angeschnittener Apfel, und wie das so zur heißen Sommerzeit der Fall zu sein pflegt, hatte sich eine ganze Schar von Fliegen darauf niedergelassen, denen die süße Frucht ein leckeres Mahl darbot. Lange Zeit gewahrte der Schneider nichts davon, was um ihn her vorging; als er aber endlich aus seinen Träumen erwachte, die ihm wieder glänzende Bilder vorgespiegelt hatten, streifte sein Auge auch den Apfel. Vorsichtig, um die Fliegen nicht zu verscheuchen, nahm er einen Lappen und schlug damit auf den Apfel, und es fand sich, daß er nicht weniger als sieben Fliegen totgeschlagen hatte.

Der Schneider glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, und es kam wie eine Erleuchtung über ihn: er hielt sich für einen großen Helden, da er sieben Fliegen auf einmal hatte erschlagen können. Er warf die Arbeit mit Verachtung hin und sprang auf: Ja, die Heldenlaufbahn war der einzige Weg, auf dem er sein Glück machen konnte.

Nun ging er hin, ließ sich einen glänzenden Harnisch machen, wie ihn die Ritter zu tragen pflegten, wenn sie zum Turnier eilten, und ließ mit goldenen Buchstaben die Inschrift darauf anbringen: Sieben auf einen Streich! Wer das sah, der mußte natürlich glauben, daß er sieben Menschen mit einem einzigen Schlage getötet hätte, und als er sich in dem Harnisch auf den Gassen des Städtleins sehen ließ, fingen ihn alle Menschen auch wirklich als einen ganz gefährlichen Kerl an zu fürchten.

Das hätten die Menschen nun freilich nicht nötig gehabt, denn mit seiner Heldenhaftigkeit war es nicht weit her. Dafür besaß er aber eine desto größere Portion von Pfiffigkeit, und damit ist ja schon mancher durch die Welt gekommen; warum also sollte dies nicht auch dem Schneiderlein gelingen?

Daß er in dem Städtlein als Held sein Glück nicht finden würde, war ihm alsbald klar. Alle Helden, so viel er davon gehört und gelesen, sind ja auch nicht zu Hause geblieben, sondern sind durch die Welt gezogen, haben ihre Heldenkraft bewährt, große Taten verrichtet und es zu hohen Ehren gebracht. Es war also auch unserem Schneiderlein klar, daß er in die Welt gehen müsse, nur da könne er als Held eine Rolle spielen und es ebenfalls zu hohen Ehren bringen.

Von einem Könige hatte er gehört, dessen Lob weit und breit durch alle Lande erscholl. Das sollte ein gewaltiger Fürst sein, dem viele kleinere Fürsten und Herren dienten, und da, meinte der Schneider, würde er ja auch wohl Dienste finden; einen Mann, der Sieben auf einen Streich erschlagen, würde ein solcher Fürst gewiß brauchen können und herzlich gern aufnehmen.

Gedacht, getan! Er machte sich dahin auf den Weg. Es war ein heißer Tag, und da er zu Fuße ging, weil er ja kein Pferd hatte, so war das in dem schweren Harnisch keine so leichte Aufgabe. Als er daher einen tiefen, schattigen Wald erreicht hatte, fühlte er sich sehr ermüdet, legte sich unter einen Eichbaum und schlief ein.

In diesem Walde streiften aber auch gerade die Jäger des Königs umher und fanden da den schlafenden Geharnischten. Mit großer Verwunderung lasen sie die Inschrift auf dem Harnisch: Sieben auf einen Streich. Das mußte ja ein furchtbarer Held sein, der sieben Menschen auf einen Streich getötet hatte. Sie wagten ihn nicht zu wecken, sondern liefen eilig zurück, im Schlosse zu verkünden, was für einen streitbaren Mann sie im Walde schlafend gefunden hatten. Das ganze Schloß kam in Aufruhr, des Königs oberste Diener teilten die seltsame Kunde auch ihrem Herrn mit, und der König verwunderte sich nicht weniger als die andern, wo ein solcher Held jetzt mitten im Frieden herkäme.

Es war aber klar, daß ein Mann, der sieben mit einem Streich zu erschlagen vermochte, für den Fall der Not eine unschätzbare Hilfe sein mußte. Der König sendete deshalb hin, ließ den Helden zu sich entbieten und fragte ihn, ob er nicht Dienste bei ihm nehmen wolle. Das sei ja gerade der Zweck, weshalb er gekommen, war des Schneiders Antwort, und so waren beide Teile einig. Der König ließ dem neuen Dienstmann eine eigene Wohnung einrichten, und so hatte unser Schneiderlein die erste Stufe seiner Glückslaufbahn erstiegen.

Die Ritter des Königs waren damit aber keineswegs zufrieden, denn sie hatten ein Grauen vor einem solchen Menschen. Daß der König diesen Mann ihnen allen vorzog, das hätte wohl noch hingehen mögen, denn das würde, meinten sie, mit der Zeit und durch die Gewohnheit wohl wieder abnehmen; aber wie, wenn sie einmal mit dem Menschen in Unfrieden geraten würden und der dann mit jedem Streiche sieben erschlüge? Das war gar nicht auszudenken, und so hielten sie es in einer großen Beratung für das beste, solchem Fall aus dem Wege zu gehen, und kamen überein, einer nach dem andern solchen gefährlichen Hof zu verlassen. Und dieser Beschluß wurde auch ausgeführt.

Mit Verwunderung und Schmerz sah der König einen seiner treuen und tapferen Ritter nach dem andern erscheinen, um Urlaub bitten und den Hof verlassen, und das alles nur um diesen einen Mann. „Wollte der Himmel," sagte er sich, „ich hätte diesen Menschen nie gesehen." Aber da war nichts zu machen. Ihn verabschieden konnte er nicht, denn er mußte fürchten, wenn dieser gefährliche Mensch wütend würde, so könnte er mit Leichtigkeit ihn und sein ganzes Volk totschlagen und sein Königreich in Besitz nehmen. Aber was tun?

---

2. Die erste Heldentat.

Nach vielem langen Nachdenken fand er endlich einen Ausweg, auf dem er hoffte, sich des fürchterlichen Helden entledigen zu können. Er ließ ihn kommen und sprach zu ihm: „Höre, tapferer Held, ich habe jetzt eine Arbeit für dich, die zu vollbringen du allein imstande sein wirst, da keiner meiner Ritter sich getraut, sie zu übernehmen."

„Es ist mir lieb, endlich etwas zu tun zu kriegen," sagte der Schneider stolz;

„so auf der faulen Bärenhaut zu liegen, ist mir schon lange langweilig."

„So höre, Held! Einen Tagemarsch von hier beginnt das Gebirge mit tiefen Schluchten und Felsspalten. Da hausen zwei gewaltige Riesen, die meinem Land mit Rauben, Morden und Brennen großen Schaden tun. Alle, die bis jetzt auszogen, um diese Ungeheuer zu bestehen, sind von ihnen totgeschlagen worden, und nun wagt sich niemand mehr gegen sie. Willst du es unternehmen, diese Riesen zu töten, und das Land von ihnen zu befreien, so will ich dir meine Tochter zum Weibe geben und dazu mein halbes Königreich. Eine Ritterschar soll dich zur Hilfe begleiten."

Das Schneiderlein warf sich in die Brust, denn des Königs Tochtermann zu werden und das halbe Königreich zu gewinnen, lockte ihn gewaltig, und er antwortete keck: „Herr, habe ich Sieben auf einen Streich getötet, so wird es für mich ja wohl kein so großes Unterfangen sein, zwei solcher Kerle totzuschlagen. Die Ritter mögen mich immerhin begleiten, brauchen werde ich sie nicht."

Am andern Morgen ganz in der Frühe zog der Schneider aus, begleitet von einer Ritterschar. Als sie an das Gebirge kamen, wo die Riesen hausen sollten, hieß er die Ritter hier draußen warten, er wolle das Abenteuer allein bestehen; sollte er ihrer Hilfe dennoch bedürfen, so würde er ihnen schon ein Zeichen geben.

So drang er denn allein in die Schluchten ein und spähte umher, ob er die Riesen finden könnte. Nach langem Suchen hörte er ein merkwürdiges Rollen, das immer deutlicher wurde, je näher er kam, und fand endlich, daß es die schnarchenden Riesen waren, die schlafend unter einem Baume lagen. So fest war der Schneider von seinem Heldentume überzeugt, daß er nicht einmal einen Schreck bekam, als er die beiden ungeheuren Kerle liegen sah, von denen jeder ihn ja wohl in der Hand zu erdrücken vermochte. Er wußte vielmehr sogleich, was er zu tun hatte.

Er steckte die Taschen voll Steine und kletterte auf den Baum über den Riesen. Dann warf er mit aller Kraft einen Stein einem der Kerle auf die Brust. Dieser erwachte, glaubte nicht anders, als sein Kumpan habe ihn geschlagen und begann mit ihm zu zanken. Das dauerte nicht lange, dann wollten sie wieder einschlafen. Da warf der Schneider den andern mit einem Stein, und nun ging der Zank von neuem los. Und nun fuhr der Schneider so fort, bis die Kerle aufsprangen, sich gegenseitig in die Haare fuhren, endlich Bäume aus der Erde rissen, glücklicherweise nicht den, auf dem der Schneider saß, und aufeinander losschlugen, bis sie beide tot zur Erde stürzten.

Als der Schneider das sah, stieg er fröhlich von dem Baume herunter, schlug mit seinem Schwerte den toten Riesen mehrere tiefe Wunden, als ob er sie erschlagen hätte, und ging zurück zu den harrenden Rittern, die sich draußen gelagert hatten. Da sie den gehaßten Schneider frisch und munter daherschreiten sahen, ließen sie ihrer Schadenfreude freien Lauf, denn sie meinten, er habe die Riesen gar nicht gefunden oder habe sich vor ihnen aus dem Staube gemacht.

„Ja, ja, Herr," sagte einer, „die Sache mit diesen Riesenmenschen ist nicht so leicht, wie Ihr das wohl gedacht habt. Wer die bloß sieht, der hat schon genug. Oder habt Ihr sie etwa gar nicht gefunden?"

„Gewiß habe ich sie gefunden," antwortete der Schneider, „aber ich verstehe Eure Rede nicht."

„So, also gefunden habt Ihr sie," sagte der andere höhnisch, „nun, da ist es Euch also gegangen, wie so manchen schon: wenn er sie sah, drückte er sich heimlich davon und war zufrieden, wenn er glücklich entkommen konnte."

„Das mag auf Euch passen, mein Lieber," sagte der Schneider und runzelte die Stirn, daß der andere erschrak, „nicht aber auf mich. Wer Sieben auf einen Streich erschlagen hat, der nimmt vor zwei solcher Lumpenkerle nicht Reißaus. Die beiden Unholde einfach totzuschlagen, war weiter keine Gefährlichkeit. Geht hin und überzeugt Euch! Das Land hat für immer Ruhe vor ihnen."

Das kam den Rittern zwar unglaublich vor, aber sie machten sich doch auf nach der Schlucht, wo man wußte, daß die Riesen hausten, fanden deren Leichen, sahen die tiefen Schwertwunden an ihnen und waren starr vor Staunen, wie ein einzelner Mensch einen so furchtbaren Kampf hatte bestehen können, ohne eine einzige Wunde davon zu tragen.

Ihre Furcht vor diesem gewaltigen Kämpfer wurde da nur noch größer, und als dem König dieser unerwartete Ausgang des Kampfes berichtet wurde, rieb er sich in größter Verlegenheit die Stirn.

Die zweite und dritte Heldentat.

Der König war jedoch trotzdem nicht gesonnen, sein Versprechen zu halten und einem so gefährlichen Menschen, der ihm noch dazu ganz unbekannt war, seine Tochter zum Weibe und sein halbes Königreich zu geben, sondern gedachte ihn auf andere Art zu beseitigen.

„Das ganze Land muß Euch dankbar sein, wie auch sein König," sagte er, als der Schneider nun vor ihn trat, „daß Ihr die beiden ungeschlachten Gesellen getötet habt. Glücklich können wir uns preisen, daß Ihr gekommen seid und Euch bei uns niedergelassen habt. Treulich habt Ihr gehandelt und redlich verdient, was ich dem zugesagt habe, der diese große Tat vollbringen würde. Doch, ist der Wald damit von seinen Plagegeistern befreit? Können die Menschen nunmehr sicher hindurch reisen? Mit nichten, denn weiter drinnen im Walde haust ein fürchterliches Einhorn, das ungeheuren Schaden an Vieh und Menschen tut. Niemand wagt, dem Untier entgegen zu treten, denn wer es nur einmal gesehen hat, der ist froh gewesen, wenn er ihm mit heiler Haut entronnen ist. Geht und fangt mir dies Geschöpf, dann wird geschehen, was ich Euch versprochen habe."

Der pfiffige Schneider merkte nun wohl, daß der König ihn nur notgedrungen zum Tochtermann nehmen und sich seiner lieber entledigen wolle. Aber er fügte sich und sagte darauf nichts weiter, als daß er morgen gehen und das Einhorn fangen werde, als wäre das eine Sache, die sich bei ihm von selbst verstünde, so daß dem Könige vor diesem kaltblütigen Menschen zu grauen begann. Aber er tröstete sich damit, daß ihn das Einhorn sicher umbringen würde.

Gleich am andern Morgen machte sich der Schneider auf in den Wald, mit Stricken wohl versehen, und auch diesmal begleitete ihn wieder eine kleine Schar Gewappneter. Er drang mit diesen bis zu der Schlucht vor, wo er die Riesen erschlagen, und hieß sie wieder, hier draußen warten. Dann vertiefte er sich weiter in das Dickicht, und es währte nicht lange, so sah er auch das Einhorn, ein riesenmäßiges Geschöpf mit einem ungeheuren Horn auf der Nase, das gegen ihn daherstürmte.

Schnell huschte er hinter einen dicken Baumstamm, und das Einhorn, einmal im Schuß, konnte sich nicht so schnell wenden und rannte mit solcher Gewalt gegen den Stamm, daß das scharfe Horn tief in das Holz fuhr und das Tier fest saß. Da sprang der Schneider schnell hervor und band das Geschöpf mit den Stricken fest an den Baum. Dann ging er hinaus zu seinen Begleitern, zeigte ihnen an, daß

das Einhorn gefangen sei, und überließ es ihnen, dasselbe loszubinden und vor den König zu bringen oder totzuschlagen. Sie wählten natürlich das letztere, denn dasselbe loszubinden, wagten sie nicht, aus Furcht, daß es sie dann alle miteinander umbringen würde.

So hatte der Schneider auch die zweite Aufgabe gelöst, und nun trat er schon zuversichtlicher vor den König und forderte von ihm die Tochter zum Weibe und das halbe Königreich als Mitgift. Der König war nun völlig ratlos, denn der Mann war in seinem Recht, und ein König darf sein gegebenes Wort nicht brechen. Dennoch besann er sich noch auf ein drittes Abenteuer, von dem er hoffte, daß es den unbequemen Eidam verderben würde.

In dem Walde hauste nämlich auch noch ein Wildschwein, welches die ihm nachstellenden Jäger oft schon dermaßen empfangen hatte, daß es keiner mehr wagte, ihm entgegen zu treten. „Das sollt Ihr mir noch fangen, und ich schwöre bei meiner königlichen Krone, daß danach unverzüglich die Hochzeit gefeiert werden soll.“

Diese Wortbrüchigkeit des Königs war dem Schneider doch beinahe ein bischen zu viel, aber er dachte: aller guten Dinge sind drei, brach am nächsten Morgen auf, und seine Begleiter waren wieder sehr zufrieden, daß er sie draußen ließ, denn einige von ihnen hatten sich schon früher an der Jagd auf diesen wilden Waldbewohner beteiligt und genug gesehen, um das Untier zu fliehen.

Der Schneider drang wieder allein in den Wald ein, und in der Nähe einer kleinen Waldkapelle sah er das Wildschwein auf sich zustürzen. Schnell sprang er in die Kapelle hinein und auf der andern Seite durch ein Fenster wieder hinaus, und während das Schwein hinter ihm her nun in die Kapelle hineinrannte, huschte er schnell um die Ecke und schlug die Tür zu. Das Schwein war gefangen, und so war auch die dritte Aufgabe gelöst. Ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, spazierte er zu seinen Begleitern hinaus und zeigte es ihnen an. Diese überzeugten sich von der Wahrheit, ritten heim und berichteten es dem König.

Dieser hatte nun keine Ausrede mehr, alle seine Mittel, den gefährlichen Menschen loszuwerden, waren erschöpft, und so unlieb und widerwärtig es ihm auch sein mochte: er mußte ihm seine Tochter zum Weibe geben samt der zugesagten reichen Mitgift. Schleunig wurden alle Vorbereitungen getroffen und die Hochzeit, wenn auch mit wenig Freude von seiten des Königs und seiner Tochter, doch mit aller Pracht gefeiert.

So waren die Luftschlösser des Schneiderleins, die es einst daheim in seiner Werkstatt aufgebaut hatte, Tatsache geworden: er war ein gefeierter und noch mehr gefürchteter Held und sogar eines Königs Schwiegersohn geworden und schon jetzt war ein halbes Königreich sein eigen.

Eines Königs Eidam.

Schon nach einigen Tagen aber kam die königliche Frau zu ihrem Vater, dem Könige, gelaufen und bat ihn himmelhoch, er möge sie doch von diesem entsetzlichen Manne befreien, denn der sei nichts anderes als ein gewöhnlicher Schneider. Die Entdeckung hatte die Tochter in der Nacht gemacht, denn da hatte der Mann im Schlafe geträumt und gesprochen: „Junge, mach' mir das Wams und flicke mir die Hosen, oder ich werde dir das Ellenmaß über die Ohren hauen.“

Die Rede schnitt dem König ins Herz, denn sie entlarvte seinen Tochtermann, obwohl er sich nicht erklären konnte, wie ein Schneider hatte solche Taten vollbringen können. Aber er war zweifellos nur ein Schneider, wie hätte er sonst zu

solchen Worten kommen sollen. Der König tröstete die Tochter, so gut er konnte, und verabredete mit ihr, daß sie in der folgenden Nacht die Tür zum Schlafzimmer offen lassen möge; er wollte dann eine Anzahl Diener hinter die Tür stellen, und wenn er dann, wie bisher in jeder Nacht, wieder die Worte spräche, dann sollten die Diener hineinspringen und den Kerl umbringen.

Nun hatte der pfiffige Schneider während seiner Anwesenheit am Hofe unter den Dienern des Königs sich auch schon Freunde erworben, besonders war ihm der Waffenträger des Königs zugetan. Als dieser den Befehl empfing, sich in der Nacht mit einer Anzahl handfester Leute hinter der Tür des Schlafzimmers der königlichen Tochter zu der Untat bereit zu halten, hatte er nichts Eiligeres zu tun gehabt, als seinem Freunde, dem königlichen Schwiegersohn, davon Mitteilung zu machen.

Der Schneider dankte ihm und verhieß ihm eine gute Belohnung. Als dann die Nacht angebrochen war, hielt er sich bereit und tat, als ob er fest eingeschlafen sei. Da stand die Frau leise auf, öffnete die Tür und legte sich wieder nieder. Ihr Mann hatte das alles wohl bemerkt und begann bald, wie im Schlafe, aber mit heller Stimme zu reden: „Junge, mach' mir das Wams und flick' mir die Hosen, oder ich will dir das Ellenmaß über die Ohren hauen; ich habe Sieben auf einen Streich erschlagen, ich habe die beiden Riesen getötet, dabe das riesige Einhorn und das fürchterliche Wildschwein gefangen; wie sollte ich nun die fürchten, die da hinter der Tür lauern!“

Als die Leute diese Worte hörten, entflohen sie eilig, und es fand sich niemand wieder, der es gewagt hätte, den gefährlichen Mann anzugreifen. So blieb der Schneider des Königs Schwiegersohn, und nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde er selber König des Reiches.

Märkische Späße.

(Aus dem 16. Jahrhundert; nach Willibald Alexis im „Werwolf“ 1848.)

Die Fürstenbank.

Im alten Deutschen Reiche bezeichnete man die Versammlung der Reichsstände als den „Reichstag“. Reichsstände waren die unmittelbaren Glieder des Reiches, unter denen die geistlichen Würdenträger, wie geistliche Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, sowie die Meister der geistlichen Ritterorden obenan standen. Dann folgten die weltlichen Kurfürsten, Herzöge, Landgrafen, Burggrafen und Grafen; zuletzt die Reichsstädte. In den frühesten Zeiten des Reiches erschien der Kaiser persönlich auf dem Reichstage, später ließ er sich durch den Reichskanzler vertreten.

Im alten deutschen Reichstage des sechzehnten Jahrhunderts galt als erste Verpflichtung die Aufrechterhaltung der Rangordnung. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien: dem Kurfürstenkollegium, dem Fürstenkollegium oder der Fürstenbank und dem Kollegium oder der Bank der Reichsstädte, deren es damals ein halbes Hundert gab. Auch die Plätze bei den Sitzungen waren danach in drei Erhöhungen abgeteilt; zu oberst saßen die Kurfürsten, zu unterst die Vertreter der Städte, und es wäre unerhört gewesen, wenn sich ein Mitglied des Reichstags von dem ihm auf seiner Stufe zukommenden Platz auf einen Platz der höheren Stufe hätte setzen wollen.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 kam dieses Unerhörte dennoch einmal vor, und niemand wagte, ordnungsmäßig dagegen einzuschreiten.

Es handelte sich um den Herzog Wilhelm von Bayern, der es nicht verwinden konnte, daß seinem Hause die Kurwürde

entgangen war. Da drängte er sich denn bei jeder Gelegenheit vor, um zu zeigen, daß er sich mindestens so viel dünke, als einer jener Kurfürsten, was diese natürlich sehr verdroß. Da er aber nicht nur ein stolzer und hochmütiger, sondern auch in der Tat ein sehr mächtiger Herr war, und außerdem bei dem Kaiser viel galt, so hatte keiner der Kurfürsten den Mut, ihm diese unverantwortliche Störung der Rangordnung zu verweisen. Er setzte sich also regelmäßig auf die Kurfürstenbank, wo er gar nicht hin gehörte, und nicht etwa bescheiden an einer Ecke, sondern so recht protzig mitten hinein zwischen die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg. Nun war er ein sehr dicker und schwerer Herr und streckte seine großen Füße weit von sich, den Fürsten unter sich, unter die er doch gehörte, beinahe auf die Schulter.

Es hatte, wie gesagt, keiner den Mut, dem mächtigen Bayernherzog diese Ungehörigkeit zu verweisen. Nur Kurfürst Joachim von Brandenburg, ein Hohenzoller vom Scheitel bis zur Sohle, konnte diese Mißachtung auf die Dauer nicht ertragen. „Wozu hat denn Gott die Stände gemacht,“ sagte er, „als daß jeder in seinem bleiben soll und sich hinsetzen, wo sein Stand ist. Wenn jeder sich setzen wollte auf die Bank, wo ihm lieb ist, wüßte man ja nicht mehr, wer Koch- und Kellermeister ist. Das heilige Römische Reich hieße das umwälzen, und wenn die sich immer zusammensetzen dürften und sich ins Ohr sprechen, die eines Sinnes sind, da würden ja die lutherischen Neuerer sich was bedünken und bald das Oberwasser haben. Das sollen sie aber nicht, und jeder soll auf seinem Platze bleiben, so lange ich Kurfürst bin im Deutschen Reich.“

„Andern Tags hat er das in derselben energischen Weise auch dem Kaiser gesagt,“ so erzählte in Berlin ein Hofmarschall, der unter den Edlen gewesen war, die den Kurfürsten nach Augsburg begleitet hatten, nach ihrer Rückkehr von dort einigen Freunden.

„Und Kaiser Karl?“ fragte einer.

„Ist ein Spanier,“ antwortete der Erzähler mit einem feinen Lächeln. „Seine Majestät verstehen Deutsch nur, wenn es ihnen bequem ist, wenn nicht, dann stellt sich der Kaiser so schwerfällig wie der Bayernherzog. Genug, der Kaiser fand keinen Grund, wie er gesagt, zum Einschreiten in sothaner Sache. Er redete unserm Herrn ab, mit den süßen welschen Worten, er möge es auf sich beruhen und jeden vor seiner Tür fegen lassen, die Sache als Bagatelle ansehen, um die es sich keines Aufhebens lohne. Im übrigen aber, wenn er darauf bestehen sollte, wozu er nicht rate in Anbetracht der vorliegenden wichtigen Dinge, möge er es schriftlich eingeben lassen. Meine Herren, das war brandenburgischer Zorn, in dem Seine Gnaden sich schüttelten, als Sie zu uns zurückkehrten.“

„Ich werd's nicht schriftlich eingeben,“ zürnte Joachim, „ich werd's selbst berichten, ad oculos für männiglich, daß die Ausländischen erfahren, wie man in Deutschland auf Zucht und Sitte hält, auf Stand und Würden.“

Nach dieser Gesinnung glaubten nun die märkischen Edlen, welche nach Augsburg mitgeritten waren, wie sie bei dieser Angelegenheit einmal zeigen müßten, daß sie nicht umsonst mit ihrem Landesherrn zum Reichstag gekommen wären. Sie saßen im Ratskeller beim Wein und verschworen sich, daß sie, wenn der Bayernherzog sich noch einmal auf die Kurfürstenbank setzen sollte, vorspringen, ihn am Kragen fassen und hinunterwerfen wollten vor aller Augen, und sollte es ihnen selbst drum an Hals und Kragen gehen. „So müssen märkische Edelleute für ihres Kurfürsten Ehre einstehen“, war ihr Grundsatz.

Als der Kurfürst von diesem Vornehmen erfuhr, ließ er es ihnen jedoch untersagen. Bei schwerer Leibesstrafe solle sich kein Edelmann unterfangen, einen deutschen Fürsten mit seiner Hand anzurühren; er würde schon selbst für seine Ehre sorgen. Und er hat's getan.

Morgens, eine Stunde vor der Sitzung, ging der Kurfürst mit zwei Hoffourieren in den Ratssaal. Was die Hoffouriere unter dem Arm trugen, sah keiner und hatte davon auch niemand eine Ahnung. Da ließ der Kurfürst die Türen schließen und von seinen Kavalieren bewachen. Derweilen aber zogen die Fouriere Handsägen unter dem Mantel hervor und sägten ganz leise auf der Kurfürstenbank gerade das Stück los, worauf der Herzog Wilhelm allzeit Platz nahm, doch so, daß das Brett noch ein klein weniges zu beiden Seiten festsaß. Und dann ward die Decke daraufgelegt, von rotem Tuch und goldgestickt, Augsburger feine Arbeit, und kein Mensch merkte es. Die Sägespäne wischten die Kavaliere selbst mit einem nassen Tuche weg.

Nun traf sich's wie durch Zufall, daß die beiden Herren und Kurfürsten, die in den Beratungen über die neue Wittenberger Lehre so heftig einander gegenüberstanden, Joachim und sein Schwager Johann von Sachsen, zuerst im Saale waren. Der Herzog Welhelm aber hatte sich allzeit zwischen sie gesetzt, indem er scherzweis sagte, er müsse die beiden Kampfhähne trennen, daß sie sich nicht immer in den Haaren lägen, worauf einmal der Herzog von Lauenburg gefragt, ob er denn das Mittel sein wolle zwischen Luther und Rom? Es ward da manche Kurzweil getrieben, die aber in den Protokollen nicht mit aufgeschrieben sind.

Die beiden Kurfürsten also waren zuerst im Saal, „und“, setzte der Erzähler hinzu, „ich will's nicht verschwören, daß der Sachse auch um den Streich wußte. Und beide unterhielten sich, als die andern Fürsten und Herren schon Platz genommen, als wäre es über Gleichgültiges, und setzten sich dann, als gerade der Bayernherzog eintrat.

Da sprach Kurfürst Johann: „Lieber Schwager von Brandenburg, gefällt's Euer Liebden nicht, mir näher zu rücken?“

Joachim erwiderte: „Ei nein, das leidet der Herzog Wilhelm nicht. Ist's ja der Platz, den unser Vetter von Bayern sich ausgesucht hat.“

Und da trat der Herzog, der immer später kam und Geräusch machte, als müßte es so sein, daß alle auf ihn warteten und ihn ansähen und die Bretter dröhnten, wenn er darüber ging, also trat er auch jetzt auf die Kurfürstenbank. Aber kaum, daß er sich niedergelassen, als die Bank brach und schwerfälligen Leibes wie er war: halb saß, halb lag der Bayernherzog auf der Fürstenbank unten, wohin er gehörte.

Das gab ein ungeheures Gelächter. Es prustete nur so, da die meisten merkten, was es sei, und Johann von Sachsen mußte sich abwenden, daß er sein Lachen verberge. Nur Kurfürst Joachim sagte ganz ernsten Gesichtes: „Ist Euer Liebden was eingefallen? Wer hätte das gedacht!“ Der Bayer hatte auch nicht Zeit, sich aufzurappeln, wenn er's auch vermocht hätte, denn eben eröffnete der Kanzler die Sitzung, und so hat Herzog Wilhelm „mit großer Scham müssen sitzen bleiben“, dahin er gefallen und dahin er gehörte, zu Füßen der Kurfürsten unter den Fürsten durch die ganze Sitzung.

Kurfürst Joachim aber hat große Ehre davongetragen, denn alle Welt sagte: „Der Brandenburger hält auf ständische Ehre und läßt sich nicht beschelten, was es ihn auch koste.“ Und für die Märker war es ein Ehrentag in Augsburg. Wenn sie durch

die Gassen gingen, wiesen die Bürger sie ihren Kindern: „Merk dir's, das ist ein Märker, die halten auf Ehre."

Die Bredows im Havellande.

Havelland nennt man die große Bodensenke, welche von der aus Mecklenburg kommenden, erst südlich, dann nordwestlich in die Elbe fließenden Havel eingeschlossen wird und einen großen Teil der preußischen Provinz Brandenburg ausfüllt. Vor Jahrhunderten war es ein von dem wendischen Stamm der Heveller bewohntes, vielfach unzugängliches Sumpfland. Die Geschichte erzählt, daß der deutsche König Heinrich der Vogelsteller in seinen Kriegen mit den Wenden den Winter abwarten mußte, dessen Frost erst die tiefen Sümpfe zugänglich machte; nur auf diese Weise vermochte er den heidnischen Wenden beizukommen und ihren Hauptsitz Brennabor, die heutige Stadt Brandenburg, zu erobern. Aber lange, lange noch hatten die Kämpfe mit den Wenden ihren Fortgang, ehe sie den Deutschen unterlagen und dem Christentum zugeführt wurden.

Durch fortgesetzte Entwässerung ist der ungeheure Sumpf nach und nach in Wiesen- und Ackerland umgeschaffen worden, und was als Sumpf geblieben, liefert heutzutage den Torf, das bekannte Brennmaterial, welches im Havellande in vorzüglicher Güte gewonnen wird.

Dieses Havelland ist der Sitz einer weitverbreiteten alten Adelsfamilie, derer von Bredow, die in verschiedenen Zweigen über die ganze havelländische Niederung verstreut ist. Das ist eine so auffallende, wohl einzig dastehende Tatsache, daß sich ihrer auch die Sage bemächtigt hat, und diese erzählt von der Verstreuung der Bredows folgenden Schwank.

Vor alten Zeiten stand es einmal recht schlecht auf der Welt. Zu unserem Herrgott im Himmel kamen Klagen über Klagen über die Edelleute von damals, daß sie das Volk drückten und auspreßten und nur zusammenscharrten, ihre Koffer und Kasten füllten und nichts wieder herausgäben. Ginge es einmal jemand schlimm und er käme zu seinen Freunden, daß sie ihm aus der Not helfen sollten, so schlössen sie die Hände und verredeten ihn wohl gar noch.

Da wurde unser Herrgott im Himmel sehr ärgerlich und ließ sich den Teufel kommen. Zu diesem sprach er: „Ich habe die Edelleute nicht dazu gemacht, daß sie zusammenscharren und in Kisten und Kasten verschließen, sondern dazu, daß sie ausgeben sollen, was sie einnehmen und Geld unter die Leute kommt. Es sind so viele Klagen vor mich gekommen und so laut sind sie geworden, daß du einmal umherhorchen und Musterung halten sollst. Und wenn du es wirklich so abscheulich findest, so gebe ich dir Vollmacht, daß du die Knauser und Filze gleich mitnehmen darfst."

Das war nun Wasser auf des Teufels Mühle, denn dergleichen ist ja sein eigentliches Handwerk. Wie die Sachen standen, wußte er zwar nicht, aber er dachte sich, daß schon etwas dran sein und er sicherlich nicht vergebens auf die Reise gehen würde. Er nahm daher gleich einen großen Sack mit und machte sich auf die Fahrt. Im Fluge eilte er durch die Länder und musterte und fand es weit schlimmer, als er's gedacht hatte. Vor Freuden rieb er sich die fürchterlichen Krallen an den Händen und überschlug schon, wie oft er wohl diese Erntefahrt würde wiederholen müssen, um alles fortzubringen, und wo er in der Hölle wohl den Platz hernehmen würde.

Er hatte allen Grund, sich das reiflich zu überlegen, denn er war noch gar nicht weit gekommen, da war der Sack, so groß er auch war, schon übervoll. Er band ihn säuberlich zu und hockte ihn auf. Da war

er aber so schwer, daß er sich gar nicht hoch in die Luft erheben konnte, sondern sehr niedrig fliegen mußte, und so ging's nun über die Mark Brandenburg hinweg.

Gerade da, wo heute die Stadt Friesack steht und schon damals eine namenlose Kolonie mit einem spitzen Kirchturm sich befand, wurde ihm der Arm lahm, so daß er den Sack ein wenig sinken ließ. Da streifte dieser an die Kirchturmspitze und bekam einen Riß, und ein Edelmann fiel heraus. Merkte das nun der Teufel nicht, oder wollte er's nicht merken, weil er vielleicht meinte, die Hölle sei doch schon voll genug, er kümmerte sich nicht weiter darum und flog weiter. Weil aber da, wo der Sack an den Kirchturm gestreift und gerissen war, einer der Edelleute frei aus dem Sack geworden, so nannte man danach die bisher namenlose Stelle kurz „Frei-Sack", woraus dann später Friesack geworden.

Aus dem Loch im Sack fiel bald darauf noch ein zweiter Edelmann, aber so nahe an dem ersten, daß der ihm besorgt zurief: „Beß (besser) hin!" weshalb dann diese Stelle heute noch Pessin heißt. Einem dritten, der herausfiel, riefen die beiden wieder zu: „Land hin!" das heißt, er solle sich weiter landeinwärts setzen, und der Ort hieß infolgedessen Landin. Der vierte ging „denselben Weg entlang", und der Ort, wo er sich niederließ, wurde deshalb Selbelang genannt. Ein fünfter schwenkte davon ab und ging „rechts to" (rechts zu) und jedes Kind im Havellande weiß, daß daraus der Name Retzow entstand.

Als der Teufel schon beinahe über das Havelland hinweg war, fiel noch ein sechster aus dem Sack, aber nicht so glücklich wie die andern, denn er stürzte mit der Stirn auf ein Brett, und da schrieen alle die andern: ein „Brett, o!" und daraus entstand dann, weil sie alle einstimmig dasselbe geschrieen hatten, der Name Bredow, der nun nicht nur dem Orte, wo der letzte herausgefallen, sondern allen den aus dem Sack geschüttelten Edelleuten zugelegt wurde. So gab es denn und gibt es heute noch einen Bredow in Friesack, einen zweiten in Pessin, einen dritten in Landin, einen vierten in Selbelang, einen fünften in Retzow und einen sechsten in Bredow selbst. Und so ist es gekommen, daß die Bredows über das ganze Havelland verstreut sind. Man mag da hinkommen, wohin man will, fragt man nach dem Besitzer der herrlichen Wiesen oder der fruchtbaren Ackerfelder oder der prächtigen Waldungen, so kann man sicher sein, daß irgendein Herr von Bredow genannt wird, die aber sonst in der Welt nicht weiter sonderlich bekannt geworden sind. Außer einem, der es in neuerer Zeit in der preußischen Armee bis zum Generalleutnant gebracht hat.

Dietrich Kagelwid.

Dietrich Kagelwid war der Sohn eines armen Tuchmachers in Stendal. Früh schon zum geistlichen Stande bestimmt, lag er fleißig den Studien ob und zeichnete sich durch einen ungemeinen Ordnungssinn aus. In den Mönchsorden der Cistercienser eingetreten, kam er nach dem Kloster Lehnin in der Mark Brandenburg, und hier wurde ihm das Amt eines Cellarius übertragen. Dieser hatte für die Verwaltung der Vorräte, sowie für das Kassenwesen einzustehen, und da Kagelwid hier bald die trefflichste Ordnung zu schaffen verstand, so erfreute er sich schon nach kurzer Zeit allgemeiner Beliebtheit und des höchsten Vertrauens seitens des Abtes, und dies um so mehr, da sein durchdringender Verstand auch in den schwierigsten Fällen Rat wußte, und seine Gewandtheit und Geschicklichkeit in allen Dingen des täglichen Lebens allen Klosterbrüdern zugute kam.

Da geschah es einmal, daß der Kaiser Karl, seines Namens der Vierte auf dem deutschen Kaiserthron, mit einem vornehmen Jagdgefolge ganz unerwartet in Lehnin eintraf, unglücklicherweise gerade zu einer Zeit, wo da Schmalhans Küchenmeister war, die Vorräte, namentlich das Fleisch, zu Ende gegangen waren und noch kein frischer Ersatz hatte beschafft werden können. Für die Mönche wäre das, was vorhanden war, wohl gut gewesen, bis neuer Vorrat eintraf, was jeden Tag erwartet wurde; aber wie durfte man dem Kaiser und den vornehmen Herren damit kommen, die doch sehr hungrig waren?

Der Abt war in Verzweiflung, denn man durfte es den Kaiser ja nicht einmal merken lassen, in welcher Verlegenheit man sich befand. In dieser Not erschien ihm Bruder Dietrich als der einzige, der Rat schaffen konnte. Hatte sich doch der Cellarius auch oftmals schon in der Küche dem Küchenmeister weit überlegen gezeigt und sich als Tausendkünstler erwiesen, der mit den einfachsten Mitteln Gerichte herzustellen vermochte, bei deren bloßer Erwähnung dann den Mönchen schon das Wasser im Munde zusammenlief.

„Höre, Bruder Dietrich," sagte der Abt angstvoll, „du mußt mir helfen."

„Gern," antwortete Kagelwid, der schon wußte, was nun kommen würde, denn als Cellarius wußte er ja am besten, wie es um die Speisevorräte im Kloster stand. „Gern, aber sagt mir nur wie und womit ich Euch helfen kann."

„Du weißt, wie es bei uns aussieht, Kagelwid, und nun fällt der Kaiser mit einer ausgehungerten Gesellschaft bei uns ein, die an die vortrefflichsten Speisen gewöhnt sind. Du mußt ein gut Gericht, eine Kraftsuppe herstellen, wie sie ein hungriger Weidmann ganz besonders liebt."

„Nun, das will ich gerne tun, obwohl das auch wohl der Küchenmeister versteht," lächelte der andere; „sorgt nur dafür, daß der Damhirsch oder das Rehwild, welches der Kaiser mitgebracht hat, in die Küche geliefert wird."

„Das ist es eben," stöhnte der Abt, „Böcke haben sie geschossen, aber kein Wild."

„Ja," sagte Kagelwid achselzuckend, „wenn die Herren nur in den Wind geschossen haben, so gibt das auch nichts anderes als eine Windsuppe."

„Red' nicht so, liebster Kagelwid, sondern denke nach, wie wir uns helfen. Denke doch, wenn der Kaiser hungrig von uns ginge, das würde er uns ja nicht verzeihen, und er würde den Brüdern drüben in Chorin, die er uns so schon immer vorgezogen hat, noch mehr Privilegien geben. Denke nach, liebster Bruder Dietrich, denke nach! wir *müssen* Rat schaffen."

Kagelwid dachte nach, indem er das Kinn in die Hand legte, und sagte endlich: „Ja, da wären also nur unsere Schweine."

„Was fällt dir ein, Kagelwid, wo denkst du hin!" rief der Abt entsetzt. „Wovon sollten wir denn im Winter leben, wenn wir jetzt die Schweine drangeben wollten. Und hast du je gehört, daß man eine Suppe von Schweinefleisch machen kann?"

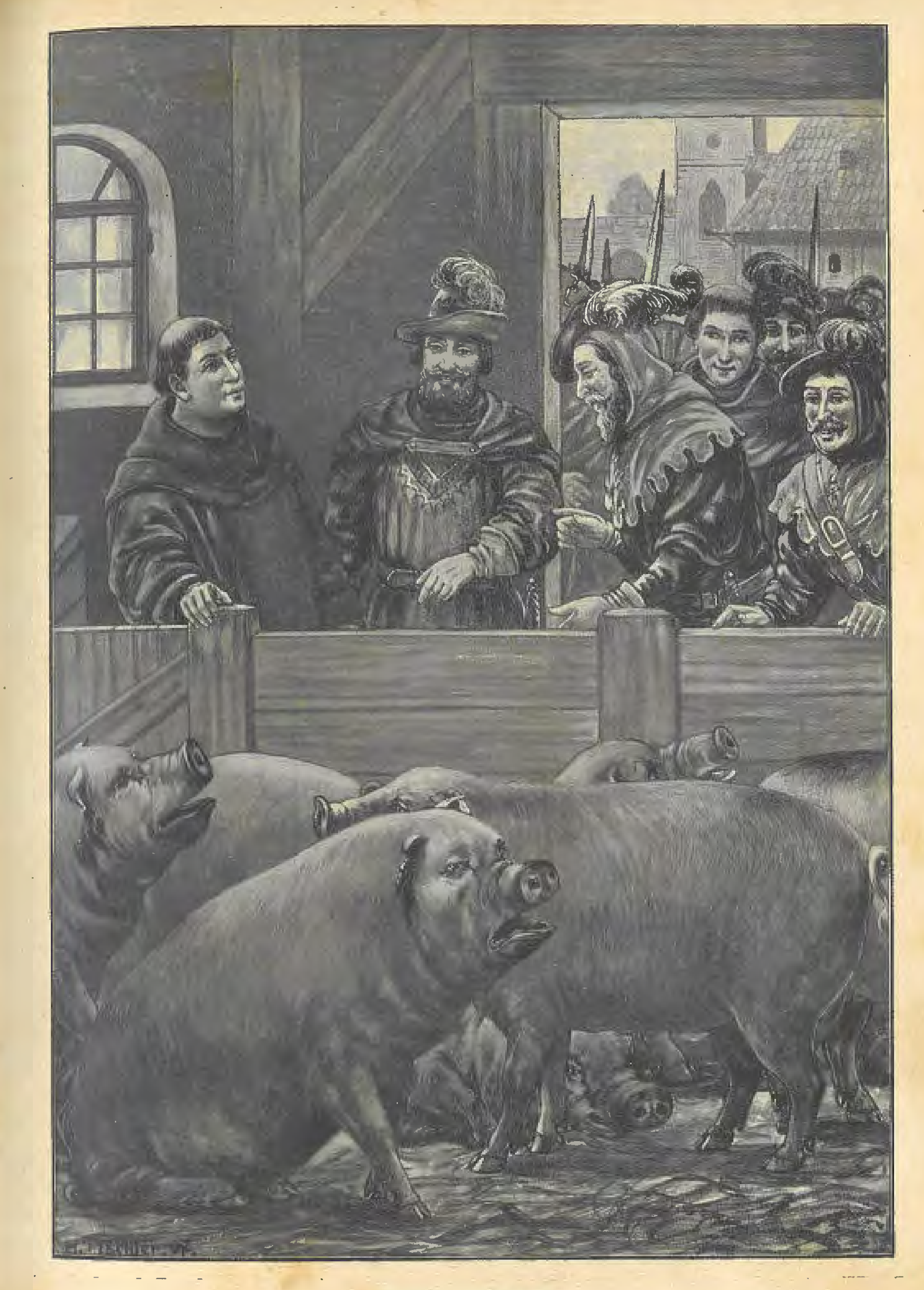
„I, das möchte schon gehen, warum nicht?" entgegnete der Cellarius.

„Na, das sage ich dir, Kagelwid," sagte der Abt entrüstet, „daß du dich nicht unterstehst und mir auch nur ein einziges Schwein schlachtest!"

„Das ist schlimm, Domine," meinte Kagelwid nachdenklich und schien schon einen Ausweg im Kopfe zu haben; „aber ich denke, es wird sich machen, ohne eins unserer Schweine dranzugeben."

„Tue dein Bestes, lieber Bruder," rief der Abt eifrig, „tue dein Bestes, ich will es dir ewig gedenken."

Kagelwid mochte wohl eifrig nachdenken, denn als er von dem Abt hinwegging, rieb er sich die Stirn, als wollte der ge-



Dietrich Kagelwid.

faßte Gedanke noch nicht recht klar werden. Als er aber in die Küche trat, glänzte sein Gesicht von Spott und Vergnügen. Er schüttete Erbsen in einen großen Kessel, die über einem tüchtigen Feuer bald aufbrodelten, rührte sie ordentlich durch und streute tüchtig Pfeffer daran, so daß sie sich anfingen zu enthülsen. Dann ging er doch in den Schweinestall, mit einem scharfen Messer unter der Kutte, aber heimlich, so daß ihn niemand sah, und als er zurückkehrte, hantierte er in der Küche auch ganz heimlich und ließ keinen hinein.

Die gewünschte Kraftsuppe wurde fertig, und als sie aufgetragen war, schmeckte sie dem Kaiser, sowie allen den Herren und auch dem Abt über die Maßen: alle lobten die vortreffliche Suppe, daß sie so kräftig und würzig und nahrhaft sei und auch zum Trinken rechten Appetit mache. Und das mußte wohl wahr sein, denn nach dem Mahle, wo es nun an Wein nicht fehlte, wurde wacker gezecht.

„Aber was war das für Fleisch, das darin herumschwamm?" fragte der Kaiser, „es schmeckte so süß und zart, wie ich nie etwas in meinem Leben gegessen habe."

Da wurde nun herumgeraten. Der eine hielt es für Quappe, ein anderer für eine Art von Schnecken, ein dritter meinte gar, es müsse wohl ein unbekanntes Tier der Vorzeit gewesen sein, das sich hier in dieser Wildnis erhalten habe. Ein vierter aber rief: „Und ich sage, es schmeckte nach Schwein, und dafür habe ich es auch gegessen."

Da fuhr der Abt auf, rot im Gesicht vor Zorn: „Bruder Dietrich, wie hast du mir das getan!"

Kagelwid aber erwiderte ruhig: „Hochwürdigster Herr, wie könnte ich Euch das tun! Höret doch, wie eure Schweine im Koben grunzen und zählet sie, so werdet ihr finden, daß keines fehlt."

Der Kaiser lachte belustigt, denn er merkte, daß da ein Geheimnis obwalte, was er nicht wissen sollte, und fragte den Abt nach der Zahl seiner Schweine. Der Abt nannte die Zahl, und der Kaiser machte nun den Vorschlag, man wolle gehen und nachsehen, ob keins fehle.

Sie begaben sich alle in den Hof und nach dem Schweinstall. Sie zählten die furchtbar grunzenden Rüsseltiere, und siehe da, die von dem Abt angegebene Zahl stimmte, es fehlte keins. Es war aber auch keins vorhanden, das noch ein Ohr gehabt hätte: Kagelwid hatte allen Schweinen die Ohren abgeschnitten und in der neuen Suppe verkocht.

Das war ein Lachen und eine Lustigkeit, und der Weinkeller mußte nun doppelt herhalten, und dem Bruder Cellarius wurde viel Lob und Rühmens. Denn bis dahin hatte in ganz Deutschland noch niemand gewußt, daß man Schweinsohren essen könne; man hatte sie weggeworfen. So war also Kagelwid ein großer Erfinder, wenn ihn als solchen heutzutage auch niemand mehr kennt, und seitdem ist in der Mark Brandenburg die Erbsensuppe mit Schweinsohren aufgekommen; man nennt das Gericht auch häufig Tunkensuppe, obwohl niemand sagen kann warum? Der Kaiser wurde für diesen Schwank des erfinderischen Kagelwid den Mönchen von Lehnin gewogen wie nie zuvor, aber er nahm ihnen den Bruder Dietrich, als er sich überzeugt hatte, in welcher musterhaften Ordnung er als Cellarius über das Klostergut waltete, denn ein solcher Mann war ein Schatz, den konnte er besser gebrauchen.

Man kann sich denken, mit welchem Neide die Mönche von Chorin sahen, wie gnädig der Kaiser plötzlich den Brüdern in Lehnin geworden war. Und als sie erfuhren, wie das gekommen, meinten sie, dasselbe tun und ausnützen zu können, was einen guten Profit abwerfen müßte. Sie glaubten nämlich, die Ohren müßten wieder wachsen, wie das Gras auf der

Wiese, wenn es gemäht ist, und man könnte sie den Schweinen zwei- oder dreimal im Jahre abschneiden. Nun hatten sie die Schweine der Herren von Itzenplitz zur Mast in den Choriner Eichenwäldern, und an denen versuchten sie's und schnitten allen die Ohren ab. Aber die Ohren wuchsen nicht wieder, und statt des Vorteils hatten sie nur Schaden und Ärgernis, als die Itzenplitze im Herbst ihre Schweine holten. Da ging es den scheelsüchtigen Brüdern in Chorin beinahe an die eigenen Ohren.

Einige meinen, es sei Kagelwid selber gewesen, der einem Choriner das von dem Nachwachsen der Ohren eingeredet habe, denn er war ein Schelm, hatte aber ein gut lehninisch Herz und gönnte es daher den Neidingen in Chorin, daß sie sich einmal ordentlich ärgern mußten.

Kagelwid selber aber kam bei dem Kaiser zu hohen Ehren, denn es zeigte sich bald, daß er ein äußerst gewandter Kopf war, und wie ehemals bei dem Abt in Lehnin, so wurde er nun auch bei dem Kaiser der vornehmste Rat und stieg von Stufe zu Stufe, brachte es endlich sogar bis zum Erzbischof von Magdeburg, zum großen Verdruß des sächsischen und brandenburgischen Adels, denn er war ja nur eines armen Tuchmachers Sohn. Bald aber trugen sie ihn auf den Händen, denn einen solchen Erzbischof hatten die Domherren noch nicht gehabt. Was wirr und kraus war, ordnete er, die Schulden wurden bezahlt, die Einkünfte vermehrt; er baute Krankenhäuser, die große Brücke über die Saale in Halle und anderes mehr, besserte das Schulwesen und auch das Leben der Geistlichen und weihte mit großer Pracht den von ihm vollendeten Dom in Magdeburg ein. So gelobt und geliebt starb kein Bischof in Deutschland, und während seines Lebens war nur darum bisweilen Zank, weil jeder ihn haben wollte, die Magdeburger Domherren und der Kaiser, denn gar oft wurde er an den kaiserlichen Hof berufen, weil Karl in manchem schweren Regierungsgeschäft seines Rates und seiner Hilfe nicht wohl entbehren konnte.

Als Schneider gekränkt — als Ritter gehängt.

Zur Zeit des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, seines Namens der Erste, lebte in der Stadt Beelitz in der Mark ein Gewandschneider namens Wiedeband, ein kleiner, wenig ansehnlicher Mann, aber er hatte es dick hinter den Ohren zu sitzen. Frank und frei sagte er vor allen Leuten im Wirtshause: „Kleider machen Leute, da also der Schneider die Kleider macht, so ist er es auch, der die unterschiedlichen Stände macht.“ Er schneiderte deshalb für sich selber Kappen, Wämser, Mäntel, Hosen, wie sie die Ratleute und auch wie sie die Junker trugen, und stolzierte bald als Ratmann, bald als Junker in den Straßen umher.

Das wollte sich nun der Rat von Beelitz nicht gefallen lassen, weil es ungehörig war und Ärger erregte, und er nahm ihn in Strafe. Aber so oft sie ihn auch darum straften, er ließ es nicht. Nun hätten sie ihn freilich schon längst ausgewiesen und ins Elend geschickt, aber sie brauchten ihn nötig, denn keiner verstand mit der Schere so geschickt umzugehen wie der Gewandschneider Wiedeband.

So lagen die von Beelitz mit ihm fortwährend im Streit. Endlich aber kam es doch zum Überlaufen. Er hatte den Ratsherren neue Mäntel angefertigt, ehe jedoch ein halb Jahr um war, wurde das Tuch mürbe und riß überall. Da erhob der Rat ein furchtbar Geschrei, half ihm aber nichts, denn der kleine Schneider schrie wieder.

Der Rat sagte, er hätte das Zeug mit dem heißen Bügeleisen verbrannt; der Schneider sagte, sie hätten ihm verbranntes Zeug geliefert. Und da keiner nachgab und eine gütliche Einigung nicht möglich war, so gingen sie ans Gericht und liefen von einem Schöppenstuhl zum andern, bis die Köpfe lichterloh brannten.

Die Zeugen wurden bisweilen sogar handgemein, und es entstand vor Gericht eine ordentliche Prügelei, denn Wiedeband hatte auch seine Anhänger, die gegen den Rat von Beelitz auftraten und dem Schneider nach Möglichkeit beistanden. Selbst angesehene Leute aus andern Städten, von Treuenbrietzen, von Jüterbog, von Wittenberg mischten sich drein; aber es half alles nichts, der Schneider bestand auf seinem Kopfe so gut wie der Rat von Beelitz, und man sah endlich ein, daß auch die Gerichte diesen merkwürdigen Streit nicht abtun konnten.

Wiedeband war gar nicht zu sänftigen, und so mancher hatte seinen Spaß daran, den Zorn des kleinen Mannes noch mehr zu schüren. Und so geschah denn etwas ganz Unerhörtes: der Schneider Wiedeband, ein ehrsamer Handwerksmeister, sagte den Beelitzern ab, das heißt, er machte es, wie es bei den Rittern Gebrauch war, wenn sie sich gegenseitig in die Haare gerieten, daß einer dem andern einen Fehdebrief schickte und ihm damit offene Feindschaft ankündigte, wonach dann einer dem andern soviel Schaden wie nur möglich zuzufügen suchte.

Ja, aber ging denn das, daß ein Handwerker sich gleichberechtigt mit einer ganzen Stadt halten und ihr den Frieden aufkündigen konnte? Das war nun eine neue Frage, die sehr viel Staub aufwirbelte. Man kann sich ja denken, was für ein Geschrei sich nun erst darob erhob, daß ein Schneiderlein sich herausnahm, einer Stadt den Fehdebrief zu schicken.

Nun, unerhört war die Tatsache allerdings, aber die Meinungen waren je nach der Partei gespalten. Die einen sagten, das ginge ja gar nicht; eine Stadt könne wohl einer andern Stadt, ein Ritter dem andern den Frieden absagen, oder auch ein Ritter einer Stadt oder umgekehrt; aber ein Handwerksmann könne nicht mal einem Handwerksgenossen einen Fehdebrief schicken, wie viel weniger einem Ritter oder einer Stadt. Die andern sagten wieder: warum denn nicht? und wollten sich vor Vergnügen ausschütten. Und so griff der sonderbare Streit immer weiter um sich und setzte alle Welt in Bewegung. Sogar die Universitäten von Leipzig und Wittenberg wurden um ihr Gutachten angerufen, wonach die schwierige Frage entschieden werden könnte, ob dies zulässig sei oder nicht; aber auch die gelehrten Herren an den Universitäten konnten nicht einig werden.

Der Schneider Wiedeband kümmerte sich weder um den Streit der Gelehrten, noch der Ungelehrten, und wenn ihm jemand vorhalten wollte, daß er doch kein Ritter sei und keine Fehde anfangen könne, dann meinte er grob, was er nicht sei, könne er noch werden, und seine Amme habe ihm schon an der Wiege prophezeit, daß er dermaleinst als ein Ritter sterben würde.

Er hatte natürlich die Stadt verlassen und war über die nahe Grenze ins Sächsische gegangen, und die sächsischen Herren, die den Beelitzern schon immer übel gewollt hatten, nahmen ihn mit Vergnügen auf und hielten ihn, als gehöre er zu ihnen. Er durfte mit Sporen und Federhut auf ihren Schlössern aus- und einreiten, und sie unterstützten ihn sogar mit Rossen und Leuten, wenn es galt, den Beelitzern Schaden zu tun.

Hätte er sich daran genügen lassen, ihnen aufzulauern und ihre Leute zu „werfen“, das heißt zu überfallen und auszu-

plündern, so hätte er es wohl manches Jahr treiben können; aber ihm schwoll der Kamm, und eines Morgens rückte er mit einem hellen Haufen geradezu vor das Tor von Beelitz. Das wurde nun zwar in aller Eile gesperrt, und die erschrockenen Beelitzer, die einen unvermuteten Überfall gefürchtet hatten, sammelten sich auf der Mauer; aber einen Überfall hatte Wiedeband gar nicht beabsichtigt, sondern er rief nur hinauf: da sie ihm hätten gebranntes Tuch geliefert und ihm dadurch gebranntes Herzeleid verursacht, so wollte er ihnen nun auch einen Brand zu riechen geben, daran Kind und Kindeskind denken sollten.

Die Beelitzer wußten nun freilich nicht, was er damit meinte, aber sie sollten es bald inne werden. Es währte nicht lange, so sahen sie dicke Rauchwolken aufsteigen, und es konnte kein Zweifel sein: Wiedeband hatte ihren Wald in Brand gesteckt, und ehe sie sich noch recht besinnen und von ihrem Schrecken erholen konnten, hatte der Waldbrand eine ungeheure Ausdehnung erreicht. Glücklicherweise zogen finstere Wolken herauf, und ein gehöriger Regen prasselte nieder, sonst wäre das Unglück wohl unabsehbar geworden.

Nun wurden die Beelitzer aber auch fuchswild und trachteten dem Schneiderritter nach, wo sie nur irgend konnten. Sie kundschafteten aus, daß er Herberge hatte bei einer Zigeunerin in einer Vorstadt von Jüterbog. Mit der setzten sie sich heimlich in Verbindung, und für ein gut Stück Geld ließ sie sich bereit finden, ihn zu verraten. Sie ließ nachts die Knechte der Beelitzer ins Haus, und als er morgens aufstand, fielen sie über ihn her, steckten ihn in ein Leinlaken und warfen ihn auf einen bereit gehaltenen Heuwagen. Mit verhängten Zügeln ging es nun fort, und ehe seine Freunde es noch merkten, waren sie schon über die Grenze.

Was das für eine Lust gab, als sie so mit ihm im Sack durchs Tor fuhren! Ein Loch hatten sie in das Laken geschnitten, so daß er den Kopf herausstrecken konnte, aber er hatte noch die Frechheit, dem zusammengelaufenen Volk die greulichsten Grimassen zu schneiden. Solch einen Spaß hatten sie in Beelitz noch niemals gehabt.

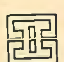
Als Dieb und Mordbrenner sollte er nun mit aller Schnelligkeit gerichtet werden, aber da gab es neuen Spektakel. Ganz energisch protestierte Wiedeband dagegen, denn er sei weder ein Dieb noch ein Mordbrenner, sondern habe mit ihnen wie ein Ritter in offener Fehde gelebt, und da habe er ihnen, wie es Brauch sei, so viel Schaden zugefügt, als er nur irgend gekonnt hätte. Darin kamen ihm die sächsischen Herren sogar zur Hilfe. Sie kamen nach Beelitz und wiesen eine Urkunde vor, laut welcher Wiedeband von ihnen ein verfallenes Burgrecht erworben haben sollte; die Beelitzer hätten also gar kein Recht, zu behaupten, er sei ein Schneider und ein Schneider könne ihnen keinen Fehdebrief schicken; sondern er sei ein freier Mann von drüben und als Inhaber eines Burgrechtes auch berechtigt gewesen, ihnen den Frieden abzusagen. Das Burgrecht konnten die Beelitzer nun zwar nicht bestreiten, denn dafür lag die Urkunde vor, aber nun behaupteten sie, er sei ein Stadtkind gewesen und geblieben, sei also auch im Banne der Stadt.

Das gab nun wieder groß Geschrei und viel Geschreibe an alle möglichen Rechtsgelehrten, von denen der eine dies, der andere jenes Urteil abgab, so daß man in der Sache nicht klüger wurde. Endlich aber einigten sich beide Parteien dahin, daß Wiedeband als Stadtkind gerichtet, aber als Ritter gehängt werden sollte, womit sich denn auch zuletzt der Verurteilte selber zufrieden gab, da er sah, daß an ein Loskammen aus den

Händen der Beelitzer nicht zu denken war.

Das Urteil lautete dahin, daß er an dem Ort seiner letzten Freveltat büßen sollte, und so wurde er denn hinausgeführt in den Wald, den er verbrannt hatte, und dort wurde er an den Ast einer der verkohlten Kiefern gehängt; aber in Ritterkleidung, mit Federhut und Sporen. Er hatte auch den Degen gefordert, aber das wollten die sächsischen Herren selber nicht, da er ja doch kein Ritter, sondern nur ein Schneider gewesen war.

So hatte er also noch bis zum letzten Augenblick seinen Willen durchgesetzt, und die Prophezeiung seiner Amme war in Erfüllung gegangen.



Die Sintflut.

(Aus dem 16. Jahrhundert; nach Willibald Alexis im „Werwolf", 1848.)

Der große Schrecken des Jahres 1525.

Kein Jahrhundert ist vergangen, in welchem nicht das Gerücht auftauchte, daß demnächst der jüngste Tag anbrechen und die Welt untergehen werde. Der Zeichen sind zu viele, hieß es, die auf einen Umschwung deuten. Von wo es komme, ob von der Natur oder von den Menschen; aber es kommt etwas. Auch die Klügsten können sich des nicht mehr erwehren. Die Konstellation der Gestirne stimmt wie noch nie zuvor mit dem Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes, und die Gelehrten aller Länder sind damit beschäftigt, auszurechnen, wann es geschehen wird.

Zu keiner Zeit sind aber wohl solche Voraussichten und die damit verknüpften Befürchtungen lebhafter gewesen, als zu der Zeit, da in Wittenberg die Reformation begonnen und das Auftreten des Doktor Martin Luther die ganze Welt in eine so ungeheure geistige Bewegung gesetzt hatte. Wenn so etwas geschehen konnte, wenn ein einfacher Augustinermönch in solcher Weise, wie dies durch Luther geschah, an der vielhundertjährigen Autorität der Kirche rütteln konnte und mit so ungeheurem Erfolge, so mußte doch der Weltuntergang nahe sein. Das glaubte nicht einer, sondern das glaubten Hunderte, Tausende, und die namhaftesten Gelehrten beschäftigten sich damit, Gewißheit in die Sache zu bringen und den Zeitpunkt zu bestimmen, wann das allgemein gefürchtete Ereignis eintreten würde.

Ganz besonders lebhaft wurde diese Bewegung im Jahre 1525, da auf dem deutschen Kaiserthron der Kaiser Karl der Fünfte saß und in der Mark Brandenburg Kurfürst Joachim der Erste an der Spitze des Landes stand. Da hatte ein Gelehrter, namens Stöffler, aus dem Stand der Gestirne mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit berechnet, daß das große Ereignis im Februar des genannten Jahres eintreten werde, und seine Berechnung fand allgemein Glauben und verrückte viele tausend Köpfe weit umher im ganzen Abendlande. Wenn nun auch viele andere Gelehrte mit Stöffler nicht gerade den Februar annehmen mochten, so stimmten sie mit ihm doch alle darin überein, daß der Weltuntergang demnächst bestimmt eintreten werde. Und nicht nur das gemeine unwissende Volk, sondern auch Priester, Herren und Fürsten waren fest davon überzeugt.

Der Graf Vitus Rango, der General des Kaisers, richtete an Kaiser Karl ein untertänigstes Promemoria: daß in Anbetracht der furchtbaren Anzeichen, als welche an vielen Orten von den unterschiedlichsten Personen hintereinander, in

den Sternen und sonstwo beobachtet und von den gelehrtesten und weisesten Männern dahin ausgedeutet worden seien, daß der Erde eine Revolution ganz nahe bevorstehe, indem der Himmel seine Schleusen öffnen und durch entsetzliche Regengüsse das flache Land überschwemmen werde — so sei er des Dafürhaltens, daß beizeiten Vorsichtsmaßregeln genommen würden, um wenigstens das kaiserliche Heer in dieser Kalamität zu retten.

Des Generals Vorschlag war dahin gegangen, daß die kaiserliche Majestät auf den Bergen in ihren Staaten Magazine anlegen lasse und dieselben beizeiten zu verproviantieren Befehl gebe, damit, wenn die Überschwemmung anbreche, die Truppen hinaufrücken möchten. Obwohl es dazumal keine Zeitungen gab, war die Sache doch bekannt genug geworden, und die deutschen Fürsten und Städte harrten in Ungeduld, was der hohe Rat des Kaisers darauf beschließen würde. Ja, mehr als einer hatte Abgesandte nach dem Hoflager des Kaisers geschickt, um des ehesten den kaiserlichen Beschluß zu erfahren. Die Sache mußte aber geheim betrieben werden, das war erklärlich, denn es hätte Unruhe erregen können, daß zuerst für die Soldaten und dann erst für die andern Menschen gesorgt werden solle.

Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte einen Gesandten dorthin geschickt, und der berichtete ihm, als er zurück kam: „Kann's nicht leugnen, überall ist große Angst und Verwirrung. Im Reiche sind sie in heilloser Angst; drüben in Welschland, bei den Franzosen und in Hispanien soll man oft den Prediger vor dem Zähneklappern der Weiber nicht hören konnen. Auch baut, was nur kann, Schiffe. Das Holz an der Donau ist im Aufschlag."

„Die Toren!" entgegnete der Kurfürst; „durch die Flut, die der Herr im Zorn ausgießt, in Bretternachen steuern zu wollen."

„Die Verständigsten sind des Dafürhaltens," berichtete der Gesandte weiter, „daß es keine Flut wird wie die alte. Sie meinen, es werde nur, was sie eine Partialsintflut nennen, die gar nicht die Berge erreicht; nur was im Flachen liegt, werde das Wasser fortschwemmen."

Ja, es war dazumal eine böse Zeit. Die geweissagte Sintflut war der große Schrecken, der im Jahre 1525 nicht nur im Deutschen Reiche, sondern noch weit über dessen Grenzen hinaus, im ganzen Abendlande, bei Hoch und Nieder Furcht und Entsetzen verbreitete.

In Wittenberg.

Auch die Geistlichkeit, höhere wie niedere, war von dem allgemeinen Schrecken befallen.

War da ein Pfarrer zu Lochau und Holzdorf bei Wittenberg, namens Stiefel, ein grundgelehrter Mann. Der hatte auch auf seine Hand herausgerechnet und gefunden, daß die Sintflut kommen und die Welt untergehen werde. Aus einundzwanzig Gründen wußte er's für gewiß, nur über Tag und Stunde war er noch in Ungewißheit geblieben und seine Bauernschaften mit ihm, die ihn doch nun drängten, daß er's ihnen gewiß mache, damit sie ihre Felder danach bestellen und auch für ihr Gewissen sorgen könnten.

So gedrängt, machte er sich denn von neuem an die Arbeit und rechnete nun aus verschiedenen Quadratzahlen heraus, daß die Wassergüsse am 3. Juli dieses Jahres, morgens um acht Uhr, losbrechen würden. Und die Bauern in Lochau und Holzdorf trauten auf ihren Pfarrer Stiefel. Darum glaubten sie ihm auch, als er von der Kanzel versicherte: was manche täten, wenn sie sich nach Bergen und Kähnen umsehen, helfe ihnen gar nichts, weil Gott in seinen Wassersäulen und den Strudeln und Wirbeln die ganze Erde fortspülen werde, gleichwie die Elbe den Sand im Frühjahr. Aber sorgen und klagen sollten sie nicht; denn nach dem jüngsten Tage käme ein neuer Tag, wie nach den Frühjahrswassern der Elbe die Ufer neu grünten und blühten. Und er selbst, Stiefel, werde beim Weltuntergange als letzter Engel die siebente Posaune blasen. Des habe Gott ihn gewürdigt!

Wer von seinen Bauern konnte zweifeln, wenn er ihm ins Auge sah und seine Stimme hörte, davon das Gewölbe der kleinen Kirche polterte. Und wenn gerade ihr Pfarrer am letzten Gerichtstage gewürdigt war, die Posaune zu blasen, die letzte Posaune, welche die letzten Versprengten zusammenrief, welche Fürsprache war das für die Gemeinde von Lochau und Holzdorf. Da konnte jeder dem Tag in Ruhe entgegensehen. Wer in Lochau war, der war schon im voraus gerichtet und gerettet. Und die von Holzdorf desgleichen, obwohl sie nur eine Filiale waren. Es konnte höchstens ein Streit darüber entstehen, wer von ihnen voran ins Himmelreich schreiten sollte.

Es blieb alles stehen und liegen. Der Pflug verrostete auf dem Acker, das Vieh tat sich gütlich in den Saatfeldern; es kümmerte sich niemand darum. Wozu auch? wer häuft Schätze, wenn die Welt untergehen soll? Die Bettler, die durch Lochau kamen, hatten goldene Zeit, mit vollen Taschen und Säcken machten sie sich lachend davon. Die Nachbarn, welche nicht an Stiefels Prophezeiung glaubten, fanden auch ihren Vorteil, wenn sie mit den Lochauern und Holzdorfern rechneten und zechten. Die Keller und Speisekammern in beiden Dörfern wurden leer, und die Tische dampften morgens, mittags und abends von den vielen guten Gerichten, war doch das Jahr zuvor ein gesegnetes gewesen. Es mußte noch alles verzehrt werden, denn wer nimmt Würste und Schinken und Gerstensaft mit in die Ewigkeit? Und in der Schenke ging es erst lustig zu! Da erscholl Abend für Abend die Musik, es wurde gezecht und getanzt bis an den frühen Morgen.

Nur in der letzten Nacht vor dem großen Ereignis war es in der Schenke mäuschenstill. Da war allen doch bange geworden, und es war ihnen ihr Leben in Saus und Braus schwer aufs Herz gefallen. Wenn nun im Sausen des Weltsturmes ihrem Pfarrer die Posaune aus der Hand fiele! Würde es der Erzengel Michael ihnen glauben, wenn sie riefen: wir sind Lochauer! wir sind Holzdorfer! Würde Sankt Petrus ihnen auf ihr bloßes Wort das Himmelstor aufschließen? — Oder wenn Stiefel sich gar geirrt habe, und er wäre gar nicht berufen gewesen, die siebente Posaune zu blasen! Wer sollte dann für sie bürgen? Sie hatten ja nicht durch Gebete, gute Werke und frommen Glauben sich vorbereitet!

Das alles fiel ihnen zu guter letzt ein, und das sollte nun alles in der einen Nacht nachgeholt werden. In der Kirche heulte es und klapperten die Zähne, das ganze Dorf war wüst und leer. Diebe hätten, wenn noch etwas zu finden gewesen wäre, freies Feld gehabt; keine Tür war verschlossen, kein Wächter gestellt.

Und wie die Bauern, so hatte auch der Pfarrer gedacht. Er hatte alle seine teuren Bücher verschenkt, wer sie haben wollte, denn droben braucht man ja keine Bücher, und hatte gelebt wie seine Bauern. Jetzt, in der letzten Nacht, war niemand zerknirschter, als er. Seine Zähne klapperten auch, er konnte kaum vorbeten. Und wie blaß schritt er am Morgen durch die Reihen, als die Lochauer und Holzdorfer in Trauerkleidern, Asche auf ihren Haaren, manche barfuß, manche gar in Lumpen und einen Strick um den Hals, aufs Feld zogen und sich auf die Kniee warfen.

Schwarz zog es um sieben über die Elbe her, und um acht fing es an zu tröpfeln; aber es blieb dabei, der Wind jagte die Wolken, die Sonne kam wieder hervor und brannte das bißchen Nässe von ihrem Rücken und Nacken trocken. Da richtete einer nach dem andern den Kopf auf nach dem Pfarrer, der aufgestanden war, jetzt die Hände rieb, und sie zum Himmel emporhob. „Wartet nur, liebe Kinder,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ich könnte mich in der Stunde verrechnet haben.“ Es ward neun, es ward zehn, die Wolken kamen nicht wieder, und die Sonne brannte fürchterlich. Einer hatte sich nach dem andern aufgerichtet, einer immer grimmiger als der andere. Als es Mittag von den andern Dörfern läutete, waren sie alle aufgesprungen und standen wie Irre, die das Fieber oder der Hunger schüttelt, um den zitternden Pfarrer. Der wollte ihn mit den Augen durchbohren, der rüttelte ihn an der Brust, der zog ihn an der Schulter: allen sollte er Rede stehen und konnte doch keinem einzigen ein Wörtlein antworten.

Da banden sie ihm die Hände mit Stricken auf den Rücken, er war ja kein Engel geworden; statt der Posaune hingen sie ihm des Nachtwächters Horn um den Hals. So schleppten sie ihren Prediger, die ganze Gemeinde dahinter, die heulenden Weiber wie ein Chor von Plagegeistern, nach Wittenberg: Wenn nicht ihnen, so mußte er doch dem Doktor Luther Rede stehen. —

So erzählte der Gesandte, den der Kurfürst Joachim an den Hof des Kaisers geschickt hatte, und der gerade durch Wittenberg gekommen war und vor dem Augustinerkloster den Haufen Menschen stehen gesehen hatte, just als er aus der Stadt reiten wollte. Wie Luther aus seiner Zelle heruntergeholt worden war, und jeder aus dem tollen Haufen zuerst hätte reden wollen und alle sich überschrieen, bis der Augustiner mit seiner Donnerstimme drunter gefahren, Ruhe geboten und dem Dorfschulzen geheißen, daß er allein spreche. Wie aber der Schulze doch nicht allein gesprochen, denn die Weiber hätten sich's nicht nehmen lassen, auch nicht vom Doktor Luther, daß sie nicht mitredeten.

„Und was forderten sie vom Doktor Luther?“ fragte der Kurfürst.

Was anders, als daß er ihren Prediger zwinge, daß er seine Prophezeiung wahr mache oder ihnen das ihrige wiederschaffe; die armen Schelme sind gar übel dran.

„Und was entschied der gelehrte Mann? Er soll ja auch die Rechte studiert haben.“

„Gnädigster Herr,“ sagte der Gesandte, „die Worte des Mannes kann ich nicht wieder hersagen; der spricht nicht mit dem Mund allein. Ich meine, der Platzregen müßte schon stark gewesen sein, der's den Leuten so auf den Pelz gegeben hätte, als Luthers Worte taten. Da hagelte es von Tägedieben, faulen Knechten Gottes, falschen Propheten, von Dünkelmut und Lästerei, und er sagte es ihnen gerade heraus, daß es der Teufel selbst sei, der die Stänkerei angerichtet.“

In Berlin.

Es sah seltsam aus am 15. Juli des Jahres 1525 in den beiden Nachbarstädten Berlin und Köln (richtiger Cölln, von dem wendischen Collen, der Pfahl) an der Spree, wo in Köln das kurfürstliche Residenzschloß stand.

Zwei Stunden etwa vor Mittag war es im Schlosse unruhig geworden. Sie liefen in die Ställe und Wagenschuppen, stürzten treppauf, treppab; die Marschälle, Kammerherren, die Stallmeister und Packmeister riefen und befahlen, und die Tore wurden zugeschlagen, daß das Volk nicht in die Höfe dringe. Dann waren die Bürgermeister der Städte zum Herrn beschieden worden, und als sie herauskamen, fast verstört und blaß, wurden auch die Tore schon wieder aufgerissen, und die kurfürstlichen Vorreiter sprengten hinaus; dahinter die kurfürstliche Staatskarosse und andere mit den vornehmsten Personen, einige Leiterwagen folgten, hochbeladen mit schweren Kisten und Koffern. Und dahinter und dazwischen Herren und Trabanten, und in Unordnung gingen Wagen und Rosse zum Tore nach dem Teltow. Und von da sah man sie durch die kölnische Myrica fahren, was ein tiefer Elsenbruch war.

Damals schlängelte sich nur ein tiefer Weg durch den Moorgrund nach den Bergen hin, die mit uralten Bäumen und mit Weingärten bestanden und höher waren, als sie jetzt sind. Denn später wurden von dem Sand und Lehm der Berge viele tausendmal tausend Fuhren und Karren abgefahren und auf den Sumpfboden der Myrica geschüttet, daß sie höher und gesunder werde. Und mehrere hundert Jahre nach den hier erzählten Ereignissen ward auf diesem neuen Boden der schöne Stadtteil von Berlin gebaut, der jetzt die Friedrichstadt heißt.

Damals aber war daran noch nicht zu denken, und durch den tiefen Elsenbruch der Myrica dahin trabte der Zug von Wagen und Rossen. Durch die Bürgermeister erfuhr nun das Volk, daß der Kurfürst mit seiner Gemahlin, der jungen Herrschaft und den vornehmsten Leuten seines Hofes nach dem Tempelhofschen Berg bei den kölnischen Weinbergen gefahren sei. Die Bürgermeister sagten nur: wegen des drohenden Wetters; aber die Bürger wußten es besser und sagten einer dem andern: Der kurfürstliche Astrologus, der kleine bucklige Carrion, habe den Kurfürsten verwarnt, daß ein grausames Wetter kommen würde und zu besorgen stände, daß beide Städte, Berlin und Köln, untergehen möchten.

Anfangs war alles totenstill, dann schrie einer auf, dann ein zweiter, ein dritter. Dann fingen die Weiber an zu weinen, vor ihrem Geschluchze und Geheul ward den Männern bange. Da schrieen sie oben aus den Fenstern, was es gäbe? stürzten aber auch schon die Treppe hinunter. Auf den Straßen liefen sie, die einen von Morgen nach Abend, die andern von Abend nach Morgen. Die einen schrieen, das Wasser käme vom Unterbaum, die andern wieder nein, vom Oberbaum komme es. Hätte einer gesagt, daß gar kein Wasser komme, der wäre wohl von beiden totgeschlagen worden.

Selbst die sonst Bedächtigen verloren jetzt den Kopf. Die Wagen wurden aus dem Schuppen gezogen, die Rosse davorgespannt, und man begann in Hast aufzuladen. Aber der Verstand behielt doch die Oberhand. Das Aufladen wurde immer bedächtiger betrieben und unterblieb endlich ganz. Ich will doch lieber erst mal aufs Rathaus gehen, sagte der Mann.

Hier wogte die Menge in dichtem Gedränge, der Bürgermeister und die Ratmänner sollten Rechenschaft geben, warum sie nicht für die Stadt gesorgt hätten. Nach den Kirchtürmen wollten sie und die Glocken läuten. Die Klügsten schrieen endlich, man sollte zu den Toren hinaus aufs Feld, denn wenn die Häuser einstürzten, sei es im Freien am sichersten. Ja, hinaus, hinaus, auf die Berge, der Kurfürst hat uns dahin ja den Weg gezeigt.

Das zündete. Kopf an Kopf drängte es sich bald auf den engen Brücken und ergoß sich zum Tore hinaus. Wer diese von Angst und Entsetzen wilden Gesichter sah, triefend von Schweiß, den mochte selbst die Angst erfassen, daß es böse auslaufen könnte, denn die kurfürstlichen Trabanten hatten die Zugänge zum Berge besetzt. „Sie lassen keinen mehr rauf!“ schrie es, als die Reiter die andrängenden Haufen zurücktrieben. Da hatte man geballte

Fäuste gesehen, sie hatten nach Steinen gegriffen, und es wäre wohl zu offenem Widerstande gekommen. Da aber hörte man über den fernen Müggelbergen — ein dumpfes Donnern, und entsetzt wogte die Menge wieder zurück und taumelte durch die leeren Gassen, wo inzwischen die reicheren Bürger klüger gewesen waren, denn sie hatten es gemacht wie der Bürgermeister von Wittenberg, von dem man gehört hatte, daß er ein Faß Bier und viele Eßwaren auf den Boden seines Hauses hatte schaffen lassen; und wie die Gassen unten leer geworden waren, so hatte es sich nun auf den Dächern gefüllt.

Die andern liefen nun von einer Kirche in die andere, von einem Prediger zum andern, wer den besten Trost gäbe. Die Ketzerei von Wittenberg mußte im stillen weiter gefressen haben, als man hätte denken sollen. Was blickten die aber an der Spree und auf der langen Brücke nicht nach den Kähnen unten, auf denen ganze Familien mit Sack und Pack saßen, sondern in die Höhe? Nicht nach den Wolken, die kamen und gingen, sondern nach dem Eckturm des alten Schlosses, das heute nicht mehr steht. Sie blickten nach den Stangen mit goldenen Kugeln, die in der Sonne blitzten, und dann und wann senkte und hob sich eine Stange. „Da sitzt er, der Unhold!" — „Da zaubert er, der bucklige Astrologus!" — „Und wir dulden's!" So rief es in der Menge, und es hätte wohl zum Bösen kommen können, wenn so einer dagewesen wäre, der das Volk angeführt hätte. Aber der eine, der Funke in dem Zunder, war nicht da; der Zugwind fehlte, der die Flamme anfacht.

Auch daß des Kurfürsten Vertrauter, der Marschall Bredow, umherritt und das aufgeregte Volk zu beruhigen suchte, half nichts. Er ermahnte sie, sie sollten nur Mut und Vertrauen behalten. Wenn es zum ärgsten käme, habe der durchlauchtige Herr befohlen, daß alle kurfürstlichen Gebäude und Türme aufgeschlossen würden, damit die armen Leute, die keine steinernen Häuser hätten, auf den Böden Platz fänden; auch werde den kurfürstlichen Schiffern befohlen werden, daß sie in den Kähnen durch die Straßen ruderten, damit sie die Ertrinkenden aufnähmen und Brot und Speise zutrügen. Wäre der Marschall früher gekommen, so hätten sich die Menschen vielleicht beruhigt. Nun schwiegen sie zwar, wenn der Marschall redete, aber wenn er den Rücken gewendet hatte, brach der Unmut in gar bösen Reden aus: Wer im Trocknen sitzt, könne gut reden, wie man schwimmen solle; guter Rat sei wohlfeil, wenn man ihn nicht mehr braucht; Vertrauen solle man haben, aber Vertrauen mache keinen Sperling satt und rette keine Katze vor dem Ersaufen; aufschließen wolle man die Schlösser, damit das Volk auf den Boden Platz fände; ja, wer solle denn aufschließen? und werden sie nicht die Schlüssel in der Tasche mitgenommen haben auf den Tempelhofschen Berg?

Solche und ähnliche Reden des tiefsten Unmutes konnte man vielfach hören. Ja, es sah an diesem Tage böse aus in Berlin.

Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken.

Dort, auf dem Tempelhofschen Berg, dem jetzigen Kreuzberg, in den kölnischen Weinbergen, saß der Kurfürst, den Kopf im Arm. So sollte er schon stundenlang gesessen haben, und die Sonne brannte doch so heiß. Er hatte fast mit keinem gesprochen; die vier Hatschiere mit ihren flimmernden Hellebarden wiesen zurück, wer sich ungerufen nahen wollte. Vor ihm war auf einem Stock ein Fernrohr geschraubt, das gerade nach der Spitze des Turmes mündete, welcher an der Ecke des

Schlosses nach der Spree schaut. Wenn Joachim nicht in die Luft ausschaute oder sein Blick nicht auf dem Boden wurzelte, dann legte er das Auge an das Rohr und sah auf die Kugeln und Stangen, die sein Astrolog auf dem Turme spielen ließ.

Es war ein gar unbehaglich Lager für einen fürstlichen Hof. Kein Baum hielt auf dem dürren Bergkamm die Strahlen der brennenden Sonne ab; aus dem heißen Sande trieb nur die Distel ihr saftloses Grün. Das Gras in den Vertiefungen der Winterbäche war versengt, die Hagebutte stand mit verdorrten Blättern. Nur wo die Kurfürstin saß mit ihren Fräulein, hatten sie zur Not einen Teppich an Stangen ausgespannt, der sie vor der brennenden Sonne schützte; aber wer schützte vor der Schwüle, von der sogar die Fliegen matt wurden? Wer unter dem Zelte nicht Platz fand, suchte im Schatten der Wagen einigen Schutz.

Da scholl ein ferner Donner und nicht lange danach ein zweiter vernehmlicher; die Luft schien sich zu regen. Kaum hatte Joachim das Auge an das Fernrohr gelegt, so sprang er auf. Aller Augen waren in die Höhe gerichtet, aller Herzen schlugen bange. Die alten Kiefern unten am Berge rauschten, ihre Äste stöhnten. Der Wind wehte Staubwirbel in die Höhe; wohin man sah, zogen Gewitter zusammen; von Schöneberg, von den Müggelbergen lösten sich die Wolken und wogten, eine schwarze, dicke Masse, über die Treptower Heide, und jenseits der Städte erhob sich langsam eine dichte Wetterwand.

Kein Laut unter den Hunderten auf dem Berge; nur die Krähen schrieen in der verfinsterten Luft, und wie ermattet schossen sie zwischen den Lagernden nieder. Als jetzt ein Blitz die Landschaft bläulich übergoß und ein heftiger Donnerschlag folgte, waren alle auf die Kniee gesunken, auch die Hellebardiere um den Kurfürsten.

Aber die Donner rollten nicht weiter, die Blitze schlugen nicht nieder, nur die Pferde scharrten und wieherten vor Unbehagen. Kein Regenschauer kühlte die Luft, aber der Wind trieb Wolken Staubes über die Köpfe. Und kaum war um das Drittel einer Viertelstunde verstrichen, als der Himmel wieder hell ward. Die Nachmittagssonne schien blendend auf die weiße Spitze des Berges, die Turmspitzen der Stadt blinkten wie pures Gold, und die Vögel flatterten wieder lustig in den Lüften. Des Himmels Schleusen hatten sich nicht geöffnet, es kam keine Sintflut. Das fühlte jeder, das wußte jeder, und einer erhob sich still nach dem andern; Joachim war der letzte gewesen. Er saß, blaß vor sich hinstarrend, auf seinem Feldstuhl. Er sah nichts mehr, er sah in sich hinein.

Da wurde einer der alten Räte in einer Sänfte auf den Berg getragen. Da sich dem Kurfürsten niemand zu nahen wagte, so stattete er der Kurfürstin Bericht über die Zustände in Berlin-Köln ab, wie das Volk dort aufsässig und Schlimmes zu befürchten sei. Da drang die Kurfürstin in die Herren ihrer Umgebung, mit dem Herrn zu reden. Dazu wollte sich jedoch niemand verstehen, „denn," sagte einer, „wenn seine Finger so mit der Halskrause spielen, dann darf ihm keiner zu nahe kommen."

„Man darf Seiner Durchlaucht nicht davon sprechen, daß das Volk aufsässig ist; er glaubt es nimmer," sagte ein anderer.

„Ist denn kein einziger treuer Brandenburger hier," rief die Kurfürstin halb verzweifelt, „der seinem Fürsten die Wahrheit zu sagen wagt? Einer muß sprechen, er muß ihn hören."

„Gnädigste Frau," antwortete einer, „wenn einer es wagen dürfte, so wäre es der Hofprediger, denn in solchen Augenblicken, wie der Herr jetzt in sich versunken dasitzt, ist er nur theologischen Gesprächen zugänglich."

Das wußten auch alle, und es gelang der Fürstin endlich, dem Hofprediger so viel ins Gewissen zu reden, daß er zu Joachim hintrat. Hier begann er mit dem Bibeltexte, daß Gott gesprochen: „Ich will hinfort keine Sündflut mehr kommen lassen“ und: „Meinen Bogen habe ich gesetzet in die Wolken, der soll ein Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde, daß hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbet soll werden mit dem Wasser der Sündflut, und soll hinfort keine Sündflut mehr kommen, die die Erde verderbe.“ Und überzeugungstreu setzte der Hofprediger hinzu. „Das war der Bund, den Gott mit Noah geschlossen, und daß dieser Bund heute noch gilt, sehen wir an dem Bundeszeichen, dem Regenbogen, der fort und fort an dem Himmel erscheint.“

„Meinst du,“ sagte der Fürst, „daß Gottes Allmacht nicht eine Verheißung zurücknehmen kann?“

„In der Heiligen Schrift steht kein Beispiel davon, daß dies je geschehen wäre,“ sagte der geistliche Herr; „Gott hat sich nimmer widersprochen.“

Und so ging das Gespräch eine ganze Zeit weiter, und der Fürst wurde dadurch wirklich von seinen trüben Gedanken abgezogen, so daß der Hofprediger nicht vergebens zu ihm getreten war, denn der Kurfürst ließ sich in mancherlei Streitfragen ein, in welche der Hofprediger dann auch die Nachricht von dem aufsässigen Volk einfließen ließ, wozu Joachim jedoch nur ungläubig den Kopf schüttelte.

Da trat aber auch die Kurfürstin herzu, die Kinder an der Hand, die sie niederknien hieß, und sie selbst kniete nieder vor ihrem Gemahl.

„Was soll das, Elisabeth?“ fragte Joachim, aber nicht unfreundlich.

„Daß du dich der Kinder erbarmst, indem du deiner selbst dich erbarmst. Daß du die Verführer von dir stößest, die dir die Sinne verwirrten. Das spricht die Mutter deiner Söhne, die deinen Namen erben sollen, Land und Leute und die Ehre deines Hauses. Steh' nicht ab von deinem Volk, daß dein Volk nicht von dir absteht. Wenn Gott Schlimmes über uns beschlossen hat, Joachim, was haben wir voraus, daß wir gerettet werden und deine Untertanen sollen untergehen? Wie willst du's an jenem Tage verantworten, Joachim? Es ist die Herde, die der Herr in deine Hand gab, von dir fordert er sie. Kehre um zu deinen Untertanen und erwarte mit ihnen, was Gott tun will. So sie's verschuldet haben, daß er sie strafe, haben sie's nicht allein verschuldet.“

Was für Gedanken bohrten unter Joachims gerunzelter Stirn, welchen Ingrimm zerdrückte er in der zusammengepreßten Hand? Er wollte Zornblicke schleudern, aber die Wimpern schlossen sich, wenn er die kniende Kurfürstin und die Kinder ansah. Dann aber sprang er plötzlich auf, und fast wie der Donner, der noch immer in der Ferne grollte, klang seine Stimme: „Die Wagen vor! Zurück nach Köln!“

Während der Fahrt zog ein neues Wetter herauf, und gerade als der Wagen über den Schloßplatz auf das Burgtor zurollte, fuhr ein blendender Blitz hernieder und hüllte die Stadt in eine blaue Schwefelflamme, und ein Donner krachte, daß die Häuser bis in ihre Grundfesten erbebten. Der kurfürstliche Wagen stand plötzlich still, die darin sitzenden Frauen fielen in Ohnmacht und mußten herausgehoben werden. Da öffneten sich die Wolken und ein ungeheurer Platzregen prasselte hernieder, und in allgemeiner Verwirrung endete dieser verhängnisvolle Tag der Sintflut.

— — — — — — —

Fünfzig Jahre später saß ein alter Mann, Haftitz hieß er, vor seinem Arbeitstische und schrieb über dieses Ereignis, das er als Kind noch mit erlebt hat, in die von ihm verfaßte Chronik folgendes nieder:

„Den 15. Juli als Markgraf Joachim, Kurfürst zu Brandenburg, durch seinen Astronomen heimlich verwarnet, daß ein grausam Wetter würde ankommen, da zu besorgen, beide Städte, Berlin und Cöllen, möchten untergehen, daß er mit seinem Gemahl und junger Herrschaft und fürnehmsten und geliebten Offizieren auf dem Tempelhofer Berg bei den kölnischen Weinbergen gerückt, den Untergang beider Städte anzusehen. Als er aber lange daselbst gehalten, und nichts draus geworden, hat ihn sein Gemahl (weil sie eine überaus fromme und gottesfürchtige Fürstin gewesen) gebeten, daß er doch wieder möchte hineingehen, und mit seinen Untertanen auswarten, was Gott tun wollte, weil sie es vielleicht nicht allein verschuldet hätten. Darüber er bewogen und ist um vier Uhr gegen Abend wieder zu Cöllen eingezogen. Ehe er alldawidder ins Schloß kommen, hat sich plötzlich ein Wetter bewiesen. Und wie er mit der Kurfürstin ins Schloß kommen, hat ihm das Wetter die vier Pferde mit samt dem Wagenknechte erschlagen und sunsten keinen Schaden mehr getan.“



Der Nürnberger Schwankmeister.

(Die zahlreichen Schwänke des großen Nürnberger Meistersängers Hans Sachs, geb. 1494, gest. 1576, lassen seine Eigenart ganz besonders hervortreten. Darin kam sein gesunder Sinn, sein Mutterwitz, sein allzeit fröhliches Gemüt, vor allem sein unverwüstlicher Humor zur vollen Geltung, und dieser Humor mutet uns noch heute ebenso behaglich an wie seine Zeitgenossen. Die Schwänke, d. h. Erzählungen lustiger Streiche, erschienen zunächst als fliegende Blätter, vielfach mit Holzschnitten geziert, wie wir einen solchen weiter unten in getreuer Nachbildung wiedergegeben haben. Diese Blätter wurden zur Reformationszeit von Buchführern, wie auch auf Jahrmärkten feilgeboten und von Bürgern und Bauern gekauft und fanden so im Volke die weiteste Verbreitung. Es sei noch bemerkt, daß diese echt komischen Erzählungen in Reimen gedichtet worden sind.)

———

Der Narr und die Wahrheit.

Es war ein Edelmann, der war ein Witwer und hielt sich einen jungen Narren. Dieser hinterbrachte dem Herrn alles, was im Hause geschehen, wenn er nicht daheim war. Dann nämlich pflegten Knechte und Mägde sich beisammen zu setzen und vom besten zu essen und zu trinken, was Küche und Keller zu bieten vermochten. Dabei war dann auch der Narr ein gern gesehener Kumpan, da er die schmausende Gesellschaft mit seinen Späßen gut unterhielt.

Kam der Herr nun aber heim, so mußte der Narr ihm erzählen, was während seiner Abwesenheit im Hause vorgefallen sei, und der Narr nahm keinen Anstand, ihm die volle Wahrheit zu bekennen. So erfuhr der Edelmann nicht nur, was sein Ingesinde über ihn selber zu reden gehabt, wie es über ihn dachte, sondern auch, was alles die Köchin für den Tisch der Leute angerichtet und wie der Diener für den Durst gesorgt hatte.

Einmal oder das andere mal ließ der Herr es wohl hingehen, als sich diese Schlemmereien der Leute aber stets wiederholten, sobald er den Rücken gewendet und sie auf viele Stunden vor Überraschung sicher waren, wurde er doch endlich böse, und er schalt sie tüchtig aus.

Nun schämten sich die Leute freilich, aber untereinander berieten sie doch, wer unter ihnen wohl der Verräter sein möchte.

Da brauchten sie allerdings nicht lange zu suchen, denn wer hätte es anders sein können als der Narr, der ja doch das Ohr des Herrn hatte wie keiner von ihnen. Sie sagten es ihm auch auf den Kopf zu, und er leugnete auch gar nicht, glaubte sich aber damit entschuldigen zu können, daß er ja niemand angeschwärzt oder verleumdet, sondern dem Herrn nur die Wahrheit mitgeteilt habe, die er habe wissen wollen, und wie ihm als treuem Diener die Pflicht gebot.

Da beschlossen die Leute unter sich, dem Narren diese seine Wahrheitsliebe auszutreiben. Als der Herr wieder einmal ausgeritten war, wurde wieder so ein Gesindegelage veranstaltet, an dem natürlich auch der Narr teilnahm. Als das Mahl aber beendet war, ergriffen sie ihn, schleppten ihn in den Keller und banden ihn mit Stricken an eine Säule. Da nahmen sie bereit gelegte Ruten und prügelten unbarmherzig auf seinen gewaltsam entblößten Rücken los, der bald mit roten Striemen bedeckt war. Und wenn einer einen Schlag getan hatte, rief er höhnend: „Sieh, Bürschchen, das ist die Wahrheit, die dem Herrn mitzuteilen du für deine Pflicht hältst. Nun, teile sie ihm nur mit, diese Wahrheit, vielleicht, daß er sich auch darüber freut, und dafür wollen wir uns dann gern auszanken lassen."

Jämmerlich schrie der Gemißhandelte, aber es half ihm nicht, sie ließen nicht ab, ihn gehörig abzustrafen, so hoch und teuer er auch versprach, nie in seinem Leben wieder dem Herrn die Wahrheit zu verraten.

Als nun der Edelmann nach Hause kam und den Narren aufforderte, ihm wahrheitsgemäß zu offenbaren, ob das Ingesinde auch jetzt wieder wie sonst geschmaust und gezecht hätte, rief der Narr, noch schaudernd in der Erinnerung: „Eher wollte ich mich verbrennen lassen, als daß ich noch einmal die Wahrheit offenbarte, denn sie haben sie mir auf den Rücken geschrieben, wo die Schrift zu lesen ist."

Erst wollte der Herr es nicht glauben, als aber der Narr zum Beweise seinen Rücken entblößte, sah jener, wie deutlich sie ihm da die Wahrheit aufgeschrieben hatten. Da legte der Narr den Finger auf den Mund und tat ihn nicht wieder auf, um mit der Wahrheit dem Ingesinde eine böse Stunde zu bereiten; denn gebranntes Kind scheut das Feuer.

Der Bauer und der Tod.

Ein Bauersmann namens Veit ging einmal, um für seinen Neugeborenen einen Gevatter zu suchen. Er war noch nicht weit gegangen, da begegnete ihm unser Herrgott und fragte ihn: „Ei, Bauer, wo willst du denn am frühen Morgen schon so eilig hin?"

„Nach einem Gevatter, Herrgott, bin ich auf der Suche," antwortete der Bauer.

„Was willst du da erst lange suchen," sagte der Herrgott, „so nimm doch mich!"

Der Bauer blickte unsern Herrgott zweifelhaft an, als ob er diesen Vorschlag überlegen wollte, entgegnete dann aber doch rasch: „Das werde ich doch nicht tun."

„Warum nicht?"

„Du teilst dein Gut zu wenig gleichmäßig aus: den einen machst du reich, den andern arm, das gefällt mir nicht."

Der Herrgott zuckte die Achseln und ging dahin, und auch der Bauer setzte seinen Weg fort.

Nicht lange, so begegnete ihm der Tod, und auch dieser tat dieselbe Frage, wo er schon am frühen Morgen so eilig hin wolle.

„Nach einem Gevatter bin ich auf der Suche," antwortete auch ihm der Bauer.

„Ei, so nimm doch mich," entgegnete auch der Tod und setzte gleich hinzu: „Sieh, wenn du mich zum Gevatter nimmst, so will ich dich zu einem Arzt

machen, und du sollst in ganz kurzer Zeit ein reicher Mann werden."

Das war dem Bauern recht, und so bat er den Tod zum Gevatter bei seinem Neugeborenen.

Zur rechten Zeit stellte der Tod sich bei dem Bauern ein und hob das Kind aus der Taufe, und bei dieser Gelegenheit lehrte er ihn in aller Geschwindigkeit, wie er sich anstellen müsse, um für einen guten Arzt zu gelten. Da sagte er: „Es kommt aber gar nicht darauf an, sondern nur darauf, ob der Kranke mir, dem Tod, schon verfallen ist oder nicht. Wenn du also zu einem Kranken gerufen wirst, so richte deine Gedanken nur auf mich. Du wirst mich immer an dem Bette stehend finden: Siehst du mich zu Häupten desselben stehen, so gehört der Kranke mir, und keine Kunst der Ärzte kann ihn retten; siehst du mich aber zu den Füßen stehen, so habe ich noch keinen Teil an dem Kranken, er wird gesund, du magst ihm geben, was du willst, und reicher Lohn wird dir zuteil werden."

Da traf es sich, daß in dem Dorfe der reichste der Bauern schwer krank wurde. Man schickte zu einem Doktor und zu einem



Hans Sachs, der Nürnberger Schwankmeister.
Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1545, aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

zweiten und dritten, aber alle zuckten die Achseln und konnten ihm nicht helfen, wie großer Lohn ihnen auch geboten wurde. Alle Freunde und Bekannte besuchten den Kranken auf seinem Schmerzenslager und suchten ihn, wie man das ja bei Kranken tut, zu trösten, daß er nur die Geduld nicht verlieren solle, es würde sich schon ein Doktor finden, der ihn gesund mache. Aber es fand sich keiner, und nach den Mitteln, die sie verordneten, wurde es nur immer schlimmer, aber nicht besser.

Auch unser Bauer Veit war hingegangen und hatte seinen Gevatter Tod zu den Füßen des Kranken stehen sehen, mengte sich aber nicht hinein, obwohl es ihm nun ein kleines gewesen wäre, den reichen Mann gesund zu machen, an dem ja der Tod noch gar keinen Teil hatte. So verging ein Tag nach dem andern, und auch der letzte der Doktoren, von denen man im weiten Umkreise wußte, war geholt worden, hatte seine Kunst vergeblich angewendet und war mit dem Weisheitsspruche, daß der reiche Mann unfehlbar sterben müsse, abgezogen und kam nicht wieder.

„Was hilft dem reichen Bauern nun sein Reichtum! Mit all seinem Geld und Gut kann er sich keine Gesundheit erkaufen. Nun hat auch der letzte Doktor sein Geld eingesteckt und ist weggeblieben; auch er hat gesagt, daß der reiche Mann nimmer gesund werden kann.“

„O, vielleicht doch,“ sagte unser Veit, mit verschmitzten Augen zwinkernd, als die Leute im Wirtshause den Fall untereinander besprachen, und sie guckten ihn ganz erstaunt an.

„Wie meinst du das?“ fragte einer.

„O, ich meine nur,“ sagte Veit, „wo die Herren Doktoren mit all ihren gelehrten Säften und Tränken nichts ausrichten können, da hilft oft ein sehr schlichtes Mittel, und das könnte ja auch wohl hier der Fall sein.“

„Weißt denn du etwa ein solches Mittel?“ riefen die Bauern und lachten ihn aus.

„Vielleicht!“ sagte Veit jedoch ganz ruhig, stand auf und ging nach Hause.

Als der Kranke davon hörte, ließ er Veit zu sich kommen und fragte ihn nach dem Sinn seiner Rede und ob er etwa ein Mittel gegen seine Krankheit wüßte, die kein Arzt zu heilen vermöchte.

„Das könnte schon sein,“ sagte Veit.

„So gib es mir und reicher Lohn soll dir werden,“ verhieß der Kranke schnell.

„Von reichem Lohn ist nicht die Rede, aber immerhin wird das Mittel, welches ich selbst zurechtmachen muß, da es in keiner Apotheke zu haben ist, zwölf Gulden zu stehen kommen,“ sagte Veit.

„Gern gebe ich die,“ rief der Kranke, „hat doch jeder der Doktoren, die mir alle Hoffnung gemacht und mich dann schnöde im Stich gelassen haben, mehr erhalten. Zwölf Gulden ist ja schon die bloße neue Hoffnung wert.“

„Dafür sollst du mehr erhalten, als die bloße Hoffnung,“ sagte Veit zuversichtlich, „du sollst gesund werden.“

Er ging, bereitete seinen angeblich so geheimnisvollen Trank, und von Stund' an wurde es besser mit dem Kranken, und nach wenigen Tagen schon konnte dieser das Bett verlassen und wurde bald gesund, wie er zuvor gewesen war.

Auf diese Weise war es leicht gemacht, daß der Bauer Veit in den Geruch kam, ein gescheiter Arzt zu sein und mehr zu verstehen, als die gelehrten Doktoren, und von allen Seiten wurde er bald um Rat und Hilfe angegangen. Mochte der Fall, der ihm vorkam, sein wie er wollte, er sagte sogleich mit aller Bestimmtheit, ob der Kranke gesund werden würde oder nicht, und es traf immer ein, weil der Tod sein Versprechen hielt und niemals an einem Krankenbette fehlte und da am Kopfe oder an den Füßen des Kranken

stand. Das brachte dem Bauern Geld und Gut ein, und Veit wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann.

So war wohl ein Jahrzehnt vergangen. Da trat eines Tages der Tod bei dem nun berühmten Doktor ein und sprach: „Höre, Gevatter, nun bist du selber so weit, daß du mit mir gehen mußt.“

„Ei,“ sagte Veit, „ist denn das so eilig? Darauf müßte man doch vorbereitet sein.“

„Dazu hast du Zeit genug gehabt,“ entschied aber der Tod; „daß du es versäumt hast, ist nicht meine Schuld.“

„Nun gut,“ antwortete Veit, „dann wirst du aber doch wohl erlauben, daß ich noch ein Vaterunser bete. Wenn ich das ausgebetet habe, dann will ich mit dir gehen.“

„Das sei gewährt!“ sagte der Tod.

Nun fing der Arzt zu beten an, aber er sprach nur das erste Wort, dann hörte er auf, und als der Tod drängte, daß er weiter beten sollte, lachte Veit und sagte: „Komm nur in einem Jahre wieder, dann werde ich weiter beten, für diesmal ist es genug.“

Und so tat er: in jedem Jahre sprach er von dem Vaterunser immer nur ein Wort weiter, so daß ihm der Tod noch gut eine Mandel Jahre hätte Zeit geben müssen, ehe das Gebet zu Ende gekommen wäre. So lange wollte der Tod aber nicht warten und verfiel deshalb auf eine List: In der Gestalt eines kranken Mannes legte er sich vor die Tür des berühmten Arztes, und als dieser aus dem Hause trat, flehte er ihn an, daß er ihm mit einem Vaterunser helfen möchte.

Veit ließ sich nicht lange bitten und sprach sogleich ein Vaterunser bis zu Ende. Da aber hatte ihn der Tod auch sogleich am Kragen und nahm ihn mit, ehe er sich noch auf eine andere List besinnen konnte.

So bewährte sich auch hier die Wahrheit des alten Sprichwortes: Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Der arme Schuster und der reiche Bürger.

In Lübeck lebte ein reicher Bürger, der durch elenden Wucher ein großes Vermögen erworben hatte, dabei aber auch in hohem Grade hart und geizig war. In dessen Hause wohnte auch ein bettelarmer Schuhflicker, der sich Tag und Nacht abmühte, um für seine zahlreiche Familie den notdürftigsten Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei war der Mann aber immer fröhlich und guter Dinge und sang bei seiner Arbeit die lustigsten Lieder, als ob er des Lebens Mühen und Plagen nimmer kennen gelernt hätte.

Mit Staunen und Neid sah das der reiche Hausherr mit an und meinte, daß der Schuhflicker im Besitz eines Geheimnisses sein müsse, das ihn seine bittere Armut mit so leichtgesinntem Mut ertragen ließe. Es regte sich in ihm die Neugierde, dieses Geheimnis kennen zu lernen. Er lud den Schuhflicker zu Tische, setzte ihm Speise und Trank vor, wie jener sie wohl noch nie in seinem Leben genossen hatte, und fragte ihn dann nach der Mahlzeit vertrauter Weise, wie er es eigentlich anfange, daß er bei seiner Armut, die ihn doch zu so harter Arbeit dränge, stets so fröhlich singen könne.

„Was wollt Ihr, Herr,“ sagte der Schuhflicker einfach, „warum sollte ich traurig sein? Gott hat mir Gesundheit geschenkt, daß ich durch die Arbeit mich und die Meinen ernähren kann. Wenn das nach Eurer Meinung auch nur dürftig ist, so schmeckt uns doch unser einfaches Essen vortrefflich, und wir haben weiter keine Sorgen und haben uns stets mit dem wenigen begnügt, was uns unser

Herrgott zuführt. Darum singe ich froh und je länger je mehr."

Da war's, als ob der geizige Filz ein menschlich Rühren fühlte, oder war's, daß er prüfen wollte, ob dieser fröhliche Mut auch Stich halten würde, wenn der Mann nicht in so drückender Armut wäre? Kurzum: er schenkte ihm für diese Auskunft hundert gute Gulden.

Das war ein Reichtum, den die armen Schuhflickerleute auch nicht im Traume für möglich gehalten hätten. Mit dieser unsäglichen Freude war aber auch zum erstenmal eine Sorge in die Brust des Schusterleins eingezogen, die doppelte Sorge nämlich, wie er das viele Geld wohl am sichersten unterbringen könnte, daß er seiner nicht verlustig ginge, und wie er's anlegen könne, daß es sich mehre und Zinsen bringe. Und diese doppelte Sorge quälte ihn von Tag zu Tag mehr und wurde endlich so riesengroß, daß ihn des Nachts sogar der Schlaf floh, weil er immer nur an die hundert Gulden dachte. Aller Frohmut war aus seinem Herzen gewichen und sein Gesang verstummt.

Das hielt er acht Tage aus, aber nicht länger. Da konnte er's nicht mehr ertragen, packte die hundert Gulden in ein Säcklein und brachte sie dem reichen Hausherrn zurück. „Nehmt nur Euer Geld wieder," sagte er, „denn damit ist mir nichts als quälende Unruhe erwachsen. All solch Gut beschwert und beängstigt nur den Sinn, und da ist mir mein fröhlicher Mut, der mich bei der Arbeit tröstet, tausendmal mehr wert."

Sprach's und sang wieder wie zuvor.

Von dem frommen Adel.

In Frankfurt am Main war's, da wurde vor langen Jahren einmal das Halsgericht abgehalten über einen jungen Bösewicht. Der war ein hurtiger Reitersmann, von wohlgestalteter Person, schön, gerade und lang gewachsen, schmuck in der Kleidung, und war doch ein Straßenräuber. Das Urteil lautete, daß man ihm den Kopf abhauen solle, und Mann und Frau hatten großes Mitleiden mit dem jungen Blut.

Nun befand sich auf dem Wege zur Gerichtsstätte ein Wirtshaus, in welchem viele Herren fremden Adels einquartiert lagen, welche gekommen waren, um hier mit der fränkischen Ritterschaft einen Vertrag abzuschließen. Als diese Herren den jungen, wohl kaum zwanzigjährigen Verurteilten daherführen sahen, wurden auch sie von Mitleid bewegt und beschlossen, bei dem obersten Rat eine demütige Bitte für ihn einzulegen, daß er nicht so elend umkommen und vom Richtschwert errettet werden möchte.

Der oberste Rat hörte die Bitte der fremden Edelleute an, wiegte den Kopf in Verwunderung und fragte: „Ihr lieben Getreuen, wißt ihr denn, was der Junge getan hat, darum er soll gerichtet werden?"

Da mußten die Herren bekennen, daß sie das freilich nicht wüßten, aber da sie sähen, daß alle Welt mit dem jungen Menschen großes Mitleiden habe, so hätten sie nicht unterlassen wollen, auch ihrerseits für ihn zu bitten, daß er von dem Richtschwert errettet würde, um so mehr, da sein Aussehen ja erkennen lasse, daß er von edlem Blute sei.

Darauf sagte der oberste Rat: „Ihr lieben Getreuen, so mögt ihr wissen, daß dies keineswegs der Fall ist. Der Junge ist vielmehr ein gemeiner Straßenräuber, der mit einer Rotte Gesellen den Spessart unsicher gemacht hat und dabei abgefangen worden ist, wie er einen Wagenzug der Kaufleute überfallen, die Wagen aufgehauen und die Kaufleute selber gefangen und hart geschätzet hat. Da er auch sonst noch vielerlei Schaden getan hat, so haben wir ihn eben richten lassen und gemeint,



Illustration zu **Hans Sachs** Schwank **„Von dem frommen Adel".**
Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1570 aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

damit recht getan zu haben. Weil nun aber so viele edle Herren kommen, eine so große Bitte für ihn einzulegen, so mag ihm euch zu Ehren das Leben geschenkt sein und er seiner Bande ledig werden. Doch muß er unbedingt das Land räumen und geloben, nimmermehr zurück zu kehren."

Als so die Edlen hörten, daß dieser junge Mensch durchaus kein Edelmann sei und sich doch unterfangen habe, im Spessart die Kaufleute zu überfallen, zu berauben und zu schätzen, also wie ein Raubritter vom „Stegreif" zu leben, wie man dieses adlige Räuberwesen nannte, riefen sie voller Entrüstung: „Wie! dieser Junge hat schon die Kaufleute auf dem Spessart beraubt und ist doch nicht edler Art? Ei, was sollte da aus der Welt werden, wenn jeder Bauernknecht sich vom Stegreif nähren wollte, was mit Ehren doch nur dem frommen Adel allermaßen zusteht? Nur die Edlen haben ein Recht, den Kaufleuten in den Busen zu blasen, daß ihnen die Gulden herausstieben. Darum, weil dieser junge Mensch nur ein gemeiner Straßenräuber ist, was wir vorher nicht gewußt haben, so ist ihm mit Eurem Urteil recht geschehen. Also nur eilends fort mit ihm und laßt ihm den Kopf abschlagen."

Damit nahmen die Herren Abschied von dem obersten Rat und zeigten sich mit dem Urteil, welches über den jungen Menschen gefällt worden war und nun auch an ihm vollzogen wurde, hochzufrieden. Und warum? Weil er sich angemaßt hatte, Straßenräuberei zu treiben, wozu nur die Männer vom frommen Adel Fug und Recht zu haben meinten.

Heinz und die Nebelkappe.

In dem Dörfchen Schnepfenreut unweit Nürnberg starb ein Bauer, der seinem einzigen, achtzehnjährigen Sohne ein reiches Gut hinterließ. Der Sohn war ein ungeschickter, unerfahrener, unkluger Mensch, den es gewaltig verdroß, daß er bei seinem Reichtum ein simpler Bauer sein sollte, während er doch in der Stadt Nürnberg ebensogut ein angesehener Bürgersmann sein könnte.

Diese Gesinnung sahen die Verwandten des jungen Mannes mit großer Betrübnis und sprachen: „Heinz, du bist unerfahren in der Welt. Was willst du in der Stadt? Ehe du gescheit wirst, haben dich die verschmitzten Stadtleute um all dein Gut gebracht."

Übermütig antwortete ihnen der junge Mann: „Ich kann mich in der Stadt ebenso bequem ernähren, wie die andern Bürgersleute."

„Ja, womit denn?" entgegneten jene, „du hast kein Handwerk gelernt, verstehst auch den Handel nicht; bleib' du nur ruhig hier ein Bauer, wie wir es sind und wie es dein Vater gewesen ist."

„Das will ich eben nicht," trotzte Heinz, „sondern will in die Stadt und ein Bürger werden. Wer will mir's wehren?"

Da die Verwandten sahen, daß mit dem hartnäckigen Menschen nichts anzufangen sei, so gaben sie ihm den Rat: er solle zunächst nur zwölf Gulden mit in die Stadt nehmen; die würden reichen, bis er etwas gefunden hätte, womit er sich dort ernähren könnte. Wenn das dann geschehen wäre, so sollte er wieder nach dem Dorfe herauskommen, sie wollten ihm dann sogar in die Stadt hineinhelfen.

Damit erklärte sich Heinz einverstanden. Er zog sich feiertäglich an, steckte zwölf Gulden ein und ging in die Stadt, wo er in einem Wirtshaus einkehrte. Hier zog er seinen Beutel heraus und überzählte sein Geld, das ihn ein unerschöpflicher Schatz dünkte. Das beobachteten zwei Strolche, die auch in dem Wirtshause saßen und dem jungen Menschen gleich ansahen, daß er ein frisch ausge-

flogener, dummer Vogel sei, der wohl sehr leicht zu betrügen wäre. Sie setzten sich zu Heinz, fingen ein Gespräch mit ihm an und wußten nun sehr bald, was ihn von seinem Dorfe in die Stadt geführt hatte.

„Da könnten wir dir wohl helfen," sagte der eine, „aber wir müßten wissen, ob du auch verschwiegen sein kannst. Nur unter dieser Bedingung könnten wir dich ganz gern lehren, wie du dich mit unserem Handel fortbringen kannst."

„Und was ist euer Gewerbe?" fragte der junge Bauer.

Da sah sich der Strolch um, als ob er sich überzeugen müßte, daß auch kein Lauscher in der Nähe sei, und sagte dann sehr heimlich tuend: „Wir kommen geradenwegs vom Venusberg, wo wir manche hohe Kunst gelernt haben, die man sonst nirgends auf Erden wieder findet."

„Ha, welche Kunst?" fragte der Bauer sehr begierig.

„Sieh," sagte der andere und zeigte ihm verstohlen eine alte, abgeschabte Filzkappe, „dies ist eine Nebelkappe, wer die aufsetzt und bis über die Ohren herunterzieht, der wird unsichtbar, kein Mensch kann ihn sehen. Siehst du, mit dieser Nebelkappe gehen wir zu den Wechslern, nehmen ungesehen Gold, so viel wir mögen, und sind auf diese Weise reich geworden."

Mit offenem Munde hatte Heinz dieses Märlein angehört, hielt es sogleich für Wahrheit und wurde begierig, einen solchen Schatz zu besitzen. Er fragte daher: „Ist euch die Kappe feil?"

„Die können wir nicht aus den Händen geben," sagte der Strolch kopfschüttelnd, „denn unser ganzer Handel beruht ja darauf."

„Ei, verkauft sie mir," sagte aber der Bauernbursche, „zehn Gulden bezahle ich gern dafür, wie auch die Zeche für uns drei."

Der Strolch tat, als ob er sich mit seinem sauberen Kumpan heimlich darüber beraten müßte, und gab dann nach, nahm die zehn Gulden, und Heinz empfing die alte, abgeschabte Kappe. Dann hieß er den Wirt für sie drei auftragen, und nachdem sie gegessen hatten, gingen die beiden Strolche hinweg und sagten dem dummen Burschen zum Abschiede, daß er das Wirtshaus unbeirrt und ungesehen von dem Wirt verlassen könne, wenn er die Nebelkappe über die Ohren ziehe.

Heinz befolgte ihren Rat, und als der Wirt nun zu ihm trat und Bezahlung der Zeche forderte, erhob er sich und wollte, weil er sich unsichtbar glaubte, zur Tür hinaus. Da hatte ihn aber der Wirt sogleich am Kragen, rief auch nach seinem Knecht, und Heinz wurde tüchtig durchgeprügelt; dann nahm ihm der Wirt seine Tasche und warf ihn zur Tür hinaus.

Von seinem lächerlichen Hochmut völlig geheilt kehrte Heinz heim, und da ihm ein halber Tag in der Stadt schon fast sein ganzes Geld und seine Tasche gekostet hatte, wollte er nun doch lieber ein Bauer in Schnepfenreut bleiben, als ein Bürger in Nürnberg sein.

Der Aufruhr zu Hirsau.

Es trug sich zu in dem Städtchen Hirsau im Württembergischen, daß eines Tages zwei Bürger atemlos in die Stadt gelaufen kamen und dem Rat meldeten, daß man draußen am Waldessaum Reiter mit weißen Mützen auf und nieder jagen sehe, während andere offenbar Wache ständen. Da ließ der Rat sogleich die beiden Tore schließen, damit sie nicht von diesem offenbaren Feinde plötzlich überfallen würden.

Nun ward der Heeresbann der Bürger aufgeboten, und Kundschafter wurden ausgeschickt. Als nun beratschlagt war, wie man den Reitern entgegenrücken wolle, auch welchen Weg man zurückfliehen solle,

wenn man etwa geschlagen würde, rückte der Heeresbann aus, dem Feinde entgegen.

Als dieser sich dem Walde näherte, erwies sich der ganze Alarm als ein äußerst lustiger Irrtum. Da waren gar keine Reiter vorhanden, sondern ein Dutzend Bauern waren dort beschäftigt gewesen, Holz für Kohlen zu schlagen, hatten die Röcke ausgezogen, und ihre weißen Hemden waren von den beiden Bürgern, die in der Stadt den Lärm verursacht hatten, für weiße Mützen gehalten worden. Auch das Hin- und Herjagen der vermeintlichen Reiter erklärte sich sehr einfach, denn die Bauern hatten zwei Eichhörnchen aufgestöbert und gejagt, davon auch eins erlegt.

Als die Bauern den städtischen Heeresbann anrücken sahen, entflohen sie in den Wald und verkrochen sich in den Büschen und nur einer, gerade der, welcher das Eichhörnchen erlegt hatte, wurde erwischt. Er klärte nun den ganzen Sachverhalt auf, bat den Bürgermeister flehentlich um Schonung und bot das erlegte Eichhörnchen als sühnende Beute an. „Was taten wir euch," sagte er, „daß ihr uns hier so bei der Arbeit überfallt? Wir sind Bauern von Ehrenfeld, und stehen nicht unter eurer, sondern unter des dortigen Amtes Gerichtsbarkeit."

Das war nun freilich richtig, und auf Befehl des Bürgermeisters blies sofort einer der Städter auf dem Kuhhorn, den Frieden anzusagen. Da kamen nun auch die andern Bauern aus den Büschen hervorgekrochen, und gefragt, ob sie nicht Reiter im Holze gesehen hätten, antwortete einer wie der andere, daß sie ganz allein gewesen wären, um Kohlenholz zu schlagen, und nur ein paar Eichhörnchen gejagt hätten.

So war denn der Aufruhr gestillt, da die Hirsauer aber fürchteten, daheim gründlich ausgelacht zu werden, so kehrten nur der Bürgermeister und einige vom Rate in die Stadt zurück, nahmen auch das erbeutete Eichhörnchen mit, und der Bürgermeister gab den Ratsfreunden ein Nachtessen, aus Freude über den überstandenen Schrecken; bis zum Morgen hin wurde da wacker gezecht.

Die draußen geblieben waren, hatten sich in einem der Dörfer niedergelassen und dort nicht minder wacker gezecht. Auch sie schlichen erst am frühen Morgen nach Haus, möglichst heimlich, damit man sie nicht noch nachträglich auslache. Sie haben auch später nicht über diesen durch ein Eichhörnchen angerichteten Aufruhr gesprochen.

Der Schneider und die Geiß.

Zu Kitzbühl begab sich mit einem Schneider folgende wundersame Geschichte. Er erhielt von dem Landpfleger den Auftrag, für ihn und seine Knechte Sommerkleider anzufertigen, konnte sich aber nicht enthalten, ganze Stücke von dem gelieferten Tuch beiseite zu bringen. Des ward jedoch der Landvogt inne und verurteilte ihn, daß er zur Strafe ein ganzes Jahr lang für ihn einen Geißbock in Pflege nehmen sollte.

Dem Schneider war das außerordentlich verdrießlich, aber es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen und die Geiß zu übernehmen. Daß er das unschuldige Tier nun haßte, war erklärlich, daß er es aber auch hungern ließ, so daß es ganz erschrecklich abmagerte und ihm die Knochen förmlich aus der Haut herausstachen, war schlecht von ihm und mußte den Landpfleger mit Recht schwer verdrießen. Der Schneider wurde vorgefordert und um einen ganzen Gulden abgestraft.

Nun wurde der Schneider dem Geißbock erst recht gram, und er beschloß, ihn zu töten. Er stieß ihm eine feine lange Nadel in den Kopf, so daß niemand, wenn es

entdeckt würde, merken konnte, was mit dem Bock geschehen sei. Dann schleppte er in finsterer Nacht den Leichnam nach der hohen Stadtmauer, um ihn durch ein Loch darin hinunter in den tiefen Stadtgraben zu stürzen. Es sollte den Anschein haben, als wäre der Bock durch einen Zufall selbst hineingestürzt. Das geschah. Obwohl es ihm nicht wenig Mühe machte, das schwere Tier da hinzuschleppen, so brachte er's doch fertig, fand das große Loch in der Mauer und schob den Geißbock hindurch. In dem Augenblick aber, wo er ihm einen starken Stoß gab, der ihn hinunterstürzen machen sollte, verwickelte sich eins der krummen Hörner in seine Kleider und zog den leichten Schneider mit durch das weite Mauerloch. So stürzten nun beide hinunter in den Graben, und bei dem toten Geißbock lag da der Schneider, der das Genick gebrochen hatte.

Am Morgen wurden sie da gefunden, und wenn es nicht auch eine Schildwache zufällig gesehen hätte, so hätte man es doch auch erraten können, wie das so gekommen wäre. Der Landpfleger aber sagte: „Die Rache des Leichnams hat den bösen Schneider ums Leben gebracht."

Seitdem aber ist Feindschaft zwischen den Schneidern und den Ziegenböcken.

Der faule und gefräßige Knecht.

In Großenbuch lebte ein alter und sehr geiziger Bauer, der seine Leute bei schlechter Kost mit guten Worten abfertigen zu können meinte. Dieser Bauer hatte einen Knecht, der sich faul und halb albern stellte, inwendig aber ein rechter Schalk war.

Einmal sollte eine Wiese mit einem Zaun umschlossen werden, und der Bauer konnte gar nicht schnell genug hinauskommen, damit nur ja recht viel geschafft würde. Er ersann also die List, daß er einen Hasen und der Knecht einen ihn verfolgenden Hund vorstellen sollte, das, lachte er verschmitzt, gäbe einen großen Spaß. Der Knecht ging darauf ein, rannte hinter dem Bauern her und stieß ihn in einen Graben.

„Was soll das heißen, du Schlingel?" rief der Bauer erbost.

„Ihr seid ein Hase, ich ein Hund, da mußte ich Euch doch niederstoßen," antwortete der Knecht einfältig.

Als sie nun nach der Wiese hinausgekommen waren, zogen sie ihre Kittel aus und legten sie auf einen Haufen. Während nun der Bauer fleißig anfing zu zäunen, ging der Knecht zu den Kitteln und legte sich darauf, zusammengekrümmt wie ein Hund.

„Was machst du da, du fauler Bursche?" schnarrte ihn der Bauer an.

Da bellte der Knecht wie ein Hund und sagte: „Da ich ein Hund sein soll, so meinte ich, daß ich auch den Tag über ein solcher bleiben sollte"; stand nun aber doch auf und half dem Bauern. —

Ein andermal, als gedroschen werden sollte, erhielt der Knecht eine dünne blaue Suppe vorgesetzt, wie der Bauer sagte: eine echte Katzenspeise, macht das Blut nicht dick und die Augen klar. Was tat nun der Knecht? Er lachte in sich hinein und dachte, er wollte es dem Bauern schon heimgeben. Ehe dieser in die Scheune kam, stieg er also in das Sparrenwerk des Daches und kletterte da von Brett zu Brett, von Balken zu Balken, und als der Bauer dann kam und ihn nicht fand und nach ihm rief, miaute er wie eine Katze herunter.

„Kerl, hast du den Verstand verloren?" rief der Bauer empört; „sogleich steige herab und hilf dreschen."

„Ich dachte bloß," lachte der Knecht, „weil ich Katzenspeise aß, müßte ich nun auch Katzenarbeit tun."

„Sei nicht töricht, dummer Kerl, sondern komm herunter, wir wollen dreschen."

Und der Knecht kam herunter, und sie setzten dann die Dreschflegel in Bewegung. —

Noch ein andermal sollte der Knecht in den Wald gehen und Bäume fällen. Da er zu Mittag nicht nach Hause kommen konnte, wollte er sich ein großes Stück Brot mitnehmen. Das war dem Bauern aber zu viel, und als der Knecht das Stück, welches er sich abschneiden sollte, doch gar zu klein fand, so sagte der Geizhals: „Ei, bei der Stelle, wo du arbeiten sollst, ist eine Quelle; da lege das Brot nur hinein, dann quillt es auf und wird noch einmal so groß."

Verdrossen ging der Knecht, beeilte sich aber keineswegs, um an die Arbeit zu kommen, und da es ein sehr heißer Tag wurde, so hatte er bis zum Mittag erst einen einzigen Baum gefällt. Dann begab er sich an die Quelle, aß da sein mitgenommenes Brot, legte sich ins Gras und schlief ein. Er schlief auch noch, als der Bauer gegen abend kam, um nach der Arbeit zu sehen. Als der dann sah, was der Knecht den Tag über getan hatte, fing er an gewaltig zu schelten und den Knecht einmal über das andere einen faulen, nichtsnutzigen Schlingel zu heißen.

„Seid doch nicht so töricht," sagte der Knecht aber sorgenlos. „Tragt den Baum nur hin nach der Quelle und legt ihn da ins Wasser; dann wird er aufquellen und noch einmal so groß werden."

Da merkte der Bauer, daß der Knecht ihn mit gleicher Münze bezahlt hatte. Er sagte zwar nichts, trug es ihm aber lange nach, bis dann endlich zu dieser ungeheuren Faulheit sich auch noch die ungewöhnliche Gefräßigkeit des Burschen gesellte, und das schlug dann dem Faß den Boden aus. —

Es war die Fastenzeit und auf dem Tisch wurden Krapfen aufgetragen, eine Lieblingsspeise der ganzen Bevölkerung. Da tat sich nun der Knecht ganz besonders hervor, und der Bauer fing bald an, scheel zu sehen. Da meinte er, diesem ungeheuren Essen Einhalt tun zu können, wenn er auf den Wasserkrug deutete und dazu sagte: „Vergiß das Trinken nicht, sonst bekommt's dir nicht." Er meinte nämlich, daß die Krapfen dann im Magen aufquellen und den Knecht dann am weiteren Essen hindern würde. Aber gerade das Gegenteil trat ein, denn nachdem der Knecht ordentlich getrunken hatte, setzte er sich wieder zu Tische und aß womöglich noch stärker als zuvor.

Dem Bauern fing es förmlich an zu schwindeln, und er dachte nach, wie er's anfangen könnte, diesen fürchterlichen Esser zum Aufhören zu veranlassen. Er hörte selbst auf und stützte den Kopf in die Hand und dachte, der Knecht würde ihm nachahmen; aber weit gefehlt, der kümmerte sich darum gar nicht, sondern aß ruhig weiter, ja, es schien ihm nur noch um so besser zu schmecken. Da dachte der Bauer: „Es bleibt sich also gleich, ob ich esse oder nicht, ob ich froh oder zornig bin; und wenn nun doch alles hin sein soll, so mag es darum sein." Und nun fing auch er wieder an zu essen, und beide entwickelten eine Tätigkeit, als wenn es sich darum handelte, eine Wette auszumachen.

Nach dem Essen aber gab der Bauer dem Knecht seinen Abschied, ein solcher Esser war ihm denn doch zu viel.

Warum die Landsknechte der Trommel zulaufen.

Vor langen Jahren strich einmal ein Landsknecht auf einer Bettelfahrt durch das Land. Da begegnete ihm Petrus, der ihn um eine Gabe bat. Nun hatte der Landsknecht allerdings drei erbettelte Pfennige in seinem Beutel, aber Petrus

wußte so gut zu reden, daß der gutmütige Bursche sie ihm wirklich gab.

Petrus, der den Landsknecht nur hatte prüfen wollen, lächelte befriedigt und sagte: „Da ich sehe, daß du ein guter Kerl bist, der ein mitleidiges Herz hat, so hast du hier ein paar Würfel. Wenn du damit einen Wurf tust, so wird das, was du dir wünschest, sogleich zur Stelle sein."

Vergnügt steckte der Landsknecht die Würfel ein und zog seine Straße. Es wurde aber Nacht, und er erreichte keine Herberge. Da machte er es sich unter einer Eiche bequem und meinte, daß er den Hunger, der ihn gewaltig quälte, würde verschlafen können. Das war aber nicht der Fall, und er hatte schon den Gedanken, lieber in der Nacht noch weiter zu marschieren, als ihm die Würfel einfielen.

Er nahm sie in die Hand und betrachtete sie. Freilich mußte er den Kopf schütteln, denn sie sahen nicht anders aus wie andere Würfel, dennoch tat er damit einen Wurf, indem er wünschte, daß doch Brot, Fleisch und Wein zur Stelle sein möchten. Und siehe da: kaum hatte er geworfen, so stand neben ihm im Grase alles, was er gewünscht hatte. Er jauchzte laut auf und ließ es sich wohlschmecken und aß, daß er völlig satt wurde.

Als er am andern Morgen seinen Weg fortsetzte, kam ihm ein Bäuerlein auf einem Esel entgegen geritten, der ihm das Tier zum Kauf anbot.

„Ei wie, willst du diesen Esel verkaufen?" fragte der Landsknecht, „woher hast du ihn denn genommen?"

„Nachts ist Sankt Petrus zu mir gekommen, dem ich Herberge gegeben habe," antwortete der Bauer. „Zum Lohn dafür hat er mich mit diesem Esel bezahlt, den ich aber nicht mag."

„Warum denn nicht?" fragte der Landsknecht verwundert, denn es war ein sehr schöner Esel.

„Ja, denke dir: der Esel steckt ganz voll Landsknechten; sowie man ihn auf den Schwanz schlägt, fällt ein Landsknecht heraus. Ich habe aber ein Grauen vor dieser Sorte von Menschen, denn sie haben mir vordem im Kriege Rosse, Kühe, Schweine, alles geraubt und mich an den Bettelstab gebracht, und bis heute habe ich mich aus der Armut noch nicht wieder herausarbeiten können. Was soll mir da ein solcher Esel?"

Der Landsknecht dachte, daß ihm gerade ein solcher Esel sehr recht sein würde, und er sagte deshalb: „Mein lieber Mann, Geld, um den Esel zu kaufen, habe ich eben nicht; aber sieh, hier habe ich ein paar Würfel, die mir auch Petrus gegeben hat, die will ich gegen den Esel vertauschen."

„Was ist's mit den Würfeln?"

„Sobald du einen Wurf damit tust, so bringen sie im Augenblick zur Stelle, was du dir dabei wünschest."

Das schien dem Bauern ein ganz guter Tausch, und so wurden sie denn bald einig, der Landsknecht nahm den Esel, der Bauer die Würfel, und beide trennten sich.

Der Landsknecht blickte dem Bauern spöttisch nach, denn er hatte nicht im Sinn, ihm die Würfel zu lassen. Er schlug also dem Esel zweimal auf den Schwanz, und es fielen wirklich zwei völlig gerüstete Landsknechte heraus, die sich alsbald neben ihm aufrichteten und seine Befehle erwarteten. Sie setzten dem Bauern nach, nahmen ihm die Würfel ab, und der nunmehrige Besitzer des Esels entließ seine beiden Helfer.

Er selber aber setzte sich auf den Esel und ritt nach Schweden, dort mit Hilfe der Wunderwürfel und des Wunderesels sein Glück zu machen. Er hatte nämlich gehört, daß der König daselbst nur dem seine Tochter zur Gemahlin geben wollte, der ihm ein großes Abendessen ganz ohne Holz, Kohlen und Feuer herrichten würde.

Das war dem Landsknecht ja nun ein leichtes; aber bevor er es tat, wollte er vorerst den Hof und das Königskind kennen lernen. Die Würfel verschafften ihm Kleidung und alles, was nötig war, um als ein Herr aus der Fremde auftreten zu können und so erreichte er seinen Zweck, fand auch großes Wohlgefallen an der Königstochter, wie diese an ihm. Nun erst tat er den Hauptstreich: an zwölf mit den leckersten Gerichten und feinsten Weinen bedeckten Tischen speiste er die ganze Hofgesellschaft. Aber — der König wollte nun einem Fremden dennoch seine Tochter nicht geben.

Da beredete sich der Landsknecht mit der Prinzessin, und da sie einander liebgewonnen hatten, so verständigten sie sich leicht, auf dem Esel zu entfliehen. Das taten sie; als aber der König dahinter kam, bot er eine Mannschaft auf und setzte ihnen nach. Als der Landsknecht erkannte, daß er verfolgt würde, bearbeitete er den Schwanz seines Esels mit beiden Fäusten, und im Umsehen stand ihm ein ganzes Fähnlein Landsknechte zur Verfügung. Dann ließ er mit Hilfe seiner Würfel um diese seine Kriegsmacht sogleich eine feste Mauer entstehen. Und als nun der König den verfolgten Fremden so mächtig sah, verflog sein Zorn, und er willigte in dessen Heirat mit seiner Tochter. So wurde der simple Landsknecht der Schwiegersohn eines Königs.

Die Hochzeit war mit aller Pracht vollzogen worden. Dabei aber hatte sich der Esel krank gefressen, legte sich hin und starb. Aber selbst nach seinem Tode trat noch eine wunderbare Erscheinung ein. Große Trauer trug der königliche Schwiegersohn um seinen Esel. Er ließ ihm die Haut abziehen, ließ diese gerben und über eine Trommel spannen. Und siehe da: sobald der Lärm dieser Trommel die Luft durchflog, kamen von allen Seiten Landsknechte herbeigelaufen, um sich anwerben zu lassen.

Seit dieser Zeit ist es geschehen, daß überall, wo eine Trommel gerührt wurde, die Landsknechte gelaufen kamen, denn jeder hoffte, auf den Beutezügen großes Gut zu erwerben und reich zu werden. Das gelang freilich vielen auch nicht, sie brachten es zu nichts, erwarben statt dessen nur böse Krankheiten oder verliederten auch wohl ganz und gar.

Heinz Unruh.

In dem Dorfe Fünsing im Bayerland, wo viele gar närrische Bauern lebten, wohnte auch einer, den man allgemein nur den Heinz Unruh nannte und den jedermann floh. Er lebte mit den Nachbarn in stetem Unfrieden, brach oft den Spieß vom Zaun und freute sich, wenn er damit andern Schaden zufügen konnte. Einmal aber sollte er selbst zu großem Schaden kommen und brauchte danach für den Spott nicht zu sorgen.

Hinter seinem Hause hatte er einen Garten, in welchem er Kraut und Kohl und allerlei nützliches Wurzelwerk gepflanzt, auch Korn und Hafer gebaut hatte. Diesen Garten wohl zu pflegen ließ er sich sehr angelegen sein, man kann sich also den Zorn denken, der den streitsüchtigen Mann ergriff, als sich einmal ein Hase hinein verlaufen und ihm einige Kohlköpfe abgefressen hatte. Er wütete vor Zorn und schwor dem Hasen grimmige Rache. Dem Hasen hatte der Kohl aber so wohl geschmeckt, daß er wiederkam. Das hatte Heinz erwartet und auf der Lauer gelegen, ergriff einen Dreschflegel und sprang hinter dem Hasen her, um ihn totzuschlagen. Freund Langohr wußte ihm aber mit flinken Seitensprüngen auszuweichen, so

daß Heinz mehr als einmal auf die Nase fiel, und das Tier entwischte glücklich aus dem Garten.

Voll Wut lief Heinz zu dem Edelmann, klagte ihm seine Not, wie ein Hase so unersetzlichen Schaden in seinem Garten täte, und versprach ihm einen Scheffel Hafer, wenn er dem Räuber mit seinen Hunden nachjagte und ihn erschlüge. Lachend über den zornwütigen Bauern versprach der Edelmann, sein bestes zu tun, den bösen Feind zu erlegen, nachdem er sich noch erkundigt hatte, zu welcher Tageszeit sich der Hase in dem Garten einzustellen pflegte.

Andern Tags kam er um diese Zeit auf seinem Hengst geritten, begleitet von sechs Jagdhunden, und richtig, der Hase war schon im Garten. Da blies der Jäger fröhlich in sein Jagdhorn, und der Hase sprang aus seinem Versteck im Kohl hervor. Sogleich jagten die Hunde hinter ihm her, und auch der Jäger setzte zu Pferde hinten nach. So ging es nun im Garten hin und her, denn der Hase schlug viele Haken, schief und krumm, und das ging wohl eine halbe Stunde lang. Aber trotz der so eifrigen Verfolgung konnten weder die Hunde noch der Jäger den Hasen erwischen, der zuletzt mit einem gewaltigen Sprunge über den Zaun setzte und in langen Sätzen dem Walde zulief.

Aber wie sah der Garten aus! Hase, Hunde und Pferd hatten alles kurz und klein getreten, Kohl und Kraut, Korn und Hafer, alles war in den Grund gestampft. Wäre der Hase ein ganzes Jahr in den Garten gekommen und hätte da weidlich geschmaust, so hätte er nicht halb den Schaden getan, den der Edelmann mit seiner Jagd angerichtet hatte.

Danach verlangte dieser den halben Scheffel Hafer, den Heinz ihm zugesagt hatte. Wollte der sich aber mit dem Edelmann nicht ernstlich verfeinden, so mußte er schließlich doch den Hafer geben, und jedermann lachte ihn aus. So hatte er neben dem Schaden auch noch den Spott.

Die bösen Zähne.

Zu Ulm war einmal ein Schmied, der hatte eine wunderliche Gewohnheit: so oft er mit Weib und Kind und Knechten zu Tische saß, es mochte Frühmahl oder Mittagsmahl oder Nachtmahl sein, überfielen ihn heftige Zahnschmerzen. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, so fing er an zu stöhnen, legte den Kopf in die Hand und barmte und schrie zuletzt förmlich, so daß er keinen Bissen weiter genoß und auch den andern, so hungrig sie auch sein mochten, die Lust daran verdarb. Oft mußten die Knechte kaum halb gesättigt aufstehen und in die Werkstatt zurückkehren, nur um dieses unaufhörliche und unerträgliche Jammern nicht länger anhören zu müssen.

Da sich dieses sonderbare Leiden fast täglich wiederholte, so war es kein Wunder, daß es die Schmiedeknechte bald verdroß und sie ihrem Unmut untereinander Luft machten.

„Ich halte das nicht lange mehr aus,“ sagte einer, „bei keiner Mahlzeit kann man sich mehr satt essen, weil man froh ist, wenn man aufstehen und dem Jammern entgehen kann. Ich fühle mich schon ganz schwach und elend. Wo soll da die Kraft zu der schweren Schmiedearbeit herkommen?“

„Und ist es nicht merkwürdig,“ meinte ein anderer, daß der Meister fast gar nichts ißt und immer nur bei Tische diese erbärmlichen Zahnschmerzen hat? Habt ihr ihn schon jemals hier in der Werkstatt darüber klagen hören? Da ist er frisch und munter, pfeift und singt und ist stets guter Laune.“

Nun war unter den Leuten ein Gesell, ein aufgeweckter Bursche, der schon als Kriegsmann weit in der Welt umhergekommen war und Erfahrungen mancherlei Art gesammelt hatte. Der sagte: „Ihr habt beide recht. Auch mich verdrießt dieses ewige Zahnweh, das sich immer nur einstellt, wenn wir noch lange nicht satt sind, gar gewaltig. Wer soll das aushalten, wenn man so manchen Tag halbhungrig ins Bett kriechen muß? Auch mir ist es aufgefallen, daß er sonst niemals an den Zahnschmerzen leidet und sehr vergnügt ist und auch niemals Hunger zu haben scheint, obwohl er bei Tische doch so gut wie gar nichts ißt. Da habe ich nun schon den Gedanken gehabt, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht, sondern ein Schalk dahinter steckt.“

„Wie meinst du das?“ fragten die Mitgesellen.

„Ja, das weiß ich nicht, aber ich meine, daß man sich Mühe geben müßte, das zu erfahren, denn der Schalk macht sich doch breit auf unsere Kosten.“

„Wie sollte man das aber erfahren können? Hast du einen Plan?“

„Hört, was ich vorschlage. Wenn ihn morgen wieder das Zahnweh packt, dann stehen wir auf und gehen hinunter in die Schmiede. Das kann nicht auffallen, weil wir's schon öfter getan haben. Nach einer Viertelstunde aber gehe ich wieder hinauf und werde dann ja sehen, wie es um den Meister und seine Zahnschmerzen steht.“

„Ja, das ist gut, das tu!“ riefen die andern. „Das tust du für uns alle, und wir werden es dir danken.“

Wie der Gesell vorgeschlagen hatte, so wurde es auch ausgeführt. Da der Meister beim Frühmahl, als die Knechte beim besten Essen waren, wieder mit seinen Zähnen anfing zu jammern, standen sie auf und gingen in die Schmiede hinunter, und der Meister blieb allein am Tisch zurück, den Kopf stöhnend in den Händen. Unten aber dröhnten alsbald die Wände von den wuchtigen Hammerschlägen der arbeitenden Gesellen.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür des Wohnzimmers, und herein trat der Knecht und fand, wie er es fast erwartet hatte, den Meister ohne alles Zahnweh frisch und munter mit einem gebratenen Hühnchen beschäftigt.

„Ei, Meister,“ sagte er, „wie kommt es, daß Euer Zahnweh so plötzlich heil geworden ist und Ihr jetzt so vergnügt dasselbe Hühnchen verzehrt, an dem Euch vorher so übel geworden war, daß wir uns nur halb satt essen konnten, weil wir Euer Jammern nicht mehr mit anzuhören vermochten?“

Der Schmied sah den Knecht nicht eben freundlich an; aber er mochte froh sein, daß er endlich einmal sein Herz zu einem der Gesellen ausschütten konnte, und sagte: „O, mein lieber Gesell, du verstehst das Ding nur nicht richtig. So wisse denn: an meinen Zähnen hat mir noch nie etwas gefehlt, andere Zähne sind es, die mich bei Tische immer so unbarmherzig plagen.“

„Wie soll ich das verstehen, Meister?“ fragte der Gesell verwundert.

„Verstehe recht, mein Lieber: nicht meine, sondern eure Zähne sind es, die mir so schrecklich wehe tun, wenn ich sehen und hören muß, wie sie so mächtig in meinem Brot und Fleisch und Kraut arbeiten, und wie viel ihr mir mit vollen Backen bei jeder Mahlzeit abzwackt. Das sind die Schmerzen, mein lieber Gesell, die mich dann so heftig plagen, daß ich mir den Kopf mit den Händen halten muß.“

Der Knecht antwortete nicht, sondern ging hinunter in die Schmiede, und bald kamen die Gesellen allesamt herauf, kündigten dem Meister den Dienst und wanderten zum Tore hinaus. Die Sache aber sprach sich herum. Bald konnte der Schmied keinen Gesellen mehr finden, der bei ihm eingetreten wäre, und so nahm die Arbeit in der Schmiede ebenso reißend ab, wie der Meister selber an Gut und Ehre.

Der Teufel und die Ziegen.

Als Gott der Herr die Welt geschaffen hatte, setzte er die Wölfe als seine Jagdhunde ein, daß sie die Jagdreviere vor den wilden Tieren schützen und sauber halten sollten. Da so nun die ganze Schöpfung fertig war, spürte der Teufel überall herum, ob nicht irgend etwas vergessen worden und für ihn übrig geblieben sei, denn er fühlte auch eine Schöpferkraft in sich und wollte zeigen, was er könnte.

Lange suchte er vergebens, denn es war alles so gut und vollkommen und reichlich vorhanden, daß es seiner Nachhilfe, die ja doch nur zum Bösen ausgeschlagen sein würde, gar nicht bedurfte. Endlich aber lief doch ein teufliches Grinsen über sein Gesicht, er hatte wirklich eine Lücke gefunden: es war noch keine Geiß geschaffen worden. Flugs machte er sich dabei, diese Lücke auszufüllen, und um seine Schöpferkraft zu beweisen, schuf er nicht bloß ein Paar, sondern gleich eine ganze Menge und versah sie obenein noch mit langen, wunderschön verzierten Schwänzen.

Da zeigte sich aber auch alsbald, wie unvollkommen seine Schöpfung war, denn er hatte zwar ein nach seiner Meinung wunderschönes Tier hervorgebracht, dessen Form aber mit seiner Lebensweise gar nicht übereinstimmte. Wie jedermann weiß, sind die Ziegen ebenso neugierige wie naschhafte Tiere, die in allen Winkeln umherstöbern und alles benagen. Das taten denn auch schon diese ihre Ureltern, und dabei blieben sie mit ihren schönen langen Schwänzen überall hängen. Jeden Augenblick wurde der Teufel durch ihr Angstgemecker herbeigerufen, und er mußte sie losmachen. Das nahm bald so überhand, daß er sehr verdrießlich wurde und kurz entschlossen allen Ziegen die Schwänze, auf die er so stolz gewesen war, abbiß, so daß nur ein kurzer Stummel übrig blieb, wie heute noch jedermann an den Ziegen sehen kann.

Nun trieb er seine verstümmelte Schöpfung wieder auf die Weide, und die Ziegen blieben nicht mehr hängen, und er hatte fortan Ruhe. Da zeigte sich aber eine andere Unvollkommenheit, das war die Naschhaftigkeit dieser Tiere, denn überall, wohin sie kamen, weideten sie nicht nur Gras und Kraut, sondern benagten auch die Bäume und richteten damit besonders in den Rebstöcken großen Schaden an. Das war dem Teufel sehr gleichgültig, den Herrn aber jammerte es, denn seine Fürsorge erstreckt sich auch auf das unscheinbarste Kraut. Er hetzte daher seine Jagdhunde auf sie, und die Wölfe zerrissen fast alle Ziegen.

Da lief der Teufel eilig zu dem Herrn und sprach: „Herr, deine Wölfe haben meine Ziegen zerrissen."

Der Herr antwortete: „Ich weiß, aber es geschah auf meinen Befehl; ich mußte deine Ziegen strafen, weil du sie nur zum Schaden der Schöpfung geschaffen hast."

„Wie konnte ich anders?" fuhr der Teufel auf; „du weißt, daß mein Sinn böse ist, also konnte ich auch nur ein Geschöpf nach meinem Sinn hervorbringen. Was ich an das Licht gebracht habe, das habe ich nun durch dich verloren, und du wirst es mir teuer bezahlen müssen."

„Das kann geschehen," sagte der Herr in seiner Langmut; „wenn du siehst, daß der letzte Eichbaum kein grünes Blatt mehr trägt, dann komm und hole dir dein Geld, es wird bereit liegen."

Da fuhr der Teufel wieder heim.

Als nun der Herbst kam und die Blätter fielen und auch die Eichen kahl standen, kam der Teufel wieder zu dem Herrn, um sein Geld zu holen.

Der Herr sah ihn verwundert an, aber der Teufel sagte trotzig: „Du hast gesagt, wenn der letzte Eichbaum kein grünes Blatt mehr trägt, soll ich mein Geld haben. Da nun so lange Zeit vergangen ist, so wirst du mir auch die Zinsen zahlen müssen, die Schuld hat sich verdoppelt."

„Gut, das soll geschehen," sagte der Herr ruhig und lächelte. „Wenn der letzte Eichbaum kein grünes Blatt mehr trägt, habe ich gesagt, und du weißt: was der Herr zusagt, das hält er gewiß. Mache dich auf und eile nach Konstantinopel, da wirst du noch viele Eichbäume finden, die in dem Schmuck ihres schönen Laubes stehen; deine Zeit ist also noch lange nicht da."

Wütend fuhr der Teufel durch die Luft nach Konstantinopel, da er aber nicht allwissend ist, so wußte er nicht, wo er die Eichbäume finden könnte. Nach sechs Monaten des fleißigsten Suchens endlich fand er sie, wie sie da in dem herrlichsten Blätterschmuck standen, und noch wütender fuhr er nun wieder heimwärts. Aber siehe da, auch hier standen jetzt die Eichbäume wieder in ihrem vollen Blätterschmuck, denn es war inzwischen Mai geworden, und die Erde prangte im lustigsten Frühlingsgrün.

Da sah der Teufel nun wohl ein, daß es niemals einen letzten Eichbaum auf der Erde geben würde, der kein grünes Blatt mehr trüge; denn daß in den südlichen Ländern immergrüne Eichen wachsen, davon hatte er keine Ahnung gehabt. Da übermannte ihn der Zorn. Er ergriff die paar Ziegen, welche den Wölfen entgangen waren, stach ihnen die Augen aus und setzte ihnen Teufelsaugen ein.

Seitdem trifft man, wovon jedermann sich überzeugen kann, bei den Ziegen die kurz abgezwackten Stummelschwänze und die glitzernden Augen an. Und wenn der Teufel am ersten Mai mit den Hexen auf den Blocksberg reitet, so geschieht es auf einer schwarzen Geiß, der die glitzernden Augen doppelt unheimlich funkeln.

Die drei Aufgaben.

In Frankenland war einmal eine schwere Teuerung hereingebrochen, und der Pfleger eines Dorfes, der es gut mit den Leuten meinte, ließ bekannt machen, daß bei drei Gulden Strafe kein Hausvater über die Zeit im Weinhause sitzen und da sein Gut verzehren dürfe, damit Weib, Kind und Gesinde nicht Not zu leiden brauchten.

Nun lebte in dem Dorfe ein Winzer, ein immer fröhlicher Gesell, der voll von Possen und Schwänken steckte und im Weinhaus ein stets gern gesehener Gast war, weil die Gäste über seine durchtriebenen Ränke immer viel zu lachen hatten. Jedermann hatte ihn ebenso gern, wie sein Weib im Gegenteil verhaßt und gefürchtet war. Ja, der stets so lustige Mensch hatte sich vor Jahren ein Mädchen zum Eheweib erkoren, das sich nach der Hochzeit als ein wahrer Drachen entpuppte, so daß sich selbst der Ehemann vor ihr fürchtete, denn es war ein kräftiges, starkes Weib, und wenn es zwischen den Eheleuten zum Zank, wohl gar zur Rauferei kam, was gar nicht selten geschah, zog der Mann immer den Kürzeren. Auch mit den Nachbarn lebte sie in stetem Unfrieden, und wenn sie keinen Grund zum Zank hatte, so brach sie einen vom Zaune. Das Weib hieß deshalb im ganzen Dorfe nur die Teufelin.

Keiner konnte es dem Manne verdenken, daß er seine Frau, die ihm das Haus zur Hölle machte, floh, so oft er konnte, und jedermann fand es natürlich, daß er die Abende lieber im Weinhause zubrachte und da freilich gar oft auch weit über den Durst trank. Er will sich den Ärger vertrinken, sagten die Leute und ließen es gut sein.

Da kam das Verbot des Dorfpflegers, daß wegen der Teuerung niemand über die Zeit im Weinhause sitzen solle, aber der

Winzer kehrte sich nicht daran, er ging nach wie vor in das Weinhaus und saß da bis tief in die Nacht hinein. Als dies dem Pfleger zu Ohren kam, ließ er den Mann aufs Amt bestellen und hielt ihm dort eine derbe Strafrede über seinen Leichtsinn; da er aber sein Gebot übertreten und für einen Kinderspott gehalten, so solle er nun die angedrohten drei Gulden Strafe zahlen.

„Herr," sagte der Winzer kleinlaut, „wo soll ich drei Gulden hernehmen, da ich doch nicht einen habe?"

„Wenn du Geld hast, es ins Weinhaus zu tragen, so wirst du auch Geld haben, Strafe dafür zu zahlen," sagte der Pfleger streng.

„Bei meinem Leben, Herr, ich habe es nicht," versicherte der Winzer.

„Nun gut," versetzte der Pfleger, „so muß ich dich drei Wochen, eine Woche für jeden Gulden, in den Turm setzen."

Da erschrak der Winzer und rief erschrocken: „Herr, das wäre hart, was sollte da aus Weib und Kindern werden? Erlaßt mir die Strafe oder macht sie wenigstens ein gut Teil milder."

Der Pfleger ging im Zimmer auf und nieder und schien nachzudenken. Endlich blieb er vor dem Winzer stehen und sagte: „Nun gut, ich habe gehört, daß du ein so feiner Kopf bist. So will ich dir also drei Aufgaben stellen: du sollst morgen zu mir aufs Schloß kommen und zwar halb geritten und halb gegangen; zweitens sollst du dann deinen schlimmsten Feind und drittens auch deinen besten Freund mitbringen. Vollbringst du diese drei Dinge fein und geschickt, so soll dir die Strafe erlassen sein."

Der Winzer eilte nach Hause und brauchte sich nicht lange zu besinnen, denn sein erfinderischer Kopf hatte bald einen Plan fertig. Er nahm einen Sack, ging in den Stall, stach ein Kalb tot und steckte es in den Sack. Dann suchte er seine Frau in der Küche auf, tat sehr ängstlich und mißmutig und sagte: „Höre, Frau, mit mir und uns ist es aus, wenn du mir jetzt nicht hilfst. Ich habe draußen im Weinberg im Zorn einen Mann erstochen, den mußt du mir helfen hier unter der Treppe einscharren. Knecht und Magd sind auf dem Felde, so muß es jetzt geschehen."

Die Frau war so erschrocken, daß sie kein Wort erwidern konnte, sondern den vermeintlichen Leichnam zitternd unter der Treppe vergraben half.

Als sie mit dieser Arbeit fertig waren, sagte der Mann mit düsterer Miene: „Aber wenn davon nur ein Wort verlautet, dann ist mein Leben hin," und die Frau gelobte heilig und teuer, daß, solange sie das Leben habe, kein Wort davon über ihre Lippen kommen solle.

Am andern Morgen wußte der Winzer seine Frau zu bereden, daß sie ihn zum Pfleger auf das Schloß begleite, bei dem er ein wichtiges Geschäft habe, für das sie ihre Einwilligung geben müsse. Er setzte sich zu Pferde und nahm auch seinen Hund mit. Der Schloßwart wußte schon, daß der Pfleger den Mann erwartete und öffnete. Da stieg der Winzer vom Pferde, blieb aber mit einem Fuße im Steigbügel und hinkte mit dem andern Fuße nach. So hielt er seinen Einzug in den Schloßhof, und der Pfleger, welcher am Fenster stand, mußte herzlich lachen über diesen drolligen Menschen.

Als er denselben in seinem Zimmer empfing, sagte er auch sogleich: „Nun, die erste Bedingung: halb geritten und halb gegangen, hast du wacker erfüllt. Wie steht es nun aber mit der zweiten? Hast du auch deinen schlimmsten Feind mitgebracht?"

„Hier steht er," sagte der Winzer und deutete auf sein Weib; „diese hier, mein Weib, ist mein schlimmster Feind."

Mit diesen Worten schlug er sie an den Kopf, daß sie sich gleich wie ein Kreisel



Die drei Aufgaben.

drehte. Voll hohen Zorns blähte sie sich gleich auf, griff nach dem Messer an der Seite und schrie ihn an: „Du Bösewicht und Mörder! Nun bringe ich dich aufs Hochgericht! Willst du mich auch morden, wie du erst gestern im Weinberg den Mann erstochen hast?“

Ruhig sagte der Winzer: „Das tust du lügen.“

Da schrie das Weib: „Schickt nur hin, Herr Pfleger! Unter der Stiegen im Hause liegt der Mann verscharrt. Sucht nach, so werdet Ihr die Wahrheit finden.“

Hochauf hatte der Pfleger gehorcht, sendete sogleich zwei Knechte ab, welche unter der Treppe nachgraben mußten. Als die nun das erstochene Kalb zur Stelle brachten, mußte er wieder in ein lautes Gelächter ausbrechen und sprach zu dem Weibe: „Aber Weib, bist du denn des Teufels, daß du deinen Mann um einen Backenstreich gleich dem Henker übergeben willst?“

Der Winzer aber sagte: „Da seht Ihr's, Herr Pfleger, was sie für ein Teufelsweib ist. Solchen Strauß hab' ich im Hause oftmals. Wage ich, sie zu schelten, so vergilt sie mir's mit fürchterlichem Fluchen, höhnt mich und schilt mich einen Narren, Tropf, Esel. Will ich Frieden im Hause haben, so muß ich ihr dann schmeicheln und Süßholz zwischen die Zähne nehmen.“

Da sagte der Pfleger ärgerlich: „Was bist du für ein Lumpenkerl! Schämst du dich nicht? Ich würde ihr's mit dem Knüppel anstreichen.“

„Wohl habe ich das versucht, Herr,“ sprach der Winzer kleinlaut; „aber seht sie an und seht mich an, da werdet Ihr begreifen, daß ich dabei den Kürzeren zog. Ich habe ihren Streichen immer weichen müssen, denn sie ergreift mich beim Schopf und zieht mich in der Stube herum. Komme ich dann in die Höhe und werfe mit Tassen oder Tellern nach ihr, so ergreift sie den ersten besten Topf oder Kübel und wirft ihn mir an den Kopf. Trifft sie mich, so freut sie sich, treffe ich sie, so freue ich mich, und so führen wir die sieben Freuden im Hause auf. Ihr seht daran, Herr Pfleger, daß mein Weib der ärgste Satan ist und gewiß der schlimmste Feind, den ich habe. Deshalb habe ich sie auch mitgebracht.“

Wohlbesonnen sprach da der Pfleger: „Euer häuslicher Frieden geht mich nichts an. Aber das Weib, das den eigenen Mann um einer Ohrfeige willen gleich dem Henker übergeben will, ist gewißlich ein Feind, wie man einen schlimmeren nicht haben kann. Du hast also auch das zweite Stück gut gewonnen. Nun zeige an, wie es um das dritte bestellt ist. Hast du auch deinen besten Freund bei dir?“

„Wohl, Herr!“ sprach der Winzer, und lockte den Hund herbei und gab ihm drei kräftige Schläge, daß er heulend durch die offene Tür in den Hof entfloh. Dann aber lockte ihn sein Herr, und schweifwedelnd kam das Tier zurück, wand sich kriechend zu des Winzers Füßen und leckte ihm die Hand. „Seht Ihr, Herr,“ sagte der Winzer, das treue Tier liebkosend, „kann es einen besseren Freund geben, als diesen?“

„Wahrlich,“ entgegnete der Pfleger, „du hast recht und hast die drei Aufgaben wohl vollbracht. Ziehe hin, mein Freund! deiner Strafe bist du entladen.“

Aber dabei ließ es der Pfleger noch nicht bewenden, sondern er machte dem Winzer auch noch ein schönes Geschenk, weil er einen so köstlichen Schwank ausgeführt hatte.



Lustige Stücke aus vergangenen Jahrhunderten.

(Nach Jak. Frey: „Gartengesellschaft", 1556.)

Er kennt seine Leute.

Als Ungarn noch ein selbständiges Königreich war, lebte und regierte daselbst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der tapfere König Matthias Corvinus. Er war ein gar streitbarer Herr und führte viele und glückliche Kriege mit allen Nachbarn, ja, er eroberte sogar Österreich samt dessen Hauptstadt Wien. Raub, Plünderung und Greueltaten aller Art bezeichneten die Kriege der damaligen Zeit, die größtenteils mit Söldnern geführt wurden, die bald diesem, bald jenem Herrn dienten und aus dem verwilderten Leben im Feldlager gar nicht herauskamen.

Auch die Heere des Königs Matthias bestanden aus solchen wilden Burschen. Besonders gefürchtet waren die Reiter eines Obersten namens Jakobitzki, die allerdings an diesem ihrem Befehlshaber das beste Beispiel hatten, denn er war an Wildheit und Grausamkeit allen voran.

Zu diesem Obersten kam einmal ein Mann, der ihm klagte, daß seine Reiter ihn aller Habe, seines Gepäcks, seines Geldes, kurz alles dessen, was er bei sich gehabt, beraubt hätten.

Der Oberst sah den Kläger mit seinen kleinen, tückischen Augen von oben bis unten an, bemerkte, daß derselbe mit einem Rock von feinem ungarischen Tuch bekleidet war, und ein diabolisches Lächeln spielte um seinen Mund.

„So, also all Eurer Habseligkeiten haben sie Euch beraubt. So, so! Sagt einmal, Mann, habt Ihr denn, als das geschah, diesen Rock von feinem ungarischen Tuch angehabt?"

„Jawohl," antwortete der Kläger. „Ich komme so zu Euch, wie sie mich haben stehen lassen."

„Na, dann will ich Euch sagen, mein Lieber, daß Ihr zu dem Unrechten gekommen seid, denn das sind meine Reiter nicht gewesen."

„Ich versichere Euch, Herr Oberst —"

„Nichts. da, Mann!" schnitt ihm der Oberst das Wort ab; „wenn Ihr meinen Reitern in die Hände gefallen wäret, so hätten sie Euch vor allen Dingen zuerst diesen feinen Rock ausgezogen und wohl noch mehr, und Ihr wäret halb nackt zu mir gekommen. Also habt Ihr Euch in den Reitern versehen und gegen die meinigen eine falsche Klage angebracht. Aber ich will dennoch Gnade für Recht ergehen lassen, indem ich Euch den guten Rat gebe, Euch schleunigst davon zu machen, wenn Ihr nicht auch noch den guten Anzug, den Ihr aus den Händen Gott weiß welches Gesindels gerettet habt, einbüßen wollt. Meine Reiter sind so abgerichtet, daß sie niemals ein Federlesens, sondern immer ganz reinen Tisch machen. Also waren sie es nicht, die Euch ausgeplündert haben. Trollt Euch daher so schnell wie möglich."

Es blieb dem armen Kerl in der Tat nichts weiter übrig, als sich eiligst davon zu machen, er hätte sonst sicherlich auch noch seinen letzten Anzug eingebüßt.

Der grobe Mundschenk.

Der erste Herzog von Mailand aus der Familie der Sforza, auch der einzige aus der Reihe der Fürsten dieses Namens, dessen Andenken von den Mailändern gesegnet wurde, war ein milder und gerechter Fürst und so leutselig, daß er stets jedermann sein Ohr lieh, zu welcher Zeit es immer sein mochte.

Dieser Herzog hatte einen Mundschenk, der schon seinem Vater gedient hatte, eine grundehrliche, goldtreue Seele, aber ein Mann, der wegen seiner ungeschminkten Geradheit, die sich in der Erregung zu ungewöhnlicher Grobheit steigerte, allgemein gefürchtet war. Ob es einen Bürgersmann betraf, oder einen Edelmann, oder einen hochgestellten Herrn oder gar den Herzog selbst, das galt ihm gleich, er machte darin keinen Unterschied. Aber gerade deshalb galt er bei dem Herzog viel, manche sagten: alles.

Eines Abends hatte sich der Herzog eben zu Tische gesetzt und wollte speisen, als mehrere Herren gemeldet wurden, die vorgelassen zu werden wünschten. Der Mundschenk wollte schon auffahren und den Diener beauftragen, die in so ungeeignetem Augenblick Kommenden kurz abzuweisen, als der Herzog ihm begütigend wehrte: „Laß doch! Hätte freilich jetzt gern erst gespeist, aber ich will doch wenigstens hören, was die Leute von mir wollen."

Die Herren traten ein, es waren vornehme Bittsteller, der eine hatte dies, der andere jenes zu erbitten, so daß der Herzog nicht zum speisen kommen konnte, und der Mundschenk stand wie auf glühenden Kohlen. Als sie endlich zu Ende gekommen zu sein schienen, trat er aber vor und fuhr sie an: „Seid ihr denn Menschen oder Esel, daß ihr nicht wißt, zu welcher Zeit man dem gnädigen Herrn schicklich seine Aufwartung zu machen hat? Ich muß mich nur wundern, daß der Herr euch nicht längst die Tür gewiesen hat, sondern daß er sogar noch eure Bitten gnädig anhört und ihr so viel ausrichtet."

Als die Herren entlassen waren, wendete sich der Herzog an den Mundschenk, machte ihm keinerlei Vorwürfe, sondern sagte nur: „So meinst du, daß diese Herren nicht das Recht gehabt hätten, mich um etwas zu bitten?"

„Das mögen sie," brummte der Alte, „aber kommen sollen sie zu einer Zeit, wie sich's gehört. Ist es nicht eine Eselei, daß sie Euch selbst bei Eurem Nachtmahl nicht in Ruhe lassen?"

Der Herzog lächelte: „Ja freilich, wenn alle Menschen so wären, wie du, dann würde gar keiner kommen, mich um etwas zu bitten. Du hast mich noch nie um etwas gebeten, obgleich du immer um mich bist und dir gewiß die schickliche Zeit wählen könntest."

„Ich bin schon zufrieden, daß ich einen so gnädigen Herrn habe," sagte der Alte, „wenn ich etwas zu bitten hätte, so wäre es höchstens, daß mich Euer Gnaden auch zu einem Esel machen."

Erstaunt sah der Herzog in des treuen Dieners Gesicht und dieser fuhr fort: „Nun ja, sehe ich doch, daß alle die, welche Euer fürstliche Gnaden mit Ehren, Ämtern und Gott weiß was auszeichnet, zu aufgeblasenen Eseln geworden sind, die keine Rücksicht nehmen und Euer Hoheit Tag und Nacht mit ihrer Bettelei belästigen. Deshalb, meine ich, könnte ich auch noch so ein Esel und großer Herr werden, mit gleich wenig Vernunft, wie diese gewesen sind."

Der närrische Jockel.

In der Nähe von Saarbrücken wohnte eine reiche Witwe, die einen Sohn hatte, der wegen seines ungemein beschränkten Verstandes in der ganzen Umgegend als ein Narr galt. Nichtsdestoweniger kam diesem Sohn doch der Gedanke, sich zu verheiraten, da er in der Stadt ein schönes, aber armes adliges Fräulein gesehen hatte, und er erklärte seiner Mutter: diese müsse seine Frau werden, oder er würde im Hause alles kurz und klein schlagen.

Die Mutter, welcher seine Narrheit schon viel Kummer gemacht hatte, mochte glauben, daß er durch eine verständige

Frau nach und nach gebessert werden könnte; anderseits war den Eltern des Mädchens auch darum zu tun, dasselbe gut versorgt zu sehen, und so kam denn wirklich ein Verspruch zustande.

In dieser Zeit der Brautschaft trat dann aber die Größe seiner Narrheit so auffallend hervor, daß schließlich doch nichts aus der Sache wurde.

Der erste Besuch bei seiner Braut trug ihm von dieser als Geschenk ein Paar feine Handschuhe ein, die er sich auf dem Nachhausewege auch sogleich auf die Finger zog. Da überfiel ihn aber ein Regen, und als er auf einem schmalen Stege über einen Bach gehen wollte, glitt er aus und fiel ins Wasser und in den Kot, und als er nach Hause kam, waren die feinen Handschuhe ganz und gar verdorben. Die Mutter schüttelte verdrießlich den Kopf und sagte, er hätte das schöne Geschenk, anstatt es in solchem Wetter auf die Finger zu pressen, in sein Sacktuch schlagen und in die Tasche stecken sollen.

Bald danach machte er wieder einen Besuch bei der Braut, die sich nicht wenig wunderte, wie er mit den Handschuhen verfahren war. Da er eine große Freude an einem gezähmten Habicht zeigte, so erhielt er diesmal diesen als Geschenk. Eingedenk der Vermahnung seiner Mutter bei dem ersten Falle, nahm er unterwegs sein Sacktuch heraus, wickelte den Vogel hinein und zwängte ihn in die Tasche. Als er nach Hause kam, war das Tier natürlich erstickt, und er mußte nun von der Mutter hören, daß die Jäger, welche den Habicht zur Reiherbeize benutzen, denselben auf der Hand trügen.

Infolgedessen trug er ein andermal eine Egge, die ihm der Vater der Braut für seine Landwirtschaft geschenkt hatte, auf den Händen, anstatt sie von einem Pferde nach Hause schleifen zu lassen. Dieses Rates eingedenk, ließ er danach ein Paket Eßwaren, die er aus der Stadt mit nach Hause nehmen sollte, von einem Pferde den Weg entlang schleifen, und die Jungfrau sah gar bald ein, daß mit einem solchen Narren nicht auszukommen sein würde.

Auch die Mutter begann nachgerade an dem Verstande ihres Sohnes zu zweifeln; dennoch versprach sie ihm, alle diese Narrheiten zu verzeihen, wenn er die Braut, welche ihren Gegenbesuch angekündigt hatte, freundlich empfange und fröhlich die Augen auf sie werfe. Was tat da der Tölpel? Er ging in den Stall, stach einem Schafe die Augen aus und steckte sie in die Tasche, und als die Braut kam, nahm er die Augen und warf sie ihr fröhlich lachend ins Gesicht. Da kehrte die Jungfrau traurig nach Hause zurück und sagte dem Burschen ab, an dem ja augenscheinlich Hopfen und Malz verloren war.

* * *

(Nach Martin Montanus „Weg-Kürtzer" 1557.)

Ich warte nicht.

Ein junger, lustiger Geselle, namens Dosch, kam einst in ein Wirtshaus und ließ sich eine Kanne Wein geben, denn es war ein heißer Sommertag und er hatte großen Durst. Obgleich er keinen Heller in der Tasche hatte, war er um die Bezahlung unbekümmert, denn er war in der ganzen Gegend bekannt, und auch die Wirtin kannte ihn recht gut. Sie wußte aber auch, daß er ein loser Vogel war, der gern den Leuten einen Schabernack spielte. Wenn sie davon hörte und, wie alle Leute, über solche Späße lachte, hatte sie wohl gemeint: ihr könne das nicht widerfahren, dazu wäre sie denn doch zu klug.

Nun, heute sollte sie die Erfahrung machen, daß ihre große Klugheit auch sie nicht vor den Späßen des losen Vogels schützte.

Als es nämlich zur Bezahlung ging, und es sich nun herausstellte, daß Dosch nicht einen Pfennig in der Tasche hatte, mutete er ihr leichthin zu, daß sie die Zeche anschreiben und ihm stunden solle, bis er wiederkäme. Da kam er aber bei der klugen Wirtin übel an, sie ließ sogar eine Bemerkung von Wiederkommen am Nimmermehrstag fallen. Das hätte Dosch nun eigentlich verdrießen sollen, aber er lachte nur und sagte: „Na, Frau Wirtin, Ihr kennt mich doch und werdet mit dieser Kleinigkeit doch wohl so lange warten können."

„Wohl kenne ich Euch," entgegnete die Wirtin spitzig; „aber eben deswegen warte ich nicht, sondern verlange mein Geld."

Nun schützte Dosch vor, daß er einmal nach dem Hofe hinausgehen müßte, dann wollten sie weiter über die Sache reden. Die Wirtin ließ ihn nicht aus den Augen, sah nun aber, daß es ihm gar nicht einfiel, zurückzukehren und mit ihr zu reden oder zu bezahlen, sondern daß er quer über den Hof auf die Tür zuschritt, die nach der Straße hinaus führte.

„He, Dosch," rief sie ihm nach, „wartet noch und bezahlt zuvor Eure Zeche!"

Dosch aber rief zurück: „Nein, ich warte nicht; Ihr habt ja auch nicht warten wollen."

Zornig wiederholte sie: „Wartet, Dosch, und bezahlt meinen Wein."

„Ihr hört ja," lachte Dosch, „ich warte nicht, Ihr habt ja auch nicht warten wollen," machte ihr eine lange Nase und ging davon.

So war auch die Wirtin, die sich so klug dünkte, einmal das Ziel für den Spott des losen Vogels geworden.

Mittel gegen den Frost.

Mitten im Winter, bei tiefem Schnee und starkem Frost, begegnete ein Edelmann, welcher ausgeritten war, einem Landsknecht. Der Edelmann war zwar gut bekleidet, aber dennoch fror ihn jämmerlich. Der Landsknecht dagegen hatte nur ein leichtes, noch obenein vielfach durchlöchertes Wams an, und dennoch schien ihn nicht im geringsten zu frieren, sondern er war lustig und guter Dinge und pfiff vergnügt vor sich hin.

Darob verwunderte sich der Edelmann. Er hielt sein Pferd an und fragte den Landsknecht: „He, guter Freund, wie macht Ihr's, daß Ihr bei so grimmiger Kälte und in diesem zerrissenen Wams noch so vergnügt sein könnt, während mir vor Frost alle Zähne im Munde klappern und ich doch fest und gut bekleidet bin."

„Ei, wie!" entgegnete der Krieger erstaunt, „ist es denn kalt? Ich habe noch nichts davon verspürt."

„Das merke ich," sagte der Edelmann, „und deshalb eben sollt Ihr mir sagen, wie man das macht. Wenn Ihr mich das lehren wollt, will ich Euch einen Anzug schenken."

„Hm," machte der Landsknecht, „Junker, erst den Anzug und dann die Lehre."

„Gut, so begleitet mich hinüber nach meiner Wohnung dort."

Vergnügt ging der Landsknecht neben dem Pferde her. Als er dann den Anzug erhalten hatte, sagte er pfiffig: „Seht, Junker, um nicht zu frieren, gibt es ein sehr einfaches Mittel: Zieht alle Eure Kleider an, so werdet Ihr den Frost nicht spüren; denn weil ich eben alle meine Kleider anhabe, so friert mich nicht."

Der betrogene Bettler.

Drei Landsknechte zogen auf der Landstraße durch einen Wald und begegneten einem Bettler, der einen ganzen Beutel voll Brot trug. Sie hielten ihn an und verlangten, daß er ihnen, da sie sehr hungrig seien, von seinem Brot mitteilen sollte.

Des weigerte sich der Bettler, aber sie machten wenig Federlesens mit ihm, wie das die Gewohnheit der Landsknechte ist: sie nahmen ihm den Beutel einfach fort und warfen zur Strafe für seine Hartherzigkeit den leeren Beutel auf einen Baum hinauf. Dann legten sie sich unter dem Baume ins Gras und dachten einen friedlichen Schlaf zu tun.

Der Bettler war indessen eilends in die nahe Stadt gelaufen und klagte dem Amtmann, daß ihn drei Landsknechte auf der Landstraße im nahen Walde überfallen und ihm nicht allein sein mühsam erbetteltes Brot, sondern auch zwanzig Gulden bares Geld geraubt hätten. Ein solcher Überfall in nächster Nähe der Stadt war so unerhört, daß der Amtmann, obgleich der Kläger nur ein armer Bettler war, doch sogleich mit einigen Knechten zu Pferde stieg und den Räubern nachsetzte.

Die Landsknechte lagen noch immer unter dem Baume und fanden sich aus ihrem Mittagsschläfchen sehr unsanft aufgeschreckt. Mit Erstaunen hörten sie aber, wessen sie von dem Bettler angeklagt worden seien. „Daß ihr ihm das Brot genommen habt, das möchte euch allenfalls hingehen, denn wer weiß, ob er's nicht selbst gestohlen hat; daß ihr ihn aber auch seines mühsam zusammengebettelten Geldes, in Summa zwanzig Gulden, beraubt habt, das sollt ihr nun entgelten. Das ist frecher Straßenraub, und deshalb werdet ihr mir nun folgen."

„Herr," antwortete auf diese strengen Worte der eine der Landsknechte, „was Ihr da von zwanzig Gulden sagt, davon ist uns nichts bewußt. Daß wir ihm das Brot genommen haben, weil er uns nichts davon abgeben wollte, obwohl er doch selber von der Mildtätigkeit anderer Leute lebt, das gestehen wir gerne zu. Sonst war aber nichts in dem Beutel enthalten, und Straßenraub liegt uns fern."

„Das sind Ausreden, mein Lieber, wie sie in solchem Falle ein jeder braucht," sprach der Amtmann. „Ihr werdet mir unweigerlich folgen, man wird euch untersuchen, und da werden sich dann die zwanzig Gulden wohl finden."

Im Bewußtsein ihres guten Gewissens verteidigte der Landsknecht sich und seine Kameraden: „Herr, dort über uns auf dem Baume hängt der Beutel noch. Laßt ihn herunterholen, und es wird sich zeigen, ob der Kerl die zwanzig Gulden hineingelogen hat oder ob sie noch darin sind."

Der Amtmann ließ den Beutel von einem der Knechte herunterholen, und es fanden sich die zwanzig Gulden richtig darin, aber sorgfältig eingenäht. Da lachte der Amtmann, schenkte den Landsknechten einige Gulden als Zehrgeld auf den Weg und behielt das übrige für sich. Dem Bettler blieb nur das Nachsehen.

Die Welt will betrogen sein.

In Frankfurt a. M. ließ einst ein Abenteurer austrompeten, daß er jedermann für einen Weißpfennig gescheiter machen könne. Alle Leute erstaunten über diese Kunde und wurden neugierig, dieses Wunder kennen zu lernen, und als er seine Bude eröffnet hatte, entstand bald ein förmliches Gedränge von Menschen, die dafür einen Weißpfennig opfern wollten.

Es wurde aber immer nur einer eingelassen und in eine Kammer geführt, die zwei Türen hatte, einen Eingang und einen Ausgang. In dieser Kammer saß der Wundermann und sprach zu dem Eingetretenen: „Lieber Herr, Ihr habt gehört, daß ich um einen Mainzer Weißpfennig, den Ihr am Eingange richtig erlegt habt, jedermann gescheiter, daß heißt also vernünftiger machen will, als er bis jetzt gewesen ist. Es genügen dazu drei Weisheitsregeln, die ich Euch somit zu geben habe:

„Erstens achtet darauf, wenn Ihr irgendwo zu Gaste geladen seid, daß Ihr Euch stets nur in der Mitte des Handtuches abtrocknet, denn wenn Ihr den unteren Teil dazu benutzt, so kann es geschehen, daß Ihr wieder schmutzig werdet, weil dort sich nach alter Gewohnheit viele Leute abtrocknen und außerdem beim Auskehren der Stube mancherlei Staub hängen bleibt; trocknet Ihr Euch aber oben ab, so läuft auch das Wasser in die Ärmel hinein; also immer hübsch in der Mitte.

„Zum zweiten müßt Ihr ein Glas Wein, das Euch angeboten wird, immer bis auf den Grund leeren, dann habt Ihr immer ein frisches Glas vor Euch stehen und braucht nicht zu fürchten, daß ein anderer mit vielleicht unsauberem Munde daraus getrunken haben kann.

„Zum dritten müßt Ihr, wenn Ihr über Land reiset, immer auf der geraden Fahrstraße bleiben und Euch um keinen Nebenweg kümmern; dann werdet Ihr, wenn Ihr eben Weg und Steg nicht kennt, sicherlich Leute treffen, die Euch zurechtweisen können, so daß ihr unbeirrt weiter kommt.

„So, das sind die drei Weisheitsregeln, die ich für einen Weißpfennig jedermann zu lehren versprochen habe. Wenn Ihr sie getreulich befolgt, so wird es Euch nie gereuen, dafür einen Weißpfennig bezahlt zu haben."

Wunderte sich nun jemand über diese Albernheiten und sprach wohl gar davon, daß er zum Narren gehalten worden sei, so sagte der Mann ganz ruhig: „Wenn Ihr hinauskommt, lieber Mann, und danach gefragt werdet, was ich Euch gelehrt habe, so rate ich Euch, nichts davon zu sagen, damit Ihr nicht allein als der Narr geltet. Außerdem aber, lieber Herr, müßt Ihr zugeben, daß Ihr durchaus gescheiter geworden seid, denn Ihr werdet von jetzt ab wohl nicht jedem hergelaufenen Landstreicher glauben, was er behauptet."

Danach öffnete er die Ausgangstür und ließ den verblüfften Gast hinaus. Der hütete sich wohl, zu erzählen, was ihm widerfahren sei, sondern pries im Gegenteil den Mann und konnte gar nicht genug rühmen, was für ein wunderbarer Mann das sei. So erhielt der Betrüger immer mehr Zulauf und nahm viel Geld ein.

So ist aber einmal der Lauf der Dinge: die Welt will betrogen sein.

*   *
*

(Nach Hans Cumpan von Schleusing [Michael Lindner] „Der Erste Theyl Katzipori", 1558.)

Ein kunstreiches Muster, Gedichte zu machen.

Die Stadt Erfurt, eine uralte germanische Siedelung, die im Jahre 805 von Karl dem Großen zu einem Stapelplatz für die slavischen Völker erhoben wurde, war im Mittelalter eine Stadt von hoher Bedeutung. Sie hatte eine Hohe Schule, wie damals die Universitäten hießen, die sich des glänzendsten Rufes erfreute, und so galt die Stadt mit Recht allgemein als ein Mittelpunkt des geistigen Lebens aller sächsischen Lande.

Auf dieser Hohen Schule lebte ein alter Bacchant. So, oder auch Vagant und Goliard nannte man die von einer Lateinschule zur andern wandernden Schüler, die kein ständiges Amt inne hatten, das ihnen Lebensunterhalt gewährt hätte, und deshalb ein unstetes, vagabundierendes Leben führten. Dieser Bacchant, Groll mit Namen, erfreute sich unter seinen Genossen eines gewissen Ansehens, denn sie hatten Respekt vor seinen Jahren und vor den reichen Erfahrungen, die er auf seinen Wanderzügen gesammelt hatte. Mit seiner Gelehrsamkeit und seinem Wissen war es indessen nicht besser bestellt, als bei seinen Genossen, und so hat der Ver-

fasser des „Katzipori" gewiß recht, wenn er von ihm sagt, er sei „hoch in dem Namen, aber niedrig in der Kunst" gewesen.

Da begab es sich, daß er viel von einem Poeten Eoban Hesse hörte, dessen Carmina (Verse, Gedichte) als die trefflichsten der Zeit gerühmt wurden, daß es keinen zweiten gäbe, der in der Kunst Verse zu schreiben, ein so freier Mann sei, wie dieser Eoban Hesse. Den guten Bacchanten ergriff ein brennendes Verlangen nach dieser so viel gerühmten Kunst, aber er wußte doch nicht, wie er es anfangen mußte, Verse zu machen, und unter seinen Genossen und auf der ganzen Hohen Schule war niemand, der ihm dazu hätte eine Anleitung geben können.

Dennoch sollte sein brennendes Verlangen gestillt werden. Ein Zufall wollte es, daß ihm eines Tages ein Psalter in die Hände fiel, den derselbe Eoban Hesse jüngst hatte „in Druck ausgehen" lassen. Hoch auf sprang der gute Groll vor Freuden, denn er vermeinte, daß es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen fiele. Er sah, wie die Verse so schön in lange und kurze Reihen gesetzt waren, und dies schien ihm das große Geheimnis der Dichtkunst zu sein, die er sich bisher als so außerordentlich schwierig gedacht hatte. Er frohlockte, wie nur je ein glücklicher Entdecker gejubelt haben mochte: „Halt! Da komme ich dir hier über deine Kunst. Da liegt das große Geheimnis schwarz auf weiß vor meinen Augen, und ich brauche nur dasselbe zu tun, so habe ich, was ich so lange ersehnt und gesucht habe."

Gesagt, getan! Er nahm einen Reisbesen her und machte aus den Reisern kleine Hölzlein, mit denen er die Länge der Zeilen, der großen wie der kleinen abmaß. Dann setzte er sich eilends hin, um die Gedanken, welche in seinem Kopfe rumorten, niederzuschreiben und gab sich unendliche Mühe, die Zeilen seiner Niederschrift, halb lateinisch und halb deutsch, genau so lang zu machen, wie die Reishölzlein anzeigten. Demnach mußte es wohl eine saure Arbeit sein, wie der Bacchant in seinem ganzen Leben noch nicht unternommen hatte. Stundenlang saß er unverdrossen und vergaß Essen und Trinken darüber. Hier schoß eine Zeile über die Länge des Hölzchens hinaus, dort blieb eine dahinter zurück, und immer aufs neue mußte der Versuch wiederholt werden. Endlich aber war doch alles, wie es sein sollte, die Hölzchen paßten genau auf die Zeilen, und als nun die Arbeit vollendet war, schrieb er sie schön ab, denn er konnte ziemlich gut malen.

Ohne allen Verzug packte er nun sein Kunstwerk fein säuberlich ein und machte sich auf den Weg von Erfurt nach Nürnberg, dem Wohnsitz des Eoban Hesse, um diesen berühmten Poeten aufzusuchen und ihn um sein Urteil zu bitten. Er hatte ihn in Nürnberg bald gefunden, begrüßte ihn als einen Kunstgenossen und überreichte ihm sein Carmen. Der Poet las, nickte hier und schüttelte da mit dem Kopf, und als er zu Ende gelesen, fragte ihn Groll in aller Bescheidenheit, ob er dieses Carmen, das genau nach dem Muster eines der seinigen gemacht sei, für ebenso gut oder besser als seine eigenen Gedichte halte. Eoban Hesse mochte ein gutmütiger Mann sein, denn er enthielt sich eines Urteils, klopfte aber dem Bacchanten auf die Schulter und verhieß ihm, daß er mit der Zeit ein Mann werden würde.

Da schwoll dem Bacchanten der Kamm, und um seine Gelehrsamkeit zu beweisen, sagte er wichtig: „Ja, ich weiß wohl, es stehet im Donat und nicht in der Grammatik. Aber ich meine, das ist gleich, denn beide sind schier Geschwisterkind, da in beiden dekliniert und konjugiert wird. Und der Donat steht doch noch weit über der Grammatik, denn die Buben haben ihn mehr in der Schule, als diese."

Auch das mußte Eoban Hesse zugeben, daß die von den Gelehrten nicht für vollwertig erachtete lateinische Grammatik von Älius Donatus von den Schülern ungleich mehr gebraucht wurde, als die eigentlichen klassischen Grammatiken von Diomedes und andern.

So war denn also der Versuch des Bacchanten offenbar zu seiner höchsten Befriedigung ausgefallen, und er durfte sich für einen höchst bedeutenden Mann halten. Im „Katzipori" wird berichtet, daß er „hernach ein feiner Mann wurde", Schulmeister in Schkeuditz gewesen ist und auch sein Leben, das er offenbar als sehr wichtig für die Menschheit ansah, selbst beschrieben hat. „Und wenn er am Leben geblieben wäre," heißt es zum Schluß, „und hätte den Vergil ganz verteutscht, so hätte er einen großen Nutzen geschafft. Denn jetzund läßt man das Lateinische liegen, und die Teutschen wollen nur Griechisch reden, aber auf polnische Art, und können letztlich — gar nichts."

* * *

(Nach Valentin Schumann: „Nachtbüchlein", 1559.)

Er sucht den Esel und reitet darauf.

In Thüringen lebte einst ein Bauer, welcher einem Junker von den Früchten seines Gutes zu zinsen hatte. Die Burg dieses Edelmannes lag hoch oben auf einem Berge, wo hinauf mit einem Wagen nicht zu kommen war. Der Bauer belud also, da der Zins fällig war, seine sieben Esel mit den Säcken und trieb sie den Berg hinauf.

Er brauchte nicht lange zu warten, bis ihm das Tor geöffnet wurde, „denn wenn einer bringt, so wird ihm viel eher aufgetan, als wenn er haben will". Die Esel wurden abgeladen und es wurde ihnen Futter vorgeworfen, ebenso setzte man dem Bauern Butter und Käse und eine gute Kanne Bier vor. Nachdem er sich ordentlich gestärkt und auch die Esel ihr Futter verzehrt hatten, machte er sich auf den Heimweg, setzte sich auf einen der Esel und trieb die andern sechs vor sich her.

Als er in das Tal hinab kam und seine Augen seine Tiere überflogen, stutzte er, denn es zählte deren nur sechs, und es fiel ihm gar nicht ein, den, auf welchem er saß, mitzuzählen. Ei, dachte er, habe ich denn nicht sieben Esel gehabt? Da ist mir doch einer entlaufen, daß ich es gar nicht bemerkt habe. Da ward er besorgt um das entlaufene Tier und beeilte sich, nach Hause zu kommen. Hier stieg er gar nicht erst ab, sondern trieb die sechs Esel nur schnell in den Hof und wendete dann rasch um, den verlorenen zu suchen.

Überall fragte er, ob man nicht einen Esel gesehen habe, der ihm unter den Augen abhanden gekommen sei, aber wen er auch fragte, es hatte ihn keiner gesehen. Er ritt betrübt durch Feld und Wald, rief und schrie nach dem Tier, aber kein Esel meldete sich. Da blieb ihm denn endlich nichts weiter übrig, als auf seinem verlorenen Esel wieder heimzureiten.

Als ihn sein Weib empfing, fragte sie verwundert: „Aber, lieber Mann, wo bist du denn gewesen, da die sechs Esel schon so lange hier sind?"

„Denke dir meinen Jammer," antwortete der Mann traurig, „als ich von dem Berge unseres Junkers herabgeritten bin, ist mir ein Esel unter meinen Augen verloren gegangen. Nun habe ich ihn vergebens gesucht und weiß nicht, wohin er sich verlaufen haben könnte."

Da fing die Frau an von Herzen zu lachen, und als der Mann sie verwundert anblickte, sagte sie: „Aber Mann, wie ist dir! Ist denn dies hier nicht der siebente Esel, da doch sechs schon im Stall stehen?"

Da erst merkte der Bauer seine große Torheit und mußte in das Gelächter der

Frau herzlich mit einstimmen, daß er auf dem verlorenen Esel geritten war und diesen so lange gesucht hatte.

So ist das heute noch oft angewendete Sprichwort entstanden: Er sucht den Esel und reitet drauf.

* *
*

(Nach Joh. Peter de Memel: „Erneuert und vermehrte lustige Gesellschaft", 1656.)

Der hartnäckige Sünder.

Ein Pfarrer mußte an einem seiner Bauern die Erfahrung machen, daß er sich gegen eins der zehn Gebote fortgesetzt schwer versündige. Da mehrfache Ermahnungen nicht fruchteten, so nahm er sich vor, ihm einmal öffentlich das Gewissen zu rühren.

Als er am Sonntag die Predigt geendigt hatte, sprach er deshalb von der Kanzel herab: „Ich sehe hier unter meinen Zuhörern einen, der von seinen Sünden nicht ablassen will. Ich vermahne ihn hiermit ernstlich, daß er sich bekehre, oder ich muß ihn nächsten Sonntag mit Namen nennen."

Aber auch diese Drohung half nicht, denn am nächsten Sonntag wiederholte der Pfarrer dieselbe Ankündigung und warnte den Sünder zum zweitenmal. Es hatte aber auch diesmal keinerlei Wirkung.

Da kam der dritte Sonntag, und nach der Predigt sprach der Pfarrer: „Ihr wisset, meine lieben Zuhörer, wie ich einen verstockten Sünder hier zweimal ernstlich verwarnt habe, und es hat alles nichts geholfen. So will ich ihn denn auch heute nicht nennen, will ihm aber diesen Stein an den Kopf werfen, damit jeder wisse, welchen ich gemeint habe."

Dabei griff der Pfarrer in den Ärmel seines Priesterkleides, als ob er einen Stein herausnehme, tat dann, als ob er damit werfen wolle, und siehe da: nicht nur der Kopf des gemeinten Sünders, sondern auch noch eine ganze Anzahl von Köpfen bückte sich gleich ihm.

„Oho!" sagte da der Pfarrer, „ich meinte, nur einen solchen Sünder in der Gemeinde zu haben, aber nun sehe ich, daß deren mehrere da sind."

* *
*

(„Kurzweilige und lächerliche Geschichten", 1662. Nach der Erneuerung durch Heinrich Mehrkens.

Der Teufel als Ehemann.

Einmal wurde es dem Teufel in der fürchterlichen Glut der Hölle zu heiß, und er wollte sich auf der Erde ein wenig abkühlen. Fuhr also hernieder zur Erde und sah da ein hübsches, junges Weiblein daherkommen. Da fiel ihm ein, gehört zu haben, daß der Ehestand der Himmel auf Erden sein sollte, und er meinte, dies doch einmal versuchen zu können.

Er redete also das Weiblein an und sprach: „Was suchst du denn schon so früh am Morgen, mein hübsches Kind?"

„Ich suche einen Mann," antwortete das Weiblein.

„Ei sieh, das trifft sich gut," lachte der Teufel, „denn ich suche eine Frau, da könnten wir ja wohl ein Paar werden."

„Warum denn nicht?" sagte das Weiblein und betrachtete den Teufel von oben bis unten, der ihr sehr wohl zu gefallen schien. „Aber wer bist du denn?"

„O, ich bin nur der Teufel," antwortete dieser obenhin, fügte aber behutsam hinzu: „wenn du mich zum Manne nimmst, so soll alles geschehen, was du nur immer wünschest, denn meine Allmacht ist groß."

Das hörte das Weiblein gern, und da ihr der junkerhaft anzusehende Teufel anstand, so wurden sie bald einig und wurden Mann und Frau.

Als das geschehen, fragte der Teufel

behaglich: „Nun sage an, mein Weiblein, was ist dein Begehr?"

„Zur Hochzeit müssen wir ordentlich schmausen," sagte das Weiblein, „gehe also hin und bringe alles, was zu einem Hochzeitsmahle gehört: Wein und Braten und Wildbret, Fische und Vögel und noch etwas dazu."

Flugs ging der Teufel hin und brachte alles, was zu einem Hochzeitsmahle gehört: Wein und Braten und Wildbret, Fische und Vögel und noch etwas dazu.

Sie aßen, aber das Weiblein war gar nicht damit zufrieden, namentlich nicht mit dem Getränk und sagte: „Der Wein, den du da gebracht hast, ist saures Zeug, das schneidet ja ordentlich im Magen, und Braten und Wildbret könnten auch zarter sein. Aber laß es gut sein! Jetzt fahre über Stock und Stein und bringe mir einen heimlichen Schatz von Gold."

Und der Teufel fuhr hin über Stock und Stein und brachte einen heimlichen Schatz von Gold.

Da war es aber wieder nicht recht, denn nachdem das Weiblein den Schatz um und um betrachtet hatte, sagte es: „Hättest auch einen größeren Schatz bringen können. Aber nun lauf geschwind und hole mir dazu schöne Kleider."

Und der Teufel lief geschwind und holte dazu schöne Kleider.

Die waren nun aber wieder lange nicht schön genug, denn als sie die schönen Kleider angezogen, hatte sie daran überall auszusetzen, sagte aber endlich: „Nun spute dich und schaffe mir dazu einen Schmuck von Perlen und Edelsteinen."

Und der Teufel sputete sich und schaffte dazu einen Schmuck von Perlen und Edelsteinen.

Der Schmuck aber war wieder lange nicht kostbar genug, und in dieser Weise ging es nun fort. Immer wieder mußte der arme Teufel schnellstens etwas Neues herbeischaffen, aber was er sich auch plagte, es war dem Weiblein immer nicht recht und immer nicht gut genug.

Endlich aber riß ihm doch die Geduld, und in heller Verzweiflung rief er: „Da möchte ich aber doch am liebsten aus der Haut fahren."

„Nun, so fahre aus der Haut, du dummer Teufel!" lachte das Weiblein.

Das ließ sich denn der arme, weidlich geplagte Teufel nicht zweimal sagen. Er hatte genug von diesem Himmel auf Erden und fuhr aus der Haut und geradeswegs wieder in die Hölle zurück, hat auch seitdem nie mehr verlangt, diesen Himmel auf Erden noch einmal kennen zu lernen.

Der Weltregierer.

Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden wandelte, ging er einstmals mit St. Petrus über Feld, und wie sie bei einem Dorfe an eine Wegscheide kamen, blieb St. Petrus stehen und sprach zum Herrn:

„Meister, mich wundert deine Langmut. Du bist allmächtig und lässest in der Welt doch alles gehen, wie es geht: Frevel und Gewalt gehen über Recht; der Gottlose übervorteilt den Gottesfürchtigen, der Schalk den Gerechten und Frommen. Auch herrscht keine Ordnung mehr auf der Welt; alles geht durcheinander wie die Fische im Meer, wo immer einer den andern verschlingt: der Böse den Guten, der Gewalttätige den Friedfertigen. So steht es überall und an allen Enden bei klein und groß, und das siehst du alles und schweigst still und machst, als ob es dich gar nichts anginge, und doch könntest du allem Übel ein Ende machen, wenn du deine Herrschaft nur einmal in die Hand nehmen wolltest. Herr Gott! ich sollte nur ein Jahr Herrgott sein und die Gewalt haben wie du; ich wollt' schon anders regieren auf dieser Erde und aller Not

steuern mit weiser Hand: dem Wucher, dem Betrug, dem Krieg und Raub und Mord.“

Da sprach der Herr: „Petrus, glaubst du denn wirklich besser regieren zu können als ich?“

„Gewiß, Meister,“ antwortete Petrus, „ich würde schon besser Ordnung halten.“

Darauf sagte der Herr: „Gut denn, so sollst du heute für einen ganzen Tag Herrgott sein und die Welt regieren. Schaffe und befiehl, soviel du willst. Sei hart, streng, gütig oder mild; segne oder fluche; mache schön Wetter, Sturm oder Regen, Hagel oder Donnerwetter; bringe Hunger oder Durst, Krieg oder Pestilenz; kurzum, besorge mein ganzes Regiment.“ Und damit reichte der Herr St. Peter seinen Stab.

Petrus bedankte sich und nahm denselben wohlgemut aus der Hand des Herrn, und beide schritten fürbaß.

Da begegneten sie einem armen alten Weibchen; die ging barfuß und in zerrissenen Kleidern und trieb eine Geiß vor sich her auf die Weide. Als sie auf die Wegscheide kam, sprach sie zu ihrem mageren Tier: „Nun lauf' in Gottes Namen, daß dir kein Unglück widerfahre von Wölfen, Räubern oder Ungewitter. Ich muß an die Arbeit, damit meine Kinder was zu essen kriegen.“ Alsdann wandte sie sich um und ging ins Dorf; die Geiß aber lief der Straße nach.

„Petrus,“ sprach jetzt der Herr, „hast du das Gebet der Armen gehört? Du magst dich ihrer erbarmen. Weil du ja heute den ganzen Tag Herrgott bist, so steht es dir auch billig zu, daß du, wie das Weiblein bittet, die Geiß unter deinen Schutz nimmst und sie den ganzen Tag behütest, damit sie sich nicht verirre, noch falle, noch gestohlen oder von dem Wolf oder Bären zerrissen werde. Kurzum, sorge dafür, daß die Geiß auf den Abend unbeschädigt heim komme in ihren Stall.“

„Das will ich, Herr,“ sprach Petrus und nahm die Geiß in seine Hut und trieb sie auf die Weide. Nun fing aber für St. Petrus die Unruhe an. Die Geiß war jung und mutig und sprang über Stock und Stein, bergauf und bergab, durch Gesträuch und Gestrüpp, durch Gräben und Pfützen, und Petrus mußte mit Ächzen, Blasen und Schnaufen immer hinter ihr herlaufen, bis er sie endlich, schon spät am Abend und müde und matt vom Springen und Herumlaufen, heimbrachte in ihren Stall.

Wie nun Petrus mit betrübter Miene wieder zum Herrn kam, da sah dieser ihn freundlich an und sprach zu ihm: „Nun, Petrus, willst du mein Regiment noch länger in Händen behalten?“

Petrus antwortete: „Lieber Meister, nimm hier deinen Stab wieder zurück; forthin begehr' ich nicht mehr dein Amt zu verwalten; denn ich habe jetzt gesehen, daß meine Weisheit nicht einmal ausreicht, um eine Geiß zu regieren, und doch hatte ich mich vermessen, die Welt regieren zu wollen.“

* * *

(Nach Freimund: „Lustige Historien“, 1669).

Der betrogene Teufel.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte durch seinen Handel schon ein ansehnliches Vermögen erworben; manche nannten ihn sogar einen reichen Mann. Nach seiner eigenen Meinung hätte er das aber recht wohl sein können, wenn ihm von seinen Waren nicht immer so viel liegen geblieben wäre, was ihm dann wohl gar verdarb und weggeworfen werden mußte.

Das wurmte ihn ganz besonders, und eines Tages, als ihn wieder dieser fatale Verlust traf, rief er voll Verdruß: „Man möchte sich rein dem Teufel verschreiben, um alles absetzen zu können, da man doch

so viel Geld hineingesteckt hat, das nun wieder verloren ist.“

Male den Teufel nicht an die Wand, sonst kommt er gerannt, sagt das Sprichwort, und das traf in diesem Fall zu. Der Kaufmann hatte kaum die Worte gesprochen, da trat der Teufel höflich grüßend zur Tür herein und machte ihm ohne Umschweife das Anerbieten: wenn der Kaufmann sich ihm mit Leib und Seele verschreibe, so wolle er dafür sorgen, daß in zwanzig Jahren nie etwas von den Waren übrig bleiben solle. In seinem tiefen Unmut besann sich der Kaufmann nicht lange, und der Teufel fuhr mit der Verschreibung in der Tasche dahin.

Der Teufel hielt Wort, denn der Kaufmann mochte von Waren kommen lassen, was und wie viel er wollte, es blieb ihm nie etwas davon übrig, sie wurden stets bis auf den letzten Rest abgesetzt. Er gewöhnte sich endlich so daran, daß er kaum noch an die Verschreibung dachte, und wenn ihm einmal der Gedanke daran kam, so beruhigte er sich alsbald damit, daß es bis zur Verfallzeit ja noch lange hin sei.

Aber auch zwanzig Jahre rollen im Strom der Zeiten rasch dahin, und als die Zeit herannahte, wurde dem Kaufmann doch himmelangst. Diese Angst, daß ihn der Teufel nun holen würde, machte ihn krank, daß er sich ins Bett legen mußte.

Da besuchte ihn ein guter Freund, dem er sich in seiner Herzensangst offenbarte. Der aber lachte dazu und sagte: „Ich weiß eine Ware, die dir ganz sicher auf Lager bleibt, da sie dir niemand abkaufen wird.“

„Und das wäre?“ fragte der Kaufmann mit einem Schimmer von Hoffnung.

„Nimm dir drei alte böse Weiber auf Lager, und du wirst sehen, daß an diesen der Teufel seinen Vertrag nicht erfüllen wird; niemand kauft sie dir ab, und du bist ihn los.“

Da fühlte sich der Kaufmann neu belebt, sprang aus dem Bett und tat, wie ihm der Freund geraten hatte.

Es war nicht leicht, drei alte Weiber zu finden, wie sie für diesen Zweck sich besonders eigneten, und der Kaufmann mußte lange suchen. Endlich aber gelang es doch.

Die eine Alte war lang und dürr, bestand nur aus Haut und Knochen und hatte ein Gesicht, das für einen Totenschädel hätte gehalten werden können; ein paar tiefliegende, triefende Augen blickten grimmig über eine Adlernase hinweg, und in dem eingefallenen Munde war augenscheinlich kein Zahn mehr vorhanden. Die zweite war das gerade Gegenteil, kurz und rund von Körper und mit einem feisten Vollmondsgesicht, in welchem die kleinen Augen fast ganz verschwanden. Die dritte endlich war krumm und lahm, den beiden andern an Bosheit aber noch überlegen, und unter den dreien hörte das Keifen und Zanken den ganzen Tag über nicht auf.

Als nun kurz darauf der Teufel mit der Verschreibung grinsend zur Tür hereintrat, um ihn zu holen, sagte der Kaufmann: „Halt, Freund! erst mußt du deinen Vertrag erfüllen, daß ich alle meine Ware mit Vorteil verkaufe.“

Der Teufel war erstaunt, daß eine Ware vorhanden sein sollte, die nicht verkauft wäre. Als er aber die alten drei Weiber sah, die miteinander fürchterlich keiften, erschrak er und sprach: „Du hast mich geprellt, denn diese Ware wird selbst kein Teufel los.“ Sprach's und warf dem Kaufmann seine Verschreibung zerrissen vor die Füße.



Kurzweiliger Zeitvertreib.

(Nach Philander: „Der kurzweilige Zeitverkürzer“, 1702, dessen ganzer Titel lautet:

Der gantz neu-ausgeheckte
und nun zum Vor-Schein kommende
Kurtzweilige
Zeit-Verkürzer/
Welcher mit 700. auserlesenen
lustigen Hof-Reden/lächerlichen Schwäncken/
nachdencklichen Possen / nützlichen Erzehlungen / und artlichen Begebenheiten
also ausgeputzet/daß selbige bey Lust-liebenden Gesellschafften/vertraulichen Conversationen und angenehmen
Collationen / in gleichen auf Reisen / unter Melancholischen Grillen und Zeitpassirungen / können
gelesen und gebraucht werden.
Wie dann selbige allhier/ unter gewissen Titeln
befindlich/
Denen / die Maulhenkolischen Einfälle zu vertreiben begierigen/ Lesern
Zur
Wohlzulässigen Geistes-Erfrisch- und
Aufmunterung in den Schrancken der Erbarkeit bestehend vorgestellt werden
Von einem/
Der sich nennet den Semper-Lustig und Nunquam Traurigen
PHILANDER,

Gedruckt unter der Presse im Jahr. 1702.

Der Prahlhans.

Ein Herr reiste mit einem Diener, der ein Meister in prahlhansigem Aufschneiden war und bei seinem Herrn sich einen guten Platz zu sichern meinte, daß er ihn mit den wundersamsten Dingen unterhielt, die er an fern gelegenen Orten gesehen und erlebt haben wollte.

Eines Morgens waren sie noch vor Tagesanbruch ausgeritten, als ihnen im Walde ein Fuchs quer über den Weg lief.

„Ei,“ rief der Herr, „das war ja ein recht großer Fuchs.“

„Pah,“ sagte der Knecht dagegen, „das war doch gar nichts. Ich hab' einmal einen Fuchs gesehen, der ist so groß wie ein Ochs gewesen.“

Der Herr sah den Knecht erstaunt an, sagte darauf aber nichts, und der Knecht meinte, daß dessen Verwunderung ihn gar nicht zu Worte kommen ließe und bildete sich darauf nicht wenig ein.

Indessen war der Tag angebrochen, und der fromme Herr verrichtete sein Morgengebet mit lauter Stimme, so daß der Knecht jedes Wort verstehen konnte. Da hörte er denn, wie der Herr u. a. auch bat, daß Gott ihn im Laufe des Tages insonderheit vor allen falschen und lügenhaften Reden behüten wolle, damit er wohl und glücklich über den gefährlichen Fluß kommen könne.

Der Knecht erschrak und fragte, nachdem sie ein Stück geritten, was es damit für eine Bewandtnis habe. Der Herr tat, als ob er diese Frage nur ungern beantwortete, als aber der Diener immer wieder davon anfing und sichtlich auch immer ängstlicher wurde, sprach der Herr und tat sehr geheimnisvoll: „Heute müssen wir durch einen Fluß reiten, in welchem alle unfehlbar ertrinken müssen, die desselbigen Tages gelogen haben.“

Der Knecht wurde ganz blaß, denn er empfand wegen der Fuchslüge einen Stachel in seinem Gewissen, und als sie an einen Bach kamen, durch den sie notgedrungen reiten mußten, weil keine Brücke darüber führte, bat er den Herrn, ein wenig zu verziehen, da er ihm etwas zu vertrauen habe. Danach forschte der Knecht, ob dies der Fluß sei, der die Lügner zu verschlingen pflegte? Er traue sich nicht durchzureiten, weil er sich zuvor in dem Gleichnis von dem Fuchs und dem

Ochsen ein wenig verstoßen habe: „denn der Fuchs ist nicht einem Ochsen, sondern nur einem jungen Rindlein gleich gewesen.“

„Ach, was geht mich der Fuchs an,“ sagte darauf der Herr ruhig, „doch ist dies nicht der Fluß, den ich zuvor erwähnt habe, bis zu dem haben wir noch einen ziemlichen Weg; vor diesem hast du dich nicht zu fürchten.“

Mit diesen Worten trieb der Herr sein Pferd an und ritt durch den Bach, und der Knecht ritt ihm nach.

Nach einiger Zeit gelangten sie wieder an einen Bach, und es wiederholte sich dasselbe Spiel. Der Knecht hielt und bat den Herrn, noch zu warten. Er habe wichtige und erhebliche Ursache zu fragen, ob dies der die Lügner strafende Fluß sei, denn er könne sich zwar der Größe des obgemeldeten Fuchses nicht mehr erinnern, halte aber doch dafür, daß er nicht so groß wie ein Rind, sondern nur wie ein säugendes Kalb gewesen sei.

„Nein, das ist noch nicht der Fluß,“ sagte der Herr, und beide ritten ohne Schaden durch das Wasser.

Nach längerer Zeit kamen sie an ein drittes Wasser. Da drehte sich der Herr um und sagte zu dem Knecht: „Dies ist nun der Lügen bestrafende und die Wahrheit beschützende Fluß.“

Der Knecht erschrak, daß er an zu zittern fing und sich kaum auf dem Pferde zu halten vermochte. Mit bebender Stimme sagte er: „Herr, ich muß Euch um Verzeihung bitten, daß ich Euch durch diesen Fluß nicht folgen kann, da ich mich nicht getraue, hindurch zu reiten, weil ich eine Lüge vorgebracht habe, indem der Fuchs, welchen ich in fernen Landen gesehen habe, nicht größer gewesen ist als der, welcher uns heute morgen über den Weg lief.“

Da lächelte der Herr und sagte: „Nun, wenn das der Fall ist, dann ist auch dieses Wasser nicht anders, als jedes andere Wasser, und pflegt die Lügner nicht umzubringen.“

So hatte der Herr den Diener durch die Furcht gezwungen, endlich die Wahrheit zu bekennen, und hat sich der Knecht ferner gehütet, sich seinem Herrn gegenüber mit lügenhaften Aufschneidereien wichtig machen zu wollen.

Der kluge Narr.

Eine Königin von Hispanien hatte einen kurzweiligen Narren, der sich einmal gegen die Prinzessin schwer vergangen hatte, so daß er sterben sollte. Als er dann ganz zerknirscht fragte, was für eines Todes? wurde ihm von der Prinzessin anheimgestellt, daß er selbst wählen sollte, welcher Tod ihm am leichtesten fällen würde. Der Narr dachte hin und her, erwägte alle Möglichkeiten, wie er vielleicht noch davonkommen könnte; aber nein, es mußte gestorben sein, für ihn gab es keine Rettung. Da wählte er denn: daß er hinaus aus Madrid auf das hohe Gebirge gebracht werden möchte, da wolle er sich in den Abgrund hinunterstürzen.

Es geschah nach seinem Wunsche. Er wurde hinausgebracht auf das Gebirge, und die Königin und die Prinzessin und viele Herrschaften fuhren mit, um Zeuge von dem Tode des sonst beliebten Mannes zu sein. Da stand er denn vor dem Abgrund, in den er hinabspringen sollte, trat bald bis nahe an den Rand und sah in die Tiefe, bald trat er wieder zurück, denn ihn schauderte vor diesem tiefen Grabe. Die andern sahen ihn gar wunderliche Gebärden machen. Jetzt klatschte er in die Hände, dann schlug er die Arme um den Leib, wie diejenigen tun, die im Winter frieren; dann schien er einen beherzten Anlauf zu nehmen, kam aber nur bis an die Ecke, als ob er nun hinabspringen

wollte, tat dies aber nicht, sondern kehrte nachdenklich wieder um.

Mit großer Spannung beobachteten die andern sein Gebahren, das er fort und fort wiederholte, bis endlich ein alter Rat, der bei der Prinzessin im Wagen saß, die Geduld verlor und ihm zurief: „Narr! wie lange machst du denn? Wie vielmal bist du nun gelaufen und springst doch nicht hinunter? Die Prinzessin wird schon unwillig."

„Hei," sagte der Narr, „du lieber alter Herr! Du bist klüger als ich und älter als ich, komm her! Fünfmal nur bin ich hinzu gelaufen, ich gebe dir zehn-, ja zwanzigmal des Laufens frei. Tue du nur den ersten Sprung; gefällt es dir dann, so will ich bald unten bei dir sein, du mußt mich aber erst rufen."

Über diese Aufforderung mußten die Königin und die Prinzessin herzlich lachen, und dem Narren wurde das Leben geschenkt.

Advokatenpraxis.

In einer namhaften Stadt führte ein Advokat eine Streitsache, die sich um einen geringfügigen Gegenstand von kaum zehn Talern an Wert handelte, schon jahrelang, und er hatte, da die Parteien sehr reich waren, außer den Sporteln auch manches namhafte Geschenk eingeheimst.

Dieser Anwalt hatte einen Sohn, den er auf der Universität auch die Rechte hatte studieren lassen, und da dieser Sohn nunmehr fertig war und nach Hause kam, übergab ihm der Vater mit andern Sachen auch diese, damit er sich vor Gericht einen Namen machen und auch eine eigene Praxis erwerben sollte. Der Sohn war die Gewissenhaftigkeit selbst, er studierte die Akten des Prozesses, über dem der Vater nun schon jahrelang arbeitete, mußte lachen über die ungeheure Einfachheit der Sache und brachte sie in einem einzigen Tage zu Ende.

Zufrieden mit diesem raschen Erfolge, eilt er nach Hause und bringt dem Vater die, wie er meint, hocherfreuliche Botschaft. Der Vater brummt nur vor sich hin, sagt aber nichts. Als es danach zu Tische geht, findet der Sohn lauter gedeckte Schüsseln, aber nichts darin.

„Was bedeutet das, lieber Vater?" fragt er erstaunt.

„Das bedeutet deine Zukunft, mein Sohn," antwortet der Vater, „wenn du in deiner Praxis so fortfährst, wie du heute angefangen hast. Ich habe mit der Sache, die du heute so rasch und schlagfertig zu Ende gebracht hast, meine Küche jahrelang erhalten und außerdem noch manche schöne Verehrung genossen, und das hätte wohl auch noch einige Jährchen so fortgehen können. Du aber hast sie, was freilich deinem Rechtsverstande alle Ehre macht, mit einem einzigen Schlage zu Ende gebracht, mir aber eine schöne laufende Einnahme entzogen. Fahre nur so fort, und du wirst dich bald nach einer andern Beschäftigung umsehen müssen."

Die verbreitetste Kunst.

Der Markgraf Nikolaus von Ferrara geriet einmal mit dem klugen, kurzweiligen Gonella in einen Streit über die Frage, welche von allen Künsten in der Stadt wohl am weitesten verbreitet sei und geübt werde?

Ohne sich zu bedenken, antwortete Gonella: „Die Kunst der Ärzte."

Das bestritt der Markgraf und sagte: „Du Affe! die Ärzte sind nicht so dick gesät, daß man sie von den Bäumen schütteln kann."

„Wollen wir eine Wette machen, gnädiger Herr?" lachte Gonella.

„Gern," sagte der Markgraf, „denn ich denke sie zweifellos zu gewinnen."

Da verhüllte Gonella Kopf und Gesicht und zog andere Kleider an, daß man ihn nicht wohl erkennen konnte. So vermummt stellte er sich vor die Kirchentür und heuchelte heftige Zahnschmerzen. Und was er erwartet hatte, das geschah: die meisten von denen, die da kamen, um die Messe zu hören, blieben bei ihm stehen, bedauerten den armen Menschen wegen seiner Schmerzen und gaben ihm ein Mittel an, welches ihn nach ihrer Versicherung unfehlbar davon befreien würde.

Gonelle lachte heimlich in sich hinein und schrieb die Namen dieser Leute auf einen Zettel. Als er so schon eine recht stattliche Liste in den Händen hatte, kam auch der Markgraf, und auch dieser wußte von einem Mittel gegen Zahnschmerzen, das er ihm als unfehlbar dringend empfahl. Gonella setzte den Namen des Markgrafen auf seiner Liste obenan.

Am Abend sagte Gonella zu dem Fürsten: „Gnädiger Herr, ich habe alle die Leute, welche in der Stadt die ärztliche Kunst verstehen und auch ausüben, in einem Register zusammengestellt und gedenke, daß ich unsere Wette gewonnen habe." Mit diesen Worten zog er die stattliche Liste derjenigen, die ein unfehlbares Mittel gegen Zahnweh wußten und anpriesen, hervor und überreichte sie dem Fürsten.

Nikolaus nahm die Liste, erblickte seinen eigenen Namen obenan und sah den andern verwundert an, denn er wußte nicht, was das bedeuten sollte.

„Erinnert Euch nur, Herr, daß Ihr heute morgen, als Ihr zur Messe ginget, bei der Kirchentür einen armen Menschen getroffen habt, dem Ihr ein treffliches Mittel gegen Zahnschmerzen dringend anempfohlen habt. Ihr müßt also zugeben, daß Ihr etwas von der ärztlichen Kunst versteht und sie bei Gelegenheit auch ausübt. Und das haben alle die Leute auch getan, die da auf der Liste stehen."

Der Markgraf mußte herzlich lachen und bekennen, daß Gonella die Wette gewonnen habe.

Speck als Heilmittel.

Ein Schmied in Westfalen litt an einem so hartnäckigen viertägigen Fieber, daß er einen Doktor holen mußte, ihn um Rat zu fragen. Der Doktor kam und verordnete ihm allerhand Medikamente, aber keines wollte helfen. Auch Speisen und Getränke ordnete er sorgfältig an, und als der Schmied ihn fragte, ob er denn nicht auch Speck essen dürfte, den er so gern habe, entwortete er: „Bei Leibe nicht, lieber Mann, das könnte Euch den Tod bringen."

„Und doch werde ich welchen essen, und wenn ich gleich darüber sterben müßte," sagte der Schmied verdrossen.

„Das mögt Ihr tun auf eigene Gefahr. Fahret wohl!" rief der Doktor unwirsch und ging seines Weges.

Nach etlichen Tagen dachte der Doktor wieder an den kranken Schmied. Er ging nach dessen Hause, traf den Knecht und fragte, wie es um den Meister stehe.

„Der ist in seiner Werkstatt und arbeitet," sagte der Knecht.

Verwundert ging der Doktor nach der Werkstatt, fand den Schmied kräftig arbeitend und anscheinend gesund und munter. Lachend begrüßte er den Doktor, der ihn erstaunt fragte: „Aber Mann, was habt Ihr denn angefangen und welches Heilmittel hat geholfen, daß Ihr so rasch wieder gesund geworden seid?"

„Ei, Speck habe ich gegessen," sagte der Schmied, „und das Fieber ist von mir gewichen."

Kopfschüttelnd, daß solch ein Mittel gegen das hartnäckigste aller Fieber hel-

sen könne, zog der Doktor seine Schreibtafel hervor und notierte: „Speck ist gut gegen das viertägige Fieber.“

Kurz darauf wurde er zu einem Engländer gerufen, der auch an derselben Krankheit litt, und er verordnete diesem nun ohne weiteres, daß er Speck essen solle. Das tat der Engländer, aber es bekam ihm so übel, daß er nach ganz kurzer Zeit starb.

Als der Doktor diesen bösen Erfolg des Mittels sah, zog er wieder kopfschüttelnd seine Schreibtafel hervor und schrieb hinein: „Speck gegen das viertägige Fieber ist gut für einen Westfälinger, aber nicht für einen Engländer.“

Die Schneider in der Schwertscheide.

Vor uralten Zeiten lebte in den Niederlanden ein ungeheurer Riese, vor dem sich alle Welt entsetzte. Wenn er sich auf dem platten Lande sehen ließ, so liefen die Bewohner erschrocken davon und suchten sich in die befestigten Städte zu retten. Da traten die Herren von den Generalstaaten zusammen und hielten Rat, wie sie dieser Gefahr begegnen könnten. Nach mancherlei Ratschlägen wurde beschlossen: da die Schneider vor Zeiten so viele ritterliche Taten getan, so sollten alle Schneider der Staaten, Meister, Gesellen und Lehrlinge, gegen diesen Riesen zu Felde ziehen.

So geschah es und kam aus allen Provinzen ein Heer von siebentausend Mann zusammen. Die waren ausgerüstet, der eine mit einer Schere, der andere mit einem Pfriem, der dritte mit einer Nähnadel, der vierte mit einem Zwirnsfaden, womit sie den Riesen zu binden gedachten, und man sah auch noch andere gleichartige Waffen. So zogen sie ins Feld, waren voller Mut und tranken einander ganze Fingerhüte voll Bier zu auf eine glückliche Viktoria.

Sie fanden aber keinen Feind, denn der Riese lag hinter einem dichten Gebüsch und schlief. Da ließen die Schneider einen Tambour kommen, der mußte Alarm schlagen, und auf seiner Trommel auch sonst noch viel Lärm machen, so daß die Schneider vor lauter Mut anfingen zu hüpfen.

Von dem Lärm erwachte aber auch der Riese, richtete sich hinter dem Busch empor und erblickte den Schwarm der Schneider. Da zog er sein Schwert, um die Störenfriede zu vertreiben, und ließ die Scheide hinter dem Busch liegen. Als die Schneider den ungeheuren Mann kommen sahen, mit dem fürchterlichen Schwert in der Hand, liefen sie toderschrocken auseinander und suchten sich in den Busch zu retten. Hier fanden sie aber keinen Ort zum Verstecken, ersahen nur das ungeheure Loch der Schwertscheide und krochen alle da hinein.

Nur der Trommler war geblieben und bearbeitete lustig sein Kalbfell. Diese Musik gefiel dem Riesen gar wohl. Er hörte also eine ganze Weile zu, kehrte dann hinter den Busch zurück und steckte sein Schwert in die Scheide. Da gingen alle die Schneider verloren, denn das scharfe Schwert zerschnitt sie allesamt. Der Trommler aber kehrte wohlgemut nach Hause zurück und erzählte den ganzen Verlauf dieses Schneiderfeldzuges von Anfang bis Ende.

Mantel oder Hose.

Ein Dorfküster gab einem Schneider einen alten Trauermantel mit dem Auftrage, ihm daraus eine Hose zu verfertigen, und unter der Bedingung, daß er ihm die übrig bleibenden Stücke wieder zustelle.

Nach einiger Zeit brachte der Schneider die fertige Hose, hatte aber die übrig gebliebenen Lappen, darunter einige recht ansehnliche, wohlweislich zu Hause gelassen.

Der Küster zeigte sich mit der Hose ganz zufrieden, fragte aber natürlich auch nach den übrigen Flecken.

„Es ist nichts übrig geblieben,“ antwortete der Schneider dreist.

Dem Küster wollte diese Antwort doch gar nicht in den Kopf. Er besah die Hose oben und unten, hinten und vorn, konnte aber beim besten Willen seinen gewesenen Mantel nicht darin finden, und schüttelte einmal über das andere den Kopf.

Endlich sprach er zu dem Schneider: „Sagt einmal, Meister, ist denn der ganze Mantel in diesen Hosen?“

„Der ganze Mantel ist dazu draufgegangen,“ versicherte der Schneider.

„Das hatte ich freilich nicht gedacht, als ich dir den Mantel gab,“ sagte der Küster. „So nimm denn nur diese Hose zurück, Meister, und stelle mir daraus meinen Mantel wieder her.“

„Wo denkst du hin, Gevatter,“ rief aber der Schneider entrüstet, „aus einem Mantel ein Paar Hosen machen, das verstehe ich meisterlich und macht mir so leicht keiner nach; aber aus einem Paar Hosen einen Mantel herstellen, das habe ich nicht gelernt.“

Sprach's und ging davon, und so war der arme Küster um die schönen Lappen betrogen.

Die große Tasche.

Die Fuhrleute im Schwabenland pflegten vor Zeiten sehr große Vorratstaschen mit sich zu führen, so daß mancher scherzweise sagte, sie führten darinnen wohl Haus und Hof mit sich.

Einstmals kam ein solcher Fuhrmann in eine Herberge und legte beim Essen die Tasche neben sich, die so viel Raum einnahm, daß sie einen ganzen Platz bedeckte. Als es ans Bezahlen ging, rechnete der Wirt ihm die Zehrung doppelt.

„Ja, wieso doppelt?“ fragte der Fuhrmann in heller Verwunderung.

„Weil du und deine Tasche so viel Raum am Tische eingenommen habt, muß ich eben für zween rechnen.“

Der Fuhrmann war verständig und wollte keinen Zank anheben, aber er gedachte bald an dem Wirt dafür Vergeltung zu üben.

Als er wieder in die Stadt kam, ging er in dieselbe Herberge und legte seine große Tasche wieder neben sich. Da nun die Speisen aufgetragen waren, sprach er: „So, Tasche, neulich habe ich gegessen, und du hast zugesehen und doch bezahlen müssen; heute wirst du essen und ich werde zusehen und doch bezahlen.“ Mit diesen Worten griff er zu, nahm von den aufgetragenen Speisen und stopfte in die Tasche, soviel hineingehen wollte.

Da kam der Wirt herbei und fuhr ihn an: „Wie soll ich das verstehen? Was fällt dir ein?“

„Ich tue nur, wie du es neulich gemeint hast, mein Lieber,“ sagte der Fuhrmann gleichmütig. „Da hat meine Tasche nichts verzehrt, und ich habe doch für sie bezahlen müssen; heute habe ich nichts verzehrt und werde doch wieder für zwei bezahlen müssen.“

So war die Unverschämtheit eines Wirtes empfindlich gestraft worden.

Ein schlimmer Gast.

Ein Fremder kam nach Friedberg, in der Wetterau gelegen, und kam in ein Wirtshaus, wo er über Nacht bleiben wollte. Es waren da auch mehrere vornehme Gäste eingekehrt, und da mit den Tellern geklappert wurde und gespeist werden sollte, gingen alle an den Tisch, nur der Fremde nicht.

Da trat der Wirt zu ihm und fragte

ihn, ob er denn nicht auch an den Tisch sich setzen und essen wolle?

„Solches zu zahlen, erlaubt mein Beutel nicht," sagte der Fremde bescheiden. „Wenn ich ein Stückchen Fleisch habe und eine Halbe Wein, dann bin ich schon zufrieden."

„Setzt Euch nur ruhig mit heran," nötigte aber der Wirt, „und esset mit den Herren. Es wird nicht so viel machen, und ich werde es mit Euch nicht so genau nehmen."

Der Gast ließ sich erbitten, setzte sich mit an den Tisch, ließ sich's wohlschmecken, und als die Mahlzeit beendet war, ging er zur Ruhe.

Als er nun am andern Morgen mit dem frühesten weiter wollte und von dem Wirt die Rechnung begehrte, nahm dieser die Kreide, und der Fremde sah zu seinem Schrecken, daß ihm zwei ganze Kopfstücke angerechnet wurden.

„Das ist wohl ein Irrtum von Euch, Herr Wirt," sagte da der Fremde.

„Wie könnte das ein Irrtum sein," rief der verschmitzte Wirt, „ich muß doch wissen, was ich meinen Gästen für ihre Zehrung anrechne."

„Ei, behüte Gott," entgegnete aber der Fremde, „wie vermöchte ich zwei ganzer Kopfstücke zu zahlen. Ich habe Euch gestern abend gesagt, daß ich nur ein Stückchen Fleisch und eine Halbe Wein zahlen könnte, habe keineswegs mit den vornehmen Herren zu Tische sitzen wollen, aber Ihr habt mich so hart und so lange genötigt, daß ich Euch zu erzürnen fürchtete, wenn ich es nicht täte. Zwei Kopfstücke kann ich nicht zahlen."

Da sagte der Wirt grob: „Wenn Ihr das nicht zahlen könnt, so müsset Ihr mir Euren Rock zurücklassen."

Der Fremde sah den Wirt ruhig an und sagte gelassen: „Herr Wirt, Ihr wisset vielleicht nicht, wer ich bin?"

„Nun, wer seid Ihr denn?" fragte der Wirt mit offenbarem Hohn.

„Ich bin der Schinder von Wisselsheim!" lautete die Antwort.

Da prallte der Wirt zurück und rief entsetzt: „Um Gotteswillen, lasset das niemand hören und schweiget still, damit die vornehmen Leute, die bei mir gespeist haben, es nicht hören, denn sonst möchte mein Haus in Verruf kommen und ich den größten Schaden haben. Geht geht! Die Zeche soll Euch ganz und gar geschenkt sein."

Des war der Fremde sehr zufrieden, und Philander fügt hinzu: „Allhier war ein Schinder zum andern kommen."

Ein Goldmacher.

Berlinger, ein Mann von Syrakus, niederen Standes, hatte schon in seiner Jugend den Anfang dazu gemacht, Leute zu betrügen und seinen Spielkameraden gegenüber meisterliche Proben seiner Schalkheit abgelegt. Seine Mutter war schon bei seiner Geburt gestorben, und als auch sein Vater das Zeitliche gesegnet hatte, war er zu einem Goldmacher gegangen, um von diesem die Kunst zu erlernen, durch welche man die Goldschätze, welche die Natur oder auch der Geiz in die Erde vergraben, zu entdecken vermag.

Mit diesem Meister schiffte er nach Afrika und wurde von Seeräubern gefangen. Bei diesen blieb er und nahm an ihren Raubzügen teil. Seine Beuteanteile hielt er sorgfältig zusammen, so daß er ein eigenes Raubschiff ausrüsten und Seeräuberei auf eigene Hand treiben konnte. Als er aber genug erbeutet hatte, wollte er sein Leben nicht länger aufs Spiel setzen, denn die Seeräuber wurden hart verfolgt, und er schwebte stets in der Gefahr, in einer bösen Viertelstunde alles, was er

zusammengeraubt hatte, und sein Leben obenein zu verlieren.

Er beschloß also, ein neues Leben zu beginnen. Sein Angesicht war von der Sonne verbrannt, sein langes, krauses Haar kohlschwarz wie seine Augen; dazu hatte er die afrikanische Sprache erlernt und konnte sich in seinem Vaterlande recht wohl für einen Mauren ausgeben. Er segelte also nach Malta, verkaufte hier sein Schiff, erwarb von einem türkischen Kapitän, der zum Christentum übergetreten war und den Namen Odoardo erhalten hatte, dessen Taufzeugnis, und nannte sich nun Odoardo von Afrika. Als solcher setzte er auf einem italienischen Schiffe nach Neapel über.

Hier hörte er, daß sich viele reiche Leute mit den geheimen Wissenschaften beschäftigten und besonders wurde ihm von einem reichen Manne, namens Caraffa, gesagt, daß der sich mit der Goldmacherkunst befasse. Da fiel ihm seine Lehrzeit bei dem Goldmacher ein, dem er eine Menge der dabei üblichen betrügerischen Kniffe abgelernt hatte, und er meinte, daß sich damit trefflich auskommen ließe.

Er warb einen Diener, der schon eine Zeit lang bei genanntem Caraffa bedienstet gewesen war, und wußte diesen ganz zu betören. Er wies ihm das Taufzeugnis vor, nach welchem er vom türkischen zum christlichen Glauben übergetreten war, und vertraute ihm an, daß in seiner Familie priesterlichen Geschlechts sich das Geheimnis, gewöhnliche Metalle in Gold zu verwandeln, fortgeerbt habe.

Der Diener mußte einen Destillierofen, Töpfe, Tiegel und was sonst zu dieser Kunst gehört, einkaufen und dann dem Meister zur Hand gehen. Dieser tat etwas Quecksilber in einen Tiegel und schüttete ein feinkörniges Pulver dazu. Dann wurde das Quecksilber verdampft, das weiße Pulver verschwand, und zurück blieb ein kleiner Fladen geschmolzenes Gold. Das erhielt der Diener zum Umwechseln und brachte dafür gemünztes Geld zurück.

Was Berlinger damit bezweckt hatte, das geschah: der Diener, welcher seines früheren Herrn vergebliche Versuche kannte, lief eilends zu Caraffa, um diesem mitzuteilen, daß er den Meister aller Meister gefunden habe, er erzählte ihm, was er gehört und gesehen. Caraffa wiederum hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Odoardo von Afrika aufzusuchen, und, um selber die Probe zu machen, erwarb er von ihm für eine nicht unbedeutende Summe etwas von jenem geheimnisvollen weißen Pulver, einigen Gerstenkörnern an Größe gleich.

Die Probe gelang vollkommen, und der Diener, der den Afrikaner genau beobachtet hatte, war auch dem Caraffa dabei behilflich, daß es ganz genau so gemacht wurde, wie jener es gemacht hatte. Das wurde sehr bald unter Caraffas Freunden bekannt, und sie kamen nun alle, einer nach dem andern, alle aber ganz insgeheim, zu Berlinger, um von ihm für schweres Geld von dem Pulver zu kaufen, dessen Geheimnis sie von ihm aber nicht erfuhren.

Sehr natürlich, denn sonst wäre ja der Betrug offenbar gewesen. Das Pulver war nämlich nichts weiter als reines, fein gefeiltes Gold, das, mit einer zähen, unschuldigen Masse zu feinen Körnern verrieben, unkenntlich geworden war. Wenn dann das Quecksilber verdampfte und die weiße Masse verschwunden war, so schmolzen die Goldspänchen zusammen, und es blieb in dem Tiegel ein Klümpchen geschmolzenes Gold zurück. So mußte die Probe also immer gelingen, und Caraffa und seine Freunde gaben eine Summe nach der andern für Proben von dem Goldpulver, in der Hoffnung, das Geheimnis kennen zu lernen, opferten Dukaten, Kleinode, Kunstsachen aller Art, um Millionen an Hoffnung einzutauschen. Und Berlin-

ger war schlau genug, diese Hoffnung immer mehr zu schüren.

Unter der Hand aber machte er durch andere alle die Kunst- und Wertsachen wieder zu Gelde, und als er eine große Summe beisammen hatte, übermachte er die Gelder auf Wechsel nach Rom und reiste hinterher, von da nach Venedig und endlich über die Grenze, da er sich in Italien nun nicht mehr sicher fühlte, denn mancher von den genasführten reichen Herren war nicht weit mehr vom Bettelsack entfernt.

Er kam nach Flandern, wo ein Herzog von Parma Statthalter war und bot diesem an, für einen bevorstehenden Krieg tausend Italiener auf seine Unkosten zu werben, wenn ihm für jeden geworbenen Mann eine bestimmte Summe gezahlt werden würde. Dies Anerbieten nahm der Herzog an, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und fertigte ihn mit den gebräuchlichen Werbebriefen ab. Als Offizier so gut wie unkenntlich, ging Berlinger nach Italien zurück und eröffnete in Florenz, wo er sich sicher wähnte, ein großes Werbebureau, das vielen Zulauf hatte.

Hier aber sollte ihn sein verdientes Schicksal erreichen. Caraffa, der an den Betrüger sein ganzes Vermögen verloren hatte und dem nichts weiter übrig geblieben war, als in Kriegsdiensten sein ferneres Fortkommen zu suchen, hatte von diesem Werbebureau gehört und war mit seinem Diener nach Florenz gekommen, um sich anwerben zu lassen. Er erkannte in dem Werbeoffizier augenblicklich den Erfinder des ihm so verhängnisvoll gewordenen Goldpulvers und eilte zum Großherzog, dem er die Vergangenheit des Werbers aufdeckte.

Der Großherzog ließ nun Berlinger allerdings verhaften, als dieser gerade im Begriff war, aus Florenz zu verschwinden, weil er Verdacht geschöpft hatte, daß Caraffa ihn erkannt haben könnte. Er ließ auch die vorhandenen nicht unbedeutenden Gelder mit Beschlag belegen; wenn Caraffa aber gehofft und geglaubt hatte, daraus wenigstens einen Teil seines ehemaligen Vermögens wieder zu erhalten, so hatte er sich geirrt, denn der Großherzog erklärte das Geld für Eigentum des Statthalters von Flandern.

So hatte Caraffa nur die Genugtuung, den Goldmacher, der ihn um sein Vermögen betrogen hatte, der verdienten Strafe zugeführt zu haben; denn mit Berlinger wurde kurzer Prozeß gemacht, und er endete als Galeerensklave.

Wie die Bauern die Tiefe eines Brunnens ausmaßen.

In einem wohlbekannten Orte ist ein tiefer Brunnen, der den daselbst wohnenden Bauern das Wasser gibt. Da ergab sich einmal die Notwendigkeit, daß dieser Brunnen gereinigt werden mußte. Zu diesem Zweck wurde der größte Eimer, der im Dorfe zu finden war, bestimmt, und dazu mußte nun ein Seil gekauft werden, an das der Eimer gebunden und hinabgelassen werden konnte.

Nun konnte aber keiner angeben, wie tief der Brunnen sei, man wußte also auch nicht, wie lang das Seil sein müsse, und wollte doch auch nicht überflüssig Geld ausgeben. Das gab nun viel Kopfzerbrechens und gar mancher abenteuerliche Rat trat zutage.

Da mußte der Rat des Dorfschulzen den Ausschlag geben; er war der klügste von allen, sonst hätte er ja auch nicht das Oberhaupt des Dorfes sein können. Er sagte: „Ein jeder unter uns weiß, wie lang er sei. Deshalb hänge sich einer an die Winde, um die das Seil sich drehen soll, der zweite hängt sich an dessen Füße, der dritte an die Füße des zweiten und so fort, bis des letzten Füße den Grund berühren, so wird uns am besten geholfen

sein. Wenn das geschehen, so können wir dann unsere Länge insgesamt zusammenrechnen und am besten wissen, wie lang das Seil sein müsse, das wir kaufen wollen; denn selbiges darf nicht länger oder kürzer sein als unsere Länge, die wir uns so aneinander gehängt haben, austragen wird."

Dieser Rat wurde angenommen und, nachdem der Schulze dafür gebührend belobt worden, wurde auch alsobald zur Ausführung geschritten. Der Schulze hängte sich mit den Händen an die Winde, ein zweiter kletterte an ihm hinab und hängte sich an des Schulzen Füße und so fort, bis der letzte nicht weit mehr von dem Grunde entfernt war.

Da empfand aber der Schulze ein solches Brennen in den Händen, daß er meinte, die Last nicht länger tragen zu können, wenn er die Hände nicht erst mal anfeuchtete. Er rief also in die Tiefe hinab: „Liebe Nachbarn, haltet nur ja recht fest und bleibt so aneinander hängen; ich muß mal erst in die Hände spucken, dann werden wir's sogleich geschafft haben."

Gesagt, getan, und über Hals und Kopf purzelten alle in den Brunnen hinab.

Maler und Bildhauer.

Ein Maler und ein Bildhauer hatten jeder ein schönes Kunstwerk vollendet, und jeder rühmte sich, daß das seinige das vollkommenere sei. Sie konnten darüber nicht einig werden, als aber der Bildhauer behauptete: daß das seinige das bessere sei, müsse ja ein Blinder fühlen, da griff der Maler diese Worte auf und machte den Vorschlag, sie wollten einen blinden Mann holen lassen und dem das Urteil überlassen.

Es wurde ein Blindgewordener geholt und ihm die Sache unterbreitet. Er ergriff zuerst des Bildhauers Figur, befühlte den Kopf und sagte gleich, das sei der Kopf, dann griff er an die Teile des Gesichts, an die Brust, den Leib, die Arme, die Beine, das Knie, die Füße, und nannte jeden Teil ganz richtig. „Ja," sagte er, „dieses alles kann ich fühlen, als ob ich mich selber befühle, und kann mich überzeugen, daß es die Figur eines Menschen sei, ausgenommen nur, daß sie von Holz ist."

Nun brachte der Maler sein Bild, und als der Blinde das befühlte, sagte er enttäuscht: „Dies ist ja nichts als ein Brett." Nun nahm der Maler seine Hand, führte sie über den Kopf und alle Teile des Leibes, indem er sie benannte. Da fragte der Blinde die Umstehenden: „Ist dies wirklich so, wie ich hier gehört habe?" Es wurde ihm von allen, auch von dem Bildhauer bestätigt.

Da sprach der Blinde: „Daß man die Gestalt eines Menschen aus Holz schneiden kann, wie ich mich vorhin überzeugt habe, das vermag ich mit meiner Vernunft wohl zu begreifen. Daß man dieses alles aber auf ein flaches Brett bringen kann, wie ihr ja alle versichert, daß es sei, und daß man nichts davon fühlen kann, das vermag ich nimmermehr zu begreifen. Ich vermeine demnach, daß dieses die größte Kunst sein muß, viel größer, als die andere."

Also hatte der Bildhauer verloren.

Der Esel als Wetterprophet.

König Ludwig der Elfte von Frankreich war ein gläubiger Verehrer der Astrologie, hielt sich auch einen besonderen Astrologen, dessen Aussprüche häufig die alleinige Richtschnur seines Handelns waren.

Eines Tages aber sollte der Glaube an die Unfehlbarkeit dieses Mannes gänzlich erschüttert werden. Der König wollte auf die Jagd reiten und befragte den

Astrologen wegen des Wetters, denn Regen war ihm im höchsten Grade unangenehm. Der Astrolog beruhigte ihn und versicherte, daß morgen zuverlässig schönes Wetter sein werde.

Wohlgemut ritt also der König mit seinem Jagdgefolge am Morgen aus. Da begegnete ihm vor dem Walde, in welchem die Jagd stattfinden sollte, ein Kohlenbrenner, der einen mit Kohlen beladenen Esel vor sich hertrieb.

Als dieser des Königs ansichtig wurde, trat er seitwärts des Weges, zog seine Kappe und sagte treuherzig: „Ei, Herr König, Ihr wollet auf die Jagd reiten. Ich möchte Euch raten, lieber umzukehren, denn es wird ein erschreckliches Wetter kommen mit Donnern und Blitzen, Sturm und Regengüssen.“

Der König hörte wohl die Warnung, aber er verachtete sie, denn was konnte ein so geringer Mann von den Geheimnissen der Natur wissen, da doch sein gelehrter Astrolog nichts davon prophezeit hatte. Er ritt also in den Wald hinein.

Die Jagd hatte aber noch nicht lange ihren Anfang genommen, da überzog sich der Himmel gar schnell mit finsteren Wolken, der Sturm erhob sich und jagte ein fürchterliches Wetter daher, wie es der Kohlenbrenner vorhergesagt hatte. Als der Regen in Strömen niederprasselte, die Blitze die Luft durchzuckten und der Donner schier unaufhörlich rollte, flog die ganze Jagdgesellschaft auseinander, denn jeder suchte nur sich selbst zu schützen und zu retten.

Bald war der König ganz allein, dem Unwetter preisgegeben, und wenn er nicht ein so gutes Pferd gehabt hätte, so wäre er wohl gar in Lebensgefahr gewesen. Das kluge Tier schlug den nächsten Weg zu seinem Stall ein, und so kam König Ludwig, obgleich ganz und gar durchnäßt und über und über mit Kot bespritzt, glücklich wieder nach Hause.

Des andern Tages sandte der König aus, den Kohlenbrenner zu erfragen und vor ihn zu bringen. Zitternd vor Angst, was ihm widerfahren würde, trat der einfache Mann vor den gewaltigen König. Doch dieser sprach gütig: „Du hast keinen Grund, dich zu fürchten, es soll dir hier nichts geschehen. Nun sage mir aber, wo hast du die Sternkunst gelernt?“

„Die Sternkunst?“ fragte der einfache Mann, der gar nicht wußte, was damit gemeint war. „Herr König, ich bin nie in die Schule gegangen, habe weder lesen noch schreiben gelernt und weiß nichts von einer Sternkunst.“

Der König begriff sogleich, daß der Mann seine Frage nach der Sternkunst gar nicht verstanden habe, und fragte deshalb wieder: „Nun, so wirst du mir aber sagen können, woher du gestern wissen konntest, daß ein so böses Wetter kommen würde, wie du mir verkündet hast, als ich in den Wald reiten wollte. Wäre ich deinem Rate gefolgt, so hätte mich das Wetter nicht betroffen.“

Nun begriff der Mann, was der König wissen wollte, und sagte: „Ei, Herr König, da habe ich einen wahrhaften Kalendermacher zu Hause, der mir noch niemals gelogen hat, sondern die Veränderung des Wetters pünktlich anzeigt.“

„Ei, Mann, wer ist denn dieser unfehlbare Astrologus?“ fragte Ludwig gespannt.

„Von einem Astrologus weiß ich nichts, Herr König. Mein Kalender ist nur mein Esel, den Ihr gestern gesehen habt, wie ich ihn mit Kohlen beladen vor mich hertrieb. Wenn ein Ungewitter oder schlimmes Wetter in der Luft liegt, so hebt er die Ohren, geht viel bedächtiger als sonst, streift an Zäune und Mauern und reibt sich daran. Das alles hat er gestern in sehr starkem Maße getan, daher wußte ich, daß ein sehr böses Wetter kommen würde, wie denn auch geschehen ist.“

„Wie der König solches gehöret,“ sagt Philander, „hat er befohlen, daß man seinen alten Astrologus fortjagen sollte, und hat dem Kohlenmann eine Besoldung geben lassen, damit er seinen Esel wohl und treulich wartete, sprechend: Ich will forthin keinen andern Sternseher, denn allein dieses Kohlenbrenners Esel gebrauchen.“

Der wahrsagende Bauer.

Ein Bauer, namens Krebs, hatte lange bei Kohl und Rüben froh und vergnüglich gelebt. Mit der Zeit aber kam ihm doch das Gelüste, zu erfahren, wie denen wohl zumute sein möchte, die gebratene Hasen, Fasanen, Rebhühner und dergleichen verzehrten und feine Weine dazu tränken. Nach und nach steigerte sich dies Gelüste zu brennendem Verlangen, und er ersann einen Plan, wie er dazu kommen könnte: Er wollte sich für einen Wahrsager ausgeben und als solcher in die Welt ziehen. Sollte dann jemand seine Dienste verlangen, so wollte er die Bedingung stellen, daß er drei Tage lang beherbergt und aufs köstlichste verpflegt werden müßte. Wenn der Betrug danach auch zutage trat und es etwa Schläge geben sollte, so würde ihm das nichts ausmachen, hatte er doch drei Tage lang herrlich und in Freuden gelebt.

Er reiste also in die Welt und kam in eine Stadt, wo er seine Dienste als Wahrsager anpries. Es währte auch wirklich nicht lange, da sandte eine reiche Frau zu ihm und ließ ihn holen. Ihr war ein köstlicher Diamant gestohlen worden, und sie wollte wissen, ob er ihr Auskunft darüber schaffen könnte.

„Das möchte wohl sein,“ sagte der Bauer, „aber die Sache wird Euch etwas kosten.“

„Wieviel?“ fragte die Frau.

„Nun, ich muß drei Tage Zeit dazu haben,“ antwortete der Bauer, „und während dieser Zeit müßt Ihr mich aufs beste verpflegen, sonst könntet Ihr es nicht zu wissen bekommen.“

Diese Bedingung war der reichen Frau ein kleines, und sie befahl ihrem Hausmeister, für alles nötige zu sorgen. So erhielt der Bauer eine eigene Kammer angewiesen, und noch an demselben Abend wurde er ganz herrlich bewirtet und ging danach schlafen.

Wie nun alles im Hause schlief, kamen die drei Diener der Frau zusammen, um zu beratschlagen, was sie beginnen sollten. Sie waren nämlich die Spitzbuben, welche den Diamanten gestohlen hatten, und fürchteten, daß der Wahrsager ihre Schandtat aufdecken würde. Sie fanden aber keinen andern Rat, als daß sie nichts dazu tun könnten und es abwarten müßten. Der Hausmeister hätte gar nicht nötig gehabt, sie am andern Morgen zu ermahnen, daß sie ja auf den Fremden recht achten sollten, das hätten sie ohnehin schon getan.

Vom Morgen bis zum Abend wurde der Bauer nun von einem der Diener mit allem umgeben, was das reiche Haus nur immer bieten konnte, und als er am Abend, nachdem er sich des süßen Weines voll getrunken, ins Bett gebracht wurde, sank er darauf hin und sprach: „O Himmel, sei bedankt, das ist einer!“ Damit meinte der Bauer nichts anderes, als daß er nun schon einen so köstlichen Tag verlebt hätte. Der Diener aber erschrak fürchterlich, denn er glaubte nicht anders, als daß der Wahrsager ihn als einen der Diebe gemeint habe, lief zu seinen Kameraden und erzählte es ihnen. Da wurden die drei Spitzbuben ganz bestürzt, denn sie zweifelten kaum noch, daß sie entdeckt seien, kamen aber überein, daß es am andern Tage der zweite Diener versuchen sollte.

Der zweite Tag verging wie der erste, und als der Bauer am Abend auf sein

Bett sank, rief er selig: „O Himmel, dir sei gedankt, daß ich den andern habe!“ Er meinte natürlich den andern Tag, der Diener aber glaubte, er meine ihn, und er und seine Kameraden wußten sich nicht mehr zu raten.

Am dritten Tage gab sich der dritte Diener ganz besondere Mühe um den Wahrsager. Die Gerichte waren noch trefflicher, die Weine noch köstlicher, und als er am Abend zu Bett gebracht werden mußte, sank er hin mit den Worten: „Gott sei gedankt, der dritte ist auch schon da. Nun begehre ich in der Welt nichts Besseres mehr. Saget der Frau, daß ich morgen mit ihr sprechen werde.“

Noch in der Nacht berieten die Diener, was sie nun tun wollten, kamen deshalb alle drei gleich am Morgen, als Krebs aufgestanden war, zu ihm, brachten ihm den gestohlenen Diamanten und baten ihn inständigst, da er doch alles wisse, daß er schweigen und sie nicht angeben möchte. Der Bauer, der schon nichts anderes als mindestens eine gehörige Tracht Prügel erwartet hatte, war im Herzen äußerst vergnügt, blieb aber ganz ernst und belobte die Diener, daß sie gekommen seien, es würde ihnen sonst übel ergangen sein. Dann befahl er ihnen, einen lebenden indianischen Hahn aus dem Hühnerhofe zu holen, und nachdem dieser gebracht worden, wickelte Krebs den Diamanten in ein wenig Teig und gab ihn dem Hahn in Gegenwart der Diener zu fressen. Der verschluckte ihn gierig und erhielt darauf seine Freiheit wieder.

Nun mußten ihm die Diener alle Umstände, wann und wie der Diebstahl sich zugetragen, ausführlich erzählen, und nachdem er ihnen versprochen hatte, sie nicht zu verraten, begab er sich zu der Frau des Hauses. Zu ihrem größten Erstaunen erzählte er nun der reichen Frau alle Umstände, wie er sie von den Dienern gehört hatte, und schloß: „Und diesen Diamanten hat ein indianischer Hahn verschluckt. Wollet Ihr mich nach Eurem Hühnerhofe begleiten, so will ich Euch den Hahn zeigen.“

Das tat die Frau sehr gern, und nachdem der Wahrsager den Hahn bezeichnet hatte, sprach er mit Zuversicht: „Lasset nur den Hahn töten und aufschneiden, so wird sich in seinen Eingeweiden der Diamant sicherlich finden.“

Das traf natürlich zu, und die Frau war so außer sich vor lauter Freude, daß sie den Bauern einlud, noch ein paar Tage ein Gast in ihrem Hause zu sein. Das ließ sich der Bauer natürlich nicht zweimal sagen, denn er zweifelte nicht mit Unrecht, daß er es in seinem Leben vielleicht nie wieder so gut treffen würde. Er lebte da also noch ein paar Tage weiter herrlich und in Freuden.

Inzwischen kam nun aber auch der Herr des Hauses heim, der verreist gewesen war, und hörte von seiner Frau mit hohem Erstaunen die wunderbare Diamantengeschichte. Er lachte jedoch dazu, denn er war ein aufgeklärter Mann, und vermutete sogleich, daß da irgend ein Betrug hinter stecke, nahm sich auch vor, alles daran zu setzen, die Sache aufzuklären.

Er begab sich also in die Küche und tat in eine Schüssel einen lebendigen Krebs, deckte die Schüssel zu und befahl den Dienern, daß sie dies verdeckte Gericht erst auf die Tafel bringen sollten, wenn die Mahlzeit bald zu Ende wäre. Dann lud er den Wahrsager zu Tische, und man speiste wiederum ganz köstlich.

Als die Mahlzeit fast zu Ende war, trug einer der Diener die verdeckte Schüssel herein und stellte sie vor dem Hausherrn auf. Dieser sah den Wahrsager mit nicht eben besonders freundlichen Augen an und sprach: „Nun, lieber Freund, sollt Ihr raten, was in dieser Schüssel ist. Könnt Ihr das nicht, so ist Eure Wahrsagerkunst erlogen, und ich erachte, daß die ganze Diamantengeschichte ein grober Be-

trug ist und werde Euch fünfhundert Stockprügel aufzählen lassen.“

Als der Bauer sah, daß die ganze Herrlichkeit für ihn nun dennoch sehr übel ausgehen würde, entfiel ihm aller Mut, und halb verzweifelt rief er aus: „O Krebs, nun wird es dir gelten!“ Da ließ der Herr den Deckel der Schüssel vor Schreck und Staunen an die Erde fallen, denn er hatte keine Ahnung davon, daß Krebs nur sich selber meinte, und da der Herr so wenig wie die andern den Namen des Wahrsagers kannten, so konnte er natürlich nur glauben, daß es mit der Wahrsagerkunst des Mannes seine volle Richtigkeit habe. Hatte er hier doch den augenscheinlichsten Beweis vor sich, daß es zwischen Himmel und Erde viele Dinge gibt, die auch der aufgeklärteste Mann sich nicht träumen läßt. Er hatte sich schon darauf gefreut, hier einmal einen unverschämten Betrüger ordentlich abstrafen zu können, und statt eines Betrügers sah er nun einen Mann vor sich, vor dessen Augen und unbegreiflicher Wissenschaft eine Sache, von der er durchaus nichts wissen konnte, so offen lag, als wenn er dabei gestanden hätte, wie der Krebs in die Schüssel getan wurde. Förmlich entsetzt starrte er einige Augenblicke den Mann an, dem eine so unglaubliche, geheimnisvolle Kraft innewohnte, faßte sich aber schnell, bat ihn vielmals um Entschuldigung wegen der mit ihm angestellten Probe und bat ihn nun auch seinerseits, einige Tage der geehrte Gast seines Hauses sein zu wollen, was sich der Bauer natürlich nur zu gern gefallen ließ.

Ob dem Bauern seine Wahrsagerkünste auch fernerhin gelungen sind, erzählt der Chronist nicht.



Der lustige Deutsche.

(„Der lustige Teutsche“ von Gottfried Rudolph von Sinnersberg. Hall 1729.)

Der Originaltitel dieser Schwanksammlung lautet:

Der
Lustige Teutsche
erweiset sich hier
in vielerley ungemeinen raren
und wunderbaren
Geschichten dieser Zeit/
Welche
An verschiedenen Orten in der
Welt/ bey Hohen und Niedern Stands-
Personen/ vielfältig sich ereignet und zugetragen haben.
Allen aufrichtigen Teutschen zur erlaubten Lustbarkeit und sonderbaren
Gemüts-Ergötzung mitgetheilet;
Auch noch
Nebst einem Anhang
verschiedener kurtzweiligen Begebenheiten
und anderer Sinn-reichen Redens-Arten
an das Liecht gebracht
Von
Gottfried Rudolph von Sinnersberg.

Hall/
Verlegts Johann Andreas Senffkorn. 1729.

Die übelbezahlte Zeche.

Acht Studenten gingen in ein Wirtshaus, begaben sich in ein oben gelegenes Zimmer und zechten da wacker. Ein jeder gab vor, sie tränken zum Abschied.

Als nun die Wirtin die Rechnung machte, sprach einer immer mehr als der andere: „Bruder, ich will bezahlen, wer weiß, ob wir unser Lebtag wieder zusammen kommen.“

So stritten sie lange hin und her, bis endlich einer sagte: „Wir wollen der Wirtin die Augen mit einem Schnupftuch verbinden; welchen sie dann ergreifen wird, der soll bezahlen."

Gesagt, getan. Wie aber die Frau Wirtin das Tuch vor den Augen hatte, schlich einer der Studenten nach dem andern stillschweigend davon, nachdem ein jeder ein vernehmliches „Pst — pst!" hatte hören lassen, was so viel als Stillschweigen bedeuten sollte. Die Wirtin vernahm denn auch bald nicht das geringste Geräusch mehr, sie war ja allein in der Stube und tappte nun mit vorgestreckten Händen vorsichtig umher, damit sie nicht etwa unsanft anstoße und sich wehe täte.

Der Mann der Wirtin, der die Gäste unten bediente und die Studenten einen nach dem andern zu seiner großen Verwunderung vorsichtig hatte die Treppe herunterkommen sehen, während sie doch sonst immer lärmend davongegangen waren, wurde endlich ungeduldig, daß seine Frau noch immer oben verweilte und nicht herunterkam, ihm zu helfen. Was hatte die allein noch oben in dem Zimmer zu tun?

Er lief also eilig die Treppe hinauf. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er die Tür öffnete und seine Frau mit verbundenen Augen und auf den Zehen mit äußerster Vorsicht in der Stube umhertappen sah. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, brauchte aber auch nicht lange zu warten, um die Lösung dieses Rätsels zu erfahren, denn die Frau hatte kaum das Geräusch bei dem Eintreten ihres Mannes gehört, als sie auch blitzschnell auf ihn zustürzte, ihn erhaschte und mit hörbarer Erleichterung ausrief: „Wahrlich, Herr, Ihr müßt nun die Zeche bezahlen."

Wie du mir, so ich dir.

In einem Amte hatte ein Bauer eine Rechtssache gehabt, und als dieselbe zu Ende war, bat er den Gerichtsschreiber um die Akta. Dieser gab ihm solche auch, und der Bauer sah zu seiner Verwunderung, daß die Schrift sehr weitläufig gestellt und fast der dritte Teil des schönen Papieres nicht beschrieben war.

„Ei, wie ist das, Herr Gerichtsschreiber," sagte er, „hier ist so vieles Papier gar nicht beschrieben, und doch soll ich es teuer bezahlen?"

Lächelnd antwortete der Gerichtsschreiber: „Ei, Bauer, das verstehst du nicht, das heißt Akta geschrieben."

Nun fand sich, daß der Bauer die Kosten aber nicht zahlen konnte, und er erbot sich, dieselben bei dem Gerichtsschreiber mit Arbeit abzuverdienen. Da gerade Arbeiter schwer zu haben waren, so war es der Beamte zufrieden, und er bestellte den Bauern zum Dreschen in die Scheune.

Der Bauer stellte sich pünktlich ein, legte aber die Garben ziemlich weit auseinander und schlug nur leicht darauf herum, so daß das halbe Getreide in den Ähren blieb.

Der Gerichtsschreiber kommt, sieht, wie der Bauer arbeitet und sagt verdrossen: „Aber was machst du denn? Heißt das gedroschen? Das halbe Korn sitzt ja noch in den Ähren."

Da antwortete der Bauer, ihn mit gleicher Münze bezahlend: „Herr Gerichtsschreiber, das versteht Ihr nicht, das heißt Akta gedroschen," ließ ihn stehen und ging davon.

Der kuriose Astronom.

Ein Schneider gab seinen Gesellen viel zu arbeiten, aber wenig zu essen. Das stellte er auf folgende Weise an.

Er ließ einen Brei von Grütze kochen und ringsum kleine, in der Mitte aber ein groß Stück Butter stecken. Wenn dies Gericht auf den Tisch gebracht wurde, sagte der Meister: „Haltet still, hier will ich euch den Lauf der Gestirne weisen." Er nahm auf etliche Brotbissen ein Stücklein Butter nach dem andern und erklärte dabei: „Seht, dies ist der Merkur, dies die Venus, dies der Mars, dies der Saturn", und so fort, bis er an die Butter in der Mitte kam, und dazu sprach er: „Und dies hier in der Mitte ist die Sonne." Nachdem er so das beste herausgefischt hatte, drehte er die Schüssel um und sprach: „Seht ihr, rund ist die Welt, nun könnt ihr auch essen."

Wenn danach das Fleisch aufgetragen wurde, machte er's so. Er hatte in der Küche zuvor die Fleischstückchen mit einem Zwirnsfaden aneinander geheftet. Wollten nun die Gesellen zugreifen, so rief er: „Halt, mir als dem Meister gebührt das erste Stück." Fischte er dann das erste Stück heraus, so kamen die an dem Faden hintennach, und in aller Gemütsruhe verzehrte er eins nach dem andern. Lachend sagte er dann zu den Gesellen: „Was euch nicht brennt, das blast ihr nicht." Der Frau aber befahl er, für die Gesellen Butter und Käse zu bringen, Fleisch könnten sie nicht vertragen.

Die Gesellen sannen darauf, einmal dafür Vergeltung zu üben, und die Gelegenheit fand sich bald. Es kam ein Fremder, um sich bei dem Meister einen neuen Anzug machen zu lassen. Zu dem sagten sie: „Herr, unser Meister macht gute Kleider, das ist wahr; aber er hat einen wunderlichen Kopf und ist ein grober Mensch; sehet Euch vor: wenn er mit der Faust auf den Tisch schlägt, dann kommt ihn seine böse Stunde an."

Nun haben die Schneider die Gewohnheit, wenn sie die Schere nicht gleich finden können, so schlagen sie mit der Faust auf den Tisch, dann klingt die Schere und ist sogleich gefunden.

Als nun der Meister gerufen wurde, fragte er den Fremden nach seinem Begehren. Dieser sagte: „Meister, ich habe von Eurer Geschicklichkeit gehört und möchte mir deshalb von Euch einen neuen Anzug machen lassen."

„Sehr gern," entgegnete der Schneider, „ich darf mich wohl rühmen, mein Fach zu verstehen, wie kein zweiter, das kann also gar bald geschehen."

Dann sah er sich nach der Schere um, erblickte sie nirgends und rief ärgerlich: „Junge, wo ist die Schere?" Dabei schlug er nach seiner Gewohnheit mit der Faust auf den Tisch.

Da gedachte der Fremde an die Worte der Gesellen und glaubte nicht anders, als dem Schneider käme soeben seine böse Stunde und er wollte Händel mit ihm anfangen. Da meinte er ihm zuvorkommen zu müssen, fiel ihm in die Haare und warf ihn zu Boden. Jämmerlich schrie der Meister: „Helft, Gesellen, helft! helft!"

Die aber antworteten: „Meister, was uns nicht brennt, dürfen wir nicht blasen! habt Ihr ja selbst gesagt."

Die einfältige Schildwache.

Ein einfältiger Soldat wurde auf Schildwache gestellt. Der sah einen Feind den Wall heraufklettern und rief ihm zu: „Du, bleib' unten, oder ich will's dem Korporal sagen."

Der Feind kehrte sich aber nicht daran, sondern kletterte weiter. Da rief die Schildwacht: „Korporal, kommt her! hier klettert jemand den Wall herauf."

Der Korporal kam schnell gelaufen, riß dem Soldaten die Muskete aus der Hand und schoß den Feind nieder, daß er den Wall hinunterrollte.

„Siehst du," rief die einfältige Schildwache ihm nach, „habe ich dir nicht gesagt, ich würde es dem Korporal sagen? Warum bist du nicht unten geblieben."

Der reinliche Studiosus.

Zu Dresden war ein Studiosus, der übertrieben reinlich war, in die Kreuzkirche gegangen und hatte ein Paar ganz neue Schuhe zum erstenmal an den Füßen. Während des Gottesdienstes begann es aber stark zu regnen, und was tut da der junge Mann, um seine neuen Schuhe nicht schmutzig zu machen?

Er zog ein paar Bogen Papier aus der Tasche und umwickelte die Schuhe nebst den Absätzen sorgfältig. Dann zog er sie wieder an und ging über die kotige Straße an eine Ecke, wo Tragsessel zu mieten standen. Hier dingte er einen und befahl ihm nach der Kreuzkirche zu gehen, während er selber hinterher spazierte. In der Kirche erst nahm er dann das Papier von den Schuhen, stieg in den Sessel und ließ sich nach Hause tragen, damit er trockenen Fußes von der Kirche heimkäme.

Der kaiserlich begnadigte Fuhrmann.

Wenzeslaus, deutscher Kaiser und König von Böhmen, traf einmal in der Gegend von Beraun in der Nähe von Prag einen Fuhrmann, welcher das ihm widerfahrene Unglück mit unzähligen Flüchen verwünschte. Sein mit Töpferwaren beladener Karren, den er von Beraun nach Prag führen wollte, war nämlich umgeschlagen und seine ganze Ware in Scherben gegangen.

Kaiser Wenzel, der, wie männiglich aus der Geschichte bekannt, sonst nicht eben zum Mitleiden, sondern im Gegenteil zur Härte, ja zur Grausamkeit neigte, hatte einmal eine menschliche Stunde, fühlte Mitleid mit dem armen Kerl und sagte ihm, daß er sich eine Gnade ausbitten sollte. Da hätte nun der Fuhrmann eine reichliche Entschädigung seines Verlustes erbitten können, was der Kaiser wahrscheinlich auch erwartet hatte, und er würde sie auch wohl erhalten haben. Der erboste Mann dachte aber anders und antwortete:

„Ich bitte nur um das einzige, Kaiserliche Majestät möchten befehlen, daß, weil dieser Weg so steinicht und ungleich ist, inskünftig von Beraun nach Prag nicht zwei, wie bisher geschehen, sondern drei Meilen gerechnet werden und die Töpfer gehalten sein sollen, den armen Fuhrleuten, denen auf diesem Wege die Karren so oft umschlagen, auch für drei Meilen zu bezahlen."

Der Kaiser lachte, aber es geschah, und man sagt, daß bei Strafe noch heute niemand anders rechnen soll, als daß Beraun und Prag drei Meilen voneinander entfernt sind.

Eine verfängliche Frage.

In einer gewissen Stadt kam ein Krämer in einen Buchladen und fragte, ob nicht Makulatur zu haben sei. Der Buchhändler gab zur Antwort, daß er für jetzt nicht damit dienen könne. Da tat der Krämer sehr naiv die weitere Frage, ob denn nicht bald wieder welche gedruckt würde?

Der Buchhändler sah den Mann erst groß an, ob er ihn etwa verspotten wolle, aber er erkannte wohl, daß es ihm völliger Ernst war, kratzte sich hinter dem Ohr und erwiderte sauersüß lächelnd: „Ja, mein lieber Mann, das kann vielleicht eher geschehen, als mir lieb ist."

Der öffentliche Dieb.

In einer großen Stadt wurde einmal ein vornehmes Familienfest gefeiert. Bei solchen Gelegenheiten pflegen sich auch mancherlei Leute einzufinden, die um eine Gabe ansprechen und dann auch wohl aus der Küche mit einem guten Bissen abgefertigt werden, damit die Herrschaft von ihnen nicht weiter behelligt werde. Bei besagtem Feste aber wurde dem Gastgeber der Kuriosität wegen gemeldet, daß draußen ein Mensch sei, der um ein Almosen angesprochen habe und sich seines Handwerks einen öffentlichen Dieb nenne.

„Ein ‚öffentlicher' Dieb?" fragte der Hausherr erstaunt, „hat man je so etwas gehört?"

„So bezeichnet er sich," antwortete der aufwartende Diener.

Die Gäste lachten, und man wurde neugierig, den kuriosen Menschen zu sehen und ihn eine Probe seiner Kunst ablegen zu lassen.

Der Mensch wurde hereingerufen, und hier bestätigte er mit aller Ruhe und allen Ernstes, daß er ein öffentlicher Dieb sei.

Aufgefordert, eine Probe seiner vorgeblichen Kunst abzulegen, verlangte er, daß man die vorhandenen sechs silbernen Becher füllen solle. Das geschah. Nun trank er einen nach dem andern aus und steckte einen nach dem andern in seine Taschen.

„Sehen Sie," sagte er dann, nachdem der letzte Becher verschwunden war, „so mache ich es."

„Aber Mann, das ist doch weiter kein Kunststück," sagte da einer.

„Auch kein Diebstahl," ein anderer.

„Wie könnt Ihr Euch da einen öffentlichen Dieb nennen? Es geschieht ja vor unser aller Augen, daß Ihr die Becher in Euren Taschen verschwinden laßt."

„Eben darum nenne ich es ja öffentlich," lächelte der Mensch mit einer Verbeugung. „Ich bin auch noch nicht zu Ende. Sehen Sie, nun gehe ich so davon."

Langsam, förmlich stolz ging er nach der Tür, öffnete sie, trat hinaus und ließ sie langsam hinter sich ins Schloß fallen.

Nun erwartete man, ihn jeden Augenblick wieder eintreten zu sehen. Als dies aber nicht geschah und man nachsehen ließ, war er über alle Berge und auf und davon.

Verblüfft sahen die Gäste einander an, denn der Mensch hatte seine Kunst vor ihrer aller Augen in der Tat öffentlich ausgeübt.

Der Vogelsteller und der Doktor.

Ein Doktor der Naturwissenschaften wollte gern einmal sehen, wie man es mache, Vögel zu fangen. Er ging deshalb zu einem Vogelsteller, dem er sein Anliegen vortrug und der sich gegen eine gute Belohnung auch bereitfinden ließ, ihn einmal auf den Vogelfang mitzunehmen; denn diese Leute halten sonst ihr Treiben sehr geheim, um nicht andern die von ihnen als günstig erprobten Stellen zu verraten.

Unterwegs schärfte der Vogelsteller dem Gelehrten ein, daß er an Ort und Stelle aber kein Wort reden dürfe, denn sonst würde ihre Mühe vergeblich sein. Nachdem der Vogelsteller seine Netze ausgelegt und auch sonst alles verrichtet hatte, um die Vögel anzulocken, legten sich die beiden Männer in eine Grube, damit die Vögel nicht durch ihren Anblick verscheucht würden, und es währte auch nicht lange, so waren viele der kleinen gefiederten Sänger da und pickten eifrig herum.

Da meinte der Doktor, der Vogelsteller gebe nicht acht und es wäre nun Zeit, das Netz zuzuziehen. Daher rief er laut: „Ziehe zu! ziehe zu!" und sogleich erhoben sich alle Vögel in die Luft und flatterten davon.

„Aber Herr Doktor," sagte der Vogelsteller ärgerlich, „Ihr müsset stille sein, sonst fangen wir keinen."

Sie warteten eine Weile und taten wie das erstemal. Und wieder rief der Doktor überlaut: „contrahe! contrahe!"

Da wurde der Vogelsteller ernstlich böse, aber der gelehrte Herr sagte verwundert: „Ja, wie denn, mein Lieber, verstehen denn die Vögel auch Latein?"

Bestrafter Geiz.

Ein Geizhals hatte ein Stück Tuch, kam zu einem Schneider und wollte daraus einen Mantel gemacht haben.

„Es ist doch Tuch genug?" fragte er.

„O, reichlich!" war die Antwort.

„Dann könnt Ihr vielleicht zwei Mäntel daraus machen?" fragte der Geizige.

„Warum nicht?" war die mit vieler Seelenruhe gegebene Antwort.

„Oder gar drei?" fragte der andere schnell und rieb sich die Hände.

„Auch das, wenn Ihr's haben wollt," sagte der Schneider.

„Nun, lieber Meister, so macht mir drei Mäntelchen aus diesem mächtigen Stück Tuch!" schmunzelte der Geizhals.

„Ganz wie Ihr wollt, Herr!" entgegnete der Schneider.

Der Tag wurde verabredet, an welchem die Mäntel fertig sein sollten, und als der Geizige sich pünktlich einstellte, fand er auch die drei Mäntelchen pünktlich fertig vor. Aber — es waren drei winzig kleine Affenmäntelein, die nicht einmal ein Kind hätte tragen können.

Da wurde der Geizhals fuchswild, schimpfte und tobte, aber der Schneider zuckte die Achseln und blieb dabei, der andere habe die Mäntelchen aus dem Tuche bestellt, müsse also auch das Macherlohn dafür bezahlen, während der Geizhals Schadenersatz für das verschnittene Tuch verlangte.

Die Sache kam vor das Gericht, und die Gerichtsherren mußten zwar herzlich lachen, aber doch beide verurteilen, den Schneider um seinen törichten Spaß zum Verlust des Macherlohnes und den Geizhals zum Verlust des verlangten Schadenersatzes, da der Schneider seinen Auftrag wörtlich erfüllt hatte.

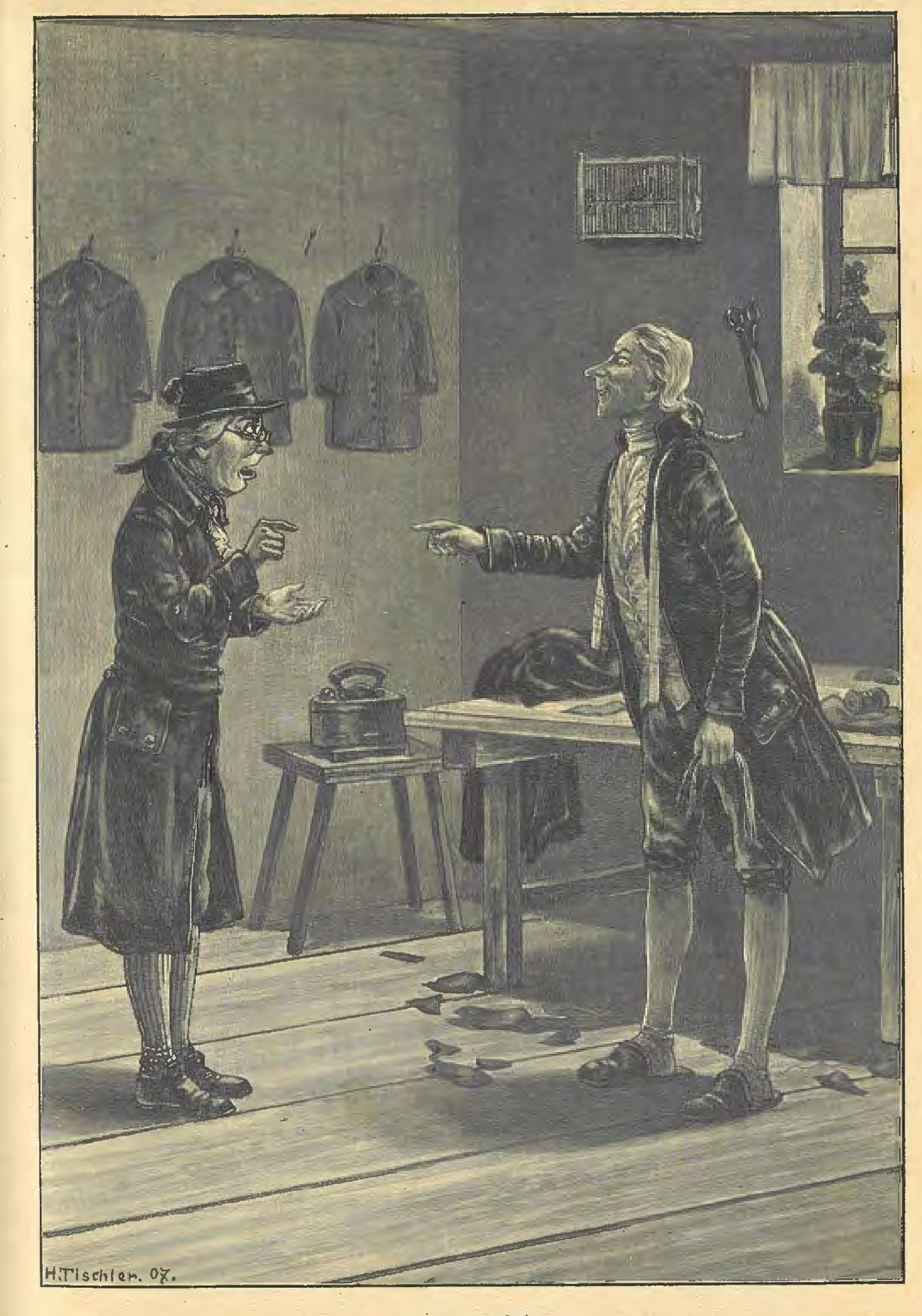
Der tröstlich gemachte Ring.

Ein Bauernbursche hatte sich in seinem Dorfe mit einem Mädchen versprochen, das er zu seiner Hausfrau zu machen beabsichtigte. Als er aber nach einiger Zeit unter die Soldaten gehen mußte, bat ihn das Mädchen, daß er ihr doch einen Ring machen lassen sollte, bei dessen Anblick sie seiner in den drei Jahren seiner Abwesenheit gedenken könnte. Gern wollte das der Bauer tun.

Er wanderte nach der Stadt, begab sich zu einem Goldschmied und verlangte, nachdem er einen passenden Ring gefunden, man sollte innen die Worte eingraben: Gute Nacht, liebes Gretchen! das müßte aber kläglich und doch auch fein tröstlich sein. Es wurde ein Tag festgesetzt, an welchem alles fertig sein sollte, und der Bursche bezahlte gleich, was der Goldschmied für den Ring und für das Eingraben der Worte verlangte.

Der junge Bauer fand sich an dem verabredeten Tage wieder bei dem Goldschmied ein. Da ihm das Lesen von solcher Schrift Schwierigkeiten machte, so bittet er, man möchte ihm die Worte vorlesen. Der Goldschmied erfüllt seine Bitte und liest die Worte frischweg.

Der junge Mensch macht aber ein langes Gesicht, schüttelt den Kopf und sagt halb traurig, halb unwillig: „Das ist aber nicht, Meister, was ich bestellt habe."



Bestrafter Geiz.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragt der Goldschmied erstaunt. „Ich habe die Worte: Gute Nacht, liebes Gretchen! hier eingraben lassen, und die habt Ihr doch bestellt.“

„Das wohl,“ entgegnete der Bursche, „aber ich habe Euch gesagt, daß die Worte kläglich und doch auch fein tröstlich sein sollen. Was Ihr da habt eingraben lassen, das klingt aber gar vergnügt.“

Der Goldschmied hätte beinahe laut aufgelacht, aber er zwang sich zu einem ernsthaften Gesicht, schwieg und schien tief nachzudenken.

Da zog der Bursche seinen Geldbeutel hervor und sagte: „Das müßt Ihr ändern lassen, Meister, hier habt Ihr noch einen Reichstaler.“

Der Goldschmied steckte den Taler ruhig ein und bestellte den Burschen auf zwei Stunden wieder. Dieser stellte sich pünktlich ein, und nun las ihm der Meister die Worte recht kläglich, indem er den Kopf in die Hände und die Augen betrübt verkehrte, unter mehrmaligem Schluchzen vor.

So war's dem Bauern recht, und seelenvergnügt ging er heim.

Der verspottete Rat.

In einer Stadt in Flandern lagen die Bürger mit dem Rat der Stadt längere Zeit in fortwährender Fehde. Wo einer den andern ärgern oder necken konnte, da geschah es nicht mehr als gern.

Einst hatte der Rat den Bürgern und Einwohnern der Stadt geboten, daß nach 8 Uhr abends niemand ohne Laterne über die Gassen gehen dürfe; wer ohne Laterne betroffen würde, der müsse zehn Gulden Strafe zahlen. Pünktlich gehorchten alle Bürger dieser löblichen Verordnung, nur war diese unnütz, denn es hatte niemand ein Licht in der Laterne, davon war ja in der Verordnung nichts zu lesen gewesen.

Wieder verordnete der Rat, daß jedermann auch ein Licht in der Laterne stecken haben müsse. Auch diese Verordnung wurde gewissenhaft befolgt: jedermann trug ein Licht in der Laterne, aber — keines brannte, und der Rat war so klug als wie zuvor.

Jetzt wurde die Strafe verdoppelt und verordnet, daß jedermann ein brennendes Licht in der Laterne tragen solle. Auch dies geschah; aber nun trugen die Bürger die Laterne mit dem brennenden Lichte unter dem Mantel.

Nun endlich erfolgte die vierte Verordnung, daß jedermann die Laterne mit dem brennenden Licht frei öffentlich und unverdeckt tragen müsse. Damit hörten denn auch die schalkhaften Bürger auf, ihren Rat ferner zu verspotten.

Der vergessene und wiedergefundene Name.

Einem Bauern wurden einst Erbsen gestohlen. Lange konnte er keinerlei Spur von dem Diebe entdecken, bis es ihm endlich gelang, denselben in einem Manne, namens Zorobabel zu ermitteln, der in einem entfernten Orte wohnte, welcher unter einer andern Gerichtsbarkeit stand. Selbstverständlich fiel es dem Bauern gar nicht ein, den Dieb unbestraft laufen zu lassen. Wollte er ihn aber fassen, so mußte er sich aufmachen und ihn dort bei seiner Obrigkeit verklagen.

Das sollte denn auch geschehen, und er machte sich auf die Reise. Unterwegs geschah es ihm aber, daß er den sonderbaren Namen des Mannes vollständig vergaß, und trotz aller Mühe, die er sich gab, konnte er sich nicht wieder darauf besinnen. Da er nun auch nicht wußte, wie er es anstellen sollte, denselben zu erfahren, blieb ihm nichts weiter übrig, als umzukehren,

denn die ganze Reise wäre ja vergeblich gewesen.

Da begab es sich, daß er eines Sonntags in der Kirche saß und andächtig den Worten des Predigers auf der Kanzel lauschte. Derselbe sprach über die Abstammung unseres Herrn und Heilandes und verlas das Geschlechtsregister, wie es in dem Evangelium Matthäi im ersten Kapitel verzeichnet steht. Er kam da an den zwölften und dreizehnten Vers, in welchen es heißt: „Nach der babylonischen Gefangenschaft zeugete Jechonia den Sealthiel. Sealthiel zeugete Zorobabel. Zorobabel zeugete Abiud" usw. Weiter hörte der Bauer nicht, denn er sprang plötzlich empor und rief, daß es durch die ganze Kirche schallte, voller Freuden: „Das ist der Schelm, der mir die Erbsen gestohlen hat. Zorobabel heißt ja der Schelm, ja, ja, nun will ich ihn schon kriegen."

Die Leute in der Kirche, die nichts von dem Zorobabelschen Diebstahl wußten, erschraken und entrüsteten sich sehr; die andern aber, die darum wußten, schlugen ein lautes Gelächter auf, trotz des heiligen Ortes.

Der Bauer aber lief zur Kirche hinaus, als ob ihm der Kopf brennte, setzte sich auf seinen Schimmel und ritt dahin, den Erbsendieb zu verklagen, dessen Namen er nun nicht wieder vergaß.

Ob es ihm gelungen, den Schelm zu fassen und strafen zu lassen, weiß man nicht.

Die Herren Profit und Reprofit.

Ein Wirt hatte einen Sohn, den er auf der Universität studieren ließ, der aber, wie das so auf Universitäten zu gehen pflegt, gar viel Geld für die Tabakspfeife und den Bierkrug verbrauchte; und doch wollte es immer nicht zureichen, bis der Vater ihm endlich mit einer Sendung schrieb: das sei nun das Letzte, eines Mehreren könne er sich künftighin nicht mehr vertrösten. Dessenungeachtet schrieb der Sohn nach einiger Zeit wieder um Geld und meldete dem Vater: die Herren Prosit und Reprosit hätten ihm sein ganzes Geld mitgenommen. Wohl oder übel mußte nun der Vater also wieder Geld senden.

Da begab es sich, daß nach einiger Zeit zwei Reiter bei dem Wirt einkehrten. Sie ließen sich Bier geben, und der Wirt hörte, wie der eine zu seinem Kameraden sagte: Prosit, Herr Bruder! worauf dieser erwiderte: Reprosit, Herr Bruder!

Aha, dachte der Wirt, sind dir die sauberen Burschen da ins Garn geflogen? Schnell lief er hinaus zu seinen Leuten und sagte zu ihnen: „Jetzt habe ich die Galgenvögel, den Prosit und den Reprosit, die meinem Sohn das Geld gestohlen haben. Nun merket auf: wenn ich rufe herein! so kommt eiligst und prügelt mir die Kerle, was das Zeug hält."

Als die beiden Fremden das Bier ausgetrunken hatten, begehrten sie ein zweites Glas. Der Wirt schenkte ein, und wieder hieß es: Prosit, Herr Bruder! und Reprosit, Herr Bruder! Da rief der Wirt: Herein! und die Knechte stürzten herein und fielen über die Reiter her. Die glaubten nun nicht anders, als daß sie unter die Mörder gefallen wären, zogen ihre Degen und hieben um sich. Das hatten die Knechte freilich nicht erwartet, und als sie die blanken Waffen sahen, nahmen sie Reißaus.

Die beiden Fremden aber gingen zum Richter und verklagten den Wirt wegen dieser unerhörten Gewalttätigkeit. Der Wirt wurde geholt, und auf Befragen erklärte er, daß er mehr als gegründete Ursache gehabt hätte, die Fremden stark bestrafen zu lassen, denn sie wären diejenigen, welche seinem Sohne das Geld von der Stube gestohlen hätten, und er beantrage nun, daß dieselben festgehalten und

ins Gefängnis geworfen würden, um ihnen den Prozeß machen zu können.

Die Fremden hörten mit heller Verwunderung diese Beschuldigung, leugneten natürlich und bekannten, daß sie weder den Sohn des Mannes kennten, noch je im Leben eines Pfennig Werts gestohlen hätten. Sie wiesen sich aus als vermögende Leute, die genug zum Leben und nicht nötig hätten, jemand um das Seinige zu bringen.

Der Richter mußte die vorgelegten Pässe der Herren als zu Recht bestehend anerkennen und wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte. Der Wirt aber beharrte auf seiner Beschuldigung, denn er könne die Tat aus den Briefen seines Sohnes erweisen. Er mußte nun die Briefe holen und vorlegen, und der Richter erkannte sogleich, was für ein wohlgeratener Sprößling der Herr Sohn auf der Universität war. Der Wirt sperrte freilich Mund und Nase auf, als er hörte, daß Prosit und Reprosit gar keine Namen, sondern nur gegenseitige Komplimente beim Trinken wären und deshalb natürlich eine ganz besondere Bedeutung bei den nächtlichen Gelagen der Studenten hätten. Es entstand ein großes Gelächter, und lange noch hatte er den Spott aller seiner Bekannten und Gäste zu tragen. Für den Überfall der beiden Fremden aber mußte er Abbitte leisten und wurde außerdem verurteilt, die Reiter samt ihren Pferden acht Tage lang umsonst zu beherbergen und aufs beste zu verpflegen.



Ein französischer Eulenspiegel.

(Nach: „Neuer Bienenkorb voller ernsthaften und lächerlichen Erzählungen. Cöln 1768.)

Um das Jahr 1530, als in Frankreich der König Franz der Erste auf dem Throne saß, lebte jenseits des Rheines ein witziger, in allen Volkskreisen beliebter Dichter namens Clement Marot, dessen humorvolle Verse ihm das Wohlwollen des Königs in einem sehr hohen Grade gewannen, so daß dieser ihn zu seinem Kammerdiener machte. Als solcher mußte er stets um den König sein, ihn sogar mit in den italienischen Krieg begleiten, wo er mit seinem Herrn in der Schlacht von Pavia gefangen wurde.

Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, beschuldigte man ihn protestantischer Ketzereien, und er wurde in Haft genommen, aus der ihn nur die Fürsprache des Königs befreien konnte. Dennoch fühlte er sich nun in Frankreich nicht mehr sicher und entwich in die Schweiz, wo er schließlich auch gestorben ist.

Galten Marots Gedichte bei den gebildeten Ständen als ein Muster der leichteren Dichtungsart, so wurzelte seine Beliebtheit im Volke aber vornehmlich in der leichtlebigen Art, wie er sich auch in den untersten Volksschichten zu bewegen verstand, und in den vielen lustigen und närrischen Streichen, die er ausführte und zu denen er stets aufgelegt war. Wo sich nur irgendeine Gelegenheit dazu bot, war er sofort bei der Hand, denn jemand einen Possen zu spielen, war sein größtes Vergnügen, und zahllos waren die lustigen Geschichten, die man sich, namentlich in Paris, von Clement Marot erzählte.

Hier sollen nur einige von diesen lustigen Streichen nacherzählt werden.

Marot und der Bürgermeister.

Einst hatte Marot in einer kleinen Stadt rechtschaffen gezecht, und wie das das bei trunkenen Leuten nicht ungewöhnlich ist, machte er auf der Straße störenden Lärm. Der Maire (Bürgermeister), welcher diesen Lärm ebenfalls hörte, ließ den Störenfried vor sich bringen, verwies ihm den Unfug und befahl ihm, „die Gassen zu räumen," widrigenfalls er ihn ins Gefängnis setzen lassen würde.

Marot vernahm diesen Befehl mit ehrerbietiger Verbeugung, und der Maire sah nicht, wie ihm der tolle Schalk aus den Augen leuchtete. Er verschaffte sich einen derben Knüttel, setzte sich auf sein Pferd, ritt in allen Gassen herum und trieb mit dem Knüttel jeden, den er antraf, ins Haus. Wer nicht gleich folgen wollte, den herrschte er an: „Weißt du Narr nicht, daß mir der Maire ausdrücklich befohlen hat, die Gassen zu räumen? Marsch ins Haus! oder der Knüppel soll dich lehren, dem Befehl des Gestrengen zu gehorchen."

Als dem Bürgermeister dieser neue Unfug gemeldet wurde, ließ er den Friedensstörer abermals ergreifen und wieder vor sich bringen. „Was fällt dir ein, du Narr, die Leute auf der Gasse in dieser unverschämten Weise zu belästigen?"

„Ja, wie denn," entgegnete aber Marot mit der unschuldigsten Miene von der Welt; „Eure Weisheit hat mir ja doch ausdrücklich befohlen, daß ich die Gassen räumen soll, und das habe ich wahrlich mit allem Fleiß getan."

Verblüfft sah der Bürgermeister den Dichter an, der ein sehr ernsthaftes Gesicht machte, polterte dann aber: „Hieß denn das, daß du die Leute von der Gasse wegprügeln solltest?"

Marot zuckte die Achseln und sagte: „Wenn es das nicht heißen sollte, so hätte Eure Weisheit sich deutlicher ausdrücken müssen; ich habe es so verstanden und mit allem Fleiße danach gehandelt."

Ob der Maire einsehen mochte, daß der Friedensstörer doch nicht so ganz unrecht habe, genug, er strafte ihn nicht, sondern sagte nur mürrisch: „Mag es für diesmal noch so hingehen, aber ich rate dir, daß du dich nun schleunigst aus dem Staube machst."

Marot verbeugte sich, und als er zur Tür hinaus war, mußte er herzlich lachen. „Nun wohl," sagte er sich, „also aus dem Staube soll ich mich machen, so werde ich an einen Ort gehen, wo gewißlich kein Staub vorhanden ist." So ritt er schweigend durch die Gassen bis zu einem offenen Ziehbrunnen, band da sein Pferd an, stieg in den Eimer und fuhr damit in die Tiefe hinab.

Hier erhob er nun ein fürchterliches Hilfegeschrei, so daß alles Volk zusammenlief. Er wurde herausgezogen und, von einem großen lachenden und lärmenden Volkshaufen begleitet, abermals zum Maire gebracht. Dessen Zorn war jedoch wieder ganz vergebens, denn Marot berief sich darauf, daß der Maire ihm befohlen habe, sich aus dem Staube zu machen, und da habe er gemeint, daß nirgendwo anders mehr „aus dem Staube" sein könne, als eben in dem Brunnen. Daß er da so jäh mit dem Eimer in die Tiefe fahren würde, habe er nicht gedacht, und da er sich nicht anders zu helfen wußte, so habe er um Hilfe geschrieen, sonst hätte er wohl gar jämmerlich umkommen müssen, und daran wäre dann nur der Maire schuld gewesen.

Der Maire mochte nun wohl einsehen, daß mit diesem Eulenspiegel, der alles wörtlich nahm und dennoch mißzuverstehen schien, nichts anzufangen sei. Heimlich mußte er selber über diesen tollen Possen lachen und begnügte sich deshalb, Marot noch einmal ernstlich zu verwarnen und ihm aufzugeben, sich eilends davonzumachen und nicht wieder in die Stadt zu kommen.

„Eilends", wie der Befehl lautete, verließ Marot das Rathaus, setzte sich auf sein Pferd und ritt fröhlich singend in der Stadt umher, dachte aber gar nicht daran, dieselbe durch das Tor zu verlassen. Ebenso „eilends" wurde er auch von den Stadtknechten aufgegriffen und wieder nach dem Rathause zurückgebracht.

Jetzt war die Geduld des Bürgermeisters aber doch zu Ende, und obwohl sich Marot damit zu rechtfertigen suchte, daß er dem Befehl buchstäblich gefolgt und nicht „wieder" in die Stadt gekommen wäre, weil er ja schon drinnen gewesen sei, so wurde er nun doch drei Tage und drei Nächte bei Wasser und Brot ins Gefängnis gesteckt. —

Ein andermal verkleidete sich Marot als reisender Kaufmann und ging in Paris zu einer Wirtin, die sich rühmte, daß noch kein Gast von ihr fortgekommen sei, den sie nicht betrogen hätte. Diese Wirtin zu bestrafen, logierte er sich bei ihr ein und wartete eine Gelegenheit ab.

Eines Tages, als der Mann der Wirtin ausgegangen, die Gaststube leer und vorerst auch kein Gast zu erwarten war, saß er und plauderte mit der Wirtin. Beiläufig ließ er da einfließen, daß er ein schönes Kunststück vom Wein wüßte, mit dem viel Geld zu verdienen wäre. Die Augen der habgierigen Frau glänzten auf, und sie fragte, ob er ihr dieses Kunststück nicht mitteilen könne?

„Nun, warum nicht?" entgegnete Marot. „Ich bin ja kein Weinhändler und auch kein Wirt, so kann mir also dieses Geheimnis nichts nützen. Ihr würdet großen Vorteil davon haben, das steht einmal fest."

„Aha!" sagte die schlaue Wirtin, als der Fremde hier wieder eine Pause machte, „ich merke schon, mein Lieber, es soll Euch auch etwas nützen, insofern, als Ihr nicht mit der Sprache heraus und mir das Geheimnis wohl nur für gutes Geld verkaufen wollt."

„Da seid Ihr ganz im Irrtum, gute Frau," antwortete Marot treuherzig: „ich denke nicht daran, mit einer einfachen Mitteilung Geld verdienen zu wollen. Ich habe nur eine Bedingung."

„Und die wäre?" fragte die Wirtin lauernd, und ihre Augen funkelten förmlich vor Begierde.

„Was ich Euch mitteilen werde," sagte der Schelm, „das soll nur für Euch sein, denn Ihr gefallt mir und Euer Gasthaus nicht minder; Ihr dürft es niemand sonst mitteilen, denn Ihr könntet Euch sonst leicht in den Verdacht bringen, daß Ihr die Leute betrügt."

„O, da habt keine Sorge," lachte die Frau, „die Leute kennen mich."

„Nun gut," sagte Marot; „seht, ich kenne das Geheimnis, ein Faß blanken und schlechten Wein nicht nur sehr gut zu machen, sondern auch aus einem und demselben Faß, welches aber ganz voll sein muß, aus zwei Zapfen, aus dem einen guten blanken, aus dem andern guten roten Wein laufen zu lassen, und dies dauert dann so lange, bis das Faß ganz leer ist."

Sprachlos starrte die Wirtin den Sprecher an und platzte endlich heraus: „Aber Mann, das ist ja ganz unmöglich!"

„Glaubt es oder glaubt es nicht, liebe Frau," sagte Marot und zuckte die Achseln. „Ich habe das Geheimnis, das mich einmal ein pfiffiger Weinwirt in Griechenland gelehrt hat, noch niemand mitgeteilt, es aber mehr als einmal selber probiert, und ich weiß, was ich weiß."

„Das wäre ja nicht mit Geld zu bezahlen," rief die Wirtin hoch aufatmend, „wenn man's nur glauben könnte."

„Aber, liebe Frau," lachte Marot gutmütig, „es käme doch nur auf eine Probe an, und Ihr würdet Euch sofort davon überzeugen. Gefällt es Euch dann trotzdem

nicht, nun, so laßt Ihr's einfach bleiben. Jedenfalls kostet es Euch ja nichts."

Das leuchtete der Wirtin ein, und sie war bereit, den Gast in den Keller zu führen und ihn eine Probe an einem vollen Faß schlechten blanken Weines, wie sie solchen für ihre Gäste im Vorrat hatte, machen zu lassen.

Beide begaben sich in den Keller. Hier klopfte Marot an dem Faß, welches ihm die Wirtin zeigte, und überzeugte sich, daß dasselbe ganz voll sei, denn das machte er zu einer Hauptbedingung. Dann nahm er einen Bohrer und bohrte auf der einen Seite ein Loch in das Faß und wies die Wirtin an, recht aufzumerken, und sobald der Wein Miene mache, durch das Loch auszufließen, fest den Daumen draufzudrücken und so den Wein in dem Fasse zurück zu halten.

Die Wirtin befolgte die Anweisung und drückte den Daumen fest auf das Loch. Dann trat Marot an die andere Seite des Fasses und fing auch hier an zu bohren, während er der Wirtin sagte, daß sie ebenso dann den Daumen der andern Hand auf das neue Loch drücken müsse. Die habgierige Wirtin nickte und dachte sich nichts Arges dabei, sondern als der Wein auch aus dem zweiten Loch fließen wollte, drückte sie rasch den Daumen der andern Hand darauf.

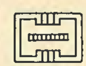
So stand nun die Frau mit ausgebreiteten Armen vor dem Fasse und durfte sich nicht rühren, denn wenn sie einen Daumen losgelassen hätte, so wäre der Wein in den Keller gelaufen und sie hätte großen Schaden gehabt. Da sagte Marot: „Nun paßt auf, gute Frau, nun kommt das eigentliche Kunststück, was Ihr lernen sollt und Euch viel Geld einbringen kann. Dazu brauche ich aber vor allen Dingen ein Weinglas, wo finde ich hier ein solches?"

„Hier unten ist keins," entgegnete die Wirtin, „da müßt Ihr eins aus der Gaststube herunter holen."

„Schön," sagte Marot, „das werde ich tun und dann auch gleich ein paar Pfropfen für die Löcher zurechtschneiden."

„Tut das, Mann, und beeilt euch damit, denn hier so zu stehen, das Faß in den Armen und sich nicht rühren zu können, ist wahrlich nicht angenehm."

Marot verließ den Keller und ging in die Gaststube, nahm hier aber seinen Hut und Mantel und spazierte gleichmütig zum Hause hinaus. So ließ er die Wirtin im Keller mit ausgebreiteten Armen vor dem Fasse stehen, und so mußte sie stehen bleiben, wenn sie nicht das ganze Faß Wein preisgeben wollte, bis ihr Mann nach Hause kam, der die Löcher verstopfte und die Frau aus ihrer wahrlich nicht beneidenswerten Lage befreite.



Ein Dutzend Kleinigkeiten.

(Nach: Neuer Bienenkorb voller ernsthaften und lächerlichen Erzählungen, 1768.)

Was kostet es, einen Bart zu rasieren?

Ein Barbier fragte einen Bauern, was er ihm für das, was sein mit Holz beladener Esel auf sich hätte, geben sollte. Der Bauer forderte ein Billiges, und als der Barbier abladen ließ, wollte er auch den Sattel dazu haben, weil der Esel diesen ebenfalls auf sich hatte. Nach mancherlei Einreden versteht sich der Bauer endlich dazu, kommt aber nach einiger Zeit wieder auf die Barbierstube und fragt: was er geben sollte, wenn er sich und seinen Gesellen barbieren ließe? Der Barbier forderte zehn Kreuzer, und der Bauer war's zufrieden, setzte sich und ließ sich barbieren. Als er damit fertig war, führte er aber

als seinen Gesellen den — Esel herein, den er nun zu barbieren verlangte. Darüber entstand bei allen Anwesenden ein groß Gelächter, und der Barbier mußte den Sattel wieder herausgeben, weil er sonst, dem gegebenen Versprechen nach, den Esel hätte barbieren müssen.

Der Doktor der Linken.

Einem Bauer schlug sein Gaul dergestalt gegen das linke Bein, daß er zur Erde niedersank. Ein in der Nähe wohnender Bader wurde sogleich herbeigeholt, das Bein zu verbinden und wieder zurechtzubringen. Allein, ungeachtet der gute Bader allen ersinnlichen Fleiß anwandte, es auch dahin brachte, daß der Bauer wieder herumgehen und seinem Beruf zur Not nachgehen konnte, so behielt er dennoch einen offenen Schaden am Bein, der ihm vielerlei Schmerzen verursachte. Da nun aber auf dem Lande niemand zu finden war, der ihn gänzlich kurierte, so begab er sich in die nächste Stadt. Auf dem Wege begegnete ihm eine Frau, die fragte er, wo ein Doktor wohne. Diese wies ihn zu dem Stadtadvokaten, der allerdings ein Doktor, aber ein Doktor Juris war.

Diesem klagte der Bauer, als er vor ihn kam, mit sehr beweglichen Worten sein Leiden und bat aufs inständigste, ihm davon zu helfen, er wolle ihm die Mühwaltung mit gebührendem Danke bezahlen.

Der Doktor antwortete: „Es tut mir sehr leid, lieber Mann, daß ich nicht imstande bin, Euch in Eurem Zustande zu helfen. Ihr seid unrecht gegangen, denn ich bin ein Doktor der Rechten."

„O, dann verzeiht, Herr Doktor," erwiderte der Bauer; „mein Schaden ist freilich auch nicht am rechten, sondern am linken Bein. Ich muß demnach zu einem Doktor der Linken gehen."

Zu viel verlangt.

Ein junger fränkischer Edelmann wurde bei einem Fürsten Page. Als er nun zum erstenmal bei der Tafel aufwartete, gab der Fürst ihm den Teller mit Essen, davon er nur wenig genossen hatte. Der Page meinte, der Teller würde ihm darum gegeben, daß er essen sollte, was auf demselben wäre, ging daher hinaus und aß. Kaum war er wieder in das Tafelzimmer gekommen und hinter seinen Herrn getreten, so bekam er den zweiten Teller, womit er es ebenso machte, wie mit dem ersten. Er trat hierauf wieder hinter seinen Herrn und erhielt den dritten Teller, den er gleichfalls redlich sauber machte. Als er danach aber den vierten Teller erhielt, schüttelte er doch den Kopf, wollte ihn nicht annehmen und sagte kleinlaut: „Ach, ich mag nicht mehr." Der Fürst rief unwillig: „So nimm mir doch den Teller ab!" aber voller Überzeugung versetzte der Page: „Bei meiner Seele, gnädiger Herr! ich bin schon so satt, daß ich nicht mehr essen kann."

Der Weg zum Paradiese.

Ein englischer Lord reiste an dem Hause eines Geistlichen vorbei, der vor demselben den Weg bessern und pflastern ließ. „Ihr tut ein gutes Werk," sagte der Lord zu dem Geistlichen, daß Ihr uns den Weg bequemer macht; aber es ist nicht der Weg, der nach dem Paradiese führt." Schlagfertig entgegnete der Pfarrer: „Nein, Monseigneur; denn wenn es der Weg nach dem Paradiese wäre, würde ich Sie wohl nicht darauf gefunden haben."

Die Seeweine.

Man erzählte von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm dort ein Wirt einen guten Wein vorgesetzt, er ihn

gefragt habe: was für ein Saft das wäre? Der Wirt sagte: „Das sind Christi Tränen." Darauf soll der Schwab die Augen gen Himmel erhoben und geseufzt haben: „O Gott, warum hast du nicht auch in unserem Lande geweint?"

Dieser Schwab hatte wohl nie andern als Seewein getrunken, wie der Wein genannt wird, der am Bodensee seine Trauben reift.

Es gibt aber drei Gattungen von Seeweinen. Die erste und beste Gattung heißt der „Sauerampfer", schmeckt etwas besser als Essig und verzieht einem den Mund ein „bissle".

Die zweite Gattung heißt der „Dreimännerwein", ist schon herber und saurer als Essig, und heißt so, weil es dabei Not hätte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer festhielten und ein dritter ihm den Trunk eingießen täte.

Die dritte Gattung ist der „Rachenputzer," hat die gute Eigenschaft, daß er Schleim und alles aus dem Körper führt; tut aber dabei Not, daß, wer sich mit dem Wein schlafen legt, in der Nacht sich wecken lasse, damit er sich umkehren möge, sonst möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen.

Der beste Platz.

Ein deutscher Offizier kam einstmals bei rauher Winterszeit in Holland in ein kaltes Wirtshaus, und der Kamin war bereits mit Leuten dermaßen besetzt, daß er nicht zum Feuer kommen und sich wärmen konnte. Es war auch niemand so höflich, daß er etwa einigen Platz für ihn gemacht hätte. Da forderte er einen Eimer voll Austern, die daselbst (damals) etwa vier Groschen kosteten. Als der Wirt fragte, was er mit so vielen Austern machen wollte, und der Offizier antwortete, er wollte sie seinem Pferde zu fressen geben, wußte sich jener vor Lachen nicht zu lassen. Aber er brachte dem Offizier die Austern und lief dann sogleich hinein zu der Gesellschaft, ihr zu erzählen, wie der dumme Muff, der Deutsche, sein Pferd mit Austern füttern wolle. Da liefen nun alle hinaus, um zu sehen, wie das Pferd die Austern fressen würde. Der Offizier aber nahm den Eimer, ging hinter ihrem Rücken in das Zimmer, nahm den besten Platz am Kamin ein und verzehrte allda in aller Gemütsruhe seine Austern.

Sternseher-Weisheit.

Zwei Sternseher zankten sich am Wirtstische über die Zeichen des Regens am Himmel. Der eine sagte: wenn der Mond einen großen Ring hat, so ist das ein Zeichen, daß es Regen gibt. Der andere sprach: wenn die Sonne des Morgens hell aufgeht, so regnet es. Ein Zechbruder hörte das und sagte: Meine Herren, zerbrechen Sie sich doch nicht die Köpfe darüber! Es gibt kein gewisseres Wasserzeichen, als wenn einer kein Geld hat, Wein zu bezahlen, dann muß er Wasser trinken.

Der junge Bart.

Papst Paul der Dritte saß im Gespräch mit einem Gesandten von Siena. Unter anderem fragte er ihn, wie alt er sei, und da der Gesandte sechzig Jahre angab, so kam das dem Papst ganz unglaublich vor. Aber der Gesandte zog sein Mützchen ab und zeigte ihm sein graues Haar. Wie sich jedoch der Papst verwunderte, daß sein Bart noch so schwarz wäre, antwortete der Gesandte: „Heiligster Vater! Das ist ganz natürlich, denn der Bart ist zwanzig Jahre jünger als das Haar auf dem Kopfe."

Der Teufel im Hause.

Ein Offizier lag im Quartier bei einem gewinnsüchtigen Wirte, der gewohnt war, mehr anzuschreiben, als die Gäste verzehrt hatten. Es fehlte dem Offizier an Gelde, und daher ließ er dem Wirte durch seinen Burschen zu Ohren bringen: er möchte die Zeche ja aufs genaueste einrichten, denn es könnte ihm sonst üble Bezahlung werden; sein Herr wäre zweifellos nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern vielleicht sogar der Teufel selbst, denn er habe seit kurzer Zeit viele und wundersame Dinge vorgenommen, die nimmermehr ein bloßer Mensch tun könnte. Dessenungeachtet verlangte der unverschämte Wirt für den Burschen und zwei Pferde die Summe von vierzehn Talern, die sie innerhalb von fünftehalb Tagen verzehrt haben sollten.

Ehe der Offizier die Zeche beglich, ließ er sich von dem Burschen eine Feuerschaufel glühender Kohlen hereinbringen, angeblich, um noch eine Pfeife Tabak zu rauchen. Auf die Kohlen aber legte er einen Taler, und als dieser glühendheiß war, ließ er den Wirt rufen. Der trat herein. Der Offizier hatte seine dicken Lederhandschuhe angetan und drückte dem unverschämten Manne den heißen Taler in die Hand, mit den Worten: „Hier hast du dein Geld vom Teufel und wisse, daß du fortan mein bist." Mit einem Schmerzensschrei warf der Wirt den Taler auf die Erde, bekreuzigte sich, stürzte hinaus und schrie seinen Leuten zu: „Rettet euch, denn der leibhafte Teufel ist im Haus." Da entstand eine entsetzliche Unordnung, und unter deren Schutze nahm der Offizier seinen Taler lachend von der Erde auf, setzte sich zu Pferde und ritt mit seinem Burschen davon.

Tröstliche Hauptsache.

Eine Stadt in Franken sollte einstmals eine ihr von dem Feinde auferlegte Kontribution zahlen. Als das Geld beisammen war, wurde Rat gehalten, wem dasselbe zur Bestellung sollte anvertraut werden. Es wurde beschlossen, es dem zu übertragen, dem sie ja schon all ihr Vieh anvertraut hätten, nämlich dem Kuhhirten. Dieser nahm auch den Auftrag willig an, unterwegs aber wurde ihm von einer feindlichen Streifpartei die Satteltasche mit dem Gelde abgenommen. Als er nun zurückkam und dem Rate sein Schicksal mitteilte und darob allgemeiner Jammer entstand, tröstete er sie mit den Worten: „Lasset es nur gut sein, ihr Herren! Ich habe noch den Schlüssel zur Satteltasche, ohne den die Räuber nicht zum Gelde kommen können."

Ich bin nicht zu Hause.

Der römische Konsul Scipio Nasica wollte einst den Poeten Ennius besuchen, aber die Magd sagte ihm, daß er nicht zu Hause sei, ob er gleich wirklich da war. Einige Zeit danach wollte nun Ennius dem Scipio einen Besuch machen, und da er an der Tür fragte, ob er den Konsul sprechen könne, rief dieser selbst hinaus: „Ich bin nicht zu Hause."

„Aber ich höre gar wohl, daß du zu Hause bist," versetzte Ennius verwundert.

„Du hast unrecht," entgegnete Scipio; „als ich zu dir kam und deine Magd mir sagte, daß du ausgegangen wärest, glaubte ich es; und jetzt, da ich dir selbst sage, daß ich nicht da bin, willst du mir nicht glauben? Verdiene ich denn nicht mehr Glauben als deine Magd?"

Lob der Faulheit.

Ein Handwerksmann hatte zwei Söhne. Einer war faul und schlief gern, der andere war fleißig und arbeitete, schon mit dem Tage war er aus dem Bett. Als dieser fleißige Sohn eines Tages früh ausging, fand er eine seidene Geldbörse mit einigen Dukaten. Er lief damit nach Hause, gab sie seinem Vater, und dieser ging damit in die Kammer, wo der faule Sohn schlief.

„Siehst du, Faulenzer," sagte er, „was dein Bruder gefunden hat, weil er so früh heraus ist."

„Das sehe ich wohl," entgegnete der Langschläfer, „aber Vater, wenn der, welcher die Geldbörse verloren hat, im Bett geblieben wäre und hätte geschlafen, wie ich, so hätte er erstlich nichts verloren und wäre auch jetzt noch im Bett."



Der geäffte Berggeist.

(Die hier folgenden „Legenden vom Rübezahl" erschienen zuerst mit vielen andern gesammelt von Joh. Prätorius: „Daemonologia Rubenzalii Silesii", 1662—65. Hier ist einiges daraus erzählt nach der berühmten Bearbeitung derselben von Joh. Karl Aug. Musäus in seinen „Volksmärchen der Deutschen", 1782—86.)

Rips.

Uralt wie zahlreich sind die Sagen von den Taten und Schwänken des Berggeistes im Riesengebirge, der unter dem Namen „Rübezahl" in aller Welt bekannt ist. Schon im siebzehnten Jahrhundert hat der ehrenwerte Joh. Prätorius eine Sammlung derselben in einem dicken Pergamentband der Leserwelt unterbreitet, und seit jener Zeit sind Gelehrte und Ungelehrte nicht müßig gewesen, davon zu schreiben und zu erzählen.

Alle sind darüber einig, daß er ein sehr wetterwendischer Geist ist, ein Kraftgenie, launisch, wankelmütig im höchsten Grade, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zuzeiten gutmütig, empfindsam, edel, dann wieder rachsüchtig und roh, je nach der Stimmung, wie ihn der innere Drang oder auch der Humor ergreift.

Nur von letzterem wollen wir hier im nachfolgenden erzählen, doch muß einiges zum Verständnis vorausgeschickt werden.

Aus seinem unterirdischen Reiche, das bis zum Mittelpunkt der Erde hinabgeht, kommt er bisweilen an die Oberfläche, oft erst nach Jahrhunderten. Vorzeiten fand er da nichts als eine ungeheure Wildnis, und zu seinem Vergnügen hetzte er da Bären und Auerochsen aneinander, scheuchte das Wild, daß es über die Felsenklippen in den Abgrund stürzte, und zog sich dann wieder in sein unterirdisches Reich zurück.

Als er nach einem Jahrhundert wieder einmal daraus hervorstieg, war er nicht wenig verwundert, sein Gebirge ganz verändert zu finden. Die düsteren, undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schornsteinen friedlich der Rauch in die Luft emporwirbelte. Hier und da stand eine Warte auf dem Abhang eines Berges, zu Schutz und Schirm des Landes. In den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten die Schalmeien der Hirten.

Die Neuheit der Sache und die Freundlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Herrn des Gebirges so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Erlaubnis hier wirtschafteten, nicht unwillig ward, sie auch in ihrem Tun und Treiben nicht zu stören be-

gehrte, sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigentums ließ, wie ein gutmütiger Hausvater der geselligen Schwalbe oder selbst dem zudringlichen, oft überlästigen Spatz den Aufenthalt unter seinem Obdach gestattet. Er fühlte sogar die größte Lust, mit dem Menschenvolk Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen.

Diesen Gedanken führte er auch alsbald aus und nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an, nannte sich Rips und verdingte sich bei dem ersten besten Landwirt in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh natürlich unter seiner Hand, der Ackerknecht Rips war bald im ganzen Dorfe als der beste Arbeiter bekannt, und sein Herr erkannte sehr wohl, daß er an diesem Knecht einen wahren Schatz gefunden hatte. Er wußte ihm jedoch wenig Dank dafür, denn er war ein Schlemmer, der um so mehr zu verprassen fand, je mehr der Knecht ihm einbrachte.

Da Rips endlich einsah, daß alle seine Mühe und Arbeit vergeblich war, daß es trotz seines Fleißes mit seinem Brotherrn nicht vorwärts, sondern rückwärts ging, so verließ er ihn, als sein Vertrag zu Ende war, und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schafherde übergab. Auch hier war er wieder fleißig und auf das Gedeihen der ihm anvertrauten Tiere bedacht. Keiner wußte ja besser als er, wo auf den Bergen die kräftigsten Kräuter wuchsen, es stürzte ihm kein Schaf von den Felsen, kein Wolf brach in seine Herde ein, und zusehends mehrte sich diese und war die schönste und beste im ganzen Gebirge. Dieser zweite Brotherr war nun aber das gerade Gegenteil des ersten, ein Filz sondergleichen, der in der treuen Fürsorge des Knechtes für die Herde alle möglichen Nachlässigkeiten aufzuspüren suchte, um Gelegenheit zu finden, dessen Lohn zu verkürzen. Das verdroß den Rips natürlich sehr, und als sich der Mann sogar einmal so weit vergaß, ihm heimlich einen Widder zu stehlen und ihm dessen Wert am Hirtenlohn abzuziehen, ging er Knall und Fall aus dem Dienste dieses Geizhalses.

Da meinte Rips, es einmal anders versuchen zu sollen, und da gerade von der Justiz ein Häscher gesucht wurde, so meldete er sich zu diesem Amte und wurde angenommen. Mit strengem Eifer waltete er nun seines Amtes und wurde bald der Schrecken der Spitzbuben. Er mußte aber die Beobachtung machen, daß der Richter ein ungerechter Mann war, der nach Gunst und Geld richtete und sich um die Gesetze nicht kümmerte. Da erlaubte sich Rips, ihm Vorhaltungen zu machen und sagte ihm den Dienst auf, weil er nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wolle. Da fuhr der Richter zornig auf und ließ ihn selber ins Gefängnis werfen. Das war am andern Tage natürlich leer, denn den Berggeist vermochte ja niemand zu halten.

Dieser erste Versuch des Berggeistes, die Menschen und ihr Wesen kennen zu lernen, war nun allerdings nicht zum Vorteil der ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Erdenwesen ausgefallen. Verdrossen kehrte er auf die Felsenzinnen seines Gebirges zurück und beschaute vom Gipfel der Schneekoppe aus das Land weit umher. Da meinte er denn, daß die Menschen dort unten im Tale vielleicht besser geartet sein möchten, als die Gebirgsbauern, und beschloß, einmal dort den Versuch zu machen.

Entführung.

Der Berggeist stieg in das Tal hinab und strich unsichtbar durch Busch und Hecken, überall spähend, ob sich ihm irgendwo eine Gelegenheit darbieten werde, mit den Talmenschen Bekanntschaft zu machen. Da kam er zu einem Wasserfall, der seine Sil-

berflut in ein kunstloses Becken ergoß, welches, von saftigem Grase eingefaßt, rings herum von dichtem Gebüsch eingefaßt war. Fröhliches Gelächter tönte ihm entgegen, als er sich näherte und was er nun sah, fesselte ihn wie gebannt: Ein reizvolles Mädchen im Spiel mit ihren Gefährtinnen.

Um das Schauspiel besser genießen zu können, verwandelte sich der unsichtbare Berggeist in einen Raben und flog auf einen Baum am Rande der kleinen Lichtung. Der Rabe mußte nun aber auch als Rabe fühlen, und da fand er, daß ihn ein Maulwurfshaufen da unten weit mehr anzog, als das reizvolle Mädchen. Deshalb flog er wieder ins Gebüsch und nahm die Gestalt eines schönen Jünglings an. Aber nur heimlich lauschte und spähte er durchs Gebüsch, hervorzutreten wagte er nicht, und fast mit Schmerz sah er die fröhlichen Mädchen sich endlich entfernen.

Von der Stunde an fühlte er sich wie mit magischen Banden zu dem Wasserfall hingezogen, denn er meinte, die schöne Emma, wie er das reizende Mädchen von ihren Gefährtinnen hatte nennen hören, müsse dort öfter erscheinen. Darin hatte er sich denn auch nicht geirrt, und die Begegnung sollte die Quelle eines ganz neuen Lebens für ihn werden.

Emma war die Tochter eines schlesischen Fürsten und verlobt mit dem jungen Fürsten von Ratibor. Es währte ziemlich lange, ehe sie den Wasserfall wieder aufsuchte. Aber wie staunte sie, als sie die ganze Umgebung völlig verändert fand. Das Wasser stürzte nicht mehr in einem regellosen Strom von der Felswand, sondern rauschte, durch viele Abstufungen unterbrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken hinunter, aus dessen Mitte ein rascher Wasserstrahl emporstrebte. Duftende Blumen blühten am Raude des Beckens, Rosenhecken säumten das Gebüsch, und hinter dem Wasserfall öffnete sich der Eingang zu einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe von Bergkristall und farbigen Erzstufen funkelten. In verschiedenen Nischen waren sogar Früchte und Erfrischungen aller Art aufgestellt.

Die Mädchen standen und staunten und wußten gar nicht, ob sie es wagen dürften, näher zu treten. Aber die weibliche Neugierde siegte, und endlich versuchten sie sogar die Früchte und fanden, daß sie köstlich schmeckten. Nachdem sie alles beschaut und fleißig durchgemustert hatten, bewunderten sie das kostbare Mamorbassin, in welches die Silberflut von dem letzten Absatz des Wasserfalles lustig plätschernd hineinsprang. Der Boden desselben war mit silbern schimmerndem Kies bedeckt, und es lockte förmlich zum Baden ein. Prinzessin Emma konnte dieser Lockung endlich auch nicht widerstehen, und sie befahl den Dienerinnen, Wache zu halten und umher zu spähen, daß sich niemand herzuschliche.

Kaum aber war sie über den platten Rand des Beckens hinübergeglitten und hatte den flachen Boden berührt, so wich der trügerische Kies unter ihren Füßen und sie versank in eine bodenlose Tiefe. Schneller als die herzueilenden Mädchen die goldblonden Locken der Gebieterin zu fassen vermochten, hatte die Flut sie schon verschlungen. Die Mädchen erhoben lautes Wehklagen, sie rangen die Hände und liefen an dem marmornen Becken auf und ab, aber die tückische Flut gab die verschwundene Gebieterin nicht zurück. Nur eine, die liebste Gespielin der Prinzessin, hatte es gewagt, ihr nachzuspringen, um das Schicksal der geliebten Gebieterin zu teilen; aber es war vergebens, denn sie schwamm wie ein leichter Kork auf dem Wasser, unangeachtet aller ihrer Bemühungen, unterzutauchen.

Stunden und Stunden vergingen, das Wasser gab seinen Raub nicht zurück, und

die Mädchen mußten sich endlich entschließen, heimzukehren und dem fürstlichen Vater die Unglückskunde mitzuteilen. Er begegnete ihnen schon, da er mit seinen Jägern zum Walde zog, und laut weinend zerriß er sein Kleid. Nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, eilte er an die Unglücksstätte, aber da war nichts von dem vorhanden, was die Mädchen von der köstlichen Veränderung berichtet hatten: der Wasserfall brauste wie früher über den Felsen herab und ergoß sich in ein natürliches, kunstloses Becken, das von wildem Gebüsch umgeben war.

Das tröstete den Fürsten mehr als es ihn verwunderte, denn da er den Versicherungen der Mädchen Glauben schenkte, so meinte er nicht anders, als das habe Wodan oder Thor oder sonst einer der hohen Götter in Walhall bewerkstelligt gehabt, und dann war ja Emma nicht ertrunken, sondern nur zu seligerem Leben entführt, könnte also auch zurückkehren.

Gefangenschaft.

Emma war nicht von Wodan oder Thor entführt worden, wie ihr Vater annahm und womit er sich tröstete, sondern der Berggeist hatte jene trügerische Veränderung des Wasserfalles bewirkt, um sie versinken zu lassen und den Augen ihrer Umgebung zu entrücken. In seinen Armen hatte er sie aufgefangen und trug sie nun durch einen langen Gang in einen prachtvollen Palast, den er ihr zu Ehren geschaffen hatte.

Als die Lebensgeister der Prinzessin wieder erwachten, fand sie sich auf einem Sofa in einem Gemach, viel herrlicher als das Staatszimmer im väterlichen Schlosse, und sie war in ein Gewand von rosafarbener Seide gehüllt, das von einem mit kostbaren Edelsteinen besetzten Gürtel zusammengehalten wurde. Zu ihren Füßen lag der Berggeist als ein schöner, junger Mann, der sie über seinen Stand und sein Herkommen unterrichtete und ihr gestand, daß er sie liebe und sie zur Herrin über sein großes Reich machen wolle. Das hörte Emma nicht ohne ein gewisses Behagen an, denn es schmeichelte ihrer weiblichen Eitelkeit, und gern ließ sie sich durch alle die prachtvollen Säle des Schlosses führen und mußte staunen über die Fülle des Reichtums, der hier verschwendet war. Der Palast war umgeben von einem herrlichen Lustgarten, in welchem viele Obstbäume die verlockendsten Früchte trugen. Im Gebüsch und in den traulichen Bogengängen sangen die Vögel ihre schönsten Weisen, und Emma konnte sich gar nicht satt sehen an all dem, was sie hier umgab.

Der Berggeist aber hing nur an ihren Lippen und lauschte der melodischen Stimme, wenn sie sprach; in seinem unendlich langen Dasein hatte er so selige Stunden noch nie genossen. Nicht so die Prinzessin. Wohl war sie entzückt von all dem, was sie sah, aber der junge Mann an ihrer Seite war ihr herzlich gleichgültig, sie fühlte nichts für ihn, und wenn das auch in den ersten Tagen noch nicht zu bemerken war, so trat es nach und nach doch immer deutlicher hervor, so daß es endlich auch dem Berggeist auffallen mußte.

Was ist dem Mädchen? fragte er sich und sann darüber nach. Er konnte sich nicht denken, daß sie der sie umgebenden Pracht nun gewohnt und diese ihr ebenso gleichgültig war, wie er selbst, der ja ihre einzige und ständige Gesellschaft bildete. Von dem unstillbaren Heimweh, das ihr das Herz zusammenkrampfte, konnte er sich ja keine Vorstellung machen. Endlich traf er doch teilweise das Richtige, indem er sich sagte, daß sie an Langerweile litte und sich nach ihren Gefährtinnen sehne. Als er diesen Gedanken faßte, hellte sich

sein Gesicht auf, dem konnte ja leicht abgeholfen werden.

In tiefe Gedanken versunken saß Emma in einer Laube und achtete gar nicht darauf, daß ihre Finger mechanisch eine wunderschöne Rose zerpflückten. Da trat der Berggeist mit einem zierlich geflochtenen Deckelkorbe in der Hand zu ihr und sprach: „Schönste der Erdentöchter, ich habe erkannt, was dich so quält und niederdrückt. In diesem Korbe findest du, was dich zerstreuen wird, daß du nicht mehr einsam in meiner Wohnung trauern darfst. Sieh diese Rüben; wenn du sie mit diesem bunten Stäbchen berührst, so werden sie jede Gestalt annehmen, die du um dich zu haben wünschest."

Er ging, und Emma säumte nicht, sogleich die Probe zu machen. Sie nahm eine Rübe, hielt das Stäbchen dagegen und sprach: „Brinhilde, meine liebste Brinhilde, erscheine!" Sogleich lag Brinhilde, ihre liebste Freundin und Gespielin, zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee, benetzte ihren Schoß mit Freudentränen und liebkoste sie, wie sie immer zu tun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Emma selbst nicht wußte, ob sie eine verwandelte Rübe oder die wirkliche Brinhilde vor sich sah; aber sie fragte auch nicht danach, sondern gab sich schrankenloser Freude hin. Sie war wie völlig verwandelt in ihrem Wesen, und der Berggeist wünschte sich Glück, daß er, wie er meinte, einen so tiefen Blick in das menschliche Herz getan habe.

Emma richtete sich nun Kraft des Zauberstabes ihren ganzen heimatlichen Hofstaat her, und der Palast war von Morgen bis Abend belebt von Gesang, Saitenspiel und Tanz, ganz wie es daheim gewesen war. Die Freude dauerte aber nur wenige Tage, denn wie der Saft in den Rüben vertrocknete, so welkten auch die hervorgezauberten Gestalten rasch dahin, und als Emma eines Morgens, blühend wie eine Rose, in das Gesellschaftszimmer trat, wankten ihr lauter alte, verschrumpfte Mütterchen entgegen.

Emma war außer sich und machte dem Berggeist die bittersten Vorwürfe. Doch er erwiderte: „Schönste der Erdentöchter, zürne nicht über die Gebühr. Ich gebiete wohl über die Kräfte der Natur, aber nicht über deren Gesetze. Die Säfte der Rüben sind vertrocknet, berühre sie mit dem Stab, und sie werden wieder, was sie gewesen sind. Auf dem großen Rasenplatze im Garten wirst du bessere Gesellschaft finden."

Emma tat, wie der Berggeist ihr gesagt hatte, und warf die völlig verwelkten Rüben auf den Kehricht. Als sie danach aber in den Garten kam, suchte sie vergeblich nach dem Deckelkorbe mit frischen Rüben. In großer Verlegenheit trat ihr da der Berggeist entgegen: er hatte trotz aller Mühe, die er sich gegeben, keine frischen Rüben beschaffen können, denn die Zeit der Rübenernte war längst vorüber, und sie welkten nun in dumpfen Kellern. „Aber harre nur wenige Wochen, und du sollst dann nie mehr in Verlegenheit kommen, mit deinen Puppen spielen zu können."

Emma drehte ihm den Rücken und hing nun wieder ihren trübsinnigen Gedanken nach und gönnte dem Berggeist kaum ein Wort, so daß dieser hätte verzweifeln mögen. Dennoch tat er geduldig alles, um sie nur so rasch wie möglich zufrieden zu stellen. In den nächsten Marktflecken innerhalb seines Gebietes hatte er sich als wohlhabender Pachter begeben und dort ganze Säcke voll Rübensamen aufgekauft, an denen ein Esel schwer zu tragen hatte. Damit besäte er große Flächen seines Landes und beorderte seine Gnomen, in der Erde darunter ein stetes Feuer zu unterhalten, damit die Rüben so rasch wie möglich emporkeimen und wachsen könnten.

So hoffte er binnen kurzer Zeit dem geliebten Mädchen einen endlosen Vorrat von stets frischen Rüben zur Verfügung stellen zu können.

Erlösung.

Prinzessin Emma ging täglich hinaus nach ihren Rübenfeldern, um sich daran zu erfreuen, wie die Sämlinge während der Nacht wieder ein Stück größer geworden, und da dieselben durch das unterirdische Feuer auch von dem Winter nicht litten, so gediehen sie, während der Lenz einzuziehen begann, gar prächtig.

Da jubelte das Mädchen in ihrem Herzen, denn damit kam auch ein Plan zur Reife, den sie schon entworfen, als ihre Gespielinnen verschrumpften, und dem sie dann unablässig nachgehangen, aber sorgfältig in ihrem Innern verschlossen hatte. Es galt nichts geringerem, als ihrer Errettung aus der Gefangenschaft des Berggeistes, die sie trotz allem doch so schmachvoll bedrückte. Täglich ging sie hinaus und zog einige Rüben aus, denen sie kraft ihres Zauberstabes beliebige Gestalten verlieh, womit sie sich zu belustigen schien; doch ging ihre Absicht nach einem ganz andern Ziele.

Eines Tages ließ sie eine kleine Rübe zur Biene werden, um sie abzuschicken, Kundschaft von ihrem Bräutigam einzuziehen. „Fleuch, liebes Bienchen, gegen Sonnenaufgang zum Fürsten Ratibor und sumse ihm sanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Sklavin des Berggeistes ist, der hier im Gebirge wohnt; verliere kein Wort von diesem Gruße und bringe mir Botschaft von seiner Liebe." Die Biene flog alsbald von dem Finger der Gebieterin; aber kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so stach eine gierige Schwalbe auf sie herab und verschlang die Botschafterin zum großen Leidwesen der Prinzessin.

Darauf formte sie vermöge des wunderbaren Stabes eine Grille und lehrte sie gleichfalls Spruch und Gruß: „Hüpfe hin, kleine Grille, über das Gebirge zum Fürsten Ratibor und zirpe ihm ins Ohr, die getreue Emma begehre von ihm die Befreiung aus ihren Banden durch seinen starken Arm, und bringe mir Antwort." Die Grille hüpfte und flog so schnell als sie vermochte, ihre Botschaft auszurichten; aber Emma wartete vergeblich auf die erbetene Antwort. Sie konnte auch keine erhalten, denn die Grille war unterwegs von einem langbeinigen Storch erwischt und verschlungen worden.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma aber nicht ab, und da die Grille nicht wiederkam, so schloß sie richtig, daß auch sie unterwegs verunglückt sei. Da sann sie hin und her, welch Geschöpf sie wohl am besten senden könnte und entschied sich für die schlaue und geschwätzige Elster.

Aus einer Rübe formte sie den langschwänzigen Vogel und sprach zu ihm: „Schwanke hin, beredsamer Vogel, von Baum zu Baum, bis du gelangest zu Ratibor, meinem Bräutigam. Sprich ihm von meiner Gefangenschaft und gib ihm Bescheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, im Maiental an der Grenze des Gebirges, und sich bereit halte, den Flüchtling aufzunehmen, der seine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt."

Prinzessin Emma hatte in der Elster den richtigen Boten gewählt, denn der Vogel flatterte in kurzen Strecken von einem Ruheplatze zum andern und gelangte glücklich in die Gegend, wo der Fürst Ratibor wohnte, und fand ihn auch bald. Unter einer schattenreichen Eiche saß er und gedachte seiner verschwundenen Braut, als er plötzlich von einer unbekannten Stimme

seinen Namen rufen hörte. Er horchte hoch auf, sah aber niemand, als er, aufblickend, über sich die Elster gewahrte, die auf den Zweigen hin und wieder flog und nun abermals seinen Namen rief, gleich darauf aber auch den seiner Braut. Frohes Entzücken durchschauerte den Fürsten, und nun begann der Sprecher auf dem Baume mit der dem Elsterngeschlecht eigenen Geschwätzigkeit herzuplappern, was ihn Emma gelehrt hatte.

Ha, welch frohe Botschaft! Der Gram, welcher den Fürsten bis jetzt gefangen gehalten hatte, verschwand, und er forschte mit Fleiß von der Glücksverkünderin nach den Schicksalen der holden Emma. Da erfuhr er jedoch nichts weiter, denn der gesprächige Vogel konnte nur seine eingelernte Lektion mechanisch wiederholen, ohne Aufhören, und flatterte davon. Fürst Ratibor aber eilte heim, rüstete ein kleines Geschwader von Reisigen und zog mit ihnen nach dem Maiental in den Vorbergen des Gebirges, dort die Braut zu erwarten.

Mit weiblicher Schlauheit hatte die Prinzessin alles vorbereitet, ihr gewagtes Vorhaben auszuführen. Sie stellte sich gegen den Berggeist freundlicher, als sie bisher je zu ihm gewesen war, so daß er Hoffnung zu schöpfen begann, sie könnte doch noch die Seine werden. Schon eine freundliche Miene, ein holder Blick, ein bedeutsames Lächeln und ein liebevolles Wort setzten ihn in Feuer und Flamme und machten ihn zum gehorsamen Knecht. Und als er nun seine Werbung wiederholte, wies sie ihn nicht schroff ab, wie es sonst wohl geschehen war, sondern bat verschämt um einen Tag Bedenkzeit.

Am andern Morgen trat sie geschmückt wie eine Braut hervor, das Antlitz mit einem dichten Schleier verhüllt. Entzückt trat ihr der Berggeist entgegen und flehte, daß sie doch den Schleier entfernen möge, damit er ihr himmlisches Angesicht schauen könne. Doch sie weigerte sich dessen, denn es gezieme einer Braut nicht, ihr Erröten und ihre Tränen sehen zu lassen.

„Warum Tränen, liebes Mädchen?" fragte der Berggeist besorgt.

„Wohl sind es Tränen der Freude," antwortete Emma; „aber es sind auch Tränen der Sorge, was mir die Zukunft bringen wird. Denke doch: du alterst nimmer, bleibst immer derselbe; aber was geschieht mit mir? Wer gibt mir Gewißheit, daß deine Liebe, deine Fürsorge dieselben bleiben werden, auch wenn das Alter einst mein Angesicht mit Runzeln bedeckt?"

„Unwandelbar ist meine Liebe," erwiderte der Berggeist feurig. „Fordere von mir einen Beweis meiner Treue, meines Gehorsams; es sei, was es sei, und du wirst daran die Stärke meiner Gefühle für dich erkennen."

„Nun, es sei!" sprach Emma nach einigem Besinnen. „Große Flächen deines Landes hast du mit Rüben bestellt, damit ich nimmer in Verlegenheit komme, mir Gesellschaft und Zerstreuung zu schaffen. Damit ich nun wisse, wie lange dieser Vorrat reicht, und Sicherheit habe, daß es mir nicht so gehe, wie es erst kürzlich geschah; damit ich ferner eine Auswahl treffen kann, wie groß die Zahl der Kranzjungfrauen und Gäste an meinem bevorstehenden Hochzeitstage sei, — so gehe hin und zähle die Rüben auf dem Felde. „Aber," fügte sie noch hinzu, „zähle ganz genau und versuche nicht etwa, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht. Das soll die Probe sein, an der ich deine Treue prüfen will."

„Es soll geschehen, wie du wünschest," sagte der Berggeist, hocherfreut, einen Beweis für seine Treue ablegen zu können. Er ging, und Emma blickte ihm triumphierend nach, denn sie hatte alles zu der beabsichtigten Flucht vorbereitet, und als er zwischen den Felsen verschwunden war, schritt sie zur Tat.

Die stärkste und saftigste der Rüben unter ihrem Vorrat hatte sie schon bereit gelegt. Die verwandelte sie mit dem Zauberstabe in ein feuriges Roß mit Sattel und Zaumzeug. Dann überzeugte sie sich noch einmal, ob sie auch ihren ganzen Schmuck angetan habe, schwang sich in den Sattel, und das mutige Roß flog dahin, ohne zu straucheln, über die Berge hinweg in die Ebene, und glücklich gelangte sie in das Maiental, wo Fürst Ratibor ihrer wartete, und jauchzend warf sie sich in seine Arme.

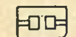
Unterdessen war der Berggeist emsig beschäftigt, den erhaltenen Auftrag auszuführen und sprang behende zwischen den Rüben umher. Er zählte und zählte, und als er endlich fertig war, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er sich doch vielleicht verzählt haben könnte. Da er aber ganz genau zählen sollte und sich nicht etwa den Vorwurf einer Täuschung machen lassen wollte, so begann er die Arbeit zum zweitenmal. Und wirklich, diese zweite Zählung ergab eine andere Ziffer. Da blieb denn nichts übrig, als zum drittenmal zu zählen, und da fand sich, daß er das erstemal doch richtig gezählt hatte.

Freudig kehrte er nach dem Palaste zurück und betrat mit großer Selbstzufriedenheit den Rasenplatz. Er lief durch die Laubengänge, spähte hier, spähte dort, aber nirgends sah er Emma. Da wurde er unruhig und eilte in den Palast, aber auch da war sie weder in einem der Säle, noch in ihren Zimmern zu finden. Er suchte und rief, rief und suchte in allen Winkeln, es war vergebens, Garten und Palast waren leer, niemand da.

Da merkte er Unrat, warf die angenommene menschliche Hülle ab und schwang sich hoch in die Luft und sah nun den geliebten Flüchtling weit in der Ferne, wie das rasche Roß soeben über die Grenze seines Gebietes dahinstob. Wütend ballte der ergrimmte Berggeist die Wolken zusammen, erregte einen rasenden Sturm und schleuderte seine Blitze hinter dem Flüchtling her. Es war vergebens, denn Emma hatte die Grenze seines Reiches überschritten und war seiner Macht entrückt; über seine Grenzen hinaus zerfloß seine Donnerwolke in sanften Heiderauch.

Nachdem sich der Berggeist so ganz vergebens ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in seinen Palast zurück, schlich durch alle Gemächer und erfüllte sie mit seinen Seufzern. Auch durch den Lustgarten wandelte er traurig, doch der hatte keinen Reiz mehr für ihn, seine Gedanken weilten nur bei der Ungetreuen, die seiner Gewalt entflohen war. Alles das drückte ihn so nieder, daß er in tiefes Hinbrüten versank. Plötzlich aber richtete er sich mit zornflammendem Gesicht wieder empor. Sein Unmut brach in fürchterliche Verwünschungen aus: er vermaß sich, der ganzen Menschenkenntnis zu entsagen, nimmer wieder mit diesem betrügerischen Geschlecht in Verbindung zu treten und keine weitere Notiz von ihm zu nehmen. Nachdem er sich dies selber gelobt hatte, stampfte er dreimal mit dem Fuß auf die Erde, Palast und Lustgarten sanken in ihr ursprüngliches Nichts zurück und verschwanden vom Erdboden, die Felsen öffneten sich, und der Berggeist fuhr in die Tiefe bis in den Mittelpunkt der Erde und nahm seinen Menschenhaß mit hinab.

Fürst Ratibor aber brachte seine schöne Beute an den Hof ihres Vaters zurück, vermählte sich mit ihr und erbaute die Stadt Ratibor, die seinen Namen trägt bis auf den heutigen Tag. Das Abenteuer der jungen Fürstin aber wurde bekannt im ganzen Lande, und seitdem wird der Berggeist des Riesengebirges spottweise der Rübenzähler oder kurzweg Rübezahl genannt.



Der Gehängte.

(Nach Joh. Karl Aug. Musäus: „Legenden vom Rübezahl", 1782.)

Drei junge Handwerksgesellen zogen über das Riesengebirge, und der keckste unter ihnen, ein lustiges Schneiderlein, rief ohne Unterlaß: „Rübezahl, komm herab! Rübezahl! Mädchendieb! Rübezahl, komm herab!"

Von undenklichen Zeiten her hatte die Lästerchronik die Geschichte von Mund zu Mund aufbewahrt, wie der Berggeist des Riesengebirges einmal die Tochter eines schlesischen Fürsten entführt hatte, um sie zur Herrin seines Reiches zu machen. Das Mädchen aber hatte den ihr zum Gebrauch übergebenen Zauberstab, mit dem sie eine Rübe in jede beliebige Gestalt verwandeln konnte, benutzt, und während der unterwürfige Geist auf ihr Geheiß die Rüben auf dem Felde zählte, eine Rübe in ein feuriges Roß mit Sattel und Zaumzeug verwandelt, war entflohen und glücklich entkommen. Seit der Zeit war der Name „Rübezahl" zum Spottnamen für den Berggeist geworden. Er selber aber war hinunter gefahren in die Tiefen der Erde, die ganze Menschheit verfluchend.

Die Zeit heilt jedoch jeden Kummer und gleicht alles aus. Auch Rübezahl überwand den Schmerz, den ihm eine der Erdentöchter bereitet hatte; aber der Haß gegen das Menschengeschlecht war geblieben, und von Zeit zu Zeit kam er doch wieder aus seinem unterirdischen Reiche an die Oberfläche der Erde zurück.

Als er zum erstenmal wieder auf dem Gipfel der Schneekoppe stand und vom hohen Gebirge herab die Kirchen und Klöster in den Städten und Flecken der Menschen erblickte, rief er grimmig: „Armseliges Erdengewürm, treibst, sehe ich, dein Wesen noch immer im Tale. Hast mich wirklich geäfft mit Tücken und Ränken, sollst es mir aber büßen. Will dich auch hetzen und plagen, daß dir wohl soll bange werden vor dem Geist des Riesengebirges."

Er sprach noch, als er Menschenstimmen hörte. Es waren jene drei jungen Handwerksgesellen, und mit Ingrimm hörte er die Spottrufe des lustigen Schneiderleins. Er wäre wohl gleich mit einem gewaltigen Donnerwetter dreingefahren, hätte er damals schon gewußt, mit wie lügenhaften Zusätzen jene Geschichte der Prinzessin Emma vermehrt wurde. Man trug sich mit unzähligen Spukhistörchen, die sich niemals begeben hatten, machte damit zaghafte Wanderer fürchten; und nur die starken Geister, die am hellen Tage und in zahlreicher Gesellschaft an keine Gespenster glauben und sich darüber lustig machen, pflegten aus Übermut oder, um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, den Berggeist bei seinem Spottnamen zu rufen und auf ihn zu schimpfen.

In den Tiefen des Abgrundes hatte der Berggeist von diesem mutwilligen Hohn kein Wort erfahren; jetzt hörte er's aus dem Munde des Schneidergesellen. Im ersten Augenblick hatte er schon große Lust, wie ein Sturmwind daher zu rasen und den verwegenen Burschen zu erwürgen; aber er bedachte auch sofort, daß eine solche exemplarische Strafe groß Geschrei im Lande machen, alle Wanderer aus dem Gebirge verscheuchen und ihm die Gelegenheiten nehmen würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Er ließ die drei Gesellen also ruhig ihres Weges ziehen, nahm sich aber vor, den kecken Burschen dennoch empfindlich zu strafen.

Unsichtbar gab ihnen der Berggeist das Geleite. An dem nächsten Scheideweg trennten sich die Genossen, und der Hohnsprecher kam glücklich in Hirschberg, seiner Heimat, an. Bis zur Herberge begleitete ihn Rübezahl, dann kehrte er um, denn da meinte er ihn gelegentlich schon zu finden. Auf dem Wege begegnete ihm ein Handelsmann, der auch nach Hirschberg wollte, den gedachte er zum Werkzeug seiner Rache an dem Schneider zu gebrauchen. Er nahm die Gestalt des losen Gesellen an, gesellte sich zu dem Händler, führte ihn unbemerkt abseits, überfiel ihn, knebelte ihn und raubte seinen wohlgefüllten Geldbeutel. Mit Faustschlägen und Fußtritten behandelte er ihn sehr übel, dann ließ er ihn liegen und ging davon.

Als der Handelsmann wieder zu sich kam, fing er an zu wimmern und um Hilfe zu rufen, denn er fürchtete, in der Einöde umkommen zu müssen. Da trat der Berggeist in der Gestalt eines ehrbaren Bürgers zu ihm, löste ihm die Bande von den Händen und leistete ihm alles das, was der barmherzige Samariter dem Manne tat, der unter die Mörder gefallen war. Danach labte er ihn mit einem Schluck aus seiner Flasche und geleitete ihn freundlich nach Hirschberg vor die Tür der Herberge, reichte ihm hier sogar noch einen Zehrpfennig und schied von ihm.

Wie erstaunte jedoch der Handelsmann, als er in die Herberge trat und dort den Schneider, der ihn überfallen hatte, vergnügt sitzen und mit andern zechen sah. Sogleich lief er zum Richter und brachte den Straßenraub zur Anzeige, und der Richter sandte sogleich Häscher, den unschuldigen Verbrecher zu greifen und vor die Schranken zu bringen. Hier fand sich der Schneider zu seinem Staunen und Schrecken des Straßenraubes angeklagt und mochte seine Unschuld beteuern, so viel er wollte: In seinem Ränzel fand sich der von dem Berggeist heimlich hineingebrachte Geldbeutel, und das galt nun als vollgültiger Beweis seiner Schuld. Das Urteil lautete auf Tod durch den Strang, und gleich am Morgen des folgenden Tages sollte er gehängt werden.

Nun fand aber der Geistliche, der den Verbrecher zum Tode vorbereiten sollte, in dem Schneidergesellen, welcher Benedix hieß, einen so unwissenden, verstockten Burschen, daß es ihm unmöglich dünkte, denselben über Nacht in einen bußfertigen Sünder zu verwandeln. Er erwirkte daher, obgleich es ihm bei der raschen Justiz in Hirschberg sehr schwer wurde, einen zweitägigen Aufschub der Hinrichtung, und als Rübezahl, der sich schon darauf freute, denjenigen, der ihn so arg verhöhnt hatte, am Galgen zappeln zu sehen, davon hörte, begab er sich wieder ins Gebirge.

Da fand er am Wege ein Mädchen sitzen, einfach bürgerlich, aber sehr sauber gekleidet, das weinte herzbrechend. Mädchentränen gegenüber hatte sich Rübezahl schon früher schwach gezeigt, und auch hier konnte er sich nicht enthalten, nach der Ursache des großen Kummers zu fragen.

Die Dirne erhob den Kopf, und ein gar liebliches, von Tränen überströmtes Gesicht blickte dem ehrbaren Manne entgegen. Das gab ihr den Mut, zu antworten: „Ach, Herr, was kümmert Euch mein Schmerz? Helfen könnt Ihr mir doch nicht. Ich bin eine Mörderin. Ich habe den Mann meines Herzens gemordet und will meine Schuld mit Jammer und Tränen abbüßen, bis mir das Herz bricht."

„Du eine Mörderin?" fragte der Mann staunend; „das ist ja unmöglich! Die Menschen sind zwar aller Ränke und Bosheit fähig, aber hier ist mir's gleichwohl ein Rätsel."

„So will ich Euch das Rätsel lösen," seufzte das Mädchen, „wenn Ihr's zu wissen begehrt."

„Du siehst mich begierig zuhören."

„Ich hatte einen Gespielen von Jugend an," erzählte das Mädchen, „den Sohn unserer Nachbarin, und als wir heranwuchsen, versprachen wir uns zu heiraten. Er war so lieb und gut, so treu und

bieder, und nun habe ich das Herz dieses herzigen, lieben Jungen vergiftet und ihn zu einer Übeltat verleitet, wofür er das Leben verwirkt hat."

„Wie wäre das möglich," rief Rübezahl überrascht, sehr aufmerksam werdend.

„Ja seht, Herr, ich habe den armen Benedix gereizt und zu einem Straßenraub an einem Handelsmann verleitet, und da haben ihn die Gerichtsherren von Hirschberg gegriffen, und morgen soll er gehängt werden. Ich hab' ihn auf dem Gewissen und bin also seine Mörderin?"

„Und was hast du dabei verschuldet?" fragte Rübezahl, immer mehr verwundert.

„Er zog auf die Wanderschaft und sprach beim Abschiede: Wenn der Apfelbaum zum dritten Male blüht, dann kehre ich heim und führe dich als mein liebes Weib zum Traualtar. Nun blüht der Apfelbaum zum dritten Male, und er ist heim gekommen. Seht, da habe ich ihn in mutwilliger Mädchenlaune geneckt und mich geweigert und ihn gefragt, wovon er Weib und Kinder ernähren wolle; er solle erst hingehen und sich Geld und Gut erwerben und dann wieder anfragen. Wohlan, sprach er da im höchsten Unmut, du willst es so, ich gehe in die Welt, will laufen, sorgen, betteln, stehlen, bis ich den schnöden Preis erlange, um den ich dich erwerben muß. Leb' wohl, ich fahre dahin! — Seht Ihr, Herr, so hab' ich ihn betört. Ergrimmt ist er hinweggegangen; da verließ ihn sein guter Engel, und er vollbrachte die unselige Tat."

Der ehrsame Mann schüttelte den Kopf über diese Rede und sprach vor sich hin: „Wunderbar!" Dann wendete er sich wieder zu dem Mädchen: „Aber was füllst du hier mit deinen Klagen den Wald, die doch deinem Benedix nichts helfen können?"

„Herr," entgegnete sie, „ich war auf dem Wege nach Hirschberg, will da dem Richter zu Füßen fallen und die Töchter der Stadt aufrufen, daß sie mir helfen sollen, ihn loszubitten und dem schmählichen Tode zu entreißen."

Der Berggeist wurde von dieser Rede so bewegt, daß er seiner schnöden Rache an dem Hohnsprecher entsagte und gerührt zu dem Mädchen sprach: „Das würde dir nichts helfen, mein Kind. Aber trockne deine Tränen und laß deinen Kummer schwinden. Ehe die Sonne zur Rüste geht, soll dein Benedix frank und frei sein. Sei aber wach, und wenn mit dem ersten Hahnenschrei ein Finger an dein Fenster klopft, so öffne die Tür, denn es ist Benedix, der davor steht. Hüte dich, ihn wieder wild zu machen. Du sollst jedoch wissen, daß er das Bubenstück nicht begangen hat und auch du außer Schuld bist; er hat sich durch dich zu keiner bösen Tat reizen lassen."

Verwundert über diese Rede sah die Dirne dem Mann starr ins Gesicht; da sich dort aber keine Spur von Trug offenbarte, so gewann sie Zutrauen und sprach: „Lieber Herr, wenn Ihr mein nicht spottet und dem also ist, wie Ihr sagt, so müßt Ihr ein Seher oder der gute Engel meines Benedix sein, daß Ihr das alles so gut wisset."

„Ein guter Engel?" versetzte Rübezahl betroffen, „nein, der bin ich wahrlich nicht; aber ich kann's werden und du sollst es erfahren. Ich bin ein Bürger aus Hirschberg und habe mit zu Gericht gesessen; aber seine Unschuld ist ans Licht gebracht, und du hast nichts mehr für sein Leben zu fürchten. Ich will hin und ihn seiner Bande entledigen, denn ich vermag viel in der Stadt. Du aber sei gutes Mutes und kehre heim in Frieden."

Obgleich noch immer Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften, gehorchte die Dirne doch und machte sich auf den Heimweg.

Auf dem Wege nach Hirschberg wußte Rübezahl noch nicht, wie er die Befreiung

des Schneiders bewerkstelligen sollte. Als er aber in die Nähe des Gefängnisses kam, sah er eben den Pater heraustreten, der dem Delinquenten gute Nacht gesagt hatte, und sein Plan war fertig. Ungesehen ging er dem Pater nach, schlich sich in das Kloster, stahl dort eine Mönchskutte und schlüpfte hinein. So ausgerüstet ging er nach dem Gefängnisse und wurde von dem Schließer ehrerbietig zu dem Verurteilten eingelassen.

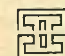
Anfänglich spielte er nun den Geistlichen, aber die hervorbrechenden Klagen des armen Sünders jammerten ihn so, daß er dem Spiel ein Ende machte und plötzlich begann: „Armer Benedix, gib dich zufrieden und sei getrost, du sollst nicht sterben. Ich habe erfahren, daß du an dem Raube unschuldig bist, darum bin ich jetzt gekommen, dich deiner Banden zu entledigen." Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und befreite ihn von den Ketten. Hierauf wechselte der anscheinend so gutmütige Mönch mit ihm die Kleider und sprach: „Gehe nun wie ein frommer Klosterbruder durch die Wächter und durch die Straßen, bis du die Stadt hinter dir hast. Dann schürze dich hurtig und schreite rüstig zu, bis du heim kommst, und klopfe an deines Mädchens Tür; sie wartet dein mit ängstlichem Verlangen. Ich rate dir aber: verlaßt das Land, anderswo werdet ihr eine friedlichere Stätte finden."

Der Bursche glaubte, es wäre dies alles ein Traum, aber der Pater drängte, und so tat er endlich nach dessen Worten und verließ den Kerker und die Stadt. —

Als am andern Morgen die Stunde schlug, daß die Hinrichtung vor sich gehen sollte, kam der Mönch wieder, um den armen Sünder nach dem Richtplatz zu begleiten. Die Ketten, die sich Rübezahl natürlich angelegt hatte, wurden ihm abgenommen, aber der gute Pater fand in dem Verurteilten einen völlig verstockten, unbußfertigen Menschen. Das half nun aber nichts, die Zeit war da, ob bußfertig oder nicht, der Stab mußte über ihn gebrochen werden, und nun ging es hinaus nach dem Richtplatz, und Rübezahl ließ alles mit sich geschehen, was von ihm verlangt wurde.

Wie er von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er an dem Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß ein Getöse im Volk entstand und Rufe laut wurden, man solle den Henker steinigen, weil er den armen Sünder über die Gebühr quäle. Da fürchtete Rübezahl, daß daraus ein Unheil entstehen könnte, und flugs streckte er sich und stellte sich tot. Als sich aber das Volk verlaufen hatte, und einige Stunden später einige Leute vorüber gingen und hinzutraten, um den Gehängten zu beschauen, fing er aufs neue an zu zappeln und erschreckte die neugierigen Menschen durch fürchterliche Grimassen.

Erschrocken liefen sie nach der Stadt zurück, und gegen Abend war ganz Hirschberg voll von dem Gerücht: der Gehängte könne nicht sterben und tanze noch immer am Galgen. In aller Frühe des andern Morgens sendete der Senat deshalb eine Deputation hinaus nach dem Hochgericht, um zu untersuchen, was an dem Gerücht wahr sei. Als die Herren vom Rat nun dahin kamen, fanden sie anstatt des gehängten Schneidergesellen an dem Strange einen — Strohwisch, mit Lumpen umwunden, so wie man etwa einen Strohmann in die Erbsen stellt, um die näschigen Spatzen zu verscheuchen. „Worüber sie sich baß wunderten, ließen in aller Stille den Strohmann abnehmen und breiteten aus, der große Wind habe zur Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze geweht."



Der Berggeist als Wohltäter.

(Nach Joh. Karl Aug. Musäus: „Legenden vom Rübezahl„, 1782.)

Wenn die Not am größten.

Im Amte Reichenberg in Böhmen, unweit der gewaltigen Höhen des Iser- und Riesengebirges, lebte vor Zeiten einmal ein Bauer, namens Veit, dem ein streitsüchtiger Nachbar, welcher wegen seiner Händelsucht weit und breit verrufen war, Hab und Gut gerichtlich abgestritten hatte. Nichts war dem Armen geblieben, als sein Weib und ein halbes Dutzend Kinder. Zwar gehörten ihm auch noch ein paar rüstige Arme, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen damit zu ernähren. Es schnitt ihm durchs Herz, wenn die Kinder nach Brot schrieen und er doch nichts hatte, um ihren Hunger zu stillen.

„Mit hundert Talern," sprach er zu seinem bekümmerten Weibe, „wäre uns geholfen, unseren zerfallenen Haushalt wieder einzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigentum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseits des Gebirges, ich will hingehen und ihnen unsere Not klagen; vielleicht, daß sich einer erbarmt und aus gutem Herzen von seinem Überfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen."

Das niedergedrückte Weib willigte mit schwacher Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg in diesen Vorschlag ein, weil sie keinen besseren wußte. Der Mann aber gürtete sich früh, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: „Weinet nicht! mein Herz sagt mir, ich werde einen Wohltäter finden, der uns helfen wird. Hierauf steckte er eine Brotrinde in die Tasche und ging dahin.

Müde und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, langte er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner ihn beherbergen. Mit heißen Tränen klagte er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, sondern kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: „Junges Blut, spar' dein Gut," der andere: „Hoffahrt kommt vor dem Fall," der dritte: „Jeder ist seines Glückes Schmied!" So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzer, und endlich wiesen sie ihm gar die Tür.

Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter von der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen. Stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, so mußte er in einem Heuschober auf dem Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos den kommenden Tag, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Als er nun wieder ins Gebirge kam, befiel ihn Harm und Bekümmernis so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. „Zwei Tage Arbeitslohn verloren," dachte er bei sich selber, „matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! Wenn du nun heimkehrst und die sechs armen Würmer dir entgegenschmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labsal zu begehren, und du für einen Bissen Brot ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! wie kannst du's tragen!" Hierauf warf er sich unter einen Schlehenbusch, seinen schwermütigen Gedanken weiter nachzuhängen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel auszukundschaften, jede Hirnfaser auf- und niederläuft und alle Winkel der Phantasie durchspäht, um

Schutz oder doch wenigstens Frist für den Hereinbruch des Unterganges zu suchen; — gleichwie ein Schiffer, der sein Fahrzeug sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufklimmt, sich in den Mastkorb zu retten, oder wenn er unter Verdeck ist, aus einer Luke springt, in der Hoffnung, ein Brett oder eine leere Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu halten: so verfiel der trostlose Veit unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen auf den Gedanken, sich mit seinem Anliegen an den Berggeist zu wenden, dessen Reich das Riesengebirge war und der im Volke den Spottnamen „Rübezahl" führte.

Viele Geschichten hatte Veit von diesem Berggeist gehört, wie er Reisende gehudelt und gefoppt, ihnen manchen Tort angetan, wohl gar recht böse mitgespielt habe. Immer aber waren in solchen Fällen die Menschen selber schuld daran gewesen, indem sie ihn verhöhnt und verspottet und mit seinem Spottnamen allerlei Unfug im Gebirge getrieben hatten. Anderseits fehlte es aber auch nicht an Beispielen, wie der Berggeist armen, rechtschaffenen Leuten manches Gute erwiesen hatte, die sich in der äußersten Not an ihn wendeten.

Das alles wußte Veit, und da er sich ja in diesem Falle befand, so kam ihm eben der Gedanke, ob er sich nicht auch an Rübezahl wenden könnte. Aber wie ihm beikommen? wo und wie war der Berggeist zu finden? Da blieb nur ein Mittel: er mußte es machen, wie man es mit Menschen tut, die man sucht und finden möchte: er mußte ihn anrufen. Aber wie? Er kannte ja keinen andern Namen von ihm als den Spottnamen Rübezahl, und es war bekannt, daß es der Berggeist niemals ungestraft ließ, wenn man ihn mit diesem Spottnamen rief. Und doch sah er keinen andern Weg und mußte es daraufhin wagen. Er faßte sich also ein Herz und rief, so laut er konnte: „Rübezahl!

Heftig pochte sein Herz, denn jeden Augenblick dachte er nun den Berggeist grimmig daherfahren zu sehen. Aber nichts rührte sich, alles blieb still. Da wiederholte er den Ruf, und als auch jetzt noch alles still blieb, rief er zum drittenmal: „Rübezahl! Rübezahl!" so laut, daß die Felsen wiederhallten.

Das Darlehen.

Da stand urplötzlich die Gestalt eines rußigen Köhlers vor ihm, mit einer Schürstange in der Hand gleich einem Weberbaum. Ein langer fuchsroter Bart wallte ihm bis zum Gürtel herab, mit feurigen Augen blickte er den Mann grimmig an und erhob die Stange, den frechen Spötter niederzuschlagen.

Der Bauer Veit prallte zurück, rief aber doch beherzt: „Verzeiht, Herr Rübezahl, wenn ich Euch nicht bei Eurem richtigen Namen zu nennen weiß. Erzeigt mir aber die Gunst und hört mich an, dann könnt Ihr immer noch tun, was Euch gefällt."

Diese ruhigen Worte sowohl wie das kummervolle Gesicht des Mannes bezeugten, daß bei ihm von Mutwillen oder Spott nichts zu finden war. Der Zorn des Berggeistes begann daher zu schwinden, und er sagte weit weniger grimmig, als seine Miene anfangs gezeigt hatte: „Was treibt dich, du Erdenwurm, mich in meinem Reiche zu beunruhigen? Weißt du nicht, daß du für diesen Frevel mit Haut und Hals büßen mußt?"

Mutig gemacht dadurch, daß Rübezahl sich mit ihm auf eine Unterredung einließ, antwortete Veit: „Herr, die äußerste Not treibt mich zu Euch mit einer Bitte, die Ihr mir wohl erfüllen könnt, wie Ihr ja auch schon andern Notleidenden hilfreich beigesprungen seid."

„Eine Bitte? und die wäre?"

„Herr, leiht mir hundert Taler. Ich zahle sie Euch nach drei Jahren mit den landesüblichen Zinsen zurück, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin."

„Tor du," sagte aber der Berggeist, „bin ich ein Wucherer, der Geld auf Zinsen leiht? Gehe hin zu deinen Menschenbrüdern und borge bei ihnen, soviel du bedarfst; mich aber laß damit in Ruhe."

„Ach!" seufzte Veit, „mit der Menschenbrüderschaft bin ich am Ende. Wo es sich um Mein und Dein handelt, da gibt es unter den Menschen keine Brüderschaft mehr. Gott sei's geklagt!"

„So, so!" entgegnete Rübezahl, und aus seiner Stimme klang es jetzt wie Wohlwollen. „Haben sie dir auch übel mitgespielt, daß du darin böse Erfahrungen gemacht hast? Davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Aber erzähle!" Und der Berggeist lehnte sich auf seine Schürstange.

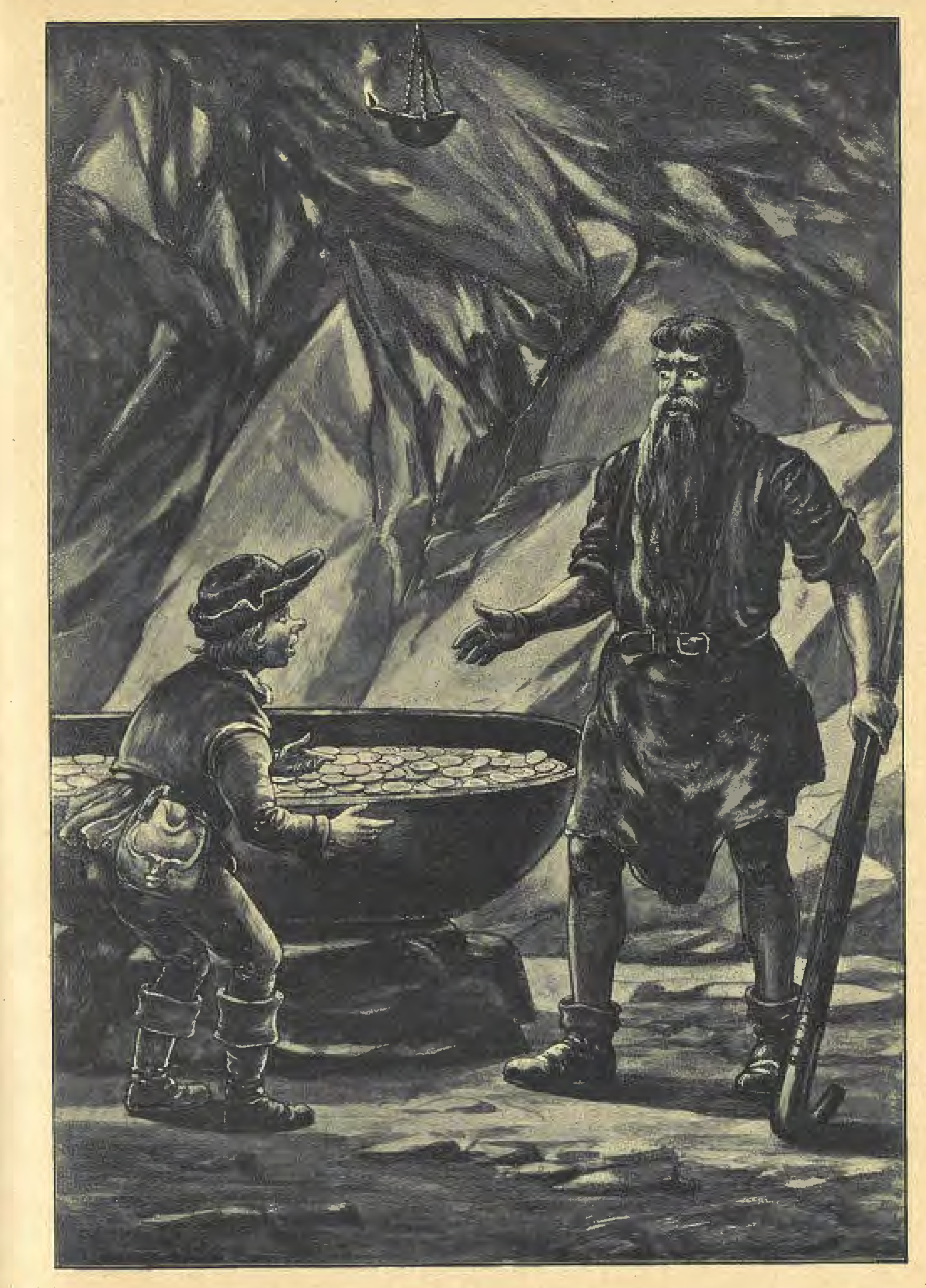
Nun erzählte der Bauer, dem jede Besorgnis geschwunden war, wie es ihm ergangen, wie ihn ein böser Nachbar um alles gebracht und er sich, da die Not am höchsten gestiegen, an die reichen Vettern seiner Frau gewendet habe, die ihn aber trotz der nahen Verwandtschaft mit schönen Sprichwörtern abgespeist und schließlich zur Tür hinausgewiesen hätten. Da habe er denn in halber Verzweiflung den Entschluß gefaßt, sich an den Herrn des Riesengebirges zu wenden, von dem die Menschen zwar viel Böses reden, von dem man aber wisse, daß er auch schon manchem redlichen Manne, der unverschuldet ins Elend geraten sei, geholfen habe. Niemand aber wisse diesen Gewaltigen zu nennen, und da habe er denn in seiner Verzweiflung zu dem einzigen Mittel, das ihm eingefallen, seine Zuflucht genommen: ihn bei seinem Spottnamen zu rufen, da man wisse, daß er dann erscheine und die Spötter bestrafe.

Ruhig hatte Rübezahl den Mann angehört. Sei es nun, daß er von dem drükkenden Elend wirklich gerührt war, oder sei es, daß ihm die Bitte, hundert Taler herzuleihen, so neu wie sonderbar erschien, kurz, er sagte darauf nichts weiter als: „Komm und folge mir!" Er drehte sich auch sogleich um und führte den Bauern waldeinwärts in ein enges Tal, immer weiter aufwärts bis zu einem jäh aufsteigenden Felsen, an dessen Fuße sich aus einem dichten Buschwerk eine uralte, halb abgestorbene Eiche erhob.

Als sie durch dieses Gebüsch gedrungen waren, erblickte Veit den finsteren Eingang einer Höhle. Ihm wurde nicht wohl zu Mut, als der Berggeist ohne weiteres da hineinschritt in die Finsternis, denn es fiel ihm ein, daß Rübezahl zur Strafe schon manchen betrogen hatte, und so konnte sich ja auch wohl vor seinen Füßen plötzlich ein Abgrund öffnen, in den er hineinstürzte. Ein kalter Schauer nach dem andern lief ihm den Rücken hinab, und die Haare sträubten sich ihm empor, als er so im Finstern hinter dem voranschreitenden Berggeist hertappte. Um so mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein, als er jetzt auch ein wildbrausendes Wasser hörte, daß sich hier irgendwo in die Tiefe stürzte.

Einigen Trost gewährte es ihm, als er endlich in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen sah. Zugleich erweiterte sich auch der finstere unterirdische Gang immer mehr, und an dessen Ende stand Veit in einem hochgewölbten Felsensaale, an dessen Decke nun das Flämmchen als ein helles Licht spendender Hängeleuchter schwebte. In der Mitte des Saales aber stand eine mächtige kupferne Braupfanne, die war mit blanken, harten Talern bis an den Rand gefüllt.

Als der Bauer diesen ungeheuren Schatz erblickte, schwand ihm alle Furcht, und das Herz hüpfte ihm vor Freuden, denn er erkannte, daß der Berggeist bereit war, ihm zu helfen. In der Tat sprach



Das Darlehen.

dieser nun: „Nimm von diesem Gelde, soviel du bedarfst, es sei wenig oder viel. Du mußt mir aber, sofern du der Schreiberei kundig bist, einen Schuldschein darüber ausstellen.“

Da Veit in der Tat schreiben konnte, was damals keineswegs eine so allgemeine Sache war wie heutzutage, so holte Rübezahl aus einem eisernen Kasten ein Blatt Papier, sowie Tinte und Feder herbei. Während dessen zählte Veit gewissenhaft hundert Taler ab, keinen mehr und keinen weniger; dann schrieb er den Schuldschein, so gut er's vermochte, daß er von heute in drei Jahren das Kapital nebst den landesüblichen Zinsen zurückzahlen wolle, und der Berggeist nahm den Schein und schloß ihn in den eisernen Kasten ein. Dann sagte er zum Abschiede:

„Zieh' hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß aber nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Tal und in diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, erwarte ich dich, und du zahlst mir, wie du geschrieben, Kapital und Zinsen zurück. Merke dir aber, daß ich ein strenger Gläubiger bin; hältst du dein Versprechen nicht inne, so fordere ich mein Geld mit Ungestüm, und du lernst mich zu deinem Schaden von einer andern Seite kennen.“

Veit versprach mit Wort und Hand, pünktlich Zahlung zu leisten, ohne seine Seele und Seligkeit zu verpfänden, wie es leichtfertige Schuldenmacher zu tun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus welcher er jetzt merkwürdigerweise trotz der Finsternis des Ganges leicht den Ausgang fand. Auch merkte er sich den Eingang der Höhle, die tiefe Schlucht und das Tal, aus welchem man in diese gelangte, ganz genau, damit er den Ort sicher wiederfinden könnte.

Segen des Fleißes.

Aller Sorgen ledig trat Veit fröhlichen Mutes wieder an das Tageslicht. Ihm war, als wenn er Balsam des Lebens in Rübezahls Schatzhöhle eingesogen hätte, als wenn er sich wie eine Lerche hoch in die Lüfte schwingen und seinen Jubel hinaussingen müßte in die Welt. Freudig und gestärkt an allen Gliedern wanderte er fürbaß und betrat mit dem Hereinbruch des Abends seine armselige Wohnung, hatte aber unterwegs schon Grütze und Hirse eingekauft, denn er konnte sich denken, daß nichts im Hause sein würde, womit Weib und Kinder sich sättigen könnten.

In der Tat riefen die Kinder, als sie den Vater erblickten, sogleich nach Brot, die Mutter aber setzte sich in die Ecke und weinte, denn nach der Denkungsart der Kleinmütigen fürchtete sie, daß der Mann vergeblich gegangen sein würde. Er bot ihr freundlich die Hand und bat, daß sie ihre Tränen stillen möchte. Dann übergab er ihr, was er mitgebracht hatte und hieß sie in die Küche gehen und einen steifen Brei kochen, daß sie sich alle einmal wieder ordentlich satt essen könnten.

Während des Speisens gab der Mann nun Bericht von dem Erfolge seiner Wanderung. Er scheute sich jedoch, seiner Frau die Wahrheit zu sagen, denn er wußte, daß sie sehr an ihrer Verwandtschaft hing. Er hatte sich deshalb schon unterwegs vorgenommen, ihr es so darzustellen, als ob sie die Rettung aus ihrer Not den hartherzigen Vettern zu verdanken hätten. Er sagte deshalb: „Deine Vettern, liebe Frau, sind gar rechtliche Leute. Sie haben mir nicht meine Armut vorgerückt, haben mich nicht verkannt oder mich von der Tür gewiesen, weil sie sich etwa meiner Verwandtschaft schämten. Nein, sie haben mich freundlich beherbergt, mir Herz und Hand geöffnet und mir hundert bare Taler vorschußweise auf den Tisch gezählt. Ich

denke, daß wir uns damit aus aller Not helfen können, um so besser, als ich das Geld erst nach drei Jahren zurückzuzahlen brauche und zwar nur mit den landesüblichen Zinsen."

Da fiel dem guten Weibe ein schwerer Stein vom Herzen. „Ja, ja, die lieben Vettern," sagte sie, „ich habe so oft an sie gedacht, habe nur nicht gewagt, dir den Vorschlag zu machen, sie um Hilfe anzugehen, wußte ich doch, daß sie als reiche Leute gelten; aber freilich, gerade Reiche schämen sich gar häufig armer Verwandtschaft. Das haben sie also nicht getan, und dafür möge sie Gott segnen. Wären wir nur eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns vielen Kummer ersparen können."

Veit ließ sie bei diesem Glauben, nach so vielen Drangsalen ließ er ihr gern die Freude an ihrer Verwandtschaft, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Und so ließ sie denn gar nicht nach, ihre Freundschaft zu rühmen und tat recht stolz auf die reichen Vettern. Als sie aber doch gar nicht aufhörte, mit den reichen Vettern, die sich der armen Verwandtschaft so gar nicht schämten, zu prahlen und es tagelang so fort trieb, wurde Veit des fortwährenden Lobpreisens der hartherzigen Geizdrachen doch endlich satt und müde, und er sagte zu seiner Frau: „Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was der Meister Schmied mir da für eine weise Lehre gab?"

„Welche?" fragte die Frau.

„Er sagte, jeder sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, solange es heiß sei. Darum, Frau, höre nun endlich auf mit dem Lobpreisen, und laß uns nun selbst die Hände rühren und unserem Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen und in drei Jahren, wie ich mich durch Unterschrift verpflichtet habe, die hundert Taler nebst den Zinsen abzahlen können und dann aller Schuld quitt und ledig sind."

Die Frau war verständig, und beide arbeiteten nun fleißig von früh bis spät. Der Bauer kaufte einen Acker und einen Heuschlag, dann noch einen zweiten und einen dritten und war bald im Besitz einer ganzen Hufe. Es schien, als ob in Rübezahls Gelde ein besonderer Segen sei, als ob ein Heckataler darunter gewesen wäre. Veit säte und erntete und wurde im Dorfe bald für einen wohlhabenden Mann gehalten. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Ertrag brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles, was er unternahm, zu gutem Glück gedieh.

Aufklärung.

So kam allgemach der Tag heran, an welchem Veit vor drei Jahren von Rübezahl das Geld empfangen und an welchem er dieses pünktlich zurückzuzahlen versprochen und sich durch einen Schuldschein verpflichtet hatte. Der Herr des Gebirges hatte ihm beim Abschiede ausdrücklich gesagt, daß er ein strenger Gläubiger sei, der, wenn der Schuldner nicht pünktlich Wort hielte, zu seinem Schaden mit Ungestüm fordern würde. Dessen hätte es bei dem ehrlichen Veit allerdings nicht bedurft, denn auch ohne diese Drohung, von der er allerdings annehmen konnte, daß sie Rübezahl in solchem Fall erbarmungslos wahr machen würde, hätte er sein Versprechen nicht vergessen. Er sah also den bestimmten Tag um so leichteren Herzens herankommen, als ihm alle seine Unternehmungen so zum Glück ausgeschlagen waren und das Geld in baren, harten Talern schon zurechtgelegt war.

Als der Zahltag angebrochen war, stand Veit früh auf, weckte sein Weib und

alle seine Kinder und hieß sie waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die neuen scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie bisher noch gar nicht getragen hatten. Er selbst holte ebenfalls seinen Sonntagsanzug hervor und rief dem Knecht aus dem Fenster zu, daß er anspannen solle.

Mit größter Verwunderung, da er ihr noch keine Mitteilung gemacht, hatte die Frau alle diese Veranstaltungen gesehen und natürlich auch befolgt, konnte sich nun aber doch nicht enthalten, zu fragen: „Aber Mann, was hast du vor? Es ist heute weder Feiertag, noch sonst ein Kirchfest, und doch willst du, wie ich sehe, uns einen ganz besonderen Festtag machen. Wo gedenkst du uns hinzuführen?"

„Nun, ich muß dir's ja wohl sagen," schmunzelte der Mann fröhlich. „Heute ist der Tag, an dem ich die hundert Taler nebst den Zinsen an den mildtätigen Vetter zurückzahlen muß, der uns so brav aufgeholfen hat. Wir wollen also deine Vettern jenseits des Gebirges besuchen und meinen Gläubiger befriedigen."

Da jubelte die Frau auf und war nun doppelt eifrig, sich und die Kinder, welche über die bevorstehende Fahrt über das Gebirge freudig in die Hände klatschten, so stattlich wie möglich herauszuputzen, um vor den reichen Vettern Ehre einzulegen und ihnen den eigenen Wohlstand vor Augen zu führen. Sie meinte, das sei sie den Vettern schuldig, daß sie sich ihrer Verwandtschaft nicht zu schämen brauchten. Zur Vollendung ihres eigenen Staates legte sie sogar die kostbare Kette aus blanken Henkeldukaten, die sie von ihrem Manne letzten Weihnachten zum Geschenk erhalten hatte, um den Hals. Zuletzt rüttelte Veit noch den schweren Geldsack zusammen und nahm ihn zu sich, und als alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kindern. Hans, der Knecht, ergriff die Zügel, ließ die Peitsche lustig knallen, und dahin trabten die feurigen Pferde über das Blachfeld, dem Riesengebirge entgegen.

Bald waren sie von den Felsen umgeben, und langsam ging es immer höher und höher hinauf. Da ließ Veit endlich an einem Hohlwege, der sich seitwärts zwischen die Felsen hineinschob, halten, stieg ab und hieß Frau und Kinder ein gleiches tun. Dann gebot er dem Knecht: „Hans, fahre nun vollends auf die Höhe. Da wirst du drei Bäume finden, die aus einer gemeinschaftlichen Wurzel kommen. Da bleibe halten und warte auf uns. Sollten wir auch längere Zeit verziehen, so laß dich das nicht anfechten. Spanne nur die Pferde aus und lasse sie während der Zeit grasen. Wir wollen hier einen Fußpfad einschlagen; der ist zwar etwas um, aber gar lieblich und lustig zu wandeln." Dann ging er mit Frau und Kindern in das enge Tal hinein, während der Knecht langsam den Berg weiter hinanfuhr.

Nachdem Veit mit den Seinen längere Zeit aufwärts gewandert war, gelangte er an die Stelle, wo ihm vor drei Jahren Rübezahl als rußiger Köhler erschienen war. Hier hieß er Frau und Kinder sich lagern und von den mitgenommenen Eßwaren eine Stärkung zu sich nehmen. Dann begann er: „Liebes Weib, du wähnst, daß wir zu deiner Freundschaft jenseits des Gebirges reisen. Ich muß dir aber sagen, daß dies nicht der Fall ist, daß deine reichen Vettern vielmehr Filze und jämmerliche Menschen sind, die mir, als ich sie vor drei Jahren um Hilfe in unserer Not bat, nicht allein nichts gaben, sondern mich noch obenein verhöhnten und mir sogar die Tür wiesen. Nein, mein Schuldherr wohnt hier in diesen Schluchten. Das ist der reiche Vetter, dem wir unseren Wohlstand verdanken, der mir die hundert Taler auf mein Wort hin geliehen und mich auf diesen Tag herbeschieden hat, daß ich

sie ihm wieder zurückzahle. Ahnst du nicht, wer dieser Vetter ist? Der Herr vom Berge ist es, Rübezahl genannt."

Da entsetzten sich Frau und Kinder über die Maßen, denn sie hatten ja so viel gehört, wie der Rübezahl ein so scheußlicher Riese und Menschenfresser sei. Nun erzählte ihnen Veit aber sein ganzes Abenteuer, pries die Mildtätigkeit des Berggeistes, dem sie ja alles zu danken hatten, und wurde so gerührt, daß ihm die hellen Tränen über die braunen Backen liefen.

„Nun verzieht hier," schloß er, „ich gehe jetzt hin in die Höhle, um mein Geschäft dort auszurichten. Fürchtet euch nicht, ich werde nicht lange ausbleiben, und wenn ich's vom Herrn des Gebirges erlangen kann, so bringe ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, unserem Wohltäter die Hand zu drücken, wenn sie auch rußig sein sollte. Er wird sich seiner guten Tat und unseres Dankes gewißlich freuen."

Die Frau, noch immer in großer Angst, wollte ihm zwar das Abenteuer ausreden, auch die Kinder versuchten den Vater zurückzuhalten; er aber nahm den Geldsack und drang, wie damals, waldeinwärts durch die Gebüsche.

Zu Dank bezahlt.

Leicht fand Veit die Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich damals genau eingeprägt hatte. Er drang durch das dichte Buschwerk und stand bald vor der alten, halb abgestorbenen Eiche, an deren Stamm sich der Eingang der Höhle befunden hatte. Er fand alles wie vor drei Jahren, nur sah er zu seiner Verwunderung die Öffnung in dem Felsen nicht, durch die er mit Rübezahl in den finsteren Gang eingetreten war. Sollte er sich dennoch geirrt haben? Das war nicht möglich. Er ging an dem Fuß des Felsens hin und her, fand aber überall nur das feste Gestein, keine Spur von einer Höhlenöffnung.

Er nahm einen Stein und klopfte, meinte, der Felsen solle sich öffnen und Rübezahl daraus hervortreten. Nichts rührte sich. Er nahm den Geldsack und klingelte mit den harten Talern, es war ebenso vergebens. Er rief gegen den Felsen: „Geist des Gebirges, komm und nimm hin, was dein ist," der Geist erschien nicht. Er versuchte es sogar, wenn auch nur schüchtern, mit dem Spottnamen Rübezahl, auf die Gefahr hin, den Berggeist zu erzürnen. Alles blieb ruhig.

Da blieb ihm denn endlich nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache zu den Seinigen zurückzukehren. Mit großer Freude eilten ihm sein Weib und die Kinder entgegen, als sie ihn erblickten, denn sie waren trotz all seiner ermutigenden Worte doch in großer Sorge gewesen. Wer hätte auch Rübezahl trauen können, der als ein so wetterwendischer Geist verschrieen war?

Veit war sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht sollte machen können. Mußte er denn nicht wortbrüchig erscheinen, wenn es nicht heute geschah? Wiederum aber konnte er sich nicht denken, daß der Berggeist ihn nicht sehen und hören sollte. Aber warum erschien er nicht? So quälte sich Veit vergebens mit allerlei Gedanken, bis ihm einfiel, daß er vielleicht nicht an allen, sondern nur an bestimmten Orten erscheine, wenn man ihn riefe. Und hier, wo sie lagerten, war ja gerade die Stelle, wo er ihn damals gerufen hatte und der Geist gekommen war.

„So will ich denn," sprach er, „den Geist bei seinem Schimpfnamen rufen. Wenn es ihn auch verdrießt, mag er mich durchbläuen und hudeln, wie er Lust hat, wenigstens wird er auf diesen Ruf ganz gewiß hören," und aus Leibeskräften schrie er: „Rübezahl! Rübezahl!" Die erschrockene Frau wollte ihm wehren, suchte ihm den Mund zuzuhalten, aber er wehrte sie ab und rief immer von neuem.

Plötzlich drängte sich der jüngste Bube an die Mutter und rief angstvoll: „Mutter, der schwarze Mann!"

„Wo?" fragte Veit getrost.

„Da lauscht er, hinter jenem Baum," sagte der Bube, und die Kinder krochen in einen Haufen zusammen und schrieen vor Furcht. Der Vater eilte auf den Baum zu, aber da war nichts. Auch das war nur ein leerer Schatten gewesen, der das furchtsame Kind erschreckt hatte; Rübezahl kam nicht zum Vorschein.

Nun blieb endlich nichts übrig, als den Rückweg anzutreten. Sie gelangten an die Landstraße, und der Vater ging ganz betrübt und schwermütig vor sich hin.

Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weit ausgebreiteten Äste der Eichen, trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her und kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem lustigen Schauspiel die Kinder, die schon lange nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wind spielte.

Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg geweht, auf welches der kleine Geisterseher, der jüngste Bube, Jagd machte; doch wenn er danach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, so daß er's nicht erlangen konnte. Er warf deshalb seinen Hut danach, der es auch endlich bedeckte. Weil es nun ein schöner, weißer Bogen war und der sparsame Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so brachte ihm der Knabe seinen Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als Veit aber das zusammengerollte Papier auseinander breitete, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen, denn es war der Schuldschein, den er dem Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein durchgerissen und unten stand mit großen Buchstaben geschrieben: Zu Dank bezahlt.

Tränen der Freude stürzten Veit aus den Augen, aber nicht über die ihm von Rübezahl geschenkten hundert Taler, sondern darüber, daß er nun die Gewißheit hatte, der Berggeist habe ihn gehört und seine Pünktlichkeit und Dankbarkeit gesehen. „Freue dich, liebes Weib," sagte er, „und auch ihr, liebe Kinder, freuet euch allesamt; unser Wohltäter hat uns unsichtbar umschwebt und sich davon überzeugt, daß euer Vater ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meines Versprechens überhoben; nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren."

Die Frau mochte aber nicht darauf verzichten, zu den reichen Vettern zu fahren und die Filze durch ihren Wohlstand zu beschämen. Als sie dort aber ankamen, fanden sie auf deren Höfen fremde Leute; der eine war gestorben, der andere verdorben, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeinde. Der ehrliche Veit aber nahm auch ferner zu an Reichtum und Gütern und blieb sein Lebenlang ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann.



Schulmeisterlein Maria Wuz.

(Nach Jean Paul: „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal", 1790.)

Der angehende Schulmeister.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeister in Auenthal, und ich glaube nicht, daß auch nur einer von dem Pfarrer

oder von seiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit versahen Wuz und Sohn das Amt mit Verstand. Unser Maria Wuz dozierte unter seinem Vater schon in derselben Weise das Abc, in der er selber das Buchstabieren erlernt hatte, das bekanntlich nichts taugt. Der Charakter unseres Wuz hatte etwas Spielendes und Kindisches, aber nicht im Kummer, sondern in der Freude.

Im zehnten Jahre entpuppte er sich in einen mulattenfarbigen Alumnus und oberen Quintaner der Stadt Scheerau. Er ging dann Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gassen Mitleid, daß sie da bleiben mußten. Draußen dehnte sich seine Brust mit dem aufgebauten Himmel vor ihm aus, und halb trunken im Konzertsaal aller Vögel horchte er doppelt selig bald auf die gefiederten Sänger, bald auf seine Phantasien. Um nur seine über die Ufer schlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galoppierte er oft eine halbe Viertelstunde lang.

Da er immer kurz vor und nach Sonnenuntergang ein gewisses trunkenes Sehnen empfunden hatte, die Nacht aber wie ein längerer Tod den Menschen erhaben macht und ihm die Erde nimmt: so zauderte er mit seiner Landung in Auenthal solange, bis die zerfließende Sonne durch dic letzten Kornfelder vor dem Dorfe mit Goldfäden, die sie gerade über die Ähren zog, sein blaues Röckchen stickte und bis sein Schatten an den Weg über den Fluß wie ein Riese wandelte. Dann schwankte er unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten ins Dorf hinein und war allen Menschen gut, selbst dem Präfektus.

Ging er dann um seines Vaters Haus und sah am oberen Kappfenster den Widerschein des Mondes und durch ein Parterrefenster die Justina, die da alle Sonntage einen Brief setzen lernte; — o, wenn er dann in dieser paradiesischen Viertelstunde seines Lebens auf fünfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf hätte von sich wegsprengen und um sich und um die Briefstellerin bloß ein einsames dämmerndes Tempetal hätte ziehen können; wenn er in diesem Tale mit seiner trunkenen Seele, die unterwegs um alle Wesen ihre Arme schlug, auch an sein schönstes Wesen hätte fallen dürfen, und er und sie und Himmel und Erde zurückgesunken und zerflossen wären vor einem flammenden Augenblick und Brennpunkte menschlicher Entzückung!

Indessen tat er's wenigstens nachts um elf Uhr; und vorher ging's auch nicht schlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Justinen, seinen Studienplan und seinen politischen Einfluß; er setzte sich dem Tadel, womit sein Vater ihre Briefe korrigierte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein solcher Kunstrichter hat, und er wär, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand — kurz, unter dem Einschlafen hörte er in seiner tanzenden, taumelnden Phantasie nichts als Sphärenmusik.

Mit jedem Besuche machte das angehende Schulmeisterlein seiner immer mehr angebeteten Justina oder Justel auch ein Geschenk mit einem Pfefferkuchen. Ich halte es für schwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu schenken, weil man ihn oft vor der Schenkung selber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den ersten schon bezahlt? Hatte er nicht das braune Ding schon in der Tasche und war damit schon bis auf eine Stunde vor Auenthal gereist? Ja, wurde die süße Votivtafel nicht alle Viertelstunde aus der Tasche gehoben, um zu sehen, ob sie noch viereckig sei? Dies war eben das Unglück; denn bei diesem Beweis durch Augenschein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen.

Dergleichen tat er öfters. Darauf machte er sich an das Problem, den gevierten Zirkel wieder rein herzustellen und biß sauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechzehneck; danach war nach diesen mathematischen Ausarbeitungen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produzieren. Darauf tat Wuz einen Sprung und sagte: „Ach! ich freß' ihn selber," und heraus war der Seufzer und hinein die geometrische Figur.

Es werden wenige schottische Meister, akademische Senate und Magistranden leben, denen nicht ein wahrer Gefallen geschähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, wodurch sich Wuz aus der Sache zog: durch einen zweiten Pfefferkuchen tat er's, den er allemal als einen Wand- und Taschennachbar des ersten mit einsteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Beschädigungen an, weil er mit dem Zwilling wie mit Brandmauer und Kronwache den andern beschützte.

Er wäre Primaner geworden, wäre nicht sein Vater aus unserem Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dachte er dem Beispiel seines Vaters nachzuahmen und wollte von der Sekundanerbank auf den Lehrstuhl rutschen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte sich aber dazwischen und hielt seinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzusetzen, dem er gewachsen war. Herr von Ebern hätte seinen Koch auch gewiß zum Schulmeister eingesetzt, wenn ein geschickter Nachfolger des Kochs wäre zu haben gewesen. Es war aber keiner aufzutreiben, und da der Gutsherr dachte, es sei vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch Ein Subjekt versehen ließe, so behielt er den Koch und bestätigte als Schulmeister den Alumnus.

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in sein Haus hinein, und aus der gesprengten schwarzen Alumnuspuppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor ins Freie hinaus.

Brautstand.

So war denn Maria Wuz wohlbestallter Schulmeister in Auenthal, was alle seine Vorfahren gewesen waren, und konnte daran denken, eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Mit wem? Nun, mit derselben Justina, die bei dem verstorbenen Vater Wuz Briefe schreiben gelernt hatte und der er ebenso zugetan war wie sie ihm. Es wurde denn also auch Justina sogleich seine erklärte Braut und die Hochzeit auf den 9. Juli festgesetzt.

Für keinen Sterblichen fällt ein solches goldenes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das Meisterlein funkelte der ganze niedergetaute Himmel auf gestirnten Auen der Erde. Diese acht Wochen bestanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häusern herauf. Die ganze Nacht stand die rückende Abendröte unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Rose glühend abgeblüht hatte. Von 1 Uhr schlugen schon die Lerchen, und die Natur spielte und phantasierte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In seine Träume tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blütenbäume, denen die wahren vor seinem offenen Fenster ihren Blumenatem liehen. Der tagende Traum rückte ihn sanft, wie die lispelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf ins Erwachen über, und er trat mit trinkender Brust in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erschuf, und wo beide sich zu einem brausenden Wonneweltmeer ineinander ergossen.

Aus dieser Morgenflut des Lebens und Freuens kehrte er in sein schwarzes Stüb-

chen zurück und suchte die Kräfte in kleineren Freuden wieder. Er war da über alles froh, über jedes beschienene und unbeschienene Fenster, über die ausgefegte Stube, über das Frühstück, das mit seinen Amtseinkünften bestritten wurde, über 7 Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über seine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeister geworden und sie nicht aus dem vertrauten Hause fort gemußt.

Um 11 Uhr deckte er für seine Vögel und dann für sich und seine Mutter den Tisch mit den drei Schubladen, in welchen mehr war als auf ihm. Er schnitt das Brot und seiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die schwarze nicht gern aß. Sogleich nach dem Essen schnitzte er Kochlöffel, und die Mutter erzählte ihm dabei die Personalien von sich und seinem Vater, von deren Kenntnis ihn seine akademische Laufbahn zu entfernt gehalten, während er den Operationsplan und Bauriß seiner künftigen Haushaltung bescheiden vor ihr aufschlug.

„Ich richte mir,“ sagte er, „mein Haushalten ganz vernünftig ein. Ich stelle mir ein Saugschweinchen ein für die heiligen Feiertage, es fallen so viel Kartoffel- und Rübenschalen ab, daß man's mit fett macht, man weiß kaum wie, und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Reisholz einfahren, und die Stubentür muß total gefüttert und gepolstert werden; denn, Mutter! unsereins hat seine pädagogischen Arbeiten im Winter, und man hält da keine Kälte aus.“

Nur am Sonntag durft' er mit seiner Justina spazieren gehen. Vorher nahm er das Abendessen bei dem Schwiegervater ein. Die Sonne kroch dann am Abend zu einem einzigen roten Strahle ein, der mit dem Widerschein der Abendröte auf dem Gesicht der Braut zusammenkam. Und diese, nur mit stummen Gefühlen bekannt, sagte zu Wuz, daß sie in ihrer Kindheit sich oft gesehnt hätte, auf den roten Bergen der Abendröte zu stehen und von ihnen mit der Sonne in die schönen rotgemalten Länder hinunter zu steigen, die hinter der Abendröte lägen.

Unter dem Gebetläuten seiner Mutter legte er seinen Hut auf die Kniee und sah an die rote Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt gestanden, und hinab in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug. Es war ihm, als läutete die Abendglocke die Welt und auch seinen Vater noch einmal zur Ruhe; zum ersten- und letztenmal in seinem Leben stieg sein Herz über die irdische Szene hinaus, und es rief, schien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er werde jetzo vor Vergnügen sterben.

Vom Flusse klang es herab wie Flötengetön und Menschengesang und zog näher. Außer sich drückt' ev sich an Justina an und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und dufteten sie wie Taufunken auf den Auen Edens nieder. Eine Gondel war es mit einigen Flöten und Jünglingen aus der Stadt, die sich des herrlichen Sonntagabends auf dem leise wogenden Gewässer freuten und dabei sangen:

Wie wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Wuz und Justina wanderten am Ufer mit der ziehenden Gondel und hielten einander an den Händen gefaßt, und Justina versuchte leise mitzusingen; mehrere Himmel gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäume herumschiffte, hielt Justina ihn sanft an, damit sie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verschwunden war, fiel sie ihm mit dem ersten Kusse errötend um den Hals . . . O unvergeßlicher erster Junius! schreibt er. Sie begleiteten und belauschten van weitem die schiffenden Töne, und Träume spielten um beide, bis sie sagte: es ist spät, und die Abendröte hat sich schon weit herumgezogen, und es ist alles im Dorfe still.

Sie gingen nach Hause. Er öffnete die Fenster seiner mondhellen Stube und schlich mit einem leisen Gutenacht bei seiner Mutter vorüber, die schon schlief.

Der Hochzeiter.

Wir überspringen die Zeit bis zum Hochzeitstage, dem 9. Julius, einem Sonntage, müssen aber schon am Sonnabend in das Schul- und Hochzeitshaus gucken. Da rennt der Bräutigam auffallend im Pfarrhaus und im Schulhaus aus und ein, um vier Sessel aus jenem in dieses zu schaffen. Er borgte diese Gestelle dem Senior ab, um den Senior selbst darauf zu weisen und die Seniorin als Frau Patin der Braut, sowie den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut selbst.

Ein ganzer Nil schoß über die Stubendielen, wovon gute Gartenerde wegzuspülen war, an jede Bettpfoste und an den Fensterstock hinan und ließ den gewöhnlichen Bodensatz einer Flut zurück: Sand. Wuz rupfte in der Küche Hühner und Enten, spaltete Kaffee- und Bratenholz und vollzog in der blauen Schürze seiner Schwiegermutter fünfzig Küchenverordnungen und sprang, den Kopf mit Papilloten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenschwanz emporgebunden, hinten und vorne und überall herum: „Denn ich mache nicht alle Tage Hochzeit,“ sagte er.

Lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend, um alles zu beschreiben; tat also nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuzische Küche. Was da zappelt, was da raucht! Warum ist sich Mord und Hochzeit so nahe wie die zwei Gebote, die davon reden? Warum ist nicht bloß eine fürstliche Vermählung oft für Menschen, warum ist auch eine bürgerliche für Geflügel eine Pariser Bluthochzeit?

Niemand brachte im Hochzeitshause diese zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu als zwei Finken und drei Gimpel: diese inhaftierte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam sämtlich, vermittelst eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen, und nötigte sie, aus ihrem Tanzsaale in ein paar Drahtkarthausen zu fahren und an der Wand herabzuhängen.

Wuz selber berichtet, daß abends um 7 Uhr, da der Schneider neue Hosen, Gilet und Rock anprobierte, schon alles blank und metrisch und neugeboren war, ihn selber ausgenommen. Eine unbeschreibliche Ruhe sitzt auf jedem Stuhl und Tisch eines neugestellten Zimmers.

Über seine Nacht fliegen ich und die Sonne hinüber, und wir begegnen ihm, wie er am Sonntage, gerötet und elektrisiert vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe herabläuft in die anlachende Hochzeitsstube hinein. Er war in der Nacht siebenmal aufgewacht, um sich siebenmal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgestanden. Das zweite, was er unten nach der Tür auftat, war ein Oberfenster, um einen auf und nieder wallenden Schmetterling aus der Stube fortzulassen. Dann fütterte er seine Vogelkapelle in den Bauern zum voraus auf den lärmenden Tag und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenster hinaus, an denen er sich aus der Fastnacht an die Hochzeit herangetanzt.

Es schlägt erst 5 Uhr, mein Trauter, wir haben uns nicht zu übereilen. Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde und das Zopfband glatt umhaben, gewiß, aber es ist noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Wer jetzt dem zappelnden Bräutigam ohne Störung seiner stillen Freude in den Garten nachfliegen könnte, wo er

für ein wirkliches Herz nicht Diamanten, sondern lebende Blumen abschneidet; wo er die blitzenden Käfer und Tautropfen aus den Blumenblättern schüttelt und gern auf den Bienenrüssel wartet, den zum letztenmal der mütterliche Blumenbusen säugt; wo er an seine Knaben-Sonntagmorgen denkt. Gehe nach Hause, Sohn deines Vorfahrers, und schaue dich nicht gegen Abend um, wo der stumme, sechs Fuß dicke Gottesacker über manchen Freunden liegt, sondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrtür und deine hineinschlüpfende Justine sehen kannst, welche die Frau Patin nett ausfrisieren und einschnüren will.

Endlich lag der himmelblaue Rock mit geschwärzten Knopflöchern und die glättende Hand der Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeisterleins, und es darf nur noch Hut und Gesangbuch nehmen. Sehet nur dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu seiner Braut geht und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum schaut und denkt: „Wer hätte das vor vier Jahren gedacht," ich sage, schauet ihm nach! Tut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob sie gleich Wasser trägt, und hängt einen solchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franse in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Sind nicht die roten Torflügel seines Schwiegervaters aufgedreht, und schreitet er nicht durch diese ein, indes die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hoftürchen schleicht? Und stoßen sie nicht so meubliert aufeinander, daß sie das Herz nicht haben, sich Guten Morgen! zu bieten? Denn haben beide in ihrem Leben etwas Prächtigeres und Vornehmeres gesehen, als sich einander heute?

In dieser verzeihlichen Verlegenheit ist der lange Span ein Glück, den der kleine Bruder zugeschnitzt hat und der Schwester hinreckt, damit sie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenstaude und Geruchquaste für des Kantors Knopfloch winde und gürte. Wer beschreibt den Putz der Braut, das zitternde Gold statt der Zitternadel im Haar, die drei goldenen Medaillons auf der Brust mit den Bildern der deutschen Kaiser und tiefer die in Knöpfe zergossenen Silberbarren. Ein Auftritt, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenrot des Schämens bricht, wo die unschuldige Seele sich vor jedem Auge entkleidet, ihr eigenes ausgenommen, und wo hundert innere Kämpfe das durchsichtige Angesicht beseelen, und kurz, worin unser Brautpaar selbst eine Rolle spielte, als der alte lustige Kauz von Schwiegervater beider gekräuselten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und sie gescheit zu einem Kuß zusammenlenkte. Dein freudiges Erröten, lieber Wuz! und dein verschämtes, liebe Justine!

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gasse hindern den Lebensbeschreiber hier, alles ausführlich herzusetzen, die prächtigen Eckenbeschläge und dreifachen Manschetten, womit der Bräutigam auf der Orgel jede Zeile des Chorals versah, seine Lust, da sie einander vor der Kirchenagende die rechten Hände gaben, den Eintritt in die Hochzeitstube, wo vielleicht die größten und vornehmsten Leute und Gerichte des Dorfes einander begegneten: ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektus und eine Braut.

Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinander setze und damit über die ganze Hochzeittafel und Hochzeittrift und über den Nachmittag wegschreite, um zu hören, was sie abends angeben. Einen und den andern Tanz gibt der Subpräfektus an. Es ist im Grunde schon alles außer sich. Ein Tabaksheerrauch und ein Suppendampfbad wogt um drei Lichter und scheidet einen vom andern durch Nebelbänke. Der Violoncellist und der Violinist streichen fremdes Gedärm



Die Hochzeit des Schulmeisterleins Maria Wuz

weniger, als sie ihr eigenes füllen. Auf der Fensterbrüstung guckt das ganze Auenthal als Galerie zappelnd herein, und die Dorfjugend tanzt draußen, dreißig Schritte von dem Orchester entfernt, im ganzen recht hübsch.

Der Senior sieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, den die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter als er predigt. Der Subpräfekt schießt als Elegant herum und ist von niemand zu erreichen. Wuz aber fährt und plätschert in allen vier Flüssen des Paradieses, und des Freudenmeeres Wogen heben und schaukeln ihn allmächtig. Bloß die eine Brautführerin, behaftet mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren schwielenvollen Stand, hört die Freudentrommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die stille Entzückung spannt in Gestalt eines Seufzers die einsame Brust.

Mein Schulmeister tritt mit seiner Trauungshälfte unter die Haustür und schaut auf zu dem schweigenden, glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Auenthaler und zu seinem Fenster hinein . . .

Schiffe fröhlich über deinen verdünstenden Tropfen Zeit, du kannst es; aber wir können's nicht alle.

In dieser Stimmung sinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeisters aus seinem Tagebuche mitzuteilen, seine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden. Es kann vielleicht noch geschehen, aber später, heute nicht. Wir sehen den vergnügten Wuz zum letztenmal und gehen dann weg.



Attila Schmelzle.

(Nach: Jean Paul: „Des Feldpredigers Schmelzle's Reise nach Flätz." 1809.)

Feldpredigers Mut.

Von dem ehemaligen Feldprediger Attila Schmelzle ging das Gerücht um, daß er aus bedeutenden Schlachten Reißaus genommen und daß nachher, als man Feldprediger zu Dank- und Siegespredigten gesucht, nicht zu haben gewesen. Es ist richtig, daß er danach von seinem Amte entbunden und entlassen worden war, aber böswillige Leute sagten: er sei seiner Hasenherzigkeit wegen einfach weggejagt worden.

Schmelzle selber nannte solch Gerede „pöbelhaft", und da er seine Erlebnisse in dem oben genannten Büchlein seinen Freunden selber erzählt, so lassen auch wir ihn in dem nachfolgenden selber sprechen und erzählen.

Das Lächerliche an jenen Gerüchten, sagt er, erhellt wohl am besten daraus, wenn ich sage, daß ich in gar keinem Treffen gewesen bin, sondern mehrere Stunden vor demselben mich so viele Meilen rückwärts dahin gezogen habe, wo mich unsere Leute, sobald sie geschlagen worden, notwendig treffen mußten. Ein guter Rückzug wird für das Meisterstück der Kriegskunst gehalten, und zu keiner Zeit ist ein solcher mit solcher Ordnung, Stärke und Sicherheit zu machen, als eben vor dem Treffen, wo man ja noch nicht geschlagen ist.

Ich denke ganz anders als jene Schwätzer, als wäre nämlich ordentlich der Pategeist meines Taufnamens Attila mehr, als sich's gehört, in mich gefahren. Mir ist daran gelegen, immer nur meinen Mut zu beweisen, was ich denn hier wieder mit einigen Zeilen tun will. Ich könnte diese Beweise schon durch bloße

Schlüsse führen. Wenn z. B. nach bekannten Erfahrungen Fleischspeisen herzhaft machen, so kann ich dartun, daß ich hierin keinem Offizier nachstehe, welcher bei seinem Speisewirt große Bratenrechnungen nicht nur macht, sondern auch unbezahlt bestehen läßt, um zu jeder Stunde, sogar bei seinem Feinde, dem Wirt selber, ein offenes Dokument zu haben, daß er das Seinige (und Fremdes dazu) gegessen und gemeines Fleisch auf den Kriegsfuß gesetzt, nicht wie ein anderer von Tapferkeit, sondern für Tapferkeit lebend.

Ebensowenig habe ich je als Feldprediger hinter irgend einem Offizier unter dem Regimente zurückstehen wollen, der ein Löwe ist und mithin jeden Raub angreift, nur daß er, wie dieser König der Tiere, das Feuer fürchtet; oder der, wie König Jakob von England, welcher vor nackten Degen davonlief, aber desto kühner vor ganz Europa dem stürmenden Luther mit Buch und Feder entgegenschritt, ebenso bei ähnlicher Abneigung sowohl mündlich wie schriftlich mit jedem Kriegsheer anbindet.

Hier entsinne ich mich vergnügt eines wackeren Leutnants, welcher in Rücksicht der Herzhaftigkeit vielleicht etwas von jenem indischen Hunde hatte, den Alexander der Große geschenkt bekommen als einen Hundsalexander. Der Mazedonier ließ zur Probe auf den Wunderhund andere Helden- oder Wappentiere gegen ihn anlaufen: erstlich einen Hirsch — aber der Hund ruhte; dann eine Sau — er ruhte; sogar einen Bären — er ruhte. Schon wollte ihn Alexander verurteilen, als man endlich einen Löwen losließ; da stand der Hund auf und zerriß den Löwen. Ebenso der Leutnant. Ein Duellant, ein Auswärtsfeind, ein Franzose ist ihm nur Hirsch und Sau und Bär, und er bleibt liegen; aber nun komme und klopfe sein ältester, stärkster Feind an, sein Gläubiger, und fordere ihm für verjährte Freuden jetziges Schmerzensgeld ab: da fährt der Leutnant auf und wirft den Gläubiger die Treppe hinab.

Je weniger man Furcht hat, desto weniger Gefahr ist dabei; ich kehre den Satz ebenso richtig um: je weniger Gefahr, desto kleiner die Furcht, ja es kann Lagen geben, wo man ganz und gar von Furcht nichts weiß, worunter meine gehört. Um desto verhaßter muß mir jede Afterrede über Hasenherzigkeit erscheinen.

Ich schicke meiner Ferienreise noch einige Tatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht für Feigheit gilt, d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Hamster gleichen will, der sich sogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt. Ich wünschte übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich den Vorwurf eines Waghalses ablehnen, wiewohl ich doch gute Fakta beibringen kann, die ihn entkräften.

Was hilft der Heldenarm ohne ein Heldenauge? Jener wächst leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht sobald schärfer wie Gläser. Indes aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger ins Auge, ja mehr ins Lächerliche, als die des Mutes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirm gehen sieht, dem komme ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel getroffen zu werden, wovon in der Geschichte mehr als ein Beispiel steht. Der Blitzschirm ist nämlich so eingerichtet: ich trage auf einem langen Spazierstock das wachstuchene Sturmdach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und verteilt. Mit diesem „Paradonner“ in der Hand will ich mich wochenlang ohne

die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben.

Indes deckt diese wachstuchene Taucherglocke noch gegen etwas anderes, nämlich gegen Kugeln. Denn wer gibt mir im Herbste schwarz auf weiß, daß kein versteckter Narr von Jäger irgendwo, wenn ich die Natur genieße und durchstreife, seine Kugelbüchse so abdrückt, daß die Kugel im Herunterfallen bloß auf meinem Scheitel aufzuschlagen braucht, damit es so gut ist, als würde ich seitwärts ins Gehirn geschossen?

Es ist ohnehin schlimm genug, daß wir nichts gegen den Mond haben, uns zu wehren, der uns gegenwärtig mit Gestein beschießt. Denn dieser elende kleine Erdtrabant und Läufer glaubt in diesen rebellierenden Zeiten auch anfangen zu müssen, seiner großen Landesmutter, der Erde, etwas zuzuschleudern aus Davids Hirtentasche. Bei Gott! überall Klingenproben des Mutes! Hat man mühsam Donnerkeile eingeschmolzen und Kometenschwänze anglisiert, so führt der Feind neues Geschütz im Mond auf oder sonstwo im Blau.

Noch eine Geschichte sei genug, zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem inneren Mute oft außer dem Pöbel erscheint. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Mietspferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit mir durchging und zwar — leider bloß im Schritt. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich tat endlich auf dem Selbststreitroß Notschuß nach Notschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute, um Gotteswillen aufgehalten, mein Gaul geht durch!“

Da aber die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, wie den Reichshofratsprozeß und den ordinären Postwagen, so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: „Haltet doch auf, ihr Pinsel! seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?“

Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges, schrittlings ausziehendes Pferd lächerlich vor. Halb Wien bekam ich dadurch wie einen Buntsternschwanz hinter meinen Roßschweif und Zopf nach. Fürst Kaunitz, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts, hielt an, um mir zu folgen. Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treibeis auf dem Honigschimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchging. Ein vieleckiger, rockschößiger Briefträger gab rechts und links in den Stockwerken seine Briefe ab und kam mir stets mit satirischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog. Der Schwanzschleuderer, bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Wassertonne über die Straßen fährt und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt, fuhr ungemein bequem dem Schwanz meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jenen und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischeren zu bedürfen.

Ich geriet auf meinem höllischen trojanischen Pferd nach der Vorstadt Malzleinsdorf, oder waren es für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gassen. Endlich mußte ich abends spät sogar nach dem Abendschuß des Praters in letzterem noch herumreiten, und ich hätte vielleicht gar noch auf dem gesetzlosen Honigschimmel übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaul gefunden hätte. Er machte keine Umstände, fing das Vieh und tat die lustige Frage: warum ich nicht voltigiert hätte, ob er gleich recht gut weiß,

daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, welcher still steht. Da holte er mich von dem schrecklichen Honigschimmel herab, der ein so gleichgültiges Gesicht dazu machte, als ob das hätte sein müssen und gar nicht anders hätte sein können.

So kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

Die Reise nach Flätz.

Attila Schmelzle trat also den Gerüchten, daß er seiner Hasenherzigkeit wegen weggejagt worden sei, streng entgegen, indem er vorstehende Beweise seines Mutes beibrachte. Daß er entlassen worden sei, bestritt er gar nicht, glaubte sich jedoch damit sehr zu Unrecht behandelt und meinte, die gegründetsten Ansprüche darauf zu haben, durch die Verleihung einer Professur der Katechetik dafür entschädigt werden zu müssen. Um diese zu erlangen, wollte er sich dem Minister und berühmten General von Schabacker vorstellen, den er zu bestimmter Zeit in Flätz zu treffen Aussicht hatte.

Infolgedessen unternahm er dahin eine Reise, die er dann umständlich erzählt, von der wir uns hier aber an den Vorbereitungen dazu genügen lassen.

— — — — — — —

Ihr wißt, Freunde, daß ich die Reise nach Flätz gerade unter den Ferien machen mußte, nicht nur weil Viehmarkt und folglich der Minister und General von Schabacker da war, sondern vornehmlich, wie ich von geheimer Hand sicher hatte, weil er den 23. Juli am Abend vor dem Markttage um 5 Uhr in so viel Gaudium und Gnade sich ausließ, daß er die meisten Menschen weniger anschnauzte als anhörte und — erhörte. Die Gaudiumsursache vertrau' ich ungern dem Papier. Kurz, ich konnte ihm meine Bittschrift, mich als unschuldig verschrieenen Feldprediger durch durch eine katechetische Professur zu entschädigen und zu besolden, in keiner besseren Jahres- und Tageszeit überreichen, als abends um 5 Uhr Hundstagsanfang.

Ich setzte mein Bittschreiben in drei Tagen auf. Da ich weder Konzepte, noch Abschriften desselben schonte und zählte: so war ich bald so weit, daß ich das relativ Beste ganz vollendet vor mir hatte, als ich erschrocken bemerkte, daß ich darin über dreißig Gedankenstriche in Gedanken hingeschrieben hatte. Leider schießen Stacheln heutzutage wie Wespenstacheln unwillkürlich aus gebildeten Federn hervor. Ich warf es zwar lange in mir hin und her, ob ein Privatgelehrter sich einem Minister mit Gedankenstrichen nähern dürfe, allein ich mußte doch am Ende das beste Probestück wieder umschreiben und mich wieder eine halbe Stunde am Namen Attila Schmelzle quälen, weil ich immer glaube, den Namen sowie die Briefadresse, die beiden Kardinalgegenden und Punkte der Briefe, nie leserlich genug zu schreiben.

Der 22. Juli oder Mittwochsnachmittag um 5 Uhr war von der Postkarte der ordentlichen fahrenden Post selber zu meiner Abreise unwiderruflich anberaumt. Ich hatte also etwa einen halben Tag Zeit, mein Haus zu bestellen, welchem jetzt zwei Nächte und drittehalb Tage hindurch meine Brust als Brustwehr, der Verhau mit meinem Ich abgehen sollte. Sogar mein gutes Weib Bergelchen, wie ich meine Teutoburga nenne, reisete mir unaufhaltsam den 24. oder Freitags darauf nach, um den Jahrmarkt zu beschauen und zu benutzen; ja, sie wollte schon sogleich mit mir ausreisen, die treue Gattin.

Ich versammelte daher meine kleine Bedientenstube und publizierte ihr die Hausgesetze und Reichsabschiede, die sie nach meinem Abschiede den Tag und die Nacht erstlich vor der Abreise meiner Frau und zweitens nach derselben auf das

pünktlichste zu befolgen hatten, und alles, was ihnen besonders bei Feuersbrünsten, Diebeseinbrüchen, Donnerwettern und Durchmärschen vorzukehren oblag. Meiner Frau übergab ich ein Sachregister des Besten in unserem Haushalt, was sie, im Falle er in Rauch aufginge, zu retten hätte.

Ich befahl ihr, in stürmischer Nacht, dem eigentlichen Diebeswetter, unsere Windharfe ans Fenster zu stellen, damit jeder schlechte Strauchdieb sich einbildete, sie musiziere harmonisch und wachte; desgleichen den Kettenhund am Tage ins Zimmer zu nehmen, damit er ausschliefe, um nachts munterer zu sein. Ich riet ferner, auf jeden Brennpunkt der Glasscheiben im Stalle, ja auf jedes hingestellte Glas Wasser ihr Auge zu haben, da ich ihr schon öfter die Beispiele erzählet, daß durch solche zufällige Brenngläser die Sonne ganze Häuser in Brand gesteckt habe. Auch gab ich ihr die Morgenstunde, wo sie Freitags ab- und mir nachreisen sollte, sowie die Haustafeln schärfer an, die sie vorher dem Gesinde einzuschärfen hätte.

Meine liebe, kerngesunde, blühende Frau Berga antwortete, wie es schien, sehr ernsthaft: „Geh' nur, Alterchen, es soll alles ganz scharmant geschehen. Wärest du nur erst voraus, so könnte man doch nach! Das währt ja aber Ewigkeiten!"

Ihr Bruder, mein Schwager, der Dragoner, ein wütiger Tapferer, der wohl nie in seinem Leben einen Menschen allein ausgeprügelt hatte, sondern immer einen ganzen geselligen Zirkel zugleich, sollte mitreisen. Ich hatte aus Gefälligkeit für ihn das Passagiergeld getragen, um auf den Postkissen einen an sich tapferen Degen und Hauinsfeld, sozusagen als körperlichen und geistigen Verwandten vor mir zu haben. Dieser zog über meine Verordnungen, was ich dem Hege- und Kriegsstolzen leicht vergab, sein braunes Gesicht ansehnlich ins Spöttische und sagte zuletzt: „Schwester, an deiner Stelle täte ich, was mir beliebte; und dann guckte ich nach, was er auf seinem Vorschriftenzettel hätte haben wollen."

„O," versetzte ich, „Unglück kann sich wie ein Skorpion in jede Ecke verkriechen; ich möchte sagen, wir sind den Kindern gleich, die am schön bemalten Kästchen schnell den Schieber aufreißen, und heraus fährt eine Maus, die hackt —"

„Maus, Maus, raus! raus!" fiel er ein. „Herr Schwager, aber es ist fünf Uhr, und Sie werden schon finden, wenn Sie wiederkommen, daß alles so aussieht wie heute, die Hunde wie die Hunde, und meine Schwester wie eine hübsche Frau. Jetzt aber: Allons!"

Er war eigentlich schuld, daß ich aus Besorgnis seines Mißdeutens nicht vorher eine Art von Testament gemacht hatte.

Ich packte noch entgegengesetzte Arzeneien, sowohl temperamentierende als erhitzende, gegen zwei Möglichkeiten ein; ferner meine alten Schienen gegen Arm- und Beinbrüche bei Wagenumstürzen, und aus Vorsicht noch einmal so viel Geldwechsel, als ich eigentlich nötig hatte. Nur wünschte ich dabei wegen der Mißlichkeit des Aufbewahrens, ich wäre ein Affe mit Backentaschen oder ein Beuteltier, damit ich in mehr sichere und empfindungsvolle Taschen und Beutel solche Lebenspreziosen verschanzte. Rasieren lasse ich mich sonst stets vor Abreisen aus reinem Mißtrauen gegen fremde, mordsüchtige Bartputzer; aber diesmal behielt ich den Bart bei, weil er doch unterwegs, auch geschoren, so reich wieder getrieben hätte, daß mit ihm vor keinem Minister wäre zu erscheinen gewesen.

Ich warf mich heftig an das Kraftherz meiner Berga und riß mich noch heftiger ab, aber sie schien über diese unsere erste Ehetrennung weniger in Jammer als in Jubel zu sein, viel weniger bestürzt als seelenvergnügt, bloß weil sie auf das

Scheiden nicht halb so sehr als auf das Wiedersehen und Nachreisen und die Jahrmarktsschau ihr Augenmerk hatte; doch warf und hing sie sich an meinen etwas dünnen und langen Hals und Körper fast schmerzhaft als eine zu derbe Last und sagte: „Fege nur frisch davon, mein scharmanter Attel, und mache dir unterwegs keine Gedanken, du aparter Mensch. Haben wir denn zu klagen? Einen oder ein paar Püffe halten wir mit Gottes Hilfe schon aus, solange mein Vater kein Bettelmann ist.“

Dann wendete sie sich an ihren Bruder, den Dragoner, und sagte in fast zornigem Tone: „Dir aber, Franz, binde ich meinen Attel auf die Seele; du weißt recht gut, du wüste Fliege, was ich tue, wenn du ein Narr bist und ihn wo im Stiche lässest.“

Ich verzieh ihr hier manches Gutgemeinte; und euch Freunden ist ihr Reichtum und ihre Freigebigkeit auch nicht neu.

Gerührt sagte ich: „Nun, Berga, gibt's ein Wiedersehen für uns, so ist's gewiß entweder im Himmel oder in Flätz; und ich hoffe zu Gott, das letztere.“

Stracks ging's rüstig davon. Ich sah mich durch das Kutschenrückfenster um nach meinem guten Städtchen Neusattel; und es kam mir gerührt vor, als richte sich dessen Turmspitze ordentlich als eine Grabschrift über meinem Leben oder meinem vielleicht tot zurückreisenden Leichnam in die Höhe: „wie wird alles sein,“ dacht' ich, „wenn du nun endlich nach zwei oder drei Tagen wiederkommst?“

Jetzt sah ich mein Bergelchen uns aus dem Mansardenfenster nachschauen. Ich legte mich weit aus dem Kutschenschlage hinaus, und ihr Falkenauge erkannte sofort meinen Kopf. Küsse über Küsse warf sie mir mit beiden Händen herab, dem ins Tal rollenden Wagen nach.

— — — — — — —

Hier wollen wir nun zum Schluß noch anfügen, wie Attila Schmelzle den Freunden über den Erfolg seines Bittgesuches bei dem General von Schabacker berichtete.

Endlich brach ich zum General auf. Ich hoffe, in mir lagen Pläne fertig, richtig zu antworten, ja zu fragen. Das Bittschreiben hatte ich in der Tasche und in der rechten Hand. In der linken hatt' ich dessen Abschrift. Mein Feuer half mir leicht über alle ministeriellen lebendigen Zäune hinüber, und ich befand mich bald unverhofft im Vorzimmer unter seinen vornehmsten Lakaien, die, soviel ich merkte, nichts verpassen sollten. Ich überreichte dem ansehnlichsten meine papierne Bitte mit der mündlichen, sie seinerseits zu überreichen. Er nahm sie, aber unverbindlich.

Ich wartete tief in die Stunde 6 Uhr hinein vergeblich, worin allein dem frohen General manches vorzutragen ist. Endlich ersehe ich einen Stief- oder Duzbruder des vorigen Lakaien und wiederhole mein Gesuch; dieser rennt umsonst umher, um Bruder und Schreiben zu suchen. Nichts war zu finden. Wie glücklich war ich, daß ich die Abschrift mir angefertigt hatte und folglich in jedem Fall etwas einzuhändigen vermochte. Ich händigte dasselbe ein.

Leider nur war schon 6 Uhr vorbei. Der Lakai aber blieb nicht lange aus, sondern brachte mir bald die fast rohe Antwort (die ihr, Freunde, aber aus Achtung für mich und Schabacker geheim zu halten habt): „falls ich der Attila Schmelzle beim Schabackerschen Regiment wäre, so möcht' ich mich nur mit meinem Hasenpanier zum Teufel scheren, wie ich bei Pimpelstadt getan.“ Ein anderer wäre auf dem Platze geblieben; ich aber ging ganz derb davon und versetzte dem Kerl: „Ich schere mich auch willig zum Teufel und schere mich den Teufel darum.“

Unterwegs untersuchte ich mich selber, aber ich fand, daß mein Herz, mein Mut gesprochen; und wozu denn überhaupt Kleinmut, da das Vermögen meiner guten Frau, einer reichen Pächterstochter, mich ja besser besoldet als zehn katechetische Professuren, und da sie alle Ecken meines Lebensbuches mit so viel goldenen Beschlägen versieht, daß ich es, ohne es abzunützen, immer aufschlagen kann.



Der Hasenkrieg.

(Nach Jean Paul: „Dr. Katzenbergers Bad-Reise“. 1809.)

Die verunglückte Reisegesellschaft.

„Ein Gelehrter, der den ersten Juli mit seiner Tochter in seinem Wagen mit eigenen Pferden ins Bad Maulbronn abreiset, wünscht einige oder mehrere Reisegesellschaften.“

Dies ließ der verwitwete ausübende Arzt und anatomische Professor Katzenberger ins Wochenblatt setzen. Aber kein Mensch auf der ganzen Universität Pira im Fürstentum Zäckingen wollte mit ihm gern ein paar Tage unter einem Kutschenhimmel leben. Jeder hatte seine Gründe, und diese bestanden alle darin, daß niemand mit ihm wohlfeil fuhr, als zuweilen ein hinten aufgesprungener Gassenjunge. Gleichsam, als wäre der Doktor ein ansässiger Posträuber von innen, so sehr kelterte er muntere Reisegefährten durch Zu- und Vor- und Nachschüsse gewöhnlich dermaßen aus, daß sie nachher als lebhafte Köpfe schwuren: auf einem Eilbotenpferde wollten sie wohlfeiler angekommen sein und auf einer Krüppelfuhre geschwinder.

Trotz dieser allbekannten Tatsache fand sich aber doch ein Reisegefährte.

Dokotr Katzenberger hatte eine Tochter, Theoda mit Namen, eine begeisterte Verehrerin des damals berühmten und vielgelesenen Dichters Theudobach. An diesen hatte sie sogar ein Briefchen abgehen lassen, um ihn wegen des Gerüchtes, daß auch er das Bad Maulbronn besuchen würde, heimlich zu befragen. Infolgedessen und auf Grund obiger Kundgebung Katzenbergers im Wochenblatte fand sich ein Edelmann ein, der sich Herr von Nieß nannte und ein Briefchen von dem Dichter an die bezeichnete Theoda überbrachte, in welchem Theudobach seine Anwesenheit in Maulbronn zusagte. Herr von Nieß gab sich für einen intimen Freund des Dichters aus und tat die Absicht kund, sich den Herrschaften als Reisegesellschafter anzuschließen und in Maulbronn „mit einer kleinen deklamierenden und musikalischen Akademie von einigen Schauspielen seines Freundes auf dessen Ankunft selber vorzubereiten.“

Dieser Herr von Nieß war natürlich kein anderer, als der Dichter selber, der seine Werke unter dem angenommenen Namen Theudobach veröffentlichte und sich vorgenommen hatte, diese begeisterte Freundin seiner Dichtungen kennen zu lernen und sich erst später in Maulbronn zu erkennen zu geben.

Diese drei, Doktor Katzenberger, seine Tochter Theoda und Herr von Nieß, machten sich also auf die Reise, begleitet von dem Diener Flex. Ehe wir aber einen Blick auf diese Reise werfen, müssen wir noch vorausschicken, daß der gelehrte Doktor eine ganz besondere Leidenschaft für Mißgeburten aller Art hatte. Davon hatte er sich sogar ein förmliches kleines Museum angelegt, auch ein hochgelehrtes Buch darüber geschrieben.

Zu diesen drei Reisenden gesellte sich im Laufe des ersten Reisetages noch ein vierter, nämlich der Winkelschuldirektor Würfel, ein feines Männchen und guter Bekannter des Doktors. Nicht daß dieser auch ins Bad Maulbronn wollte, nein, er hatte nur in dem Städtchen Huhl sein Taschenbuch vergessen und war nun, wie er

sagte, „so glücklich geworden, indem er's hole, eine solche Gesellschaft immer vor Augen zu haben, wenn auch nur von weitem."

„So nehmen Sie hier Rücksitz und Stimme," sagte der Doktor, und Würfel stieg mit in den Wagen.

Unglück ist aber selbst auf einer so gemütlichen Fahrt wohlfeil: an einem schiefgesunkenen Grenzstein warf der unaufmerksame Kutscher den Wagen mit seinen Insassen, leicht wie mit einer Wurfschaufel, in einen nassen Graben hinab. Katzenberger fuhr zuerst aus der Schleudertasche des Kutschers, griff aber im Fluge in die Halsbinde des Schuldirektors, um sich, wie an einem Kutschenriemen, an etwas zu halten. Würfel seines Ortes krallte wieder nach dem Diener Flex hinaus und in dessen Friesärmel ein und hatte unten im Graben den mitgebrachten Friesaufschlag in der Hand. Nieß, das Gestirn erster Größe im Wagen, glänzte unten im Drachenschwanze seiner Laufbahn, und nur Theoda war durch kleines Nachgeben gegen den Stoß und durch Erfassen des Kutschenschlages diagonal im Wagen geblieben. Der Diener Flex ruhte, den Kutscher noch recht umhalsend, bloß mit der Stirn im Schlamm, wie ein mit dem Gipfel vorteilhaft in die Erde eingesetzter Baum.

Erst unten im Graben, und als jedermann angekommen war, konnte man an Herauskommen und Einhelligkeit denken. Katzenberger erholte sich zuerst, indem er die Hand aus Würfels Halsbinde nahm, und dann auf dem Rückgrat des Schuldirektors, wie auf einer flüchtigen Schiffbrücke, hinwegging, um nachher auf Flexen aufzufußen und sich von da, wie auf einem Gauklerschwungbrett, leicht ans Ufer zu schwingen. Es gelang ihm ganz gut, und er stand droben und sah hernieder.

Hier konnte er nicht ohne wahre Ruhe und Lust so leicht bemerken, wie die andern Hechte aus Verlegenheit im Grabenwasser schnalzten. Flexens Rückgratswirbel wurde ein allgemeiner, aber guter Fußsteig, und der Schuldirektor schlug willig diesen Weg ein. Am Ufer zog der Doktor ihn an der Halsbinde nach kurzem Erwürgen ans Ufer, wo er unaufhörlich sich und seinen Kleiderbewurf besah und zurückdachte. Auch der untergepflügte Dichter bekroch Flexen und bot dem Doktor die Hand, an deren Finger dieser ihn mit einer kleinen Verrenkung dadurch aufs Trockene zog, daß er selber sich rückwärts bog und umfiel, als jener aufstand. Was noch sonst aus dem Nilschlamm halb lebendig aufwuchs, waren Leute, die am nötigsten zum Aufhelfen waren, um den Wagen wieder aufzustellen.

Delikate Gesellschaftsknoten werden wohl nie zarter aufgelöst, als von dem Wurf in einen Graben, gleichsam in ein verlängertes Grab, wobei das allgemeine Interesse wenig verliert, wenn noch dazu Glieder der Mitglieder verrenkt oder verstaucht sind oder beschmutzt. Die Freude ging allgemein wie die freundliche Scheibe des Mondes auf. Das Städtchen Huhl lag in der Nähe, und jeder mußte sich abtrocknen und abstäuben und deshalb vorher übernachten. Nur Würfel, der aus der Stadt sein Taschenbuch zurückzuholen hatte, mußte verdrießlich daraus heimeilen mit der nassen Borte am Vorderwestchen; eine halbe Nacht und einen ganzen Weg voll Nachtluft mußte er dazu nehmen, um so trocken anzulangen, wie er abgegangen.

Katzenberger machte sich weniger aus dem Schmutz, von dem er seine eigene Meinung hegte, welche diese war, daß er ihn bloß als reine Adamserde, mit heiligem Himmelswasser getauft, darstellte und dann die Leute fragte: was mangelt ihm? Bloß den dachsbeinigen Flex schalt er über dessen schweres Schleppkleid: „Fauler Schlingel, hättest du dich nicht stracks aufrichten können, sobald ich von dir aufgesprungen war? Warum ließest du dich von allen

immer tiefer eintreten? Und warum gabst du dem unbedachtsamen Würfel nicht nach und ließest dich vom Bock herunterreißen, anstatt meines Livreeaufschlags? He, Mensch?"

„Das weiß ich nicht," brummte Flex, „das müssen Sie einen andern fragen."

Der Doppelhase.

Der Wirt in Huhl, wo unsere Reisegesellschaft abgestiegen war, um sich zu säubern und zu übernachten, sah, daß diese Gäste bald hinter Büchern und Schreibfedern saßen, denn auch Theoda kritzelte eine Art Tagebuch für ihre Busenfreundin in Pira. Er vermutete deshalb, daß die Herrschaften als Ziehbrunnen zu benutzen wären, in den er seinen schöpfenden Eimer versenken könnte, und kam mit einem großen und einem kleinen Buche gelaufen, die er dem Doktor zum Verkauf anbot.

Das kleine war ein ziemlich zerlesener Band von Theudobachs Werken, und der Doktor meinte, daß sei kein Kauf für das Gewissen seiner Tochter, da das Buch vielleicht aus einer Leihbibliothek unrechtmäßig versetzt sei. „Glaubst du denn nicht," fragte er die Tochter, „daß in Maulbronn der Dichter selber dich, als eine so warme Anbeterin und Götzendienerin, mit einem schönen Freiexemplar überraschen wird, das er selber wieder von seinem Verleger umsonst hat?"

„Darin komme ich ihm zuvor," sagte Nieß, „ich habe von ihm selber fünf Prachtexemplare zum Geschenk und gebe gern eins davon um den Preis hin, den es mich kostet."

Theoda hatte Zweifel über das Annehmen eines solchen liebenswürdigen Anerbietens, aber der Vater schlug alle Zweifel nieder und sagte zu dem Edelmann mit närrischen Grimassen: „Herr von Nieß, ich mache von so etwas Genießbarem Nießbrauch, sowie von allen kostspieligen Auslagen, die Sie bisher auf der Reise vorschossen, weil Sie vielleicht wissen, daß ich ein schlechter Zahl- und Rechenmeister bin; aber am Ende der Reise, hoff' ich, sollen Sie mich kennen lernen."

Nieß bat Theoda, ihm in sein Zimmer zu folgen, wo er ihr vom Dichter vielleicht noch etwas Lieberes zu zeigen habe, und er führte sie da ans Fenster, wo feurige Liebesworte mit der Unterschrift Theudobach in die Scheibe gekritzelt waren. Als sie die unverkennbare Handschrift des Dichters und die schönen Worte erkannte und nun gewiß war, daß sie, den Boden und die Nachbarschaft mit ihrem Helden teilend, gleichsam in dessen Atmosphäre gekommen war, wie die Erde in die der Sonne: so erzitterte ihr Herz vor Lust, und die Prachtausgabe verlor fast gegen die Fensterschrift. Nieß sah das feuchte Auge und hielt sich mit Gewalt, um nicht mit dem Bekenntnis seines Dichternamens ihr ans Herz zu fallen; aber ihre Hand drückte er heftig und malte gerührt den Theaterstreich am Fenster nicht weiter aus.

Beide gingen halb trunken zum Doktor zurück. Dieser hatte eben teuer den großen Folioband von dem Wirte erhandelt, nämlich Abbildungen und Beschreibungen einiger Mißgeburten, die sich ehemals auf dem anatomischen Theater zu Kassel befanden. Nicht nur das Paar, sondern auch der Wirt bemerkte, mit welchem Entzücken der Doktor die Mißgeburten förmlich verschlang.

Da nun ein Wirt, wie jeder Handelsmann, bei jedem Käufer ungern aufhört zu verkaufen, so sagte er: „Ich bin vielleicht imstande, einem Liebhaber mit einer der seltensten ausgestopften Mißgeburten aufzuwarten, die je auf acht Beinen herumgelaufen sind."

„Wie, wo, wem, was?" rief der Doktor, auf den Wirt zulaufend.

„Gleich!" versetzte dieser und enteilte.

Während seiner Abwesenheit unterhielt der Doktor den Edelmann mit einer langen Abhandlung über Mißgeburten aller Art, und es verging wohl eine halbe Stunde, da trat der Wirt wieder ein, begleitet von dem Stadtapotheker, und dieser trug einen sehr gut ausgestopften achtbeinigen Doppelhasen, den er wie ein Wikkelkind im Arme und an die Brust gelegt hatte. Mit fast geifernden Augen blickte der Doktor auf das seltsame Geschöpf und wollte wie ein Hasengeier darauf stoßen.

Doch behend sprang der Apotheker stirnrunzelnd seitwärts und rief: „Ich bin Pharmazeutikus hiesiger Stadt und habe dieses Kuriosum in Besitz. Besehen darf es werden, aber unmöglich begriffen vor dem Einkauf. Ich will es aber auf alle Seiten drehen und wie es mir gut dünkt; denn es ist seinesgleichen nicht im Lande oder auf Erden.“

„Um Verzeihung,“ sagte der Doktor, „im königlichen Kabinett zu Chantilly wurde schon ein solcher Doppelhase aufbewahrt, der sogar sich an sich selber, wie an einem Bratenwender, hat umdrehen, auf die vier Reserveläufe hat wenden können, um auf ihnen frisch weiter zu reisen, während die vier andern in der Luft ausruhten.“

„Das konnte meiner bei Lebzeiten auch,“ sagte der Apotheker, „und Ihr anderes einfältiges Hasenstück habe ich gar nicht gesehen und gebe nicht einen Löffel von meinem darum.“

Nun nannte der Apotheker den Kaufschilling. — Bekanntlich wurde unter dem minderjährigen Ludwig dem Fünfzehnten der Greisenkopf auf den alten Louisdors von Ludwig dem Vierzehnten bloß durch den Druck eines Rades in den Kinderkopf des ersteren umgemünzt; worauf sie zwanzig Livres statt sechzehn galten. — Für ein solches Geldkopfstück und zwar für ein vollwichtiges, wollte der Apotheker seinen Hasen mit zwei Köpfen, vier Löffeln und acht Beinen hergeben. Nun hatte der Doktor ein solch Goldstück wirklich bei sich; nur war's um viele Asse zu leicht und ihm gar nicht feil. Er bot halb so viel an Silbergeld, dann ebenso viel; dann streichelte er dem Pharmazeutikus am dürren Arme herab, um in seinem Heißhunger nur so den Pelz des Hasen zu befühlen. Nun zeigte er auch noch seinen langen Hakenstock vor und zog aus dessen Scheide, wie einen giftigen Bienenstachel, einen langen, befiederten amerikanischen Giftpfeil hervor und sagte, diesen Pfeil, womit der Pharmazeutikus jeden Feind auf der Stelle erlegen könnte, wolle er auch noch dreinschenken.

Bisher hatte der Apotheker immer drei Schritte auf und ab getan, kopfschüttelnd und schweigend; jetzt trug er ohne weiteres seinen Hasenvielfuß zur Tür hinaus und sagte bloß: „Bis morgen früh steht viel feil um das Goldstück; aber mittags katz ab!“

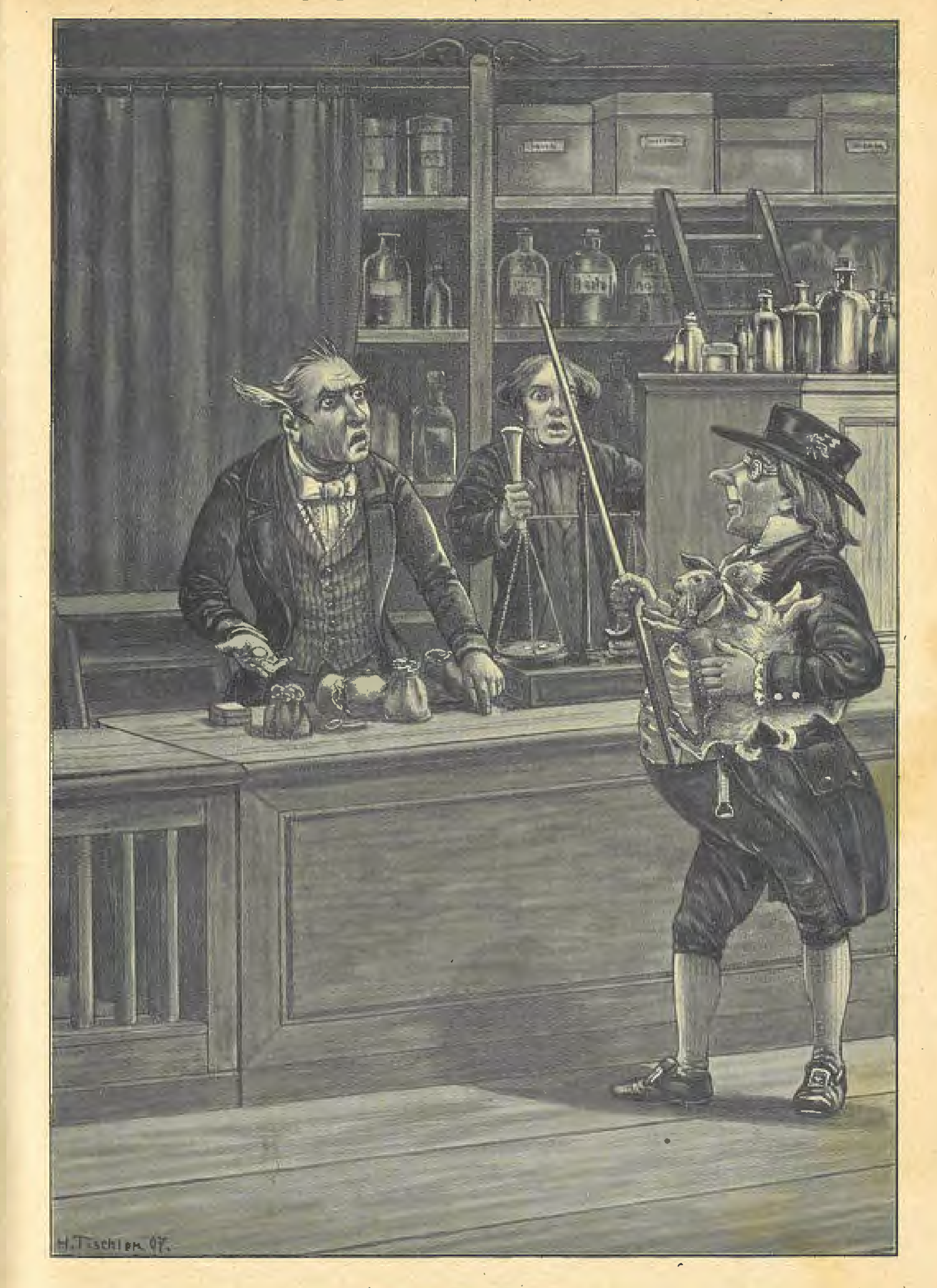
„Er ist mein Herzensgevatter,“ sagte der Wirt, „und ein obstinater Mann, jedoch dabei blitzwunderlich. Ich sage Ihnen aber, Sie kriegen ebensowenig den Hasen einzupacken, als den Rathausturm, sofern sie kein solches Kopfstück drangeben; er hat seinen Kopf darauf gesetzt.“

„Gibt's denn,“ murrte der Doktor, „einen größeren Spitzbuben? Ich habe freilich eins, aber es ist zu gut, zu vollötig für ihn; doch werd' ich sehen.“

„So tue doch unser Herr Gott sein Bestes,“ sagte der Wirt, „und bringe zwei solche Herren zusammen.“

Kampf um die Mißgeburt.

Der Doktor hatte eine unruhigere Nacht, als irgend einer seiner Heilkunden, weniger weil ein Goldstück für das Naturkunstwerk zu zahlen, als weil dasselbe sehr



Kampf um die Mißgeburt.

zu leicht war, denn der Apotheker verlangte es vollötig. Endlich fiel ihm gegen Mitternacht der Kunstgriff eines Kaufmannes ein, der zu leichten Goldstücken nicht durch Beschneidung, sondern vielmehr mit etwas Ohrenschmalz das alte Gewicht zurückgab. Er stand also auf und gab dem Goldstück so viel Salbung, bis es sein Gewicht hatte.

Frühmorgens schickte er dann durch den Wirt die Nachricht in die Apotheke: er gehe den Kauf ein und werde bald vor ihr mit seinem Wagen halten. Man antwortete darauf zurück: „Gestern wäre es zwar ebensogut abzumachen gewesen; aber meinetwegen!“

Der Doktor sann sich viele List- und Gewaltmittel, das heißt Friedensunterhandlungen und Kriegslisten aus, um den Doppelhasen zu bekommen; und er war, im Falle gute Worte, nämlich falsche, nicht verfangen sollten, zum äußersten, zu Mord und Totschlag entschlossen. Er bewaffnete also seinen Arm mit dem giftigen Gemshornstock.

Vor der Apotheke befahl er, aus seinem Wagen springend, die Wagentür offen zu lassen und sobald er gelaufen komme, im Fluge mit ihm davon zu fahren. Er hatte sich vorgenommen, anfangs dem Fuchs zu gleichen, der so lange sich einem Hasen näher tanzt, bis der Hase selber in den Tanz einfällt, worauf der Fuchs ihn leicht in Totentänze hineinzieht.

Als er in die Apotheke eintrat, hielt er das doppelköpfige Goldstück bloß zwischen Mittelfinger und Daumen am Rande, um es mehr zu zeigen und nichts von der Salbung wegzureiben, und hatte jedes Wort überlegt, das er sprechen wollte. Er konnte sich aber bei seinem Eintritt nicht viel Vorteil von seiner Anrede versprechen, da der Provisor, sowie das Subjekt, wie man die pharmazeutischen Beigehilfen nannte, gerade beschäftigt waren, Bilsenkrautsamen in Mörsern zu stampfen. Und nach allen Giftlehrern hat dieser Giftsame die Eigenschaft, daß er unter dem Stoßen und Kochen den Arbeiter unter der Hand in ein tollerboßtes, bissiges Wesen umsetzt.

Dennoch fing er, mit dem Goldstück in der Hand zwischen den Fingern, seine freundschaftliche Anrede mit Vergnügen an, weil er wußte, daß er stets mit der sanften Hirtenflöte den, dem er sie vor tauben Ohren blies, leicht hinter dieselben schlagen konnte.

„Herr Amtsbruder,“ begann er, „mein Werk: Sendschreiben über die Mißgeburten, kennen Sie wahrscheinlich früher als irgendein Protomedikus und Obersanitätsrat in ganz großen Städten; sonst hätten Sie sich vielleicht weniger auf Mißgeburten gelegt. Ihr Monstrum, das gestehe ich Ihnen gern, weil es zu sehr gegen meine Sinnesart verstößt, etwas herabzusetzen, bloß weil ich es erhandeln will, ist, wie Sie selber trefflich sagten, ein Kuriosum. In der Tat ist Ihr Dioskurenhase wie ein Doppeladler gleichsam eine lebendige Gesellschaftsinsel, ein zusammengewachsenes Hasenzwiegespräch. Sie wissen alles, wenn nicht mehr. Sie sehen aus meinem Goldstück in der Hand, ich gebe alles dafür, wäre es auch nur deshalb, um neben meiner Wißbegierde noch die des Fürsten im Maulbronner Bad, meines intimen dicken Freundes, zu befriedigen. Ich weiß zwar nicht, ob Sie bei ihm dabei verlieren, daß Sie den Doppelhasen früher aufgetrieben und besessen haben als ich; aber ich weiß, daß Sie dabei gewinnen, und daß ich ihm sagen werde, wie Sie sich schreiben, und daß nur Sie mir den Hasen abgelassen haben.“

„Ich will jetzt das Goldstück wägen,“ versetzte der Apotheker und gab das Hasenpaar dem Provisor hin, der es mit wahren Fechterblicken als Schutzheiliger auf- und abtrug. Das Subjekt stieß feurig fort, und der Prinzipal zitterte vor Hast, als er die Goldwage hielt.

„Mein Gold,“ sagte Katzenberger, da er sah, daß es etwas in die Höhe ging, „ist wohl überwichtig; denn Sie halten nicht fest genug, und so fliegt's auf und ab.“

„Wenn nicht etwas daran ist, das es schwer macht,“ antwortete der Apotheker bedenklich und beroch es, worauf er das Goldstück versuchsweise ein wenig am Oberrockfutter zu scheuern begann.

Da fing aber der Doktor sogleich seine Hand, damit er nicht die auf die Goldmünze aufgetragene Substanz wegwische, und sagte frei heraus: er halte ihn zwar für den ehrlichsten Mann in der ganzen Apotheke, aber er könne darum doch nicht vergessen, daß es auf verschiedenen Leipziger und Frankfurter Messen Leute gegeben, welche ein feines Reibeisen im Unterfutter getragen, womit sie, unter dem Vorwand der Reinigung, von den besten Stücken Goldstaub abgekratzt und dann mitgenommen haben.

Der Apotheker sah den Doktor böse an, legte das Goldstück wieder auf die Wage und rief erbost: „Fremder Herr! Mordiau! Ihr Goldstück wird ja immer leichter, je länger ich wäge. Ein Aß ums andere fehlt.“

„Na, da wollen wir beide nichts daraus machen, Herr Amtsbruder,“ antwortete der Doktor mit größter Liebenswürdigkeit und klopfte dem Apotheker auf die spitze Achsel, „sondern wir wollen als echte Freunde scheiden, zumal da man hinter uns Bilsensamen stampft. Sie kennen ja dessen Einfluß auf Schlägereien, in denen jedermann wie eine Sommerkrankheit leicht einen gewissen gallichten Charakter annimmt. Wir beide nicht also!“

„Sackerment, zehnmal zu leicht!“ rief der Apotheker, die Goldwage hoch über den Kopf haltend, „an keinen Hasen zu denken!“

Aber der Doktor hatte schon daran gedacht, daß es so kommen würde; denn er hatte den auf das Gespräch horchenden Provisor mit dem Schnabelstock in den Zopf gegriffen, ihn rücklings übergezogen und ihm die Mißgeburt aus den Armen genommen.

Nun trat er wie ein Krebs den Rückzug an, um mit dem Gemshornstock vorwärts in die Apotheke hinein zu fechten. Der Landsturm darin hatte sich rasch organisiert. Wütend warf sich der Provisor herum und empor und feuerte Kräutersäckchen, Kirschkernsteine, alte Ostereier mit angemalten Vergißmeinnicht dem Doktor an den Kopf. Der Apotheker hatte vor Schreck das Goldstück fallen lassen und suchte es unten mit Grimm, während das Subjekt nur noch mit dem Stößel auf dem Mörserrand herumstocherte und sich fast den Kopf abdrehte, um mehr zu sehen.

Unten schrie der nach dem Goldstück umherkriechende Apotheker: „Greift den Hasen! greift den Hund!“

Der Doktor aber, immer auspierend, rief mit aller Seelenruhe: „Nur auf ein ruhiges Wort, meine Herren! Das Bilsenkraut erhitzt uns alle, und am Ende müßte ich hier gar als Arzt verfahren und dagegen rezeptieren und eingeben; es sei nun, daß ich dem Patienten, der zu mir käme, entweder das Gemsenhorn meines äskulapischen Stabes als einen kühlenden Blutigel auf die Nasenflügel würfe oder diese selber damit aufschlitzte, um ihm Luft zu machen, oder das Horn als einen flüchtigen Gehirnbohrer in seine Kopfnaht einsetzte. — — Aber den Hasen behalt' ich, Geliebte!“

Nun stieg die Kriegslohe gen Himmel. Der Apotheker ging auf ihn mit einer langen Papierschere los, und Katzenberger hob ihm bloß mit dem Skalpierstock eine Vorstecklocke aus. Der Provisor schnellte eine der feinsten chirurgischen Splitterscheren ab, die aber zum Glück nur in Katzenbergers Ärmel hineinfuhr; der Doktor dagegen ließ auf ihn durch den Druck einer Springfeder sein Gemsenhorn abfahren. Das Subjekt hielt im Nachtrab den Mörserstößel in die Lüfte empor, ließ es jedoch nach Vermögen bei der bloßen Drohung bewenden.

Jetzt aber ersah der Pharmazeutikus den langen amerikanischen Giftpfeil nackt hervorstehen, prallte zurück und wollte hinter das Subjekt retirieren. Als der Doktor das sah, rief er drohend: „Um Gotteswillen, Leute, rettet euch, springt insgesamt zurück! auf wen ich diesen Giftpfeil werfe, der fällt auf der Stelle tot nieder.“

Da der Mensch stets neue Waffen und Gefahren mehr scheut, als die gefährlichsten von den bekannten, so ging auch hier die ganze pharmazeutische Fechtschule instinktmäßig rückwärts, und so gelangte der Doktor mit dem Hasen, ebenfalls immer rückwärts schreitend, auf die Straße bis an seinen Wagen, der sich, nachdem er rasch hineingesprungen, sogleich in Bewegung setzte.

Darauf machte nun freilich die erhitzte Apotheke wieder einen neuen Ausfall. Der Prinzipal begleitete den Siegwagen mit einer Flut von Schimpfworten. Der Provisor schleuderte, blind vor Wut, dem Hasendiebe Gläser mit präparierten Tränken nach und zerrte mit beiden Zeigefingern die beiden Mundwinkel bis an den Backenbart auseinander, um auf diese Weise allgemeines Grausen zu erregen. Das Subjekt hieb in der Weite mit der Mörserkeule heftig in das Straßenpflaster und kegelte noch mit Steinen hinterher.

Inzwischen aber führten die Pferde den Doktor samt dem Hasen in raschem Laufe davon, und er lachte munter zurück.

So aber schnappen öfter Kriegstrubel passabel ab, und am Friedensfeste sagt der eine: ich bin noch der Alte und wie neu geboren; der zweite: verflucht! wir leben ja ordentlich wieder auf; der dritte: das hätte ich wissen sollen, dann hätte ich mich weniger gefürchtet, denn mein Herz sitzt auf dem rechten Fleck; der vierte: aber die Hasen haben wir doch in diesem Kriege verloren.

Niemand fuhr wohl jemals froher davon, als Doktor Katzenberger. Liebevoll durchtastete er den erbeuteten Hasenzwilling und befahl seinem Kutscher, jetzt am wenigsten umzuwerfen, weil er sonst den Doppelhasen bezahlen müßte und aus dem Dienst gejagt würde ohne Livrei.



Der schwäbische Eulenspiegel.

(Nach Ludwig Aurbacher „Volksbüchlein“, zweiter Teil, 1839, darin enthaltend die „Abenteuer des Spiegelschwaben“, eine Fortsetzung der Abenteuer der sieben Schwaben von demselben Dichter, die wie jene im Volkstone gehalten sind und völlig den Eindruck machen, als ob sie, wie der Dichter lustig versichert, aus alten handschriftlichen Quellen von ihm gesammelt worden sind. Diese Wanderungen des Spiegelschwaben, auch wohl die „schwäbische Odyssee“ genannt, sind aus dem lustig sprudelnden, nie versiegenden Humor des Dichters geschöpft, der diesem Seitenstück zum niederdeutschen Till Eulenspiegel den Urtypus süddeutscher Gutmütigkeit aufgedrückt hat.)

Es „kost nits“ in Kostnitz.

Die sieben Schwaben, deren Heldentaten wir in der ersten Abteilung unseres Buches kennen gelernt haben, waren in Überlingen am Bodensee auseinander gegangen, der eine hierhin, der andere dorthin. Nur der lustige, immer zu losen Streichen aufgelegte Spiegelschwab und der biedere Allgäuer waren beisammen geblieben, sie wollten ihre Weiterreise gemeinschaftlich machen.

„Wir gehen dem Bodensee nach,“ schlug der Allgäuer vor; „dann kommen wir ans Gebirge und können nimmer fehlen.“

„Schon recht," stimmte der Spiegelschwab zu, „aber weißt du, Brüderle: wollen wir nicht zuerst einmal auf und über das deutsche Meer? die Gelegenheit ist günstig und bietet sich nicht alle Tage."

„Wozu aber," wendete der Allgäuer ein.

„Ei, der Seehas sagte mir, da am andern Ende liege eine Stadt, Kostnitz geheißen. Da brauche man für den Magen nur zu wünschen, und man hat's. Und was die Hauptsache ist: es kost nits! wovon die Stadt auch ihren Namen hat. Du siehst, das reine Schlaraffenland."

„Bygost! das wär' schon recht," sagte der Allgäuer, „wenn's nur auch wahr wäre."

„Probieren könnten wir's immerhin," versetzte der Spiegelschwab; „das Probieren kost nits."

Nun stimmte der Allgäuer zu, und mit dem Marktschiff fuhren die beiden Abenteurer über den Bodensee, der ja auch das deutsche Meer genannt wird, nach Kostnitz, heutzutage Konstanz geheißen.

Das erste Wirtshaus, welches sie antrafen, hieß „Zum blauen Bock" und siehe da, auf dem Schilde stand wirklich geschrieben: morgen ist alles zechfrei.

„Bygost!" rief der Allgäuer vergnügt, „diesmal hat der Seehas nicht gelogen."

„Schade nur," sagte der Spiegelschwab, „daß dies erst morgen ist und wir also um einen Tag zu früh gekommen sind."

„Tut nichts," meinte der Allgäuer, „da können wir uns ja morgen ordentlich daran und schadlos halten."

Abends, als sie ihre kleine Zeche beglichen, fragten sie zur Sicherheit den Wirt, ob es mit den Worten auf dem Schilde draußen seine Richtigkeit habe.

„Ei freilich," grinste der Wirt, „was der blaue Bock verspricht, das hält er auch; ein Mann, ein Wort!"

Hei! wie die beiden sich am andern Tage dranhielten. Sie saßen „wie angepicht" vom Morgen bis zum Abend, ja bis tief in die Nacht hinein und zechten, wie sie vielleicht nie in ihrem Leben gezecht hatten, vertrauend auf die Worte, welche draußen auf dem Schilde standen. Und der Wirt und die Wirtin gingen ab und zu und hatten ihre Freude an diesen wakkeren Zechbrüdern und mehr noch an des Spiegelschwaben spaßigen Schnaken und Schnurren.

„Was hat euch denn nach Kostnitz geführt?" fragte der Wirt einmal; „seid ihr gekommen dem großen Teufel zu Ehren?"

„Gewiß," antwortete der Spiegelschwab, „es ist immer gut, daß man sich allerorts gute Freunde macht."

Ein andermal wieder fragte der Wirt: „Wollt ihr denn auch nach Schaffhausen zum großen Herrgott?"

„Wozu?" antwortete der Allgäuer; „wir Schwaben haben selbst einen eigenen schwäbischen Heiland, brauchen also keinen schweizerischen."

Des andern Morgens, als die beiden Zechbrüder noch eine Maß Bier zu sich genommen hatten, machten sie sich zum Abmarsch fertig und sagten zu dem Wirt: „Schönen Dank für die freundliche Bewirtung!"

„Hat nichts zu sagen, ist nur meine Schuldigkeit gewesen," sagte der blaue Bockwirt höflich, setzte aber sogleich hinzu: „nun laßt ihr aber auch sehen, was eure Schuldigkeit ist," Und er ging zur Schreibtafel und rechnete.

„Aber was soll denn das?" rief jedoch der Spiegelschwab, „was steht denn auf Eurem Schilde draußen?"

„Ein Bock, lieber Freund," lachte der Wirt, „der die Leute blau anlaufen läßt; heißt deshalb der blaue Bock."

„Aber die Worte darunter?"

„Haben auch ihre volle Richtigkeit, Herr," sagte der Wirt mit immer gleicher Höflichkeit.

„Ja, wie soll ich denn das verstehen: morgen ist alles zechfrei?"

„Wie's geschrieben steht, lieber Herr, wie's geschrieben steht," nickte der Wirt ernsthaft: „morgen ist alles zechfrei, aber nicht heute, auch nicht nächtens oder vornächtens, sondern morgen!"

Da erkannten die beiden Schwaben erst den Schalk hinter den Worten und was der Wirt damit gemeint hatte, als er sagte, der blaue Bock lasse die Leute blau anlaufen.

„Bygost!" sagte der Allgäuer, „merkst du nun, was die Kreide gilt?"

Der lustige Spiegelschwab hatte aber sogleich einen Plan fertig, wie er den Schalk seinerseits mit einem Schalk vergelten konnte. Er raunte dem Allgäuer etwas ins Ohr, und beide zogen nun ruhig ihre Geldbeutel heraus und klimperten damit, als wäre wer weiß wie viel drin.

„Laß! ich will schon bezahlen," sagte der Spiegelschwab zu dem Gefährten.

„Bygost! Die Ehre lasse ich mir nicht nehmen. Nein, ich will bezahlen."

„Nein, ich!"

„Nein, ich!"

Und so stritten sie eine ganze Weile her und hin, daß der Wirt laut lachen mußte, ihnen aber immer die Tafel mit der angekreideten Zeche vorhielt.

„Na, da seht Ihr, Herr Wirt," sagte endlich der Spiegelschwab, „daß wir uns nicht einigen können und uns hier um das Sümmchen herumstreiten, nur wegen der Ehre. Wißt ihr was? Um zum Kehraus noch einen Spaß zu haben, wollen wir das blinde Mäusle spielen. Wir verbinden Euch die Augen und jagen uns in der Stube herum, wen Ihr dann erhascht, der muß zahlen."

Der gutmütige Wirt ging auf den Spaß ein und ließ sich die Augen verbinden. Die beiden Zecher zogen ihre Schuhe aus, und nun ging das Haschenspiel los. Bald aber war der Allgäuer zur Stube hinaus getanzt, nach ihm auch der Spiegelschwab. Nach einem Weilchen trat die Wirtin geräuschvoll ein. Der Wirt fuhr gleich auf sie los, ergriff sie und rief: „Ihr müßt bezahlen!"

Da kam denn nun der Schwabenstreich der listigen Brüder ans Licht. Der Wirt wollte nun zwar hinter ihnen her, aber die Wirtin litt es nicht, meinte, er solle die Spaßvögel nur laufen lassen, sintemal sie ja das Land hätten von dem Untier befreien helfen, „das am letzten Ende noch unsere Rinder und unsere Kinder aufgefressen hätte".

So hatten der Allgäuer und der Spiegelschwab in Kostnitz ohne Kosten brav geschmaust und gezecht und fuhren wieder mit dem Marktschiff über den See nach Lindau.

Wahrheitsgetreuer Bericht über den Kriegszug der sieben Schwaben.

Der große Kriegszug, den die sieben Schwaben gegen das fürchterliche Tier im großen Wald am Bodensee unternommen hatten, war weithin im Lande bekannt geworden. Überall erzählte man davon, hier mit großem Ruhme, dort mit vielem Spott. Auch der schalkhafte Wirt zum blauen Bock in Kostnitz, von dem wir soeben erzählt haben, hatte davon geredet und noch hinzugefügt: wenn er's offen bekennen sollte, so hätten die Schwaben mit dieser Hasenjagd nicht eben sonderlich viel Ehre eingelegt.

„Oho," hatte der Spiegelschwab darauf geantwortet, „wer das so erzählt, der berichtet nur ausgestunkene Lügen."

„Wißt Ihr das besser?" meinte der Wirt.

„Das wollte ich meinen," entgegnete der Spiegelschwab, „denn ich und mein Geselle hier, wir sind ja selbst dabei gewesen."

„O, dann erzählt," rief der Wirt, „denn man hört so allerlei und weiß doch nicht,

was die Erzähler da alles hinzu tun, so daß es einem eben wie eitel Dunst erscheinen müsse."

Dazu war der Spiegelschwab gern bereit, und er berichtete folgendermaßen:

Der Teufel hatte sich vorgenommen, nur zum Spaß, die Menschen in Furcht zu jagen und ihren Mut auf die Probe zu stellen. Und er nahm die Gestalt eines Hasen an, das heißt, eines fürchterlichen Untiers in Hasengestalt, so groß und schrecklich, wie es gar nicht zu sagen ist. Erstlich ließ er sich in Welschland sehen, wo er ohnehin viele Geschäfte hat. Die Welschen aber nahmen Reißaus nach allen Seiten und überließen dem Teufel das Feld allein. Da mußte er unbändig lachen, denn er sah, daß die keine Spur von Mut hatten.

Nun dachte der Teufel: mußt es mal mit den Deutschen versuchen, die ja tapfere Leute sein sollen, ob die sich auch so in Furcht jagen lassen. Er flog also nach Deutschland und zwar zuerst nach Schwabenland, denn er hatte gehört, daß die Schwaben der tapferste Stamm der Deutschen sein sollen und es selbst mit dem Teufel auf freiem Felde aufnehmen. Auch hier trat er als ein fürchterliches Untier in Hasengestalt auf und nistete sich hier am Bodensee in dem großen Walde ein, so daß er bald die ganze Umgegend in Schrecken setzte.

Als die Schwaben des inne wurden, beschlossen sie, das Untier zu bekämpfen. Das hätten sie nun zwar recht wohl allein tun können, aber da man nie weiß, wie ein solcher Kampf auslaufen kann und es sicherer ist, wenn eine große Macht hinter einem steht, so sandten sie Boten in alle deutschen Gauen und ließen in des Reiches Namen die für einen Kriegsfall vorgesehenen Truppen aufbieten. Also stellten sich auch die Bayern, die Österreicher, die Franken und Sachsen ein, auch die vom oberen und niederen Rhein kamen, nur die Schweizer, diese Kuhmelker und Käsepantscher, blieben aus.

Dieses Heer rückte also aus nach dem großen Walde, und es wurde bald ausgekundschaftet, daß das Untier seinen Sitz drüben unweit Überlingen habe. Wir Schwaben marschierten, sieben Mann hoch, an der Spitze. Als wir aber den bösen Feind erblickten, blieben alle andern feige zurück. Nur wir sieben Schwaben gingen in der Hitze immer vorwärts, achteten gar nicht auf den Rückzug der andern, und so haben wir denn das grauliche Abenteuer ganz allein bestanden und den Teufel vertrieben, zum ewigen Ruhm des ganzen Schwabenlandes.

Das ist die wahrhaftige Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd, und wer aus Mißgunst die Geschichte anders erzählt, der lügt. Und Ihr könnt es jedem sagen, daß ich es gesagt habe, ich, der Spiegelschwab. Wer sich überzeugen will, der gehe nur nach Überlingen, da kann er den mächtigen Spieß sehen, der dem Teufel einen solchen Schrecken eingejagt hat, daß er gleich für immer nach Frankreich entwichen ist.

Doktor und Prophet.

Von Kostnitz also waren der Spiegelschwab und der Allgäuer mit dem Marktschiff über den Bodensee nach Lindau gefahren, heißt auch das deutsche Venedig. Stadt und Wasser sind zwar um vieles kleiner, als das Venedig in Welschland, aber schön und lieblich ist's hier auch, besonders wenn man am Hafen steht. Da kommen die Leute zusammen aus allen Weltgegenden, sogar aus der Schweiz, deren Berge drüben jenseits des Sees gen Himmel ragen.

Da dachte auch der Spiegelschwab, daß es hier gut sein müßte, wenn man nur Geld hätte. Daran aber fehlte es ihm

sowohl wie dem Allgäuer. Das Sprichwort sagt: Not lehrt beten; sie lehrt aber auch noch manches andere. So führte sie den pfiffigen Spiegelschwaben auf den Gedanken, einen Doktor vorzustellen, der gegen eine in der ganzen Gegend am Bodensee gerade herrschende Wurmkrankheit ein unfehlbares Mittel brächte. Der bedächtige Allgäuer, dem er seinen Einfall mitteilte, schüttelte darüber allerdings den Kopf und meinte, dabei könnte es ihnen schlimm ergehen, wenn man sie auf dem Betruge ertappte.

„Ei, dafür laß mich nur sorgen," sagte aber der Spiegelschwab; „du kennst doch das Sprichwort: die Welt will betrogen sein. Warum sollten wir uns das nicht ebenso zunutze machen, wie tausend andere? Und mit den gelehrten Doktoren steht es um kein Haar besser, das kannst du mir glauben, Allgäuer."

„Ich muß wohl," sagte dieser gar kleinlaut und stöberte in seiner fast ganz leeren Tasche herum.

„Na also!" entschied der Spiegelschwab, und damit war die Sache beschlossen.

Sie legten beide die geringe Summe, die sie noch besaßen, zusammen, und dafür konnten sie gerade noch erstehen, was sie zu dem Hokuspokus nötig hatten. Aus den unschuldigsten Dingen von der Welt fertigten sie ein Pulver und ein Mus an, taten das erstere in kleine Papierhülsen und das letztere in Gläslein, die sauber verkorkt und mit Aufschriften versehen wurden, wie es in den Apotheken gebräuchlich ist. Danach erstand der Spiegelschwab, der den Doktor vorstellen wollte, für sich einen alten Doktormantel und ein Barett, und der Allgäuer kleidete sich in ein Habit, wie es auf dem Theater der Hanswurst zu tragen pflegt, nur daß er die Schellenkappe wegließ, die für den ernsten Zweck nicht gepaßt haben würde.

Am andern Morgen ließen sie auf dem Markt eine ringsum geschlossene Bude aufrichten und davor eine kleine Bühne. Auf dieser stand der Allgäuer und schrie aus, daß sein Herr, ein gelehrter Doktor aus Hispanien, erschienen sei, um die Menschen von Leiden und Gebrechen aller Art zu erlösen, insonderheit durch unfehlbare Mittel von der bösen Wurmkrankheit. Es währte gar nicht lange, so konnte der Hanswurst schon die ersten Kunden in die geheimnisvolle Bude weisen, und es wurden im Laufe des Tages immer mehr, so daß die beiden Gesellen, als sie am Abend ihren Gewinn überzählten, bekennen mußten, daß sie eine ganz erkleckliche Ernte gemacht hatten.

Dennoch schüttelte der bedächtige Allgäuer immer wieder den Kopf und meinte, daß sie sich aus dem Staube machen müßten, weil ja der Betrug morgen schon am Tage liegen müsse.

„Trage des keine Sorge, Allgäuer," lachte aber der Spiegelschwab, „denn die Leidenden sind alle belehrt worden, daß die Kur unter acht Tagen nicht anschlagen könne. Dann freilich ist unseres Bleibens nicht länger. Sind die Leute hier aber so dumm, wie ich es selber nicht für möglich gehalten hatte, so wollen wir sie schon noch besser fassen. Hab' ich doch einmal schon das Geschäft des Wahrsagers mit Erfolg betrieben, warum sollte es hier nicht erst recht glücken?"

Am andern Tage verbreitete sich in Lindau wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß der fremde Doktor aus Hispanien auch ein berühmter Wahrsager sei und die Planeten stellen könne. Und siehe da: waren die Menschen schon am Tage vorher in Menge gekommen, so liefen sie heute förmlich in Scharen herzu.

Der pfiffige Memminger befolgte dabei einen einfachen Kunstgriff: er prophezeite meist nichts Gutes. Wenn nun das Böse eintraf, so war's richtig; traf es aber nicht ein, so war's um so mehr recht. Und so setzte er sich im Fluge weit und breit in

den Ruf, der beste Wahrsager zu sein, den es noch gegeben habe, und man ging zwar mit Zittern zu ihm, aber man kam doch.

Die Lindauer, wie sie denn überhaupt neugierige Leute sind, wie anderwo auch, ließen sich auch hierin zum besten haben. Und wie sie sahen, daß einer um den andern mit einem bedenklichen Gesicht weg-ging und den Kopf hängen ließ, so wurden sie immer mehr und mehr in der Meinung gestärkt, daß der fremde Doktor es auf ein Haar treffe. Und nach und nach kamen sie alle und brachten ihm ihre Sechsbätzner und Gulden, und wenn das hätte Bestand haben können, so würde der Spiegelschwab in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden sein.

Daß dies aber nicht sein konnte, wußte niemand besser, als der Spiegelschwab selber. Kam doch schon ab und zu einer, der von ihm das Mittel gegen die Wurmkrankheit gekauft hatte und beklagte sich, daß es nicht hülfe. Den konnte er immerhin abweisen und beschwichtigen, denn jedem hatte er gesagt, daß die Wirkung erst nach acht Tagen eintrete, bis dahin dürfe er die Geduld nicht verlieren. Nach acht Tagen aber konnte er sich auf einen Sturm der empörten Menge gefaßt machen, und daß es ihnen dann böse ergehen würde, das sahen die beiden Abenteurer wohl ein.

Sie beschlossen daher, am Abend des siebenten Tages, von ihrem ersten Auftreten in Lindau ab gerechnet, zu verschwinden. Und sie konnten das mit um so leichteren Herzen, als ihr Säckel reich gefüllt war und sie über eine Summe Geldes verfügen konnten, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht besessen hatten. Ehe sie aber in Lindau unsichtbar wurden, wollte der Spiegelschwab den Lindauern noch einen so derben Possen spielen, daß sie selber erkennen sollten, wie dumm sie gewesen wären.

Am Abend des siebenten Tages also trat er aus der Bude heraus, stieg auf die kleine Bühne davor und sprach zu der noch im Mondschein versammelten Menge: „Eigentlich, liebe Leute, nutzen auch alle meine Prophezeiungen nichts; denn binnen heute und drei Tagen geht ohnehin die ganze Stadt Lindau zugrunde, mit Mann und Maus. Ich sehe euren erstaunten und erschrockenen Gesichtern an, daß ihr dafür ein Zeichen haben wollt. Gut, das will ich euch geben. Ihr sollt es am Himmel sehen und kein gewöhnliches; nicht etwa Feuer und Schwert, sondern, liebe Leute, einen leibhaftigen Fuchsschwanz.“

Die Lindauer rissen Augen und Ohren auf und wußten nicht, was sie von solcher Rede denken sollten. Aber der Doktor sagte, indem er von der Bühne herabstieg: „Kommt nur, ihr sollt Wunder sehen.“ Und alle folgten ihm.

Er führte sie in eine Gasse und blieb vor dem Hause eines Kürschners stehen, der anstatt eines Schildes hoch über der Haustür einen Fuchsschwanz angebracht hatte, der sich in scharfen Umrissen an dem mondscheinhellen Himmel abzeichnete.

„Jetzt schaut,“ sprach der Spiegelschwab nun mit erhobener Stimme und zeigte nach oben, „seht ihr nicht hier über euch den Fuchsschwanz am Himmel?“

Die Umstehenden schauten, es drängten sich andere nach, immer mehr und mehr, und sie sahen, daß sie von einem Schalksnarren gefoppt worden seien und lachten einander aus. Die aber ihre Sechsbätzner und Gulden für Heilmittel und Prophezeiungen zu demselben Manne getragen hatten, erkannten auch sogleich, daß dieser angebliche Doktor und Wahrsager aus Hispanien nichts anderes als ein gemeiner Betrüger gewesen sei, samt seinem Helfershelfer, der sie herangelockt hatte.

Sie fingen an zu schimpfen, und im Handumdrehen entstand ein großer Tumult, denn, als sie nun den Betrüger ergreifen wollten, um ihn abzustrafen, war er verschwunden. Während sie noch standen und nach dem Fuchsschwanz am Himmel gafften, hatte sich der Spiegelschwab davongeschlichen. Der Allgäuer hatte jedoch nicht genug auf den Genossen gemerkt, und so erwischten die wütenden Lindauer zwar nicht den Doktor, wohl aber noch dessen Diener, wie der soeben davoneilen wollte.

„Uff ihn! uff ihn!“ schrieen sie, packten ihn von allen Seiten und schlugen auf ihn los. Nun war der Allgäuer aber ein sehr kräftiger Mann, der sich bald wieder losriß, und da hätte man sehen können, wie er's den Lindauern heimgab mit den Fäusten, Füßen und Zähnen. So kämpfte er sich durch bis an die Brücke, wo er noch einen ergriff, den er links, und einen andern, den er rechts über das Geländer ins Wasser warf. Da ließen sie von ihm ab, und er konnte über die Brücke entspringen.

Drüben fand er den Spiegelschwaben, der ihn noch obenein zum Narren haben wollte. Aber der Allgäuer, dem in dem Tumult der Geduldsfaden gerissen war, packte nun auch ihn am Kragen, schüttelte ihn und schrie: „Bygost! nun will ich auch mit dir abrechnen.“

Als der Spiegelschwab sah, wie ernst es um den Zorn des Gefährten bestellt war, gab er rasch klein bei und sagte: „Aber, Brüderle, unter geschworenen Freunden und Kriegsgefährten nimmt man's doch nicht so genau. Wirst doch Scherz verstehen! Hier sieh den Säckel, unsere ganze Ernte, und sie ist nicht klein, habe ich gerettet. Nun komm und laß uns brüderlich teilen!“

Das beschwichtigte den Allgäuer. Er ließ es für diesmal gut sein, und in Eintracht zogen sie weiter.

Die Geschichte von dem Schlotter.

Von Lindau wollte nun der Spiegelschwab über Wangen und Isny nach Kempten wandern, weil er da überall Vettern hatte, wo er freie Einkehr erwarten zu können hoffte. Der Allgäuer jedoch wollte lieber an den Bergen entlang geraden Weges nach seiner Heimat, nach Hindelang ziehen, das unfern der Grenze des Allgäu liegt, weshalb er auch den Namen des Allgäuers erhalten hatte. Er ließ sich's nicht nehmen, und der Spiegelschwab fügte sich, da er nicht allein bleiben mochte.

Er bereute es auch nicht, nachgegeben zu haben, denn er fand das Land ungemein schön. „Das Land könnte mir gefallen, da möcht' ich schon wohnen,“ sagte er und wunderte sich über die vielen alten Leute, die er sah. Der Allgäuer zeigte ihm ein Haus und sagte: „Darin lebt ein Großvater, der ist hundertundzwanzig Jahre alt und sein Enkel volle achtzig, und der Vater von hundert Jahren führt noch das Regiment im Hause.“

„So müssen die Leute hier bei euch ja steinalt werden,“ sagte der Spiegelschwab darob verwundert.

„Das passiert schon,“ meinte der Allgäuer, „aber man muß eben danach leben. Mein Vater ist schon ein Siebziger und ist noch so rüstig wie ein Vierziger.“

„Aber wie hat er denn das angefangen?“ fragte jener.

„Das weiß ich just nicht,“ antwortete der Allgäuer, „er tut nichts Besonderes, sondern treibt es wie die andern Leute, nur daß er nichts als Wasser trinkt.“

„Das ist es ja eben,“ stöhnte der Spiegelschwab und kratzte sich in den Haaren; „nichts als Wasser! Ist es möglich? Ja, wer nichts als Wasser trinken könnte, der würde also so alt werden.“

„Bygost, das weiß ich doch nicht,“ sagte der Allgäuer, „mein Vater hat einen Bruder, der ist noch ein Jahr älter, der trinkt

auch tüchtig, mehr als andere Leute, aber etwas anderes als Wasser."

„Kurios," sagte darauf der Spiegelschwab, „aber freilich, die Gaben sind verschieden."

Als die beiden Wanderer Hindelang und das elterliche Gehöft des Allgäuers erreicht hatten, war der erste Gang, den dieser tat, in den Stall, um zu sehen, was der Laubi und der Lusti machten. Das waren nämlich die beiden Zugochsen, Laubi genannt nach dem Laubmonat April, und Lusti nach dem Lustmonat Mai. Dann erst wendete er sich dem Hause zu, ging in die Stube und begrüßte Vater und Mutter.

Die Mutter, ein kleines, altes Weib, die den großen Sohn immer noch ihr „Büble" nannte, brachte sogleich eine große Schüssel voll Schlotter, wie man dort die geronnene dicke Milch nennt, dick mit Rahm oder Sahne, dort landesüblich Raum genannt, überzogen, brachte auch Brot und Geißkäse und sagte zu dem Fremden: „Eßt mit!" und zum Vater: „Wie, Vater, lang' auch zu!" Und sie brockte und sagte dann: „Jetzt laßt es euch schmecken!"

Die Männer setzten sich, und der Vater nahm den Löffel und rührte in der Schüssel den Rahm unter die Milch, alles durcheinander. Da rief die Mutter vorwurfsvoll: „Du kannst doch die Unfurm (Unart) nicht lassen; was wird der Fremde denken?" Der Alte aber schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist nun mal meine Gewohnheit; und seh' der Herr: um das Schlotteressen ist es eine eigene Sache, und ich werd's dem Herrn erklären. Vorerst muß ich ihm aber die Geschichte erzählen, wie ich zu der Gewohnheit gekommen bin."

Und der Vater erzählte:

Wie ich bei dem seligen Nachbauern als Unterknecht einstund, wurde uns eben auch Schlotter aufgesetzt. Der Bauer nahm den Löffel und tat, als ob er das Kreuz über die Schüssel machte, und sagte: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und strich allen Rahm auf seine Seite. Das verdroß mich, denn ich merkte, daß er aus Geiz und Neid so tat, und die kann ich um mein Leben nicht ausstehen. Ich nahm daher auch den Löffel und sagte: Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! und rührte alles durcheinander. Seit der Zeit fällt mir das Umrühren ein, so oft ich einen Schlotter mit Rahm auffsetzen sehe, und ich kann nicht anders, ich muß es tun. Der Herr wird mir aber Recht geben, wenn er einmal in seinem Leben bemerkt hat, wie beim Schlotteressen alle menschlichen Leidenschaften aufducken und ins Spiel kommen. Man schau' nur einmal den Kindern zu: das furchtsame getraut sich kaum, einen tüchtigen Löffel voll zu nehmen; das geizige rahmt fein links und rechts ab, nur an seinem Platze nicht; das neidische frißt und schlampampt in sich hinein, als wenn's nicht genug bekommen könnte, das zornige schlägt dem und jenem auf den Löffel und auf die Hand, der sie nach seiner Meinung zu weit ausstreckt; aber keinem fällt es ein, dem andern einen guten Brocken zuzustecken, oder, wie unsere Hausmutter da, gar bloß zuzusehen, wie's schmeckt."

„Gott g'segn's!" sagte diese.

„Es geht bei uns Großen auch so zu," meinte der Spiegelschwab, „und überhaupt in der Welt."

„Und darum ist's wohl gut," sagte der Alte, „daß unser lieber Herrgott auch alles so untereinander rührt; so gibt es weniger Streit und Händel und mehr Zufriedenheit unter den Menschen."

„Oft nimmt er aber auch einem den Rahm ab," wendete der Spiegelschwab ein, „und gibt ihm nur die pure Milch oder gar nur das Käswasser."

So ist es dennoch sein Geschenk," sagte der Alte ernst, „und wir müssen eben vorlieb nehmen mit dem, was er uns aufsetzt."

So geht's halt in der Welt zu:
Der eine geht barfuß,
Der andere trägt Schuh'.

Der Spiegelschwab als Lebensretter.

„Wir haben schon in einer früheren Geschichte von dem Studenten Adolphus erzählt (siehe S. 328), der im Lande umherreiste, um Geschichten von Schwabenstreichen zu sammeln, die er dann später drucken lassen wollte. Wie es damit ging, soll nun hier berichtet werden.

Als der Spiegelschwab gen Buchloe kam, das wir auch schon kennen (siehe S. 333) als denjenigen Ort im Schwabenland, wo man schnelle Gerechtigkeit übt und der Galgen jahraus, jahrein mit gehängten Missetätern verziert war, kam ihm eine Prozession entgegen, aber ohne Kreuz und Fahnen. Es wurde nämlich bloß ein Übeltäter zum Galgen geführt, und wie erstaunte der Spiegelschwab, als er in dem Verurteilten den Studenten Adolphus erkannte.

Auf sein Befragen, was denn der arme Schächer verbrochen habe, wurde ihm zur Antwort: Er müsse ein Spion sein, denn man habe Schriften bei ihm getroffen in einer unverständlichen Sprache, in der Meißner Mundart, die wahrscheinlich eine Spitzbubensprache sei; man habe aber soviel daraus abgenommen, daß es über die Schwaben hergehe; und man habe daher den Schluß gefaßt, er wolle das Reich, das doch gut kaiserlich sei, an Preußen verraten; und folglich habe man das Urteil gesprochen, daß seine Schriften von Henkershand verbrannt, er selber aber mit dem Strang hingerichtet werden solle, von Rechts wegen.

Der Spiegelschwab merkte gleich, daß jene verräterischen Schriften nichts anderes gewesen seien, als eine Sammlung von Schwabenstreichen, die der Student bereits aufgezeichnet hatte, und er beschloß kurz und gut, den armen Teufel zu retten.

Er trat zu dem Blutrichter und sagte: er sei der Scharfrichter von Memmingen und bäte um die Ehre, in Buchloe, dem berühmten Galgenort, auch einmal bei so guter Gelegenheit sein Handwerk ausüben zu können. Das wurde ihm erlaubt, und er trat dem Buchloer Scharfrichter an die Seite und ging mit dem Zuge hinaus zum Galgenberg.

Der Spiegelschwab hatte dergleichen Hinrichtungen wiederholt beigewohnt und wußte sich als Scharfrichter ganz zu benehmen wie ein Mann von diesem unehrlichen Handwerk. Wie er nun den armen Schelm die Leiter hinaufführte, flüsterte er ihm aber zu: „Adolphus, mache dich zum Sprunge bereit!" Indem nahm er sein Sackmesser heraus, und als er dem armen Schächer den Strick um den Hals tat, schnitt er die Schleife soweit durch, daß der Strick zwar noch hielt, aber nicht mehr die Last daran. Im Augenblick also, als er den Verurteilten von der Leiter warf, riß der Strick und Adolphus fiel hinab und zwar stand er unten wie eine Katze auf allen vieren.

Nach der Buchloer Galgengerechtigkeit ist aber jeder arme Sünder frei, der dem Galgen entrinnt. Also wurde der Student Adolphus durch die List des Spiegelschwaben vom Galgen gerettet.

Ist es aber nicht jammerschade, daß die Sammlung von Schwabenstreichen, die der Student mit so vieler Mühe angelegt hatte, durch den Unverstand der Richter von Buchloe verloren gegangen ist?

„Denn wenn die Kunde von diesen Streichen einmal verschollen ist," sagt der Chronist, „womit wollen dann gute Lands=

leute einander aufziehen? und worüber sollen wir denn mehr lachen als über uns selbst, die wir doch am besten wissen, was an uns ist?"

Der Spiegelschwab wird selber gehänselt.

In Buchloe blieb nun der Spiegelschwab so lange sitzen, bis sein Geld nahezu ganz verzehrt war. Da gedachte er der Meinung, die er oft gehört: daß das Bayernland das eigentliche Paradies für lustige und durstige Brüder sei. Erzählte man sich doch folgende lustige Geschichte von einem Bayern.

Es habe einmal ein Bayer von einer Fee Erlaubnis erhalten, drei Wünsche zu tun, die sie ihm erfüllen wolle. Da habe er sich zum ersten gewünscht: ein Bier; zum zweiten: ein Bratwürstel, und endlich, nachdem er sich eine Weile besonnen, zum dritten und letzten: Bier genug. So soll denn auch die Gewohnheit der Bayern geblieben sein bis auf den heutigen Tag.

Der Spiegelschwab beschloß also, sich einmal nach Bayern zu wenden und kam zum Glockenwirt nach Landsberg am Lech. Nachdem er hier zuerst einmal auf bayrisch gegessen hatte, zwar nur gewöhnlich, aber gut, verlangte er von der Kellnerin ein Mäßle Bier. Da diese Person nicht anders meinte, als er sei ein Scharfrichter von Profession, obwohl niemand hätte sagen können, wie sie dazu kam, brachte sie ihm einen Krug ohne Deckel oder Luck, wie es dort hieß. Da der Spiegelschwab merkte, worauf das abzielte, hatte er große Lust, ihr das Bier über den Kopf zu gießen; aber er besann sich, daß es doch wohl besser sei, das Getränk wenigstens zu versuchen, ob es nicht am Ende schade wäre, wenn ein Tröpflein davon verloren ginge. Und er trank.

Indem trat der Wirt herein, und der ärgerliche Spiegelschwab fragte ihn: „Von was macht man denn in Bayern das Bier?"

„Nun, von was denn, als von Hopfen und Malz," sagte der Wirt.

Der Gast aber höhnte ihn und versicherte: „Bei uns in Schwaben macht man's aus Weidenruten und Hobelspänen."

„Nicht möglich," rief der Wirt, der den Spott noch nicht merkte, „das muß ja ein Malefizgesöff sein."

„I nu," spottete der Spiegelschwab, „es schmeckt justement so, wie dies hier."

Nun erkannte der Wirt freilich, worauf der Schwabe abzielte, ließ sich jedoch nichts merken, gedachte ihm aber auch eins anzuhängen. Als er dann nach einer Weile fragte, aus welcher Absicht er nach Bayernland gekommen sei? antwortete der Spiegelschwab: „Aus keiner andern Absicht, als um erstlich ein Weilheimer Schelmenstück zu erfahren, zweitens den Passauer Tölpel zu sehen, und drittens einen Münchener Bock zu trinken."

Da sagte der Wirt: „Mit einem Münchener Bock kann ich aufwarten. Wollt Ihr aber ein Weilheimer Schelmenstück erfahren, so müßt Ihr schon nach Weilheim selber gehen. Laßt Euch jetzt aber die Zeit nicht lang werden, bis ich wieder hereinkomme, und seht Euch derweilen in der Stube um."

Das tat denn auch der Spiegelschwab, als der Wirt hinausgegangen war. An den Wänden der Gaststube hingen viele schöne Bilder, welche die Taten des Schalksnarren Till Eulenspiegel darstellten, das heißt des norddeutschen, nicht des schwäbischen. Unter ihnen hing eine Tafel mit einem Vorhang davor, auf dem zu lesen war:

Hier unter diesem Vorhang steht
Dein recht wahrhaftes Kontrafet;
Dies reich' ich dir zur Gabe dar,
Mach' auf und schau', denn es ist wahr.

Der Spiegelschwab hob den Vorhang auf und sah als sein eigenes Konterfei den

leibhaften Passauer Tölpel mit der Unterschrift:

Ich bin der Tölpel hübsch und fein,
Zu Passau bin ich nicht allein,
Werd' ausgeschickt in alle Land',
Darum bin ich so wohlbekannt.

Da ließ der Spiegelschwab den Vorhang schnell wieder fallen und setzte sich an den Tisch zurück. Der Wirt aber, der durch das Küchenfenster zugesehen hatte, rief herein: „Er ist nicht recht getroffen, der Tölpel, aber schaut nur dort in den Spiegel, da sieht er ihm aufs Haar ähnlich." Und er lachte den Schwaben aus, der kein Wort zu erwidern wußte.

Darauf aber brachte der Wirt einen Krug vom echten Münchener Bock, und nachdem der Spiegelschwab getrunken, sagte er: „Sapredipix! das ist ein Tränkle!"

„Gesegn's Gott!" sagte der Wirt und setzte sich zu ihm, und sie tranken einander Gesundheit zu.

Der Spiegelschwab als Schatzgräber.

Nach wenigen Tagen war der Rest von des Spiegelschwaben Gelde bis auf ein einziges kleines Stück, Käsperle genannt, zusammengeschmolzen. Und doch hatte er noch eine weite Reise vor sich und wollte in den Wirtshäusern doch auch gern bezahlen, wenn er eben konnte. Da hieß es denn auf Mittel sinnen, sich Geld zu beschaffen; aber des Spiegelschwaben erfinderischer Kopf war nicht lange in Verlegenheit: er beschloß, den Schatzgräber zu spielen.

Am Abend fragte er den Wirt sehr geheimnisvoll: „Sagt einmal, Mann, wißt Ihr nicht, ob hier irgendwo in der Umgegend ein Schatz verborgen ist?"

Überrascht sah der Wirt den Frager an und sagte: „Ja, man sagt, daß hier auf dem Schloßberge ein Schatz vergraben sein soll. Den mag aber wohl schon der Teufel geholt haben, denn kein Christenmensch hat ihn je gefunden, so viele auch danach gesucht haben mögen."

„Ei, das wäre!" lächelte der Spiegelschwab mit geringschätziger Miene. „Freilich, Schätze finden ist nicht so ganz leicht, das muß man eben verstehen. Nun, ich wäre vielleicht der Mann, der's könnte. Ich setze mein letztes Käsperle daran, daß es mir gelingen würde."

„Das möchte ich doch erst sehen, ehe ich's glaube," meinte der Wirt, „auf ein Käsperle kommt mir's auch nicht an."

„Schön, Herr Wirt," sagte darauf der Spiegelschwab; „wenn Ihr damit einverstanden seid, so wollen wir gleich heute einen Versuch machen."

Der Wirt war's zufrieden, und als die Sonne untergegangen, gingen die beiden in aller Heimlichkeit hinaus auf den Schloßberg. Hier angekommen, schritt der Spiegelschwab, der einen Spaten auf der Schulter trug, unter allerhand wunderlichen Zeichen und Bewegungen den weiten Platz ab, um, wie er sagte, die Stelle zu finden, wo der Schatz läge.

Als angeblich diese rechte Stelle gefunden war, machte der Spiegelschwab wieder unter allerlei Zeremonien ein Loch in die Erde und sagte dann zu dem Wirt, er solle sein Käsperle hier hineinlegen. Hierauf deckte er das Loch wieder zu und sprach mit feierlichem Ernst die Worte: „hic haec hoc, horum harum horum, hibus —". Danach machte er das Zeichen eines Drudenfußes auf die Stelle, nahm den Wirt beim Arm und zog ihn fort, indem er sagte: „Morgen bei Sonnenaufgang müssen wir wieder hierher gehen. Wenn alles in Richtigkeit ist, so werdet Ihr nach meiner feierlichen Beschwörung, die ich aus der Principi gelernt habe, bei Eurem Käsperle noch ein zweites finden, das von dem an dieser Stelle vergrabenen Schatze hinzugekommen ist."

Daß er selber beim Zumachen des Loches sein eigenes letztes Käsperle unbemerkt hinzugetan hatte, das sagte der Schelm freilich nicht.

„Das ist natürlich nur der Anfang der Sache," fuhr der Spiegelschwab fort. „Es muß dann, wenn alles richtig ist, immer so viel von dem verborgenen Schatze hinzukommen, als in das Loch hineingelegt worden ist."

„Da brauchte man doch nur nachzugraben, um den ganzen Schatz auf einmal herauszuheben," meinte der Wirt.

„So denkt Ihr, mein lieber Mann," entgegnete der Spiegelschwab achselzuckend, „dem ist aber nicht so. Ihr müßt nicht meinen, daß der Schatz gerade an dieser Stelle vergraben ist. Im Schloßberg aber sicher, sobald wir morgen früh sehen, daß das Käsperle sich verdoppelt hat; wo der Schatz liegt, das ist ja dann gleichgültig. Er kommt eben stückweise ganz sicher in Euren Besitz, je nachdem Ihr die Einlage macht. Die Geister, welche den Schatz hüten, werden durch die mächtige Beschwörung gezwungen, dem Schatzgräber zu dienen; je größer dieser die Einlage macht, desto größer ist auch der Zwang, den er auf die Geister ausübt, und desto unwilliger gehorchen sie ihm. Daher ist es besser, nicht zu viel auf einmal. Denkt an das Sprichwort: wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert."

Am nächsten Morgen machte der bis dahin noch immer ungläubige Wirt ein ganz anderes Gesicht, denn es fand sich zu seinem unbegrenzten Erstaunen in dem Loche das Käsperle wirklich verdoppelt. Da konnte er nun nicht mehr zweifeln, der Mann verstand wirklich seine Sache besser, als andere Schatzgräber, die sich hier oft schon vergeblich bemüht hatten. Es kam also nur darauf an, daß der Mann das Stücklein wiederholte, dann mußte sich ja die hineingelegte Summe immer verdoppeln, den Spruch der feierlichen Beschwörung kannte ja doch niemand sonst, als er.

Der Spiegelschwab lachte allerdings dazu, als ihm der Wirt das Anerbieten machte, und tat so, als ob er keineswegs bereit dazu wäre. Er ließ den Wirt alle möglichen Versprechungen machen, denn er konnte sich schon denken, was geschehen würde, endlich aber erklärte er, das Kunststück zu wiederholen, wenn er die Hälfte der gewonnenen Summe erhielte.

Der Wirt überschlug, daß diese Forderung zwar ein großer Abzug von dem erhofften Gewinn sein würde, aber wenn man recht viel einlegte, so gewann ja doch der Einleger die Hälfte mehr, und so meinte er denn, daß er unbedenklich einschlagen könnte. Das tat er denn auch, und der Spiegelschwab lachte sich ins Fäustchen, denn es geschah nun wirklich, was er erwartet und auch beabsichtigt hatte: Der Wirt suchte nicht nur alle seine Sparpfennige zusammen, die schon ein ganz hübsches Sümmchen ausmachten, sondern zog auch seine Freunde ins Geheimnis, die ebenfalls brachten, was sie meinten, anlegen zu können. Und als der Abend kam, und der Spiegelschwab seinen Hokuspokus mit der Grube machte, in der sich das Geld verdoppeln sollte, sah er zu seiner geheimen Freude, daß die Männer zusammen eine gar stattliche Summe einlegten. Nachdem alles beendet war, gingen sie allesamt ins Wirtshaus und freuten sich beim fröhlichen Zechen, daß in dieser Nacht die Schatzgeister eine gar saure Arbeit haben würden.

Bis tief in die Nacht hinein tranken sie einen Krug vom Münchener Bock über den andern und bemerkten es gar nicht, daß der Spiegelschwab inzwischen verschwunden war. Der war gegangen, um den Schatz zu heben, nicht den, welchen die Geister zu dem eingelegten Gelde bringen

sollten, sondern das letztere selber. Und als die Landsberger nach Sonnenaufgang kamen, um ihren Gewinn einzustreichen, mußten sie mit langen Nasen abziehen.

Das Rätsel der Landessprache.

Auf der Weiterreise kehrte der Spiegelschwab in einem Batzenhäusle ein und traf da einen Tiroler, der mit dem damals hochangesehenen Heilmittel Theriak, das aus siebzig Arzneistoffen zusammengesetzt wurde, und mit Schneeberger durchs Land handelte, ein ebenso lustiger, stets zu losen Streichen aufgelegter Landfahrer wie der Spiegelschwab selber.

Sie begrüßten sich auch gleich als gute alte Bekannte und der Spiegelschwab fragte: „Woher und wohin des Weges?"

„Von zu Hause in die Welt," antwortete der Tiroler.

„Was gibt's Neues? Schneit's noch immer in Tirol?" fragte jener.

„Natürlich," sagte der Tiroler; „aber zwischen Johanni und Jakobi wird's warm, es mag unserem Herrgott recht sein oder nicht."

„Geraten denn auch noch die Kröpfe gut in Eurem Land?"

„Ei freilich; dies Kraut geratet alle Jahre wohl."

So etwa redeten und scherzten sie und hänselten einander in aller Gemütlichkeit, wie gute Gesellen zu tun pflegen.

Da trat der Wirt herein, ein lotteriger, ungeschlachter Kerl, dem man es schon von weitem anmerkte, daß er in der Holedau zwischen Ammer und Ilm zu Hause war, deren Bewohner wegen ihrer ungeschickten Derbheit in ganz Bayernland dem Volkswitz zur Zielscheibe dienen. Der mischte sich gleich in das lustige Gespräch und merkte nicht sobald, daß er einen Schwaben vor sich hatte, als er auch versuchte, denselben aufzuziehen, wie das unter Bayern und Schwaben üblich zu sein pflegt. Da kam er bei dem Spiegelschwaben aber an den Unrechten, denn der blieb ihm keine Antwort schuldig und vergalt Grobheit mit Grobheit.

Als der Wirt einsah, daß er dem Spiegelschwaben nicht ankommen konnte, versuchte er ihn mit seiner „Sprach'" zu hänseln. Der Schwab' aber antwortete: „Prahl' doch nicht so mit deiner Sprach', Wirt. Wiß't du was? Wir wollen heute eine Wette machen um die doppelte Zeche: wer drei Vögel am geschwindesten nennen kann, der soll gewonnen haben, der langsamste muß bezahlen. Hier der Tiroler soll entscheiden, dafür kann er umsonst mittrinken."

„O nein," wendete der Tiroler ein, „da tue ich lieber selber mit."

„Auch gut," sagte der Spiegelschwab, und auch der Wirt war's zufrieden.

Nun sagte der Spiegelschwab, so schnell er konnte: „Zeisle Meisle Fink"; darauf der Tiroler: „eppermal (einmal) ein Alster, eppermal ein Amsel, eppermal ein Nachtigall."

„Ah! du mußt bezahlen, Tiroler," rief da der Wirt schnell, „denn du bist der langsamste gewesen."

„Oho," wehrte ihn aber der Tiroler ab, „da muß ich doch erst hören, was du vorbringen wirst."

Der Wirt fing an: „Ein Sta'l (Staar), ein Da'l (Dohle) und —" ein dritter Vogel wollte ihm nicht gleich einfallen; da besann er sich, daß die Geflügelhändler in Bayern das Recht haben, auch mit Spanferkeln zu handeln, und er fügte rasch hinzu: „und ein Spansau".

„Aber Wirt!" rief der Spiegelschwab, als er sich von seinem Lachen erholt hatte, „zählen denn in Bayern die Spanferkel zum Federvieh?" Und der Tiroler sagte: „Du mußt bezahlen, Wirt, denn du bist der langsamste gewesen." Der Wirt aber är-

gerte sich und sagte auf gut hochdeutsch: „Ihr Schelme, küßt mir den Buckel!“

Da er aber die Wette verloren hatte, so mußte er sich bequemen, mit den beiden andern zu trinken; nur als sie sich satt gezecht hatten, wenn auch lange nicht genug, zahlte er dem Spiegelschwaben den Betrag der Zeche aus. Der strich sie ein, als wenn er der Wirt wäre und sagte noch obenein: „Dank für die Bezahlung.“

Darauf nahm er sein Bündelchen auf, um weiter zu wandern, und als er schon an der Tür stand, sagte er zum Wirt: „Ich will dir noch ein Rätsel sagen, damit du bei andern die doppelte Zeche wieder abverdienen kannst.“

„Soll mir recht sein, Schwab! Laß nur hören! So leicht sollst du mich nicht wieder fangen.“

Da lachte der Spiegelschwab und sagte: „Na, so höre, es zu raten, wird dir nicht schwer werden, tust du dich doch so gewaltig mit deiner Sprach'. Was ist das für ein Ding: es hat keine Augen und sieht doch; es hat keine Ohren und hört doch; es hat keine Nase und riecht doch; es hat keinen Mund und ißt doch; es hat keine Hände und greift doch; es hat keine Füße und geht doch. Jetzt rate, Wirt!“

Der Wirt dachte zwar nach, gab sich aber doch bald gefangen.

Da lachte der Schelm und sagte: „Siehst du Wirt, wie es mit deiner Sprach' beschaffen ist. Das Ding ist ein Bayer: der hat keine Augen, sondern Göckel; der hat keine Ohren, sondern Loser; der hat keine Nase, sondern einen Schmecker; der hat keinen Mund, sondern eine Goschen; der hat keine Hände, sondern Bratzen; der hat keine Füße, sondern Haxen!“

Es war gut, daß der Spiegelschwab schon die Tür in der Hand hatte und schnell hinausrutschen konnte, er hätte sonst noch einen derben Gruß mit auf den Weg bekommen.

Die Heimkehr.

Als der Spiegelschwab nach Meitingen kam, das auf dem Lechfeld gelegen ist, blieb er vor dem Wirtshaus stehen und horchte hoch auf, den innen sang eine ihm wohlbekannte Stimme folgendes Liedlein:

Ich bin halt so:
Ich achte nicht das Schmeicheln,
Und achte nicht das Heucheln,
Trutz allen falschen Zungen
Denk ich an Goldschmieds Jungen;
Ich bin halt so.

Ich bin halt so:
So lang' ich leb' auf Erden,
Werd' ich nit anders werden,
Und so, so werd ich bleiben,
Auf's Grab mir lassen schreiben:
Ich bin halt so.

„Der Deixel!“ sagte der Spiegelschwab verwundert, „das ist doch der Blitzschwab, der mit uns gewesen ist, um das fürchterliche Tier im großen Walde am Bodensee zu erlegen?“

Und er hatte sich nicht geirrt, denn als er in die Wirtsstube trat, erhob sich der Sänger hinter dem Tisch und schrie: „Potz Blitz! Bist's oder bist's nit? Ja wahrlich, du bist's. Grüß dich Gott, Lump! Aber jetzt setz' dich, Brüderle! Wir trinken noch ein paar Mäßle zusammen, wenn's langt. Dann brechen wir auf, heut' noch nach Türkheim zum Kätherle (siehe S. 320), und morgen ist Hochzeit, da mußt du dabei sein.“

Der Spiegelschwab sagte: „Also willst du wirklich Ernst machen mit dem Kätherle von Schwabeck?“

„Potz Blitz!“ rief aber der Blitzschwab, „lieber heute noch als morgen. Und ich sag' dir's und du magst mir's glauben: Das Kätherle ist ein schönes Mädle und ein braves Mädle und ein Mädle, wie man keins mehr findet in der Welt.“

Der Spiegelschwab schüttelte den Kopf und sagte: „Es gibt nur zwei gute Weiber auf dieser Welt; die eine ist verloren, und die andere kann man nicht finden.“

Und als sie auf dem Wege nach Türkheim waren, schwätzte der Spiegelschwab gar weise über die Ehe und die Weiber, um dem Freunde klar zu machen, daß der Ehestand ein Wehestand sei. Aber der Blitzschwab hörte wenig darauf, nahm vielmehr seine Geige, klimperte auf den Saiten und sang dazu: „Ich bin halt so,“ daß der Spiegelschwab endlich fast zornig sagte: „Gut also, wenn du nicht hören willst, so magst du fühlen.“ Der Blitzschwab aber hieß ihn schweigen und sagte lachend, daß er sich heimgeigen lassen solle.

So kamen sie nach Türkheim, und am andern Tage war die Hochzeit des Blitzschwaben mit dem Kätherle, und der Spiegelschwab blieb acht Tage lang bei den jungen Leuten. Diese eine Woche brachte eine völlige Umkehr bei dem Spiegelschwaben hervor. Zu seinem großen Erstaunen mußte er hören, daß der Blitzschwab in Memmingen gewesen war und sich da auch mit seinem bösen Weibe bekannt gemacht habe. „Aber ich kann dir sagen,“ versicherte der Blitzschwab, „daß dein Weib seit der Bärengeschichte (siehe S. 322) ganz ausgewechselt ist. Selbst die Nachbarinnen sagten nur alles Gute von ihr, und das will doch was heißen.“ Und so redete er ihm tagtäglich zu, heimzugehen nach Memmingen.

„Ich würde heimgehen, wie die arme Seele ins Fegefeuer,“ sagte aber der Spiegelschwab und kraute sich hinter dem Ohr; „Schwabenland ist gewiß ein schönes Land, aber heim mag ich nicht.“ So sperrte sich der Spiegelschwab, aber die Überredungsgabe des Blitzschwaben siegte endlich doch, und er faßte sich ein Herz und ging, wenn auch mit wenig Hoffnung, so doch voll guter Vorsätze auf Memmingen zu.

In den Hopfengärten wollte ihm der Mut wieder entfallen, denn er meinte die Stimme seines Weibes zu hören, wie es ihn damals empfangen hatte, und als er dann endlich ins Tor kam, war es ihm, als ob er dennoch umkehren müßte. Lange stand er still und überlegte, aber dann ging er wieder langsam vorwärts; als er jedoch sein Haus sah, zögerte er abermals. Plötzlich aber erhob er den Kopf, stampfte mit dem Fuße auf, ballte die Hände zusammen und ging trotzig auf sein Haus zu, gefaßt auf alles. So kam er wirklich heim.

Als er an die Haustür kam, trat ihm seine Frau entgegen und trug ein Kind auf dem Arm. Augenscheinlich überaus freudig rief sie: „Grüß dich Gott, Herzensmännle! Bist du endlich wieder da? Da sieh, schau einmal dein Bübele an!“

Der Spiegelschwab glaubte zu träumen. Er sah aus wie einer, dem ein schweres Rechenexempel durch den Kopf geht und kann es nicht klein kriegen. Als ihn das Kind aber anlachte und sein Händchen nach ihm ausstreckte, konnte er nicht anders, er mußte es nehmen, mußte es herzen und nannte es sein liebes Bübele.

Dann gingen sie ins Haus, und der Blitzschwab hatte recht gehabt: die Frau war wie umgewandelt. Sie schalt nicht mehr mit dem Manne, sondern begegnete ihm sanft und liebreich und tat alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte, so daß dem Blitzschwaben förmlich ein neues Leben aufging und er gar keine Sehnsucht mehr verspürte, in die Weite zu schweifen, wie er es bis dahin getan hatte. Sein Haus, sein Weib, sein Kind waren ihm nun alles, und er konnte nun auch den Spiegelschwaben und Kätherle begreifen. Und sie lebten von da ab in Fried' und Einigkeit, und selbst die Nachbarinnen hatten ihre Freude daran.



Potpourri.

(Allerlei Humore nach verschiedenen älteren und neueren Quellen.)

Der Meister aller Meister.

Eine irländische Sage berichtet, daß Irland seine Namen — Ironland, Ireland, Eisenland — folgendem Umstande verdankt.

Die Insel Irland tauchte nur in jedem siebenten Jahre auf, sonst stand sie immer unter Wasser. Da ward eine Offenbarung bekannt, daß die Insel bloß dadurch den Wellen entrissen werden könne, wenn man, so lange das Land sichtbar sei, ein Stück Eisen darauf würfe. Dies ließ sich ein Eroberer gesagt sein, fuhr hin, als die Insel über dem Wasser stand, und warf sein Schwert darauf. Da war der Zauber gelöst, und Irland steht heute noch. Die Bewohner sehen es daher für ein Glück an, wenn man Eisen findet, namentlich in Form eines Hufeisens, und das wird dann über die Haustür genagelt. Daß dies mit dem alten heidnischen Dienst des Gottes Wodan und seinem Rosse Sleipnir zusammenhängt, dürfte nicht bestritten werden können.

Dies bezeugt deutlich eine Sage von Wexiö in Schweden, wo unter König Olaf drei Verkünder des Evangeliums aufgegriffen und ermordet wurden. Die Mörder aber wurden von Olaf gezwungen, zur Sühne die Domkirche in Wexiö zu erbauen, die noch heute drei abgehauene Köpfe im Siegel führt und in welcher ein Hufeisen von Odins Roß Sleipnir aufbewahrt wird. Als hier nämlich zum erstenmal die Glocken geläutet wurden, ritt gerade Odin über die Berge daher; sein Roß erschrak und schlug mit seinem gewaltigen Hufe den Fels, der noch die Spur davon bewahrt, und das Hufeisen fiel ab.

Aber nicht nur in Irland und Schweden, sondern auch bei uns gilt vielen Leuten heute noch ein gefundenes Hufeisen als ein Talisman. Gar nicht selten sieht man ein solches über eine Tür oder auf eine Türschwelle genagelt, es bringt dem Hause Glück.

Auch der Humor hat sich mit diesem Sagenkreise zu schaffen gemacht, und die Flamländer gingen in ihrer Verehrung des Hufeisens sogar so weit, daß sie deshalb den Heiland aus dem Himmel auf die Erde herabsteigen ließen.

Sie verehrten einen Heiligen, Sankt Elip. Der war ein Hufschmied gewesen und verstand seine Kunst so vortrefflich, daß er sich ein Schild machen und über seine Tür setzen ließ: Elip, der Meister über alle Meister. Solcher Hochmut verdroß jedoch den lieben Gott, und er befahl seinem Sohne Jesu, daß er sich auf die Erde begeben und den hochmütigen Hufschmied, der sich außerdem um Gott und die Heiligen nicht kümmere, bestrafen sollte.

Auf einem Sonnenstrahl fuhr Jesus zur Erde nieder, band sich ein Schurzfell vor und schwärzte sich Hände und Gesicht, so daß er einem Schmiedegesellen gleich sah. So trat er vor Elips Tür, las das Schild und lachte spöttisch. Elip, der dies sah, ärgerte sich darüber ganz gewaltig und fuhr den vermeintlichen Schmiedegesellen grob an, daß das Schild durchaus keine Prahlerei sei, denn er habe genug Proben seiner Meisterschaft gegeben.

Da fragte Jesus ruhig: „Sage einmal, du Meister aller Meister, wie viel Zeit brauchst du, um einen Hufbeschlag fertig zu machen?"

„O, das stecke ich nur dreimal ins Feuer, dann ist's fertig," antwortete Elip.

„Das ist deine gerühmte Meisterschaft?" lachte der Herr; „das ist gar nichts, mein Lieber, einmal schon muß es genug sein."

Elip wollte zornig werden, da sah er aber gerade einen Reiter dahergetrabt kommen und sagte: „Da kommt ein Reiter daher, dessen Pferde fehlt ein Hufeisen, wie ich merke; da kannst du ja gleich erweisen, ob deine Kunst so viel größer ist, als die meinige. Mit einem einzigen Feuerglühen ist ja kein Hufeisen fertig zu bringen."

Jesus lächelte und war's zufrieden, das Pferd zu beschlagen. Der Reiter ritt vor die Schmiede, stieg ab und bat den Hufschmied, daß er sein Pferd, welches an einem Hinterfuße ein Eisen verloren habe, frisch beschlagen solle.

„Das wird der Gesell da tun," sagte Elip geringschätzig.

„Ist mir gleich, wer's tut," entgegnete der Fremde, „wenn's nur getan wird."

Jesus nickte nur, besah und befühlte das Pferd und den Fuß, holte dann eine große Schere aus der Schmiede und schnitt dem Pferde das Bein ab.

Da sprang der Reiter aber wütend herzu, denn er sah sein Pferd ruiniert, und auch der Meister fuhr zornig auf, denn er hätte das Pferd wohl gar ersetzen müssen. Doch Jesus beruhigte sie beide und sagte gelassen: „Laßt es nur gut sein, ich werde das Bein schon wieder ansetzen, das ist eine Kleinigkeit."

Jesus machte, daß die beiden Männer sich wirklich beruhigten, ohne daran zu denken, daß es ja gar nicht möglich sei, ein abgeschnittenes Bein wieder anzusetzen. Sie ließen es aber ruhig geschehen, daß der Gesell das Bein in die Schmiede trug. Hier sahen sie, wie er dasselbe in einen Schraubstock spannte, dann ein passendes Hufeisen aus dem Vorrat herausgriff, dieses nur einmal im Feuer glühte und nun über den Huf festnagelte. Dann schraubte er das Bein los, trug es hinaus und setzte es dem Pferde wieder an, so daß nicht der geringste Schaden zu bemerken war.

Der Fremde gab nun dem Meister ein gut Stück Geld, aus freien Stücken und aus Freude über die gelungene Arbeit mehr, als Elip dafür gefordert haben würde, setzte sich auf und ritt davon, und siehe da, das Pferd lief weit besser, als es vordem gelaufen war.

Mit dem größten Staunen und buchstäblich offenem Munde hatte Elip das Werk des fremden Gesellen angesehen und fragte ihn nun, ob er nicht bei ihm in Arbeit treten wolle. Jesus sagte zu, sie wurden über den Lohn einig, und der Meister sandte den neuen Gesellen sogleich nach der Stadt, um Eisen einzukaufen, denn der Vorrat war nahezu zu Ende gegangen.

Während der Abwesenheit des Gesellen kam wieder ein Reiter daher, dessen Pferd ein Hufeisen verloren hatte, und der Meister sollte es neu beschlagen. Da dachte Elip, er wolle es mit diesem ebenso machen, wie er den Gesellen hatte tun sehen, denn das bringe ja viel mehr Geld ein.

Er machte es nun ebenso, schnitt dem Pferde das Bein ab, beruhigte den empörten Reiter, der Schadenersatz verlangte, daß das Ansetzen des Beines ja nur eine Kleinigkeit sei, und spannte das abgeschnittene Bein in den Schraubstock. Auch das Aufnageln des Hufeisens ging glatt von statten, allerdings nicht nach einmaligem, sondern erst nach dreimaligem Glühen. Aber o Schrecken! Als er das Bein nun wieder ansetzen wollte, da ging es nicht; er mochte es anstellen, wie er wollte, das Bein fiel immer wieder ab.

Da wurde der Reiter wütend und verlangte heftig, daß der Schmied ihm das teure Pferd ersetzen solle, und da dieser ihn zu vertrösten suchte, ließ er sich auf nichts ein, sondern packte ihn am Halse, und es war nahe daran, daß er den Meister aller Meister erwürgt hätte, wenn Jesus nicht glücklicherweise gerade aus der Stadt zurückgekommen wäre. Der in wirklicher

Todesgefahr schwebende Meister rief ihn um Hilfe an. Jesus trat hinzu, drängte den wütenden Menschen zurück und beruhigte ihn, daß der Schaden sogleich gut sein solle, und der Meister konnte wieder aufatmen. Nun nahm Jesus das abgeschnittene Bein, setzte es an, und das sofort geheilte Pferd ließ ein freudiges Wiehern hören. Der zufrieden gestellte Reiter bezahlte seine Schuld und ritt vergnügt von dannen.

Jesus aber wendete sich lächelnd zu Elip und sagte: „Siehst du nun ein, daß du doch kein Meister über alle Meister bist? Lege ab deinen Hochmut, denn wahrlich, ich sage dir: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Doch sei getrost, du wirst überwinden, und es wird dir im Himmel wohl belohnet werden.“

Als der Hufschmied die Augen aufschlug und dem Gesellen antworten wollte, war dieser verschwunden. Da merkte er wohl, daß es kein Mensch gewesen, der zu ihm gekommen war und seinen Hochmut bestraft hatte. Er ging in sich, nahm seinen großen Hammer und zerschlug das Schild, auf dem er sich als der Meister aller Meister angekündigt hatte. Dann schloß er seine Werkstatt zu und ging in ein Kloster und dienete da Gott und den Heiligen in aller Demut. Und er ward ein so frommer Mann, daß er nach seinem Tode selbst unter die Heiligen aufgenommen wurde.

Der Schmied von Bielefeld.

Auf einem Dorfe in der Nähe von Bielefeld lebte ein Schmied, ein fleißiger und ehrlicher Mann, aber doch durch die Ungunst der Verhältnisse so arm geworden, daß er eines Tages weder Eisen noch Kohlen mehr hatte. Halb verzweifelt rief er aus: „So wollte ich doch, daß der Teufel mir hülfe.“

Nun ist der Teufel ein Kunde, der nie auf sich warten läßt, wenn er gerufen wird. Auch hier war er sogleich zur Stelle. Er kam in Gestalt eines Reiters und wollte ein Pferd, das ein Eisen verloren, beschlagen haben.

Der Schmied kratzte sich hinter den Ohren und sagte verlegen: „Ja, mein Wertester, da muß ich erst in das nächste Dorf gehen und sehen, ob ich Kohlen und Eisen geborgt kriege.

„Fehlt es an weiter nichts?“ lachte der Reiter. „Das ist ja eine Kleinigkeit, da soll bald geholfen sein. Du brauchst nur dieses Blatt Papier zu unterschreiben, aber mit deinem Blut.“

Der Schmied merkte nun zwar, wen er vor sich hatte, aber mochte es sein, daß er leichtsinnig genug war, sich wenig oder nichts dabei zu denken, oder mochte er glauben: kommt Zeit, kommt Rat; es wird sich zur Zeit schon ein Hintertürchen herausfinden lassen, wo du ihm entschlüpfen kannst. Genug, er ritzte sich den Finger, daß ein Blutstropfen hervordrang und unterschrieb, und als er wieder zur Stube heraustrat, lagen große Vorräte von Kohlen und Eisen auf dem Hofe. Nun beschlug er das Pferd, und der Mann ritt davon.

Nun konnte der Schmied wieder arbeiten, und da er fleißig und arbeitsam war, so erwarb er nach und nach eine große Kundschaft und ward ein wohlhabender Mann. An den Reiter und seine Unterschrift dachte er nur selten noch, und wenn es geschah, so ließ er sich darüber keine grauen Haare wachsen.

Da kam eines Tages wieder ein Reiter daher, aber nicht stolz auf einem schönen Pferde, sondern bescheiden auf einem Esel, den er beschlagen zu haben wünschte. Der Schmied erfüllte den Wunsch, als er fertig war, sagte der Fremde: „Meister, Geld habe ich nicht, aber statt dessen kannst du dir drei Dinge wünschen, die sollen pünktlich erfüllt werden.“

Der wohlhabende Schmied konnte die Kleinigkeit von Lohn, die er von solchem armen, bescheidenen Manne hätte fordern können, recht wohl verschmerzen, aber da fiel ihm jener erste Reiter und seine Unterschrift ein, und er meinte, hier eine Gelegenheit zu finden, Wünsche zu äußern, die ihn jenem gegenüber aus aller Verlegenheit helfen könnten. Nun wünschte er sich erstens einen Stuhl, auf welchem derjenige, der sich hineinsetzt, sitzen bleiben muß, bis er selbst ihn daraus entließe. Zweitens wünschte er sich in seinem Garten einen Birnbaum, von dem niemand, der hinaufgestiegen, ohne sein Geheiß wieder herabkommen dürfe. Drittens wünschte er sich einen Sack, aus dem niemand, der hineingeschlüpft war, wieder herauskommen könne ohne sein Geheiß.

Der Fremde lächelte bedeutsam, bezeichnete einen Stuhl, einen Birnbaum im Garten und einen an der Erde liegenden Sack als die drei Gegenstände, welche den Wünschen des Meisters fortan entsprechen sollten, bestieg seinen Esel und ritt dahin. Das war aber niemand anders gewesen, als der heilige Petrus.

Die Zeit lief hin, und endlich kam der Teufel, um dem Schmied höhnisch seine Unterschrift vorzulegen und ihn abzuholen. Der Meister verzog keine Miene, nickte nur und hieß ihn ein wenig warten und auf den Stuhl da niedersitzen. Arglos tat das der Teufel. Da aber ergriff der Schmied eine Peitsche und prügelte ihn windelweich, daß der Teufel, der nicht loskommen konnte, jämmerlich heulte und endlich flehte, ihn doch nur loszulassen, er wolle gern auf alles verzichten. Da hörte der Schmied auf und sagte, er möchte machen, daß er fort käme, und immer noch heulend flog der Teufel zum Fenster hinaus.

Nach einiger Zeit schickte der Teufel einen seiner Gesellen, um den Schmied zu holen, dem er aber einschärfte, sich ja nicht verführen zu lassen, sich in einen Stuhl zu setzen. Der Geselle wies dem Schmied das Blatt vor und verlangte, daß er unverzüglich mitgehen solle.

„Wohl,“ nickte der Schmied, „wenn's nicht anders sein kann, so muß es eben sein. Aber weißt du, etwas genießen muß ich noch vorher, so lange wird es ja wohl Zeit haben.“

Das gab der Teufel zu, und der Schmied ging mit ihm in den Garten, wo gerade Birnen an dem Baume in schönster Reife standen. Sie hingen aber hoch oben im Baume und der Schmied bedauerte, daß er mit seinem steifen Schurzfell nicht da hinaufklettern könnte. „Nun, wenn es weiter nichts ist, das wollen wir bald haben,“ sagte der Teufel, stieg flugs hinauf und pflückte ein paar Birnen. Als er wieder hinab wollte, konnte er nicht. Da lachte der Schmied, holte seine Gesellen, und die droschen nun mit Stangen auf den Gefangenen unbarmherzig los, daß er bald genug bekam und flehentlich bat, ihn doch nur loszulassen, er wolle gewiß nicht wiederkommen. Da ließ ihn der Schmied los, und auch dieser Teufel flog heulend davon.

Da aller guten Dinge drei sind, so sandte der Teufel nun einen seiner verschmitztesten Gesellen, um den Schmied als sein Eigentum zu holen. Der Schmied sah einen Burschen dahergewandert kommen, und da er sogleich merkte, wes Geistes Kind derselbe war, so verschloß er die Tür, zog den Schlüssel ab und hängte den Sack vor das Schlüsselloch.

Der Bursche klopfte.

„Hier gibt es keinen Einlaß,“ rief der Schmied drinnen; „wer ein Recht hat, hier einzudringen, der möge durch das Schlüsselloch kommen.“

Das ließ sich der Teufel nicht zweimal sagen, denn das war für ihn ja nur eine Kleinigkeit. Er schlüpfte hindurch und fiel natürlich in den Sack. Der Schmied sprang hinzu, schnürte den Sack oben fest zu und

trug ihn, mit dem Teufel darin, nach dem Amboß. Hier warteten nach seinem Geheiß schon die Schmiedegesellen, ergriffen ihre Hämmer und schmiedeten nun auf den armen Teufel los, daß dessen jämmerliches Gebrüll weithin zu hören war.

„Hast du nun genug?" fragte der Schmied endlich, als ihm und den Gesellen die Arme schon lahm geworden war.

„Ja, ja, laßt mich nur los," stöhnte der zerschlagene Teufel, „ich komme auch gewiß und wahrhaftig nicht wieder."

Da ließ ihn der Meister los, und von dieser Zeit an gab der Teufel seine Anrechte an den Mann auf, denn er mochte seinen Gesellen in der Hölle versprechen, was er wollte, kein Teufel wollte mehr mit diesem Schmied etwas zu tun haben.

Nun wurde der Schmied ein sehr alter Mann, und es kam die Zeit, wo er sterben sollte. Da ließ er sich sein Schurzfell umbinden, denn ohne dieses, das Zeichen seines ehrenwerten Standes, wollte er nicht im Jenseits erscheinen. Als er nun hier ankam, ging er irre, wendete sich links anstatt rechts und kam vor das Höllentor. Er klopfte an, und der Pförtner öffnete ein kleines Fenster, um zu sehen, war da Einlaß begehre, denn aus freien Stücken kam hier sonst niemand her; was in die Hölle kam, das wurde von dem Teufel und seinen Gesellen gebracht. Als der Pförtner aber den verrufenen Schmied von Bielefeld sah, schrie er ihm zu: „Hier kommst du nicht herein, mach', daß du fortkommst, dich kennen wir," und schlug teufelmäßig fluchend das Fenster zu.

„Na ja, daß ihr mich kennt, glaube ich schon," brummte der Schmied, der nun wohl einsah, daß er irre gegangen sei. Er kehrte also wieder um bis dahin, wo die Wege sich teilten und schritt nun rechts hin fürbaß. So gelangte er denn vor das richtige Himmelstor.

Er klopfte, und der heilige Petrus, der hier die Stelle des Pförtners inne hat, öffnete. Als er aber den Schmied von Bielefeld sah, streckte er ihm die Hand abwehrend entgegen.

„Hier ist kein Eingang für dich," sagte der heilige Mann, „in den Himmel kommst du nicht."

„Wie, bist du nicht der Mann, dem ich seinerzeit den Esel beschlagen habe und der mir dafür drei Wünsche frei gab?"

„Der bin ich," antwortete Petrus, „und sind die drei Wünsche nicht pünktlich erfüllt worden?"

„Das sind sie," nickte der Schmied.

„Nun siehst du: hättest du dir gewünscht, nach deinem Tode in den Himmel zu kommen, dann würde ich dich jetzt ohne weiteres einlassen müssen. Dafür hast du dir drei Kleinigkeiten gewünscht, und so ist nun für dich hier kein Eingang."

„Kleinigkeiten nennst du das?" rief aber der Schmied. „Gerade dreimal hat es der Teufel versucht, mich zu holen, und da haben die drei Wünsche gerade ausgereicht, ihm die Lust dazu zu vertreiben. Drüben haben sie mich nun natürlich abgewiesen, was ich ihnen gar nicht verdenke, und jetzt willst du mich auch nicht in den Himmel lassen? Ja, wo soll ich denn bleiben?"

„Das ist deine Sache," entschied Petrus, „warum hattest du dich dem Teufel verschrieben. Ich habe dich aus Mitleiden von ihm befreit, weiter geht es mich nichts an."

Sprach's, trat zurück und machte die Tür hinter sich zu.

Da stand nun der arme Schmied und wußte nicht, was er beginnen sollte. Es ging ihm, wie einmal den Landsknechten, die im Kampfe erschlagen worden waren und ins Jenseits zogen. Sie hatten sich hier auch verlaufen, waren links gegangen und vor das Höllentor geraten. Aber die Teufel wollten sie nicht einlassen, weil sie sich vor ihnen fürchteten. Da waren sie zurückmarschiert und dann rechts gegangen, gerade wie der Schmied, und waren so vor das Himmelstor gekommen. Aber auch Petrus verweigerte ihnen den Eintritt in den Himmel, der nicht für so rohe Gesellen da sei. Da sie nun aber doch nicht wußten, wo sie bleiben sollten, so wies er ihnen aus Mitleiden ein besonderes Dorf als Wohnung an, wo sie nun bleiben und hausen konnten, wie es ihnen gefiel.

Dem Schmied war es nicht einmal so gut gegangen, denn von ihm wollte Petrus gar nichts wissen, und er stand nun ganz verlassen da. Na, dachte er, wirst warten und wenigstens einmal zusehen, wie es hier zugeht.

Da kam ein Reiter angetrabt und wollte stracks in den Himmel hinein. „Ja, was denkst du dir denn!" sagte Petrus unwillig; „meinst du denn, daß man mit Stiefel und Sporen nur so in den Himmel hineinreitet? Mach', daß du fort kommst!" Und der Reiter trabte weiter.

Danach kam eine fromme Jungfrau. Vor dieser machte Petrus einen tiefen Diener und sperrte das Himmelstor weit auf. Mit einer sanften Neigung des Hauptes schritt die Jungfrau an ihm vorüber, und Petrus blickte ihr freundlich nach, so daß der Schmied nun auch einen Blick in den Himmel werfen konnte und da die Seligen umherspazieren, die Engel umherfliegen sah, alles so glänzend, wie man es gar nicht ausdenken kann. Da besann er sich nicht lange, band rasch sein Schurzfell ab und warf es hinter der Jungfrau drein.

„Was fällt dir ein?" rief da Petrus entrüstet; „was wirfst du dein schmutziges Schurzfell in den Himmel?"

Demütig antwortete der Schmied: „Herr Apostel, wenn's Euch zu schmutzig ist, so erlaubt, daß ich es wieder heraushole."

Petrus trat ein wenig auf die Seite, und der Schmied ging in den Himmel hinein. Anstatt aber das Schurzfell herauszubringen, breitete er es hinter der Tür aus, setzte sich darauf und sprach vergnügt: „Hier sitze ich auf meinem Eigentum, davon bringt mich keiner herab."

Petrus mußte über den drolligen Kauz lachen, und so kam der Schmied von Bielefeld doch in den Himmel.

Wer von Zweien die größte Furcht hat.

Ein Riese ging einmal spazieren, denn er hatte gut gegessen und noch besser getrunken und wollte sich nun ein wenig die Beine vertreten; nach dem Essen Mittagsruhe zu halten war damals noch nicht Mode, und es gibt ja heute noch Leute, welche meinen: nach dem Essen hundert Schritte laufen sei besser als schlafen.

Als nun der Riese langsam so dahinging, die Hände auf dem Rücken, sah er in der Ferne ein winziges Ding daherkommen. Er legte, da ihn die Sonne blendete, eine Hand über die Augen, da sah er, daß es ein Mensch war. Es mochte zwar wohl einer von der kleinsten Sorte sein, wie ihm schien, aber es war ihm doch lieb, denn er brauchte gerade einen Diener.

Wie der Mensch in seine Nähe kam, ein kleines, dürres Kerlchen, das sich zur Verwunderung des Riesen gar nicht vor ihm fürchtete, wie er das an andern doch immer erlebt hatte, fragte er ihn: „Woher des Weges, Männchen?"

Der Kleine, der ein Ränzel auf dem Rücken und einen Wanderstock in der Hand trug, sah den Riesen groß an, nahm den Wanderstab hinter sich, stützte sich darauf und sagte kurz: „Von zu Hause, mein Lieber."

„Und wohin geht dein Weg?" fragte der Riese weiter.

Der andere schien sich zu besinnen, ob er dem Frager überhaupt antworten sollte, sagte dann aber doch: „Dahin und dorthin, wo ich Arbeit finden werde."

„So, also Arbeit suchst du," meinte der Riese nachdenklich; „die könntest du vielleicht gleich bei mir finden."

„Bei dir?" lachte das Männchen und maß den Riesen vom Kopf bis zu den Füßen mit den Augen, als wollte er seinen Anzug studieren.

„Nun ja, warum denn nicht bei mir?" fragte der Riese; „es fragt sich nur, ob du meine Arbeiten wirst verrichten können. Welch Gewerbe betreibst du denn für gewöhnlich?"

„Ich bin ein Bekleidungskünstler," antwortete der Kleine wichtig.

„Also ein Schneider," lachte der Riese und fuhr dann fort: „Nun, meine Kleider in Ordnung zu halten, gibt schon eine ganze Menge Arbeit; aber ich habe auch sonst noch mancherlei zu tun, und ich befürchte, daß deine Kraft dazu nicht ausreichen wird."

„Meine Kraft?" rief der Schneider verächtlich und warf sich in die Brust. „Du wirst schwerlich eine Arbeit haben, die ich nicht verrichten könnte. Darum handelt es sich bei mir gar nicht, sondern in erster Linie darum, was für einen Lohn ich erhalte. Wo der mir ansteht, da trete ich in Arbeit."

Der Riese blickte den Schneider zweifelhaft an, und ein spöttisches Lächeln spielte um seinen großen Mund, als er sagte: „Nun, das wäre ja leicht abzutun. Ich zahle dir dreihundert und fünfundsechzig Tage jährlich, und wenn es ein Schaltjahr ist, noch einen Tag mehr."

Da der Schneider nicht gleich antwortete, so fuhr der Riese fort: „Wie es scheint, steht dir das nicht an."

„Du wirst doch erlauben," entgegnete der Schneider trotzig, „daß man sich die Sache erst überlegt. Ich möchte ja wohl darauf eingehen, möchte mich aber doch nicht gleich fest binden. Ein Versuch könnte immerhin nicht schaden, wenn dir das recht wäre."

„Nun ja, es wäre mir schon recht," stimmte der Riese zu; „also willst du bei mir in Arbeit treten?"

„Meinetwegen!" schlug der Schneider ein, dachte aber bei sich: „Mit dem ungeschlachten Kerl wird nicht gut Kirschenessen sein, der zerdrückt mich ja, wenn er mal unwirsch wird, mit einer Hand, und sollte er ja einmal in Wut geraten, so bin ich nicht sicher, daß er mich mit Haut und Haar verschlingt. Menschenfresser sind diese Riesen ja alle. Muß ich diesem verteufelten Kerl auch gerade begegnen."

Es war also nichts anderes als Furcht vor dem Riesen, die den Schneider bewogen hatte, die Arbeit bei demselben anzunehmen. Nur aus Furcht hatte er ein so keckes Wesen zur Schau getragen, und da er wohl bemerkt hatte, daß gerade dies einen sichtlichen Eindruck auf den Riesen machte, so beschloß er, dasselbe beizubehalten und bei jeder Gelegenheit noch zu steigern.

Als sie in der Höhle, die der Riese bewohnte, angekommen waren, gab dieser ihm einen Krug und befahl ihm, daß er aus der Quelle, die er ihm näher bezeichnete, Wasser holen solle.

Der Schneider beschaute den Krug, guckte hinein, sah dann den Riesen an und sagte wegwerfend: „Diesen winzigen Krug voll Wasser soll ich dir holen? Ja, wie oft muß ich denn da den Tag über nach der Quelle laufen! Kann ich denn da nicht lieber gleich die ganze Quelle bringen? Das wäre dann doch weit bequemer."

„Bist du verrückt, Mensch?" fuhr der Riese ganz erschrocken auf. „Willst wohl hier eine Überschwemmung anrichten, daß ich drin ersaufen soll."

„Ganz wie du willst," antwortete der Schneider gleichmütig, „denn du bist der Herr und hast zu befehlen," zuckte die Achseln und ging nach der Quelle.

Betroffen blickte ihm der Riese nach und kratzte sich dann hinter den Ohren.

„Donner," brummte er hinterher, „was ist das für ein Kerl, dem es ganz gleich ist, ob er einen Krug Wasser holt oder gleich einen ganzen Brunnen fortschleppt. Vor dem hat man sich wahrlich in acht zu nehmen."

Als der Schneider den Krug gebracht hatte, sagte der Riese: „Nun wollen wir uns eine vernünftige Mahlzeit bereiten, aber ich sehe, daß der Holzvorrat zu Ende ist. Nimm die Axt, gehe in den Wald und haue ein Scheit Holz."

„Was das nun wieder sein soll," versetzte der Schneider geringschätzig, „ein Scheit Holz! Warum nicht lieber einen ganzen Baum oder ein paar? Ein Hieb so oder so, das bleibt sich doch gleich."

„Tu nur, was ich dir gesagt habe," sprach der Riese kleinlaut, denn er war vor dieser unglaublichen Kraft des kleinen Menschen furchtbar erschrocken. Und als der Schneider mit einem kurzen „Gut!" dahinging, fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare und jammerte förmlich: „Was habe ich mir da aufgeladen. Der Kerl ist imstande und bringt mich um, wenn ich ihm nur ein böses Wort sage oder schief ansehe."

Als er nun dem Schneider als dritte Arbeit zumutete, daß er gehen und ein Wildschwein schießen sollte, bramarbasierte der kleine Kerl in einer so greulichen Weise, obwohl er nicht einmal mit dem Schießzeug umzugehen wußte, daß der Riese aus Angst seinen Befehl schleunigst zurücknahm und erklärte, daß sie sich für heute auch mit dem noch vorhandenen Fleisch begnügen wollten.

In der Nacht aber ließ ihn die Angst nicht schlafen, und er grübelte über Plänen, wie er sich eines so fürchterlichen Dieners entledigen könnte. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, das von Erfolg sein könnte.

Am frühen Morgen führte er den Diener an einen Sumpf, der von dichtem Weidengebüsch umstanden war. Mit der Hand prüfte er eine der schwanken Ruten nach der andern, bis er endlich eine fand, die ihm zu passen schien, und sagte zu dem Schneider: „Setze dich doch einmal auf diese Gerte, ich möchte doch sehen, ob du sie herunter zu bringen vermagst."

Gleich setzte sich der Schneider auf die Rute und hielt den Atem an, um sich recht schwer zu machen, und die Gerte bog sich tief nach unten. Als er dann aber wieder Atem holen mußte und leicht wurde, schnellte die Gerte mit ihrer starken Federkraft wieder in ihre alte Lage zurück, und davon wurde der federleichte Schneider, der vergessen hatte, sein Bügeleisen in die Tasche zu stecken, hoch in die Luft geschleudert, so daß er gar nicht mehr zu sehen war und wer weiß wo heruntergekommen sein mag.

Stock, schlag' zu!

Eine kränkliche Frau, die selber nicht recht fortkonnte, schickte ihren Sohn nach Mehl auf den Stabur, das ist ein auf Pfosten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Vorratskammer dient. Der Bursche wollte eben die Treppe hinuntersteigen, als der Wind gestoben kam, ihm das Mehl wegnahm und damit durch die Luft fuhr. Der Bursche ging nochmals hin, der Wind entführte ihm abermals das Mehl, und so geschah es auch noch ein drittes mal.

Das verdroß den Burschen, und er meinte, es wäre unrecht von dem Winde, ihm so mitzuspielen; er wollte ihn daher aufsuchen und sein Mehl zurückfordern. Als er dem Winde seine Armut geklagt und die Rückgabe des Mehles aus diesem Grunde zuversichtlich erwartet hatte, erhielt er zur Antwort: „Ich habe kein Mehl, aber wenn es dir so dürftig geht, will ich dir ein Tuch geben, das schafft dir alles, was du nur zu essen wünschest, wenn

du bloß sagst: Tuch, decke dich mit den und den köstlichen Sachen!"

Damit war der Bursche zufrieden. Da er aber die Heimat an demselben Tage nicht mehr erreichen konnte, so kehrte er bei einem Gastwirt auf der Landstraße ein. Als er in der Herberge abends sein Tuch auf einem Tisch in der Ecke ausgebreitet und obige Worte gesprochen hatte, tat das Tuch seine Schuldigkeit. Da meinten alle, das Tuch sei sehr wertvoll, besonders die Wirtin, und als alle Gäste schlafen gegangen waren, tauschte sie dieses Tuch gegen ein ähnlich aussehendes ein.

Am andern Tage berichtete der Bursche seiner Mutter, was für eine herrliche Entschädigung für das Mehl er mitbringe. Die Mutter jedoch war eine erfahrene Frau, sie wollte erst sehen und dann glauben. Der Sohn nahm sein kostbares Tuch, deckte es über einen Tisch und sagte seinen Spruch. Es kamen aber keine köstlichen Speisen, nicht einmal trocken Brot. Es hatte in der Herberge seine Schuldigkeit getan. Was bedeutete das? „Da ist kein anderer Rat," sagte er, „als daß ich wieder zum Wind gehe."

Er machte sich auf, kam zum Wind und sagte: „Höre du, das Tuch, welches du mir gegeben hast als Entschädigung für das Mehl, das taugt nichts."

Er mußte dem Winde erzählen, wie es damit zugegangen, und dann sprach der Wind: „Mehl kann ich dir nicht geben, das ist in die Luft geflogen, und da hast du einen Bock, der macht lauter Golddukaten, wenn du nur zu ihm sagst: Bock, mach' Gold!"

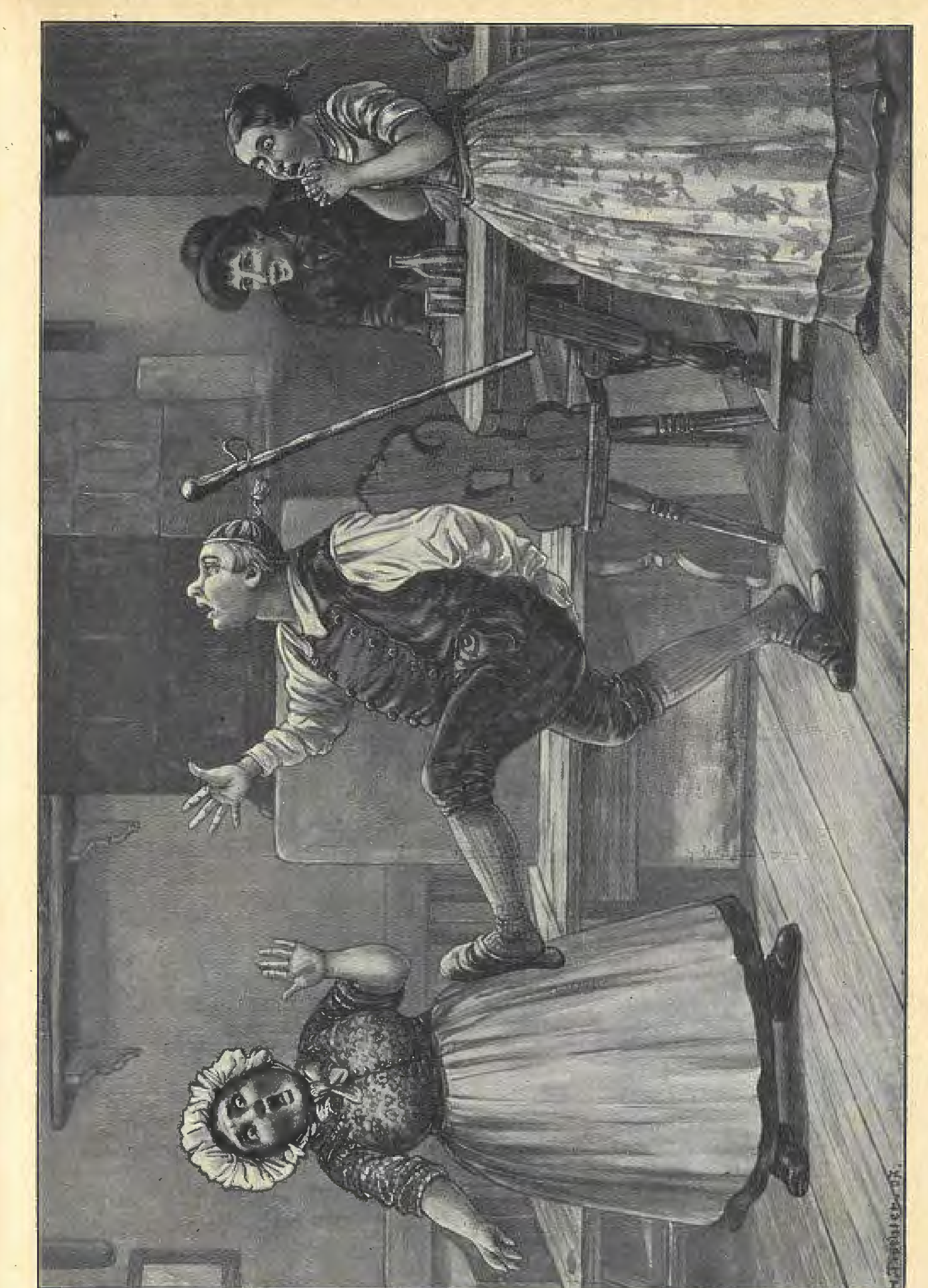
Damit war der Bursche wieder zufrieden, und auf dem Heimwege kehrte er in derselben Herberge ein. Am Abend meinte er, seinen Bock probieren zu müssen, ob es auch wahr sei, was ihm der Wind gesagt hatte, ging mit ihm in eine Ecke und sagte seinen Spruch. Und siehe da, es war wirklich wahr, er hatte eine ganze Handvoll Goldstücke. Das erschien dem Gastwirt ein köstliches, unbezahlbares Tier, und als der Bursche eingeschlafen war, ging er hin, holte einen gewöhnlichen Bock von derselben Größe und Farbe und vertauschte die beiden Tiere.

Am andern Tage berichtete der Bursche seiner Mutter wieder von dem Erfolge seiner Reise. „Nur was die Augen sehen, glaubt das Herz," sagte aber die Mutter und schüttelte den Kopf. „Bock, mach' Gold!" rief da der Bursche, aber er rief vergebens, es kam nichts.

Da ging er wieder hin, dem Wind seine Not zu klagen und erhielt die Antwort: „Nun habe ich dir nichts anderes mehr zu geben, als den alten Stock, der dort in der Ecke steht. Der hat aber eine besondere Eigenschaft. Wenn du zu ihm sagst: Stock, schlag' zu! so prügelt er so lange drauf los, bis du wieder sagst: Stock, steh' still! Wenn du wieder in demselben Wirtshause einkehrst und da den richtigen Gebrauch von dem Stock zu machen verstehst, so wirst du auch wieder zu dem Tuch und dem Bock kommen."

Der Bursche war sonst eben nicht der klügste, aber das begriff er doch, daß man ihm da in dem Wirtshause einen Streich gespielt und das Tuch und den Bock vertauscht habe. Er kehrte also in demselben Wirtshause ein, und wenn er klüger gewesen wäre, so hätte es ihm wohl auffallen müssen, mit welcher Zuvorkommenheit er aufgenommen und nach seinen Wünschen gefragt wurde, als wäre er ein großer Herr, so er doch nur ein armer Bursche war. Er achtete aber gar nicht darauf, sondern wie die ersten beiden mal ließ er sich ein bescheidenes Nachtmahl geben und legte sich dann auf die Ofenbank, um zu schlafen.

Der Wirt, den das Tuch während der Zeit schon oft die köstlichsten Speisen und der Bock eine Menge Dukaten geliefert, hatte den Burschen von seinem Eintritt



Stock, schlag' zu!

an nicht aus den Augen gelassen. Hatte er denn diesmal gar nichts mit, was er hätte probieren müssen? Er hatte nur schlicht gegessen und sich dann schlafen gelegt. Der Wirt hatte nichts weiter gesehen, als daß er einen alten Stock in die Ecke gestellt hatte.

Da schoß ihm der Gedanke auf: Halt! sollte es etwa mit diesem Stock eine besondere Bewandtnis haben. Aber welche? Nun, das wird ja heraus zu kriegen sein, meinte er, ging hin und holte einen andern Stock, der dem in der Ecke ähnlich sah. Ehe er den Tausch vornahm, trat er noch einmal an die Bank heran und lauschte, der Bursche schlief fest, er fing sogar an zu schnarchen.

So dachte der Wirt, aber der Bursche schlief nicht, sondern hatte den habgierigen Wirt beobachtet, hatte gesehen, wie er den Stock ins Auge faßte, und sah nun auch, wie er jetzt einen andern brachte, der jenem so ähnlich sah, wie das falsche Tuch seinem Tuch, der falsche Bock seinem Bock ähnlich gesehen hatten.

Als der Wirt nun aber nach dem Stock in der Ecke langte, rief der Bursche laut: „Stock, schlag' zu!" Da fuhr der Stock in die Luft und auf den Rücken des Wirtes und schlug darauf los, daß der Mann in der Stube umher, sogar auf Stühle und Tische sprang. Aber unentwegt prügelte der Stock weiter, so daß der Wirt laut um Hilfe schrie. Da kam nun zwar die Wirtin und auch die Magd hereingestürzt, aber sie vermochten nichts zu tun, als nur in das Wehgeheul des Mannes einzustimmen, ohne ihm helfen zu können.

Atemlos rief endlich der Wirt den Burschen an: „Ach Herrgott! laß doch bloß den Stock aufhören, er schlägt mich ja noch tot."

„Nicht eher," rief der Bursche dagegen, „als bis Ihr mir mein Tuch und meinen Bock wieder herausgebt."

„Ja, ja doch," du sollst alles wiederhaben, nur laß den Stock aufhören."

„Nein, erst mein Tuch und meinen Bock," beharrte der Bursche.

„Frau, so lauf' doch und hole, was der Bursche verlangt, oder du siehst mich nicht lebendig wieder," rief der Wirt seiner Frau zu.

Da lief die Frau eilends hinaus, während der Bursche den Stock immer prügeln ließ. Bald aber brachte sie das Tuch und auch den Bock, der Bursche war jedoch schlau genug, nun erst die Probe mit beiden zu machen, damit er nicht aufs neue betrogen würde. Und erst, als er sich von der Richtigkeit überzeugt, das Tuch, über einen Tisch gebreitet, ihm ein Butterbrot und der Bock einige Dukaten geliefert hatte, rief er: „Stock, steh' still!"

Da fuhr der Stock wie ein Blitz in die Ecke zurück, wo er zuvor gestanden hatte, der braun und blau geprügelte Wirt brach ohnmächtig zusammen und mußte ins Bett getragen werden. Während dieses geschah und sie alle die Stube verlassen hatten, steckte der Bursche das Tuch in die Tasche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner, nahm den Stock in die Hand und verließ das Wirtshaus; denn er wollte lieber die Nacht hindurch wandern, da obenein Mondschein war, als noch länger in einem Hause bleiben, wo er nicht sicher war, aufs neue bestohlen zu werden.

So hatte der Bursche überreichen Ersatz für das verstäubte Mehl gefunden.

Eine seltsame Stiftung.

Eine der sonderbarsten Stiftungen war diejenige, welche Anselmus Graf von Kalw zu einem immerwährenden Andenken und als Sühneopfer für seine Sünden im dreizehnten Jahrhundert errichtete.

An dem Wurmlinger Berge zwischen Rotenburg und Tübingen stand ein altes

Kloster. Der Abt desselben mußte vermöge des Stiftungsbriefes allemal des Montags nach dem Feste Allerseelen, von einigen Klosterbrüdern begleitet, den benachbarten Wurmlinger Berg besteigen. An dem Tore des Klosterkirchhofes, der auf dem Berge lag, fand er dann allemal einen Wagen kleingespaltenes Holz, einen Sack guter Kohlen, ein Fuder Heu und auf diesem eine gebratene Gans vor, welches alles von den Untertanen des Grafen, auf deren Güter die Stiftung angewiesen war, herbeigeschafft worden war. Die Gans bekam der Bauer, welcher das Heu gefahren hatte, von den Klosterleuten bei der Übergabe dieser Naturalien zum Geschenk. Überdies wurden eine dreijährige fette Kuh, drei gemästete Schweine, nämlich ein junges Spanferkel, ein einjähriges und ein zweijähriges Schwein herbeigeschafft. Ferner dreierlei Bier, jähriges, zweijähriges und dreijähriges. Weil aber dergleichen Bier seltener war als Wein, so wurde die Stiftung mit allerseits Interessenten Zufriedenheit dahin abgeändert, daß man statt des Bieres dreierlei Wein, nämlich roten, alten blanken und jungen blanken Wein nahm. Ebenfalls mußte dreierlei Brot vorhanden sein, nämlich Semmel-, Weizen- und Kornbrot.

Hierauf mußten alle Personen, die interessiert waren, sogar der Koch und der Fleischer, einen Eid schwören, daß sie nicht das geringste von allen diesen Dingen zu einem andern Gebrauche verwenden wollten, als den der Stiftungsbrief vorschrieb. Einige Tage nachher ging die Schmauserei selbst an, wobei alle Gäste bei Strafe eines Scheffels Dinkel in Trauerkleidern auf dem Berge erscheinen mußten. Jeder Geistliche durfte seinen Küster mitbringen, auch konnte ein Klosterherr, der von Rechts wegen Teilnehmer an dem Gastmahl war, jeden wohlgelittenen Mann, der ihm unterwegs begegnete, zu Gaste laden. Jedem, der zu Pferde kam, wurde ein neues, hölzernes Gefäß, in welchem ein Viertel Hafer für das Pferd befindlich war, und ein neuer Strick, den Gaul anzubinden, gereicht, und jeder durfte dieses Präsent als Andenken an den Schmaus und den Verstorbenen mit nach Hause nehmen.

Sobald nun alles beisammen war, mußten sämtliche Geistliche ihre Füße entblößen, die Kapuzen überziehen und sich zu dem Grabe des Stifters verfügen. Hier wurde alsdann der Seelengottesdienst gehalten. Doch ermahnte der Stiftungsbrief ausdrücklich, daß bei diesen religiösen Handlungen sich ja keiner von Traurigkeit sollte übernehmen lassen; vielmehr sollte der Abt oder sonst jemand dann und wann in die Küche schauen und zusehen, ob dort alles gut von statten gehe.

Die Vorlesung des Testamentes machte den Beschluß der kirchlichen Solennitäten, und nun lud der Abt sämtliche Anwesende nochmals feierlich zum Schmause ein. Unterdessen, heißt es in der Urkunde, daß sich die Geistlichen begrüßten, sollte der Abt das Fell der geschlachteten Kuh auf dem Kirchhofe ausbreiten, um welches sich dann die Aussätzigen (deren es damals in Deutschland viele gab), die von dem Feste profitieren wollten, lagerten. Sodann ging er wieder zu den vornehmen Gästen, höhlte eine Semmel aus und präsentierte sie jedem Anwesenden zu einer Kollekte für die Armen, welche draußen auf der Kuhhaut speisten. Nunmehr wurden die dreierlei Arten von Brot und Wein nebst dem Schweinsbraten aufgetragen. Was von diesem Gericht übrig blieb, wurde unter die auswärtigen Gäste verteilt. Hierauf erschienen gesottene Fische in einer Gewürzbrühe mit zweierlei Brot, nämlich Semmel- und Weizenbrot, aber dreierlei Wein.

Nach diesem Gange wurde abermals frisches Brot und Wein und für je zwei und zwei Gäste eine gebratene Gans aufgetragen. Dieses Gericht war das sonder-

barste, denn in jeder Gans steckte ein gebratenes junges Huhn und in diesem wieder eine Bratwurst.

Von diesem starken Gericht erhielten besonders die Kirchner, Meßdiener u. dergl., nach Belieben ihrer Vorgesetzten; die Überbleibsel aber kamen an die Armen. Zuletzt erschien der Nachtisch, Käse, Kuchen, Trauben, Nüsse, Äpfel und Birnen. Außer dem Anteil, den die Armen hiervon bekamen, erhielten sie noch überdies eine Suppe, Fleisch, Pfefferbrühe und jeder einen Becher Wein.

Die Schmauserei mußte ziemlich bis an den Abend dauern, weil im Stiftungsbriefe keines Abendessens für die Gäste gedacht wird, dahingegen derselbe ausdrücklich verordnet, daß das Gesinde des Abends Fleisch mit einer Brühe und jeder noch überdies zehn Schillinge erhalten sollte.

Nach geendigter Mahlzeit wurde ein feierliches Gericht über die Fragen gehalten, ob auch alles nach dem Willen des Stifters veranstaltet gewesen sei, wo jeder das Recht hatte, seine Anmerkungen zu machen. Gemeiniglich aber kamen dergleichen nicht vor, weil die Höflichkeit der Gäste kleine Mängel gern übersah. Wenn niemand aufstand, der etwas zu rügen hatte, sprach der Dechant den Abt und den Konvent durch ein feierliches Urteil von aller Klage los. Die nochmalige Vorlesung der Stiftungsurkunde beschloß das Fest. Sobald, heißt es darinnen, selbige in einem wesentlichen Teil verletzt würde, sollte sie eo ipso kassiert sein, und alle darauf angewiesenen Fonds sollten dem jederzeit lebenden ältesten Grafen von Kalw. anheimfallen. Die hierbei ebenfalls ausdrücklich vorgeschriebene Zeremonie war ebenso sonderbar wie die ganze Anstalt. Der Graf sollte nämlich, wenn er sie einzuziehen gedächte, zu Pferde an den Wurmlinger Berg kommen, sich in den Steigbügeln in die Höhe richten und einen Goldgulden mit aller Macht über den Turm der Klosterkirche hinschleudern.

Diese seltsame Stiftung erhielt sich bis gegen das Jahr 1530, wo die allgemeine Revolution in Kirchensachen ihr ein Ende machte.

Der lustige Notar.

In E. lebte ein Notar, des Namens Poncinus, welcher allgemein als ein lustiger Spaßvogel bekannt war. Derselbe ging eines Sonnabends in den Fasten auf den Markt und sah einen Bauern daherkommen, der eine prächtige Forelle zum Verkauf in der Hand trug und dabei ein herzlich einfältiges Gesicht machte. Mit dergleichen Leuten mochte der Spaßvogel gern etwas zu tun haben. Er rief also den Landmann an und fragte nach dem Preise des Fisches, der freilich etwas hoch angeschlagen ward, über den er sich aber um so weniger beschwerte, als er in dieser Rücksicht insgeheim schon seinen Plan gemacht hatte. Der Handel war denn auch bald geschlossen.

„So folgt mir denn nach!" sagte Poncinus zu dem Verkäufer. „Ich bin Verwalter auf jenem Kloster und will Euch mit zum Pater Kellner nehmen, der Euch das Geld sofort auszahlen wird."

Der Bauer, hocherfreut, sobald einen annehmlichen Käufer gefunden zu haben, dankte dem Poncinus tausendmal und stiefelte getrost hinter ihm her, dem Kloster zu.

Das Glück scheint bisweilen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, die Schwänke der Lustigmacher zu begünstigen. Als unsere Handelsleute durch den Kreuzgang und vor der Kirchtür vorübergingen, sahen sie einen Mönch im Beichtstuhl sitzen, dessen endlose Geduld dem Advokaten bekannt war.

„Potz tausend!" sagte er, sich mit ver-

stelltem Unwillen zu dem Bauern wendend, „muß der Kuckuck immer sein Spiel haben! Nun müßt Ihr ein wenig warten, guter Freund! Der Pater Kellner sitzt, wie ihr seht, dort und hört Beichte. Gebt mir indessen den Fisch, ich will ihm denselben zeigen und ihm sagen, was er kostet. Sobald er den Kirchendienst verrichtet hat, wird er ihn Euch zu allem Dienst bezahlen. Unterdessen will ich den Fisch in die Küche tragen, damit ihn der Koch beizeiten für die ehrwürdigen Väter zubereiten kann."

Der Landmann, der nichts Böses ahnte, gab die Forelle ohne Bedenken hin und sagte zu seinem Begleiter, er solle sich nur keinen Kummer machen, er wolle herzlich gern warten, bis der Herr Pater Zeit habe, mit ihm zu sprechen.

Darauf nahm Poncinus den Fisch unter den Mantel, ging zu dem Mönch an den Beichtstuhl und sagte: „Ehrwürdiger Vater, der Mensch, den Ihr dort seht, ist seit vielen Jahren in des Teufels Stricken und hat in langer, langer Zeit nicht gebetet. Ob seine eigene Bosheit oder Hexerei daran schuld ist, lasse ich dahingestellt sein; genug, ich habe ihn mit hierher gebracht, damit er beichte, wozu er denn auch bereit ist. Nun bitte ich Euch bei Eurer christlichen Geduld und Langmut, hört ihn liebreich an und tut alles mögliche, um diese Seele vom Verderben zu erretten. Noch muß ich erinnern, daß er zuweilen ganz wie von Sinnen kommt, alsdann gern anfängt zu zanken und von Fischen zu schwatzen, die ihm jemand soll genommen haben. Sollte ihn etwa während der Beichte so etwas anwandeln, so laßt Euch dadurch nicht irre machen, sondern sucht es ihm vielmehr bestens aus dem Sinn zu reden. Ihr werdet durch diesen Gott wohlgefälligen Dienst mich zur lebhaftesten Dankbarkeit verpflichten und von den Kindern des Unglücklichen tausend und abertausend Segenswünsche einernten."

Der Mönch, stets bereit, sich zum Rüstzeug des Herrn gebrauchen zu lassen, war sogleich willig, das Werk der christlichen Liebe zu übernehmen, und gab dem Bauern, der ihn nicht aus den Augen ließ, durch Kopfnicken zu verstehen, er werde bald zu seinen Diensten sein. Als nun der Beichtende die Absolution erhalten hatte, rief er den Landmann zu sich, der sich das nicht zweimal sagen ließ und, da er nichts weniger als zu beichten gesonnen war, ohne viele Umstände und Komplimente auf den ehrwürdigen Pater zuschritt.

„Mein Freund," sagte der gute Mönch, „die christliche Religion befiehlt, daß man sich dieser geweihten Stätte und zu dieser heiligen Handlung mit geziemender Ehrerbietung nahe. Nehmt also euern Hut ab und kniet nieder."

Der Bauer, der nicht wußte, wie ihm geschah, ward bis an beide Ohren rot, zog den Hut ab und ließ sich, so gut es seine Steifheit erlauben wollte, mit einem Knie auf die Erde nieder.

„Fallt auf beide Kniee," sagte der Pater, „und macht das Zeichen des heiligen Kreuzes."

Betroffen und ganz verwirrt gehorchte der Landmann auch dieser Forderung.

„Nun, mein Sohn," begann der Mönch, „wie viel Jahre — gebt Gott die Ehre und sagt die Wahrheit — wie viel Jahre sind es denn wohl, seitdem Ihr nicht zur Beichte gegangen seid?"

„Was sind das für Reden?" unterbrach ihn der Bauer verdrossen.

„Das sind Reden," fuhr der Pater fort, „welche Euch aus dem Rachen des Teufels retten sollen. Kehre wieder zur Herde zurück, du verirrtes Schaf."

„Das bin ich auch willens," versetzte der Bauer, der ein Schäfer war und nicht anders meinte, als der Pater heiße ihn wieder nach seinen Herden gehen. „Haltet mich nur nicht länger auf, sondern gebt

mir das Geld für den Fisch, damit ich meinen Kindern Brot kaufen kann."

Der Pater, dem nicht entfallen war, was ihm Poncinus gesagt hatte, glaubte steif und fest, der Bauer fange wieder an zu faseln, und sagte daher im sanftesten, liebreichsten Tone von der Welt: „Es ist jetzt nicht Zeit, an Fische und Kinder zu denken, sondern an die Gnade, die euch durch die heilige Absolution dargeboten wird. Wohlan, lieber Beichtsohn, wohlan, bekennt von Herzen eure Sünden!"

„Zum Henker," rief aber der Bauer, dem der Geduldsfaden zu reißen begann, „ich bin nicht hierher gekommen, Sünden zu bekennen! Aber hole mich dieser und jener! Wenn ich kein Sünder bin, so könntet Ihr mich in Gefahr bringen, einer zu werden. Ist das eine Art, einem armen Teufel so seine Fische zu bezahlen? Herr Pater Kellner, bezahlt mir meine Forelle oder das Ding geht nicht gut."

Als der Mönch den Pater Kellner nennen hörte, für dessen Charakter und Gelehrsamkeit er die größte Hochachtung hatte, fing ihm an zu ahnen, daß man ihn zum besten habe. Er fragte also den Bauer, der sich besorgt und verwirrt bereits wieder auf die Beine gemacht hatte, wer derjenige sei, der ihn hergeführt und was er mit demselben verabredet habe. Da er nun wohl einsah, daß der arme Teufel von einem Spaßvogel hinters Licht geführt war, so erwachte sein Mitleid: er bezahlte dem Bauern, der ein gar erbärmliches Gesicht machte, seine Forelle.

Inzwischen hatte Poncinus den Fisch nach Hause getragen und trat eben wieder in die Kirche, als der Pater dem Landmann das Geld gab. Sobald dieser nun zufrieden davongegangen war, ging der Spaßvogel zu dem Mönch, zahlte ihm seine Auslage zurück und wußte den Schwank so lustig darzustellen, daß auch der gute Pater sehr vergnügt von dannen ging.

Taschendiebe vor Gericht.

In London brachte man einst einige Beutelschneider vor Gericht, bei welchem der Kanzler Morus den Vorsitz führte.

Ein alter Rat, bekannt durch seine Strenge, begann die Kläger, welche sich beschwerten, daß diese Spitzbuben ihnen die Beutel gestohlen hätten, eifrig zu schelten. „Es ist euer eigener Fehler," hielt er ihnen vor, „ihr hättet besser darauf acht gegeben haben sollen. Für diese Nachlässigkeit seid ihr nun bestraft worden, daß man euch euern Geldbeutel entwendet hat, und es ist sehr unrecht, daß ihr das Gericht mit euren Klagen belästigt."

Morus hielt diese Strafrede des alten Richters für nicht am Platze, aber er hielt an sich und sagte nichts, sondern verschob den Austrag der Sache auf den andern Tag. In der Nacht aber ließ er einen der Spitzbuben vor sich bringen, versprach ihm Begnadigung, wenn er in öffentlicher Versammlung dem alten Rat den Beutel stehlen könnte, und half ihm einen Vorwand erfinden, wie er sich demselben nähern könnte. Der Spitzbube hielt ihn beim Wort.

Den folgenden Tag brachte man die Beutelschneider wieder vor Gericht. Der Kanzler rief den zuerst, mit welchem er den Streich verabredet hatte, und befahl ihm, auf die Punkte der Klage zu antworten.

„Das wird mir nicht schwer werden," sagte der Spitzbube, „aber ich muß vorher Ihnen selbst, Mylord, oder einem dieser Herren eine Heimlichkeit offenbaren und bitte deswegen um Erlaubnis."

Diese wurde ihm gewährt, und er näherte sich nun dem alten Rat, redete ihm heimlich ins Ohr und stahl ihm dabei glücklich den Beutel weg. Morus, der durch einen Wink der Augen davon benachrichtigt worden war, bediente sich der Gelegenheit, für einen armen Gefangenen, der sonst verhungern müßte, um ein Al-

mosen zu bitten, und empfahl ihn dem Mitleiden der Versammlung. Er ging den andern mit gutem Beispiel voran und gab seinen Beitrag, und die andern taten desgleichen.

Als die Reihe an den alten Rat kam, griff auch dieser willig in die Tasche nach seiner Börse. Er erschrak aber nicht wenig, als er die Taschen leer fand, durchsuchte immer lauter scheltend alle Taschen seines Anzuges, aber die Börse fand sich nirgend.

„Mein lieber Freund," lächelte Morus, „Sie werden zu Hause vergessen haben, die Börse einzustecken."

„Durchaus nicht," antwortete der Rat, „denn ich habe sie unterwegs noch gebraucht."

„O, dann haben Sie dieselbe sicherlich nicht in die Tasche, sondern vorbei gesteckt, was bei Unaufmerksamkeit ja wohl vorkommen kann."

„Auch das ist nicht der Fall, denn ich weiß bestimmt, daß ich die Börse selbst noch hier im Gerichtssaal gehabt habe."

„Nun, lieber Herr," sagte da der Kanzler ernst, „da sehen Sie, daß nicht immer unsere Nachlässigkeit schuld daran ist, wenn uns dergleichen Zufälle begegnen. Sie hatten gestern also sehr unrecht, die Kläger wegen Nachlässigkeit zu schelten, daß man sie bestohlen habe."

Morus ließ ihm nun seine Börse wiedergeben, und wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen.

Zerstreute Gelehrte.

Man belustigt sich sehr oft mit Erzählungen von Zerstreuungen berühmter Gelehrter. Davon hier nur einige Beispiele.

Wer belacht nicht, daß Isaak Newton, der berühmte Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie, die Finger einer neben ihm sitzenden Dame anstatt des Tabakstopfers gebraucht haben soll? Das ist durchaus nicht unglaublich, denn wer weiß, in welchen tiefsinnigen Berechnungen sich da gerade sein Geist erging. Es würde nicht schwer fallen, derartige Beispiele von Gelehrten aus allen Zweigen der Wissenschaft anzuführen.

Des großen Gottesgelahrten Buddeus Frau bat ihn, als sie sich zur Mahlzeit niedersetzen wollten, er sollte verhüten, daß die Katze auf den Tisch spränge, bis sie aus der Küche wiederkäme. Als sie wieder eintrat, fand sie ihren Mann starr auf den Tisch sehend und die Katze bei dem Braten beschäftigt.

Von Joh. Jakob Mascov, dem berühmten Historiker, war bekannt, daß er denen, die mit ihm sprachen, die Knöpfe vom Rock abzudrehen pflegte. Mich hat er nie knopflos gemacht; aber wie ich mich sehr gut erinnere,, trat er, wenn ich noch als junger Magister mich stehend mit ihm unterredete, dergestalt auf mich zu, daß ich, um von ihm nicht über den Haufen gegangen zu werden, eher an die Tür kam, als sonst geschehen wäre. Ich nahm dies damals als ein Zeichen an, daß ich ihm nicht mehr Zeit rauben sollte; vielleicht aber war es nur Appetit nach meinen Knöpfen.

Sonntags nachmittag versammelten sich bei ihm vornehme Studierende, Fremde, Gelehrte. Da ward nur geredet, nicht gespielt, auch waren keine Damen dabei: da zogen einmal ein paar Strümpfe von gutem Geschmack Mascovs besondere Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Besitzer hob einen Fuß in die Höhe, den Gegenstand bequemer betrachten zu lassen. Als Erkenntlichkeit wollte ihn Mascov einem andern präsentieren, ergriff ihn, statt bei der Hand, bei dem aufgehobenen Fuße und ließ ihn so quer durch das Zimmer hüpfen.

Ein Mann, der bei tiefer und ausgebreiteter Kenntnis der alten und neuen Gelehrsamkeit, gefälligen Witz und angenehme Lebensart besaß — an keines Gelehrten Umgang denke ich mit mehr Vergnügen, er erzählte gern und unterhaltend — der hat mir manches von andern erzählt, und folgendes von sich selbst:

Er fragte in einer Gesellschaft: „Wer ist das Frauenzimmer dort?"

„Aber Herr, kennen Sie denn Ihre Enkelin nicht?"

Zum Überfluß ward das junge Mädchen sogar in seinem Hause erzogen und hatte von ihm Latein gelernt, eine Bekanntschaft, die wenig Enkelinnen mit ihren Großvätern haben.

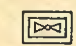
Der Schuhmajor.

Wie Eulenspiegel als Seiltänzer begafft wurde und sich von den Jungen Schuhe geben ließ, mit denen er auf dem Seil Künste zu machen versprach, haben wir schon erzählt. Als er eine Menge beisammen hatte, warf er sie unter die Zuschauer herunter, diese balgten sich darum, weil keiner sein Eigentum wieder erkannte.

Im siebenjährigen Kriege war einmal die französische Besatzung der Schuhe und Stiefel bedürftig, und da sie sich in Feindes Land befanden, als Bundesgenossen der Kaiserin Maria Theresia und der Reichsarmee, und in ihrem Übermute nichts Geringeres vorhatten, als den kleinen Preußenkönig demnächst gefangen nach Paris zu bringen, so dachten sie natürlich gar nicht an Bezahlung, sondern es wurde einfach von Haus zu Haus angesagt, Schuhzeug zu liefern. Ein Offizier ging, begleitet von mehreren Soldaten mit Säcken, in der Stadt umher und sammelte Stiefel und Schuhe, wie sie die Einwohner gutwillig oder gezwungen hergaben. Das gesammelte Schuhwerk wurde in die Säcke gestopft, aber es dachte niemand daran, die zusammengehörigen Paare zusammenzubinden.

Die gefüllten Säcke wurden nach dem Rathause getragen und ausgeschüttet, doch da war nun guter Rat teuer, denn keiner vermochte zu erkennen, welche Paare zusammengehörten, und es mußte ein Schuhmacher herbeigeholt werden, der nach mühevoller Arbeit heraussuchte, was zusammen paßte, und es ergab sich schließlich, daß doch mancher Schuh und mancher Stiefel übrig blieb, zu dem der passende nicht gefunden wurde. Es konnte nicht anders sein, als daß mancher Bürger den herrisch auftretenden Franzosen einen Streich gespielt und gar nicht zusammengehörendes Schuhzeug abgeliefert hatte.

Der Offizier aber, der die Schuhexpedition kommandiert hatte, hieß nun in Göttingen allgemein der „Schuhmajor".



Königlicher Humor.

(Friedrich der Große.)

Selten ist wohl ein Herrscher so populär gewesen wie Friedrich der Große, denn bis heute noch haben sich zahlreiche Züge im Volke lebendig erhalten, die den Beweis liefern, daß „der alte Fritz" mit seinem Volke aufs innigste verschmolzen war, wie er ja auch von sich selbst sagte, daß er nur der erste Diener seines Staates sei.

Großenteils ist diese seltene Popularität als eine Folge seiner Kriege anzusehen, in denen er sich mit seinen Soldaten völlig eins wußte, mit ihnen lebte wie mit ihresgleichen und Freud und Leid mit ihnen teilte. Das vergißt sich nicht, und so sind besonders aus dem Siebenjährigen Kriege zahlreiche Erzählungen der Soldaten von Erlebnissen mit ihrem Könige fortgepflanzt worden von den Vätern auf die Kinder und Kindeskinder.

Wer alles das aus dem Munde des Volkes sammeln wollte, der würde ein dickes Buch zusammenbringen und dennoch den Stoff schwerlich erschöpfen. Wir sind leider genötigt, uns hier nur auf eine kleine Anzahl zu beschränken, haben uns aber bemüht, nur solche zu wählen, die den leutseligen Charakter des großen Königs ins hellste Licht stellen und zur Erklärung seiner ungemeinen Volkstümlichkeit dienen können.

Behalte, was du hast.

Nach einem mühseligen Marsche im Siebenjährigen Kriege sehnte sich der König nach Ruhe und war völlig zufrieden, als ihm die Soldaten der Feldwache ein Strohlager zurechtmachen konnten, auf dem er, in seinen Mantel gewickelt, bald fest entschlief.

Die Wache wurde abgelöst, und einer der neu angekommenen Soldaten legte sich neben den König, den er für einen gewöhnlichen Offizier hielt, und zog ihm eine Handvoll Stroh nach der andern fort, um sich sein eigenes Lager bequemer zu machen.

Davon erwachte der König endlich und sagte ruhig: „Na, laß mir nur auch noch etwas Stroh übrig."

Voll Schrecken erkannte der Soldat nun den König und wollte ihm schnell das Stroh zurückschieben, doch Friedrich sagte freundlich: „Na, laß nur gut sein und behalte, was du hast."

Altenburg allenthalben.

Das Regiment von Lengefeld hatte im Siebenjährigen Kriege seine Winterquartiere in Altenburg. Hier hatten die Soldaten vollauf zu essen und zu trinken und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Als das Regiment im folgenden Jahre zu Smirnitz in Mähren stand, um die Belagerung von Olmütz zu decken, hatten die Bursche fast täglich nichts weiter zu essen als Hirse. Sie klagten darüber beim König, der sie im Vorüberreiten fragte, wie es ihnen ginge? „Ach, Vater," klagten sie, „immer Hirse müssen wir essen, immer Hirse." Der König antwortete: „Ja, Kinder, Altenburg kann nicht allenthalben sein!" und die Bursche waren ruhig.

Das Jagdrecht.

Zur Zeit Friedrichs des Großen hetzten einige Herren vom Hofe in der Nähe von Potsdam einen Hasen, der sich in den Garten eines Pfarrers flüchtete und sich unter den Röcken der Frau Pfarrerin, die mit ihrem Eheherrn gerade beim Vesperbrot saß, verkroch. Ehe die Jäger von den Pferden waren und Einlaß gefunden hatten, hatte der Pfarrer den Hasen hervorgezogen, mit kräftigem Hiebe getötet und in die Küche spediert. Eine erregte Auseinandersetzung erfolgte, denn die Herren Jäger verlangten, auf die Gesetze gestützt, das Wild für sich, erhielten es aber nicht.

Folge: Klage beim Konsistorium, der Gerichtsbehörde des Pfarrers.

Entscheidung des Konsistoriums: der Pfarrer soll fünfzehn Taler Geldstrafe bezahlen.

Rekurs des Pfarrers an den König.

Darauf Marginalnote Friedrichs: „Das Konsistorium seindt Esels, bei der Pfarrerin hat nur der Pfarrer das Jagdrecht."

Der dichtende Leutnant.

König Friedrich hörte bei Tafel einmal von einem Leutnant Lilienborn erzählen, der mit der größten Geläufigkeit Verse aus dem Stegreif machen könne.

Der König wurde neugierig, und als er bald darauf das Regiment, bei welchem der Leutnant stand, besichtigte, ließ er sich den Offizier bezeichnen, ritt die Front hinunter und hielt mit seinem Schimmel vor demselben. Er blickte ihn mit seinen leuchtenden Augen durchdringend an. Der Offizier gefiel ihm, denn er blickte in ein intelligentes Gesicht. Dann fragte er:

„Heißt Er nicht Lilienborn?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Ich habe gehört, daß Er Verse aus dem Stegreif machen kann. Mach' Er mir doch mal einen Vers auf sich selbst!"

Unverzagt antwortete der Leutnant:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Leutnant Lilienborn
Soll hier auf dieser Erden
Nie mehr als Leutnant werden."

Der König nickte lächelnd und sagte: „Hm, gar nicht übel! Aber hör' Er mal, Lilienborn: In meiner Armee habe ich auch noch mitzureden. Ich ernenne ihn deshalb auf der Stelle zum Hauptmann. Nun mache Er mir mal darauf einen Vers!"

Sogleich sprach der Leutnant:

„Das Blatt hat sich gewandt:
Hauptmann werd' ich genannt,
Doch hätt' ich Equipage,
Hätt' ich auch mehr Courage."

Der König lachte und sagte: „Ei, Er ist ja ein Allerweltskerl, das geht ja wie eine Mühle. Na, die Equipage soll Er auch noch haben. Aber nu höre Er auf mit Dichten, sonst kann ich am Ende seine Wünsche nicht mehr befriedigen."

Und lachend ritt der König davon. —

Es sei bemerkt, daß unter „Equipage" hier die Ausrüstung zum Hauptmann zu verstehen ist.

Er kennt den General schlecht.

König Friedrich begegnete einst auf einem Spazierritt einem jungen Offizier der Berliner Garnison, der ihm nicht unbekannt war. Mit einiger Verwunderung bemerkte er, daß der sonst so heitere und immer frohgelaunte junge Mann heute so in tiefe Gedanken verloren und mit trübsinnigem Gesicht daherritt. So in Gedanken verloren war er, daß er den König nicht eher bemerkte, als bis er dicht vor ihm war und nun wie aus einem Traume emporfuhr.

„Was ist Ihm?" fragte der König freundlich; „Er macht ja ein Gesicht und ist so geistesabwesend, als wenn er in sein Unglück hineinritte."

Der freundliche und gütige Ton in der Stimme des Königs machte dem jungen Offizier Mut, dem Monarchen zu antworten: „Dem ist auch so, Ew. Majestät."

„Nun, was gibt's?" fragte der König weiter; „nur heraus mit der Sprache!"

„Ich bin heute abend zum General Ramin bestellt und werde wohl einige Tage auf der weißen Stube zubringen müssen."

Die weiße Stube war nämlich eine Art Gefängnis für Offiziere.

„Ei, ei," sagte der König, aufmerksam werdend, „wie kommt Er denn dazu?"

„Majestät, ich habe, so lange ich diene, noch nie einen Verweis, viel weniger gar Arrest bekommen, und das muß mir nun um eine Lumperei widerfahren."

„So, so," entgegnete der König. „Was nennt Er denn eine Lumperei? Um was handelt es sich?"

„Um nichts als eine Ohrfeige, die ich meiner vorwitzigen Wirtin gab."

Der König schwieg, und der junge Mann nahm sich ein Herz, fortzusetzen: „Ew. Majestät wäre es ein Leichtes, ein gutes Wort bei dem General Ramin einzulegen oder ihm zu befehlen, die Sache niederzuschlagen."

Bedeutungsvoll lächelnd erwiderte aber der König: „Mein Sohn, da kennt Er den General Ramin aber schlecht, der läßt sich da nicht dreinreden. Ich versichere Ihn, der ließe sicherlich auch mich in die weiße Stube sperren, wenn ich bei ihm verklagt würde."

Der gedrückte Bauer.

Als die Kaiserin Maria Theresia nach dem Verlust von Schlesien durch die beiden ersten schlesischen Kriege mit dem jungen Könige Friedrich von Preußen das großartige Bündnis zusammengebracht hatte, welches darauf abzielte, den Preußenkönig von allen Seiten gleichzeitig anzugreifen und ihn zum Markgrafen von Brandenburg herabzudrücken, kam ihr Friedrich bekanntlich zuvor, und der Siebenjährige Krieg begann. Ganz unerwartet rückte der König in Sachsen ein und spielte dann den Feldzug nach Böhmen hinüber.

Sein erstes Nachtquartier nahm er in einem Dorfe nahe der sächsischen Grenze. Das Gepäck war vorausgeschickt worden, und die Bedienten wählten unter den elenden Häusern dasjenige, welches ihnen noch am geeignetsten schien, den König für eine Nacht zu beherbergen. Sie kündigten dem Bauern, der nur über eine Stube und eine Kammer verfügte, an, daß der König von Preußen diese Nacht in seiner Stube schlafen und essen würde. Der Bauer kratzte sich zwar vor Schreck im Kopf und meinte, sie wären schon so gedrückt, daß sie für sich selber kaum etwas zu essen hätten; aber er beruhigte sich, als ihm gesagt wurde, daß man nichts von ihm verlange, der König sorge für sich selbst. Da stellte sich denn der Bauer zufrieden in seine Tür, um die Pracht des Aufzuges des Königs von Preußen recht in Augenschein nehmen zu können.

Nach kurzer Zeit sah er drei Reiter daherkommen, einen in einen Mantel gehüllten Mann, der von zwei Offizieren begleitet wurde. Einer der Diener war ihnen entgegen geeilt und führte sie nach dem Hause. Hier stiegen sie von den Pferden.

Der Bauer rührte sich nicht weiter, als daß er die kurze Pfeife aus dem Munde nahm, und sagte phlegmatisch: „Wenn ihr auch zu des Königs Leuten gehört, so kann ich euch nicht aufnehmen, da müßt ihr euch zu dem Nachbar verfügen."

„Ich gehöre nicht zu den Bedienten des Königs," sagte Friedrich lächelnd, denn niemand anders war der Reiter im Mantel, „aber der König hat mich eingeladen, mit ihm zu speisen."

„Das ist denn etwas anderes, Herr," erwiderte der Bauer; „aber gehe Er in diese Kammer da und bürste Er sich wenigstens seine Stiefel ab, denn der König kann nun jeden Augenblick kommen; ich will seinen Aufzug hier auch sehen."

Den Rat, sich die Stiefel abzubürsten, um würdiger vor einem Könige erscheinen zu können, konnte Friedrich nicht befolgen, denn in demselben Augenblicke kamen verschiedene Generale und Adjutanten und bezeigten dem Könige ihre schuldige Ehrfurcht.

Da stutzte der Bauer denn doch und trat erschrocken in einen Winkel. Der König aber sagte freundlich: „Bleibe Er doch so lange hier stehen, bis der König von Preußen kommt; sein Aufzug wird gewiß sehenswert sein."

Der Bauer grinste und sagte: „Ich sehe wohl, Sie wollen mich zum Narren haben, der Herr ist am Ende gar der König selbst."

Friedrich lachte, hatte aber keine Zeit, sich mit dem Bauern weiter einzulassen, denn er hatte eine Menge Rapporte entgegen zu nehmen und begab sich mit einigen Generälen in die Stube.

Da erst kam der Bauer aus dem Winkel hervor, war aber immer noch nicht klar über die Sache, sondern staunte nur über das Gewimmel von Uniformen aller Art, die nun in seinem Hause ein- und ausgingen.

Endlich, als die lebhafte Bewegung nachließ, konnte der Bauer einen der königlichen Lakaien stellen, den er fragte: „Sagt mir doch, guter Freund, ist der einfache Mann da drin, mit dem alle so untertänig sprechen, wirklich der König von Preußen?"

„Gewiß," lachte der Diener, „das ist unser König Friedrich."

Da schüttelte der Bauer den Kopf und sagte bedächtig: „Der König von Preußen geht doch gar zu einfach gekleidet, der drückt seine Bauern gewiß nicht."

Der Führer durch Sanssouci.

Einst traf der König im Garten von Sanssouci einen Fremden, der ihn nicht kannte, und fragte ihn, ob er sich denn schon ordentlich umgesehen habe.

„Das leider nicht," entgegnete der Fremde, „ich bin ein Kaufmann aus Holland und hätte die Merkwürdigkeiten von Sanssouci gern gesehen, habe aber gehört, daß dies nicht erlaubt sei, weil der König anwesend wäre."

„O, das tut nichts," entgegnete der König, „der reißt niemand den Kopf ab. Kommen Sie nur mit mir, ich will Sie schon führen."

Er zeigte dem Kaufmann die Merkwürdigkeiten seines Gartens, fragte ihn bei Verschiedenem um seine Meinung, und hörte ihm aufmerksam zu, wenn der Holländer über dies und jenes seine Ansicht aussprach, wie man es in Hollend zu machen pflege.

Als sie nun überall herumgekommen waren, und der König nichts mehr zu zeigen hatte, zog der Holländer seine Börse und wollte seinem freundlichen Führer ein anständiges Trinkgeld geben.

„Behüte Gott!" sagte dieser aber abwehrend, „wir dürfen hier nichts nehmen. Wenn es der König erführe, wären wir unglücklich."

Der Kaufmann dankte mit aller Höflichkeit und nahm Abschied. Bald darauf begegnete ihm ein Gärtner, der ihn verwundert fragte, wie er hier so herumlaufen könne, was doch nicht gestattet sei, da der König anwesend wäre. Der höfliche Holländer entschuldigte sich, erzählte, wie es ihm gegangen sei und rühmte die Freundlichkeit und Höflichkeit des Mannes, der ihn in ganz Sanssouci herumgeführt und alle Merkwürdigkeiten gezeigt habe.

Dem Gärtner ging ein Licht auf, und er fragte: „Wissen Sie denn nicht, wer der Mann gewesen ist, der Sie herumgeführt hat?"

„Das weiß ich nicht," war die Antwort, „ich habe leider vergessen, nach seinem Namen zu fragen."

„Das ist der König selbst gewesen."

Man kann sich das freudige Erstaunen des Holländers denken, als er so erfuhr, daß er das Glück gehabt habe, sich so lange Zeit mit dem großen Könige zu unterhalten, wie mit seinesgleichen.

Des Königs Leibaffe.

Bekannt ist Friedrich des Großen Vorliebe für die französische Dichtkunst und Literatur. Er selbst hat ja auch fleißig gedichtet und geschrieben, aber immer nur in französischer Sprache; die deutsche hielt er dafür zu plump und ungeschickt. Den berühmten Dichter Voltaire, der sich in Frankreich durch seinen frivolen Spott über alles unmöglich gemacht hatte, berief er nach Berlin. Schon als Kronprinz hatte er mit ihm Briefe gewechselt, und so groß war seine Verehrung dieses Mannes, daß er ihm, als er in Berlin eingetroffen war, eine Wohnung im Schlosse, den Kammer-

herrnschlüssel und sechstausend Taler Jahrgehalt gewährte.

Voltaire der Dichter war aber ein ganz anderer als Voltaire der Mensch. Auch in Berlin und Potsdam nahm man an seinem spottsüchtigen Wesen, an seiner Frivolität, die auch das Heiligste nicht verschonte, sowie an seiner Gewinnsucht, die selbst schmutzige Geldgeschäfte nicht scheute, bald allgemeinen Anstoß. Das gute Einvernehmen mit dem Könige dauerte denn auch nur zwei Jahre, da war Voltaire auch am preußischen Hofe unmöglich geworden.

Ganz besonders hatten die Schloßbediensteten von seiner Überhebung und seinem maßlosen Stolze zu leiden, und es konnte nicht verwundern, wenn ihm arge Possen gespielt wurden.

Einst hatte er einen Pagen, der ihn bei der Tafel unversehens mit der Schüssel gegen die Perücke gestoßen, in zorniger Aufwallung ein pommersches Tier genannt, was selbst des Königs Mißfallen erregte. Der Page sann natürlich auf Rache, und die Gelegenheit dazu fand sich bald.

Auf einer Reise, die Voltaire mit dem Könige machte, wurde der Page wegen des Vorspanns vorausgeschickt, und auf der Station sagte er den Bauern: in dem Wagen hinter dem Könige säße der Leibaffe des Königs, ein schrecklich böses Tier, das immer heraus in die Freiheit wolle, das sie aber um Himmelswillen nicht herauslassen sollten. Die Bauern, welche noch nie einen Affen gesehen hatten, umringten alsbald den Wagen, bewunderten zwar die Ähnlichkeit desselben mit einem Menschen, fingen aber auch alsbald an, ihn mit Stöcken zu necken und auf die Finger zu schlagen, wenn er danach greifen wollte. Als er aber gar Miene machte, aussteigen zu wollen, entstand großer Lärm, und nur durch die Dazwischenkunft eines königlichen Lakaien konnte Voltaire vor tätlichen Mißhandlungen bewahrt bleiben.

Nun kam die Sache natürlich heraus und daß der Unfug von dem Pagen angestiftet worden sei.

Immerhin war der König sehr belustigt über den Streich, denn er sah auf Voltaire schon nicht mehr mit so günstigen Augen wie vor der persönlichen Bekanntschaft mit ihm, aber mit gerunzelter Stirn fragte er den Dichter: „Was soll ich nun mit dem verwegenen Burschen anfangen?"

„Zu den schwarzen Teufeln mit ihm!" rief Voltaire zornig.

„Das soll geschehen!" sagte der König ernst und schickte den Pagen als Offizier zu den schwarzen Husaren.

Bestrafte Titelsucht.

Wenn irgendein verdienter Mann bei Friedrich dem Großen um Verleihung eines Titels vorstellig wurde, so tat er keine Fehlbitte. Er versagte eine solche Bitte nur dann, wenn die Person und der gewünschte Titel nicht zusammen paßten; häufig wählte er dann aber auch einen neuen Titel, der die anmaßende Person lächerlich machte.

So bat ein sonst sehr geschickter Roßarzt um den Hofratstitel. Der König schrieb eigenhändig unter die Bittschrift: Die Pferde gehören so wenig zu meinem Hofe, als der Pferdearzt unter die Räte. Indessen hat der Supplikant seine Verdienste, und in dieser Hinsicht soll er künftig den Titel „Viehrat" führen.

Tabak, Kaffee und anderes hatte Friedrich zu staatlichem Monopol gemacht, teils mit, teils ohne Erfolg für die Einnahmen des Staates. Der Verwalter eines solchen Tabaksmagazins bat einmal den Monarchen um den Titel Kommissionsrat und erhielt die Antwort: Ich kenne Ihn zu wenig, als daß ich ihm Kommissionen auftragen sollte. Passender für Ihn ist der Titel „Tabakrat", den ich Ihm hierdurch beilege und Ihm gegen Einsendung der Gebühren zu führen erlaube.

Friedrich liebte den Schnupftabak außerordentlich, und der Erfinder einer neuen Sauce zur Bereitung des Schnupftabaks glaubte von dem großen Kriegshelden den Titel eines Kriegsrats erbitten zu können. Ja wohl, „Saucenrat" soll er heißen, aber nicht Kriegsrat, schrieb Friedrich lakonisch an den Rand der Bittschrift.

Die drei gestrengen Herren.

Kälterückfälle sind im Frühjahr nicht selten. Regelmäßig pflegen sie sich um die Mitte des Mai einzustellen, und da sind dann die sogenannten „drei gestrengen Herren" für die Landwirtschaft, namentlich aber für die Gärtnereien sehr gefürchtet, denn Nachtfröste machen nicht selten viel vorausgegangene Mühe und Arbeit fruchtlos und verderben manche Hoffnungen.

Der Kalender hat in Deutschland zumeist den 11., 12. und 13. Mai, die Kalendertage Mamertus, Pankratius und Servatius dafür angesetzt, weil die Kälterückfälle in diesen Tagen ziemlich regelmäßig einzutreten pflegen; doch ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch etwas früher oder etwas später kommen, auch vielleicht mehr als drei Tage umfassen. Jedenfalls hat die Erfahrung gelehrt, daß man vor dem Tage Urbans (25. Mai) vor Nachtfröften nicht völlig sicher ist. In Süddeutschland, wie auch im gebirgigen Oberschlesien heißen diese gestrengen Herren die „Eismänner".

Der Gärtner pflegt sich danach zu richten und bringt Pflanzen aus dem warmen Gewächshause, die darunter leiden würden, nicht eher ins Freie. Friedrich der Große hat es einmal erfahren müssen, daß die gestrengen Herren nicht mit sich spaßen lassen. Er war ein Liebhaber von einheimischen und fremden Obstarten und ließ sich seine Orangerie in Sanssouci viel Geld kosten. Es war ein freudiger Tag für ihn, wenn die prächtigen Südfruchtbäume auf die große Terrasse ins Freie gebracht wurden.

Einmal waren nach einem strengen Winter die Frühlingstage früh eingetreten, und wie König Friedrich diesen schönen Tagen mit großer Sehnsucht entgegen gesehen hatte, so brannte er förmlich darauf, auf der Schloßterrasse unter den blühenden Orangen lustwandeln zu können. Da nun die Tage gleichmäßig sonnig und warm blieben, so befahl er dem Gärtner, die Kübel mit den Südfrüchten herauszusetzen. Der Gärtner schüttelte den Kopf, aber der König meinte, daß erfahrungsmäßig auf einen strengen Winter ein anhaltend schöner Frühling zu folgen pflege, und beharrte auf seinem Willen.

„Es geht aber wirklich nicht, Ew. Majestät," wendete der Gärtner ein.

„Warum nicht?"

„Ehe nicht Servatius vorbei ist, darf ich es nicht wagen, die drei gestrengen Herren sind gefährlich."

„Bleib' Er mir doch mit diesem alten Aberglauben vom Leibe!" murrte der König. „Was gehen mich diese alten Herren an. Bringe Er mir nur die Orangenbäume heraus, ich will es!"

Der Gärtner mußte natürlich diesem ausdrücklichen Befehle des Königs gehorchen. Die Bäume wurden herausgebracht, und Friedrich freute sich schon auf den folgenden Tag, wie er ihn unter duftenden Blüten mit seinen speziellen Freunden genießen würde. Aber o weh! Unvermutet trat in der Nacht wieder Frost ein, und die üppig blühenden herrlichen Bäume standen am Morgen welk und schwarz.

Mit Tränen in den Augen brachte der Gärtner dem Könige die Nachricht.

Friedrich war betroffen und sagte traurig: „Nun, da sehe ich wohl, daß Seine drei gestrengen Herren doch ihre Mucken

Da werde ich künftig doch größeren Respekt vor den Kalenderheiligen haben müssen."

Der Modenarr.

So einfach Friedrich der Große in seiner äußeren Erscheinung sich hielt, so einfach wünschte er auch seine Umgebung zu sehen. So sehr er das Französische in jeder Weise bevorzugte, so war er doch in dieser Beziehung das gerade Gegenteil von dem Luxus des französischen Hofes unter Ludwig dem Fünfzehnten in Paris.

Einst ließ es sich einer seiner Diener, die um seine Person beschäftigt waren, einfallen, in einem sehr eleganten Anzuge nach neuester Pariser Mode vor ihm zu erscheinen. Diese Mode schrieb auffallende Formen und glänzende Farben vor, verziert mit allerhand Flitter und Bänderkram, und der Lakai hatte ihn sich extra aus Paris kommen lassen. Er mochte geglaubt haben, dafür von dem Könige besondere Lobsprüche einzuernten, weil er ja nach der neuesten Pariser Mode gekleidet war.

Er hatte sich jedoch gründlich geirrt, denn der König tat, als ob der Modenarr gar nicht vorhanden wäre, und dieser merkte sehr bald, wie sein Herr darüber dachte, ging hin, kleidete sich um und erschien dann in seinem gewöhnlichen einfachen Anzuge wieder.

Er erhielt sogleich einen Auftrag, und nachdem er denselben ausgeführt hatte, sagte der König beiläufig: „Hast du wohl den Narren bemerkt, der sich seit einigen Tagen hier hat sehen lassen? Erkundige dich doch mal, wer das gewesen ist."

Des Leibkutschers Abendessen.

Als in Berlin die Hochzeit des Erbstatthalters von Holland mit einer preußischen Prinzessin gefeiert wurde, befahl Friedrich der Große seinem Leibkutscher Pfund, dem Leibkutscher und dem Stallpersonal des Erbstatthalters in einem der besten Gasthäuser Berlins ein splendides Abendessen zu geben und ihm am andern Tage die Rechnung zu bringen. Pfund, in allen Dingen ein vorsichtiger und gewissenhafter Mann, ließ sich diesen Auftrag schriftlich geben, ging damit in das damals vornehmste Hôtel Berlins und ordnete auf Grund seiner Vollmacht alles für den Abend an.

In dem besten Saale des Hotels fanden sich denn auch, da Pfund auch noch die preußischen Kollegen jener niederländischen Herren eingeladen hatte, an die vierzig Personen zusammen, und da es Pfund darauf ankam, seinem Herrn und dem preußischen Königshause möglichste Ehre zu machen, so ging es an der Tafel sehr hoch her, und erst am Morgen trennte man sich.

Als Pfund am andern Vormittag dem Könige die Rechnung brachte, sah dieser sie sogleich durch, tat äußerst erstaunt, warf die Rechnung auf den Tisch und fuhr seinen Leibkutscher mit verstelltem Zorne an: „Kerl, wie kannst du dich unterstehen, eine solche Rechnung zu machen. Denkst du, daß ich das bezahlen werde?"

„Ja, das denke ich, Majestät," antwortete Pfund mit völliger Ruhe.

„Mich kostet das Souper, welches ich dem Erbstatthalter gegeben habe, kaum halb so viel."

„Das geht mich nichts an," entgegnete Pfund unbeweglich.

„Geht dich nichts an? Kerl, weißt du wohl, daß ich dich wegjagen und diese unverschämte Rechnung von dem deinigen bezahlen kann?"

„Was, wegjagen?" rief nun aber Pfund empört. „Denken Ew. Majestät etwa, daß der Leibkutscher des Erbstatthalters ein ebenso armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft Champagner, wie



Des Leibkutschers Abendessen.

unsereiner Bier. Sollte der Kerl hinter unserm Rücken, daß er hier in Berlin nicht einmal ordentlich zu trinken gekriegt hat, mich und den ganzen königlich preußischen Hof eine povere Gesellschaft nennen? Na, das wäre wohl noch schöner. Wenn aber Ew. Majestät den Bettel durchaus nicht bezahlen wollen, na, dann kann ich's am Ende auch noch alleine."

„So!" sagte der König gedehnt, der innerlich über die Entrüstung seines Leibkutschers, trotz seiner grimmigen Miene, herzlich lachen mußte; „so meinst du also, daß dabei deine Ehre und auch die des königlichen Hauses im Spiele gewesen sei?"

„Ja, gewiß meine ich das. Wozu wäre denn sonst die königliche Vollmacht gewesen?"

„Nun, wenn dem so ist," sagte König Friedrich, nun aber wirklich laut lachend, „dann muß ich unsere Ehre wohl retten und die Zeche bezahlen."

Der Page.

Es kam oft vor, daß Friedrich der Große noch spät allein arbeitete. Dann hatte immer einer der Pagen sich im Vorzimmer zu des Königs Befehlen bereit zu halten.

Bei einer Gelegenheit war es, daß der König die Glocke in Bewegung setzte und niemand erschien. Verwundert stand er auf, öffnete die Tür zu dem Vorzimmer und sah, daß der diensttuende Page eingeschlafen war. Der König bemerkte vor ihm auf dem Tische ein Papier, ging leise hinzu und nahm das Papier in die Hand. Es war ein Brief von des Pagen armer Mutter, worin diese ihm herzlich dankte, daß er ihr von seinen Ersparnissen Unterstützungen zugehen ließ, und ihn ermahnte, ja seine Pflichten gegen seinen Herrn getreulich zu erfüllen und im Dienst nicht lässig zu sein.

Der König war gerührt von dem innigen Tone des Briefes und der Kindesliebe seines Pagen, der von seinem wahrlich nicht hohen Gehalt noch Ersparnisse machte und als Unterstützung an seine arme Mutter sandte. Er legte den Brief wieder an seinen Platz, ging in sein Kabinett zurück und holte eine Rolle Friedrichsdor, die er vorsichtig in die Tasche des Pagen gleiten ließ. Hierauf zog er sich leise zurück, schellte nun aber so laut, daß der Page aus dem Schlafe emporfuhr und in das Kabinett des Königs eilte.

Dabei hatte er aber gefühlt, daß in seiner Tasche etwas Schweres sei, und da der König ihm den Rücken zudrehte, überzeugte er sich und fand zu seinem größten Entsetzen die Rolle Friedrichsdor. Nicht anders glaubend, als daß jemand ihm einen bösen Streich gespielt habe, um ihn des Diebstahls zu verdächtigen, stürzte er dem Könige zu Füßen, hielt die Goldrolle in die Höhe und beteuerte seine Unschuld.

Der König hatte Mitleid mit der entsetzlichen Angst des Pagen und wollte ihn nicht länger im Zweifel lassen. Milde lächelnd sprach er: „Steh' auf, mein Sohn! Den Seinigen gibt's der Herr im Schlafe. Diese Summe Geldes sende deiner Mutter und schreibe ihr, daß ich von jetzt an nicht nur für dich, sondern auch für sie sorgen werde."

König Friedrich und die Schuljungen.

Friedrich ritt einst an einem Mittwoch nachmittag mit einem General über den Platz an der Marienkirche in Berlin, auf dem sich die Schuljugend tummelte und einen solchen Heidenlärm machte, daß die beiden Reiter ihr Gespräch unterbrechen mußten.

Drohend erhob der König seinen Krückstock und rief den Knaben zu: „Ihr Bu-

ben! Wollt ihr euch mal in die Schule scheren? Ich werde es eurem Schulmeister sagen!"

Da schrie ein Dreikäsehoch, der den Reitern am nächsten war und den Reiter auf dem kurzschwänzigen Schimmel, wie alle Berliner Jungen, sehr gut kannte: „Ei, seht mal! Der will Kenig sinn un weeß nich mal, det Mittwochs nachmittag keene Schule is!"

„Na ja," lachte der König, „das wird immer besser. Jetzt soll ich mich auch noch um die Klippschulen bekümmern."

Der arme Fahnenjunker.

Bei der Besichtigung eines Regimentes bemerkte Friedrich einmal einen Fahnenjunker, der ihm älter zu sein schien, als diese sonst zu sein pflegen.

Der König ließ ihn vortreten und fragte ihn, wie lange er diene und wie alt er sei.

„Ich diene jetzt neun Jahre und bin sechsundzwanzig Jahre alt," lautete die Antwort.

Der König betrachtete einige Augenblicke die einnehmende Gestalt und das intelligente Gesicht, wandte sich an den Kommandeur des Regimentes und fragte mit Verwunderung: „Wie kommt es, daß dieser Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen worden ist? Hat er Fehler, oder hat er etwa Streiche gemacht, die sein Avancement hindern?"

Der Kommandeur mußte dem Junker das Zeugnis des regsten Diensteifers und der tadellosesten Aufführung geben, auch habe er die für einen Offizier erforderlichen Kenntnisse und sei im ganzen Regiment beliebt und geachtet wie selten einer.

„Na, dann muß ich mich aber doppelt wundern," rief der König etwas ungehalten, „daß er nach so langer Dienstzeit und bei sechsundzwanzig Jahren noch nicht zum Offizier in Vorschlag gebracht worden ist. Woran also liegt es?"

„Majestät!" erklärte der Kommandeur mit einiger Verlegenheit, „der junge Mann ist sehr arm. Es wäre ihm unmöglich, die Equipage zu erschwingen, die ein Offizier nötig hat."

„Ach was, arm!" sagte Friedrich ganz unwillig, „Armut ist keine Ursache, ihn zurückzuhalten, wenn er sonst ein guter Soldat ist. Wofür bin ich denn da? Ich werde für die Equipage sorgen."

Auf der Stelle ernannte er den Fahnenjunker zum Offizier und ließ ihm hundert Friedrichsdor zu seiner Equipierung auszahlen. Hernach erkundigte er sich bei jeder Besichtigung des Regimentes nach ihm besonders und freute sich, jedesmal nur die lobendste Anerkennung des in der Tat tüchtigen Offiziers zu hören.

Der unaussprechliche Name.

Der General von Zaremba war, namentlich in den letzten Jahren, ein Liebling des großen Königs.

„Höre Er mal, Zaremba," fragte ihn eines Tages der König, „wie ist eigentlich sein ganzer Name?"

Der General antwortete: „Zaremba Nothozata zurack!"

„Ei, so heißt ja der Teufel nicht," erwiderte Friedrich.

„Ja, der ist auch nicht von meiner Familie!" sagte trocken der General.

Der Leibkutscher Pfund.

Der Leibkutscher des Königs Friedrich hieß Pfund, ein origineller, derber Mensch, der dem Monarchen immer gerade heraussagte, was er dachte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, sondern frei von der Leber weg redete.

Auf einer Reise hatte einst der König seinem Leibkutscher erlaubt, einen alten Mann, der sich vor Müdigkeit kaum weiterschleppen konnte, mit auf den Bock zu nehmen. Zugleich verlangte er, daß Pfund einen andern als den gewöhnlichen Weg fahren sollte.

„Na nu," entgegnete Pfund, „das werde ich schön bleiben lassen; ich muß besser wissen, wie ich zu fahren habe. Wenn Ew. Majestät das Fahren besser verstehen, so können Sie man auch gleich die Leine nehmen. Soll ich etwa einen Weg fahren, auf dem ich dann, wenn der Wagen stecken bleibt, die alte Karrete allein wieder rausschleppen muß? Werde mich wohl hüten!"

Der alte Mann auf dem Bock erschrak über diese grobe Antwort, stieß den Kutscher an und sagte: „Aber Herr Leibkutscher, Seine königliche Majestät hört ja jedes Wort."

„Soll er auch!" entgegnete Pfund zu des Königs größtem Ergötzen, „was kann da sein! Der König denkt, weil er regieren kann und ein halb Schock Schlachten gewonnen hat, so versteht er das Fahren auch. Jeder kümmere sich um das, was er gelernt hat."

Was die Furcht nicht tut.

Friedrich der Große pflegte sich regelmäßig ein paar mal des Jahres die Ader schlagen zu lassen, was man zu seiner Zeit der Gesundheit für sehr zuträglich hielt, während die Ärzte heutigentags von Blutentziehungen nichts mehr wissen wollen. Diesen Aderlaß bei dem großen Könige vorzunehmen, war nicht so ganz leicht, denn er hielt dabei das Becken, in welches das Blut fließen sollte, selbst und blickte den Chirurgen mit seinen großen Augen unverwandt an, was den Mann leicht in Verwirrung brachte. Der Chirurg von der ersten Kompagnie der Garde hatte sich aber daran gewöhnt und wurde infolgedessen auch regelmäßig gerufen, wenn der Aderlaß vorgenommen werden sollte.

Dieser Chirurg wurde indes zum Regimentschirurgen befördert und in eine entfernte Garnison versetzt. Für ihn mußte also Ersatz gefunden werden, und des Königs Leibarzt empfahl einen jungen Mann von einer andern Kompagnie, den er als geschickten Chirurgen bereits bewährt gefunden hatte. Der König war's zufrieden, und zu gelegener Zeit wurde dieser junge Mann zu ihm gerufen.

„Nun höre Er mich an, mein Sohn," sprach der König zu ihm, „Er soll mir die Ader schlagen; aber das will ich Ihm hiermit gesagt haben, daß Er mit mir nicht anders umgeht, als mit irgend einem Burschen von seiner Kompagnie, denn wie in vielem andern sind wir auch in diesem Stück ganz gleich. Er darf sich nicht fürchten, weil ich zufällig König bin, denn wenn Er sich fürchtet, so gerät es Ihm nicht. Hat Er mich verstanden?"

„Ja, Ew. Majestät!"

„Nun gut, so mache Er sein Probestück!"

Der Chirurg unterband des Königs Arm, als er aber die Lanzette nahm und Friedrich ihn nach seiner Gewohnheit durchdringend anblickte, zitterte seine Hand doch ein wenig, und er verfehlte die Ader, so daß kein Blut kam.

„Sieht Er wohl, daß ich recht hatte?" sagte aber der König freundlich; „Er hat sich gefürchtet, und da ist es ihm natürlich nicht gelungen. Aber komme er nur her und schlage er die Ader noch einmal ohne Furcht."

Es gelang, und der König sagte: „Sieht Er nun wohl, was die Furcht tut? Er soll mir nun künftig immer die Ader schlagen."

Die zerbrochene Urne.

In König Friedrichs Arbeitszimmer stand eine Urne von japanischem Porzellan, die der König als Geschenk seiner verstorbenen Mutter besonders wert hielt. Auf dem Fußgestell stand der Name der Geberin mit Tinte geschrieben, und darüber hatte Friedrich, damit er nicht verwischt werde, eine kleine silberne Kapsel machen lassen.

Eines Tages hatte ein Kammerdiener das Unglück, daß die Urne seiner Hand entglitt und in Stücke ging. Der König war sehr aufgebracht, schalt ihn wegen seiner Unachtsamkeit und sagte schließlich: „Nun hast du einen schönen Batzen zu bezahlen, du Schlingel. Von heute ab erhältst du nur noch die Hälfte deines Lohnes, bis du den Schaden ersetzt hast.“

Der König hielt Wort und ließ dem Kammerdiener wirklich fortlaufend die Hälfte seines Lohnes abziehen. Der aber ertrug den Abzug willig, war zufrieden, daß er nicht auf der Stelle weggejagt worden war und beklagte sich nicht ein einziges mal, weder gegen den König, noch gegen einen seiner Kollegen. Er befleißigte sich dagegen, seines Dienstes mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu warten.

Friedrich beobachtete das mit innerer Befriedigung ein halbes Jahr lang. Dann rief er ihn einmal zu sich und sagte: „Höre, mein Sohn, du hast den Abzug von deinem Lohne geduldig ertragen und dich gegen niemand beschwert. Das hat mir gefallen, denn es zeigt, daß du dein Unrecht eingesehen hast. Hier nimm den doppelten Ersatz dafür, sei aber ein andermal vorsichtiger.“

Der Kandidat.

In C. lebte der Oberprediger H., welcher in Gesellschaft ein Erlebnis, das er selber mit Friedrich dem Großen gehabt hatte, gern zu erzählen pflegte.

Im Jahre 1785 hatte er ausstudiert und die Universität Halle verlassen. Eine gute Hauslehrerstelle stand ihm in Aussicht, deren Antritt aber erst nach einigen Wochen erfolgen sollte. Diese freie Zeit glaubte er nicht besser benutzen zu können, als zu einer Reise nach Potsdam und Berlin, um die vielgerühmten Sehenswürdigkeiten dort kennen zu lernen. Wie jedes preußische Landeskind schwärmte er für den großen König, und er hatte ein brennendes Verlangen, Friedrich den Einzigen einmal sehen zu können.

In Potsdam jedoch hörte er schon, daß dies gar nicht möglich sein würde, denn der alte Herr sei jetzt immer kränklich, stets verdrießlich, ritte nicht mehr aus, und der Zugang zu den Gärten von Sanssouci sei niemand mehr gestattet. Trotz dieser wenig erfreulichen Nachrichten begab sich der Kandidat dennoch nach Sanssouci, mußte hier aber von den Schildwachen dasselbe hören. Vergebens bot er ein reichliches Trinkgeld, wenn man ihm nur ein heimliches Plätzchen, in dem Gebüsch, gestatten wollte, von wo aus er den König nur in der Ferne sehen könnte, denn deshalb sei er ja von weit her nach Potsdam gekommen. Die Schildwachen waren unerbittlich, denn der Befehl war zu bestimmt, die darauf gesetzten Strafen zu sicher, als daß sie sich hätten erweichen lassen dürfen; kurzum, es ging unter keinen Umständen.

Das alles schreckte den Kandidaten jedoch nicht ab. Friedrich den Einzigen zu sehen, sei es auch nur aus der Ferne, deshalb war er vornehmlich nach Potsdam gekommen. Sollte er nun die Reise umsonst gemacht haben? Das wäre ja gerade so gewesen, als wenn er nach Rom gekommen wäre und den Papst nicht gesehen hätte. Er beschloß also, sein Heil auf andere Weise und auf eigene Faust zu versuchen; den großen König, den Stolz Preußens, den Ruhm der Welt, mußte er

sehen, selbst wenn es mit Gefahr verbunden sein sollte.

Er strich also um die Gärten von Sanssouci herum und fand vor jedem Eingang einen Doppelposten stehen. Da entdeckte er jedoch in einer Hecke eine kleine Öffnung, die gerade so viel Raum gewährte, daß ein dünner Mensch mit einiger Mühe hindurchschlüpfen konnte. Nun pflegt ein Kandidat bekanntermaßen nicht dick zu sein. Er versuchte es, und siehe da: es ging, und er stand wirklich, trotz aller Verbote, im Sanssoucigarten. Es kam jetzt nur noch darauf an, in den Büschen ein Versteck zu finden, von dem aus er den Platz vor dem Schlosse übersehen konnte, wo der greise Held bei so schönem Wetter, wie es gerade jetzt war, spazieren zu gehen pflegte.

Eben bog er um eine Ecke, da prallte er erschrocken zurück, denn er stand vor — Friedrich dem Großen. Das war er, der aufgeschlagene Uniformrock mit dem Stern auf der linken Brustseite, die hohen Stiefel, das dreieckige Hütchen; schwer auf einen Krückstock gestützt. Ja, Friedrich der Einzige, wie er ihn aus tausenden von Bildern kannte.

Vor Schreck keines Wortes mächtig, kaum einer Verbeugung fähig, einer Bildsäule gleich, stand der Kandidat vor dem Könige.

Mit dem ihm eigenen Blick, der einen Menschen durch und durch zu sehen schien, der aber heute keineswegs freundlich war, musterte ihn der König vom Kopf bis zu den Füßen und fragte dann in barschem Tone: „Wer ist Er?“

Kaum vernehmbar stammelte der junge Theologe: „Ich bin ein Kandidat der Theologie, Ew. Majestät.“

„Was will Er?“ fragte Friedrich weiter, und seine Stimme klang schon unwilliger, denn den Theologen war der große König nicht eben hold.

„Ich wollte nur Ew. Majestät, den Helden des Siebenjährigen Krieges, einmal sehen.“

„Wie ist Er in den Garten gekommen? Wer hat Ihn hereingelassen?“ rief der König mit aufsteigendem Zorn und stampfte mit dem Krückstock auf die Erde; denn es war ihm der Gedanke gekommen, daß eine der Schildwachen für ein gutes Trinkgeld seinen strengen Befehl, niemand den Zutritt zu gestatten, mißachtet haben könnte.

Der Kandidat zitterte vor dem Zornesblitz, der aus dem gewaltigen Auge des Königs schoß und bekannte ehrlich: „Niemand hat mich hereingelassen, im Gegenteil hat man mich an allen Eingängen streng abgewiesen. Da fand ich aber ein Loch in der Hecke und bin heimlich in den Garten geschlüpft, denn ich konnte nicht nach Hause reisen, ohne den großen König gesehen zu haben.“

„Scher' Er sich zum Teufel!“ rief da der König in ausbrechendem Zorn, ein Befehl, dem der Kandidat unverzüglich nachkam. Zitternd vor Angst, daß es ihm leicht noch schlimmer ergehen könnte, sprang er zurück und schlüpfte wieder hinaus und befand sich im Freien.

Hier legte sich seine Angst jedoch sehr bald, und er fühlte sich überglücklich, daß sein heißester Wunsch, Friedrich den Einzigen, von dessen Ruhme die ganze Welt widerhallte, zu sehen, sogar noch übertroffen worden war, denn der große König hatte ja sogar mit ihm gesprochen. Wie? das war dabei gleichgültig.

Nachdem der Kandidat auch die Sehenswürdigkeiten von Berlin kennen gelernt hatte, reiste er in seine Heimat nach C. zurück, predigte hier mit vielem Beifall, und da gerade die zweite Predigerstelle freigeworden war, so meldete er sich dazu, um mit vorgeschlagen und den Patronen der Kirche vorgestellt zu werden. Da fand sich aber, daß diese Vorgesetzten selbst mehrere Verwandte hatten, die sich

um die Stelle bewarben, und da er noch dazu von geringem Herkommen war, so gelang es ihm nicht einmal, auf die Liste derjenigen zu kommen, unter denen die engere Wahl vorgenommen werden sollte.

Da faßte der Kandidat Mut, sich geradezu an den König zu wenden. Es war ja bekannt im ganzen Lande, daß Friedrich der Große alles las, was einlief, dies nicht den Räten überließ und sich Vortrag darüber halten ließ, sondern daß er alles selbst las und durch eine schriftliche Bemerkung am Rande auch seine Entscheidung traf. Leute, die nicht wußten, wie sie eine Angelegenheit in die Hände des Königs bringen sollten, fanden sich in Potsdam ein und stellten sich an der alten Linde vor dem Schlosse auf, wenn Friedrich anwesend war. Trat er dann an das Fenster, so durften sie nur ihre Bittschrift in die Höhe halten und konnten sicher sein, daß der König einen Lakaien sandte und die Bittschrift holen ließ. „Bittschriftenlinde" nannte man deshalb den alten Baum, den man pietätvoll zum Andenken an den großen König erhalten hat, und der heute noch steht.

Der Kandidat schrieb also an den König, erinnerte ihn an jene ihm unvergeßlich gebliebene Unterredung in Sanssouci, schilderte ihm seine Lage und bat, daß der König die Gnade haben möchte, zu befehlen, daß er auf die Liste zur engeren Wahl gesetzt werde.

König Friedrich hatte, als dies Schreiben einlief, eine der wenigen heiteren Stunden, welche ihm in den letzten Monaten seines Lebens noch gewährt waren, und erinnerte sich nun mit wahrem Vergnügen an jenen originellen Auftritt in Sanssouci. Er schrieb also wirklich an den Magistrat der Stadt: „Ich befehle euch, den Kandidaten H., der mir sehr gut bekannt ist, zu der zweiten Predigerstelle mit zu präsentieren."

Man gehorchte diesem königlichen Befehl ohne Widerrede, und da war nun von der Hauslehrerstelle weiter nicht die Rede, denn der Kandidat H. wurde von der Gemeinde fast einstimmig gewählt.

König Friedrich und der Müller.

Als der damals erst achtundzwanzig Jahre alte Kronprinz Friedrich mit dem Tode seines Vaters im Jahre 1740 zur Regierung gekommen war und den preußischen Königsthron bestiegen hatte, starb ganz unerwartet auch der österreichische Kaiser Karl der Sechste, der zugleich auch die deutsche Kaiserwürde inne gehabt hatte. Dieser hatte nur eine einzige Tochter hinterlassen, Maria Theresia, und von mehr als einer Seite erhoben sich Erbansprüche gegen sie, da es bestritten wurde, daß im Hause Österreich die weiblichen Nachkommen ein Recht auf den Thron hätten. Die nächsten männlichen Seitenverwandten setzten daher alle Hebel in Bewegung, um das ihnen nach ihrer Ansicht entzogene Recht der Nachfolge durchzusetzen, und der jungen Kaiserin von Österreich drohte ein schlimmer Erbfolgekrieg, dessen Ausgang nicht abzusehen war.

Diesen Moment benutzte auch der junge Preußenkönig gegen Maria Theresia. Nicht daß er ihre Erbansprüche an den österreichischen Kaiserthron bestritt, im Gegenteil erbot er sich, für sie einzutreten und ihr Recht gegen ihre Feinde durchsetzen zu helfen; er verlangte dafür aber die Herausgabe der schlesischen Landesteile Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, auf welche Preußen oder vielmehr die Kurfürsten von Brandenburg viel ältere Erbansprüche hatten als Österreich, die ihnen aber von Maria Theresias Vorfahren entzogen worden waren. Da Maria Theresia diese Forderung des ihr so unbedeutend erscheinenden Preußens ganz entschieden

zurückwies, so griff König Friedrich zu den Waffen, und es begannen die sogenannten drei schlesischen Kriege, in denen er, da Maria Theresia von vielen Seiten Hilfe erhielt, schließlich gegen halb Europa in Waffen stand, allen Feinden aber obsiegte und das Land Schlesien endgültig erwarb. Mit Recht wurde er daher Friedrich der Große genannt, und auch die Weltgeschichte hat diesen ehrenden Beinamen anerkannt.

Staunend hatte die Welt gesehen, welch eine Kraft in dem bis dahin so wenig bedeutenden Preußen steckte, wie der junge Preußenkönig mit seinem Heere die vormals durch Prinz Eugen, den edlen Ritter, weltberühmt gewordene österreichische Armee schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen, die nur kurz waren, Schlag auf Schlag niederwarf. Und König Friedrich selbst konnte wohl meinen, daß die schlesische Angelegenheit damit endgültig erledigt sei, obwohl ihm vielleicht auch nicht unbekannt war, was man sich erzählte: daß Maria Theresia gesagt haben sollte, sie möchte lieber einen Rock vom Leibe, als Schlesien von ihren Staaten missen. Jedenfalls widmete er sich nach dem Frieden von Dresden, welcher 1745 den zweiten schlesischen Krieg beendigte und lediglich nur bestätigte, was Friedrich schon mit dem ersten Krieg errungen hatte, der Sorge für sein Preußen und den Friedenswerken nach jeder Richtung hin.

Aber auch an sich selbst dachte er, und in erster Reihe stand der Plan, ein Schloß bauen zu lassen, wie er es sich nach seinem Behagen vorstellte. Er berief den Oberaufseher der königlichen Bauten, den Architekten Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, den er schon mehrere Jahre hindurch zu Studienzwecken Frankreich und Italien hatte bereisen lassen; er berief Baumeister, Bildhauer, Maler und Gartenkünstler, um mit ihnen zu beraten, was ihm vorschwebte. Und so entstanden das Schloß und die herrlichen Gärten von Sanssouci bei Potsdam, die dann fortan der Lieblingsaufenthalt des großen Königs wurden. Sie sind mit all den kleineren Schlössern, die darin verstreut liegen, ziemlich unverändert bis heute so erhalten, wie sie damals entstanden und bilden ein Schaustück ersten Ranges, das gewiß niemand unbesucht läßt, der fremd in die Mark Brandenburg kommt.

Hinter dem sogenannten Kavalierhaus westlich vom Schlosse steht, heute noch wie damals, auf einer hügeligen Erhebung eine Windmühle, die kaum weniger berühmt ist, als Sanssouci selber. Es knüpft sich daran ein Begebnis, das ebenso drollig ist wie ein Beweis von der Gerechtigkeitsliebe des großen Königs, der ja von sich selber gesagt hat: ich bin nur der erste Diener meines Staates. Die Wahrheit der Erzählung ist zwar schon von gelehrten Leuten bestritten worden, aber die Sache ist heute noch im Volke lebendig, und auch die Mühle steht heute noch, denn sie ist später in königlichen Besitz übergegangen und pietätvoll erhalten worden.

So gern König Friedrich in seinem Schlosse Sanssouci weilte, so störend war ihm aber doch bisweilen die unruhige Mühle. Denn erstens stehen ein königliches Schloß und eine Windmühle nicht besonders geschmackvoll als gute Nachbarn nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle den Weizen fein gemahlen und der Ofen des Bäckers gut gebacken hat. Zweitens aber, und das war die eigentliche Hauptsache: wenn der König in seinen besten Gedanken war und mit wichtigeren Dingen sich beschäftigen mußte, als mit dem Nachbar Müller, da ließ dieser auf einmal seine Mühle lustig klappern und dachte auch seinerseits gar nicht an den königlichen Nachbar und daß er diesen empfindlich stören mußte.

Nun denkt vielleicht mancher: dem wäre

doch leicht abzuhelfen gewesen, denn ein König hat doch wahrlich Geld genug, und König Friedrich hätte doch dem Müller die Mühle einfach abkaufen und das störende Ding niederreißen lassen können.

So ungefähr mochte der König auch eines Tages gedacht haben, denn er ließ den Müller zu sich rufen und sprach zu ihm: „Hör' Er einmal, lieber Nachbar! Er wird begreifen, daß mich das Geklapper seiner Mühle so empfindlich stört, daß ich dabei nicht arbeiten kann. Wir können beide nicht wohl nebeneinander bestehen, und einer muß weichen. Er kann mir mein Schloß abkaufen, ich werde mich anderswo ansiedeln. Was gibt Er mir dafür?"

Der Müller antwortete ganz ruhig, wie ein Geschäftsmann: „Gut! Wie hoch haltet Ihr den Preis, königlicher Herr Nachbar?"

Der König lachte: „Er ist ein wunderlicher Heiliger, Müller. So viel Geld hat Er ja gar nicht, kann Er auch gar nicht auftreiben, um mein Sanssouci zu bezahlen. Wie hoch schätzt Er denn Seine Mühle, daß ich sie Ihm abkaufe?"

Der Müller erwiderte mit gleicher Ruhe: „Was Ew. Majestät da gesagt haben, ist ganz richtig, denn Euer Schloß könnte ich ja doch nimmermehr kaufen. Ebenso aber hat Ew. Majestät nicht so viel Geld, um mir meine Mühle abkaufen zu können."

„Wie meint Er das?" fragte der König einigermaßen erstaunt.

„Die Mühle ist mir eben nicht feil," entgegnete der Müller einfach.

„I was," meinte der König leichthin, „als Geschäftsmann wird Er doch ein gutes Geschäft nicht von der Hand weisen."

Und der König tat ein gutes Gebot, und als der Müller trotzdem nur den Kopf schüttelte, ein zweites höheres und ein drittes noch höheres. Der Müller aber blieb bei seiner Rede: „Die Mühle ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin, so will ich auch darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater übergeben worden ist, so sollen sie meine Nachkommen auch von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben."

Da nahm der König aber eine ernsthaftere Sprache an und sagte: „Weiß Er auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Seine Mühle taxieren und abbrechen. Nehme Er dann das Geld oder nicht!"

Da lächelte jedoch der unerschrockene Müller und erwiderte: „Gut gesagt, allergnädigster Herr! Das ginge schon, — wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" Damit meinte er, daß er es auf eine gerichtliche Entscheidung wolle ankommen lassen.

Nun lag dem Könige ein solcher Gewaltakt, wie er ihn dem Müller angedroht hatte, gänzlich fern, denn er war ein durchaus gerechter Herr, und so war ihm diese Herzhaftigkeit und Freimütigkeit des Müllers auch keineswegs mißfällig. Er ging deshalb im Zimmer mehrmals auf und ab und sagte endlich, vor dem Müller stehen bleibend: „Na, Müller, darauf will ich es denn doch nicht ankommen lassen. Wollen also versuchen, wie wir als gute Freunde und getreue Nachbarn miteinander auskommen können."

Der Müller blieb von da ab auch wirklich unangefochten, und König Friedrich unterhielt mit ihm eine friedliche Nachbarschaft.

Er reitet wie der Teufel.

Tiefe Wunden hatte der Siebenjährige Krieg unserem Vaterlande geschlagen, und König Friedrich, den die Welt den Großen nennt, war nach dem Hubertusburger Frieden aufs äußerste bestrebt, diese Wunden zu heilen. Im Staatsschatze hatte er noch dreißig Millionen Taler, und diese Summe

verwendete er, um dem Lande wieder aufzuhelfen. Den Landstrichen, die von den Verwüstungen des gewaltigen Krieges am meisten betroffen worden waren, erwies er sich besonders fürsorglich; so wurden binnen drei Jahren allein in Schlesien achttausend Häuser auf seine Kosten neu aufgebaut, in der Neumark über sechstausend. Beide Provinzen, dazu auch Pommern, erhielten auf längere Zeit Befreiung von allen Abgaben; Kolonien wurden angelegt und die verödeten Landstriche durch Zuzug aus dem Reiche neu bevölkert.

Daneben wurde aber auch große Sorgfalt auf die Erhaltung und weitere Ausbildung des Heeres verwendet, denn was dies für Preußen zu bedeuten hatte, das hatten die langen Kriegsjahre nur zu deutlich gezeigt. Insgesamt brachte er das Heer auf mehr als die doppelte Stärke, und besonders die Sorge für die Reiterei ließ er sich angelegen sein, und wenn er Revue hielt, wurde die Kavallerie zumeist vor allen ausgezeichnet. Der König erdachte dafür sogar besondere Manöver, von deren Wirkung im Kriege er sich großen Erfolg versprach, und die mit allem Fleiße geübt wurden.

Eine solche neue Erfindung sollte auch bei einer Revue probiert werden, die in Schlesien stattfand. Acht Kavallerie-Regimenter, teils leichte, teils schwere Reiterei, stellten sich auf. Alle sollten in einer absichtlich gewählten schiefen Stellung in Zügen dicht vor dem Könige vorbei, in scharfem Trabe, aber in genauester Distanz, ein festgesetztes Ziel erreichen und sich daselbst in möglichster Geschwindigkeit zum Angriff formieren.

Da geschah es, daß eins der ersten Regimenter in Unordnung geriet. Die Züge verwirrten sich, man verlor die Distanzen, und alle Bemühungen der Offiziere, die verlorene Ordnung wieder herzustellen, waren während des raschen Reitens fruchtlos. Als ganz natürliche Folge konnte es nicht ausbleiben, daß die Verwirrung sich auch den folgenden Regimentern mitteilte und immer größer wurde, so daß das letzte Regiment auf dem einen Flügel, ein sonst berühmtes Husarenregiment, besonders hart davon betroffen wurde und in einer Weise an dem Könige vorübersprengte, die seinen höchsten Unwillen erregen mußte.

Mit gerunzelter Stirn hatte König Friedrich die Verwirrung angesehen, und sein Mißfallen traf namentlich den Leutnant M., der den letzten Zug führte, einen der bravsten Offiziere, der sich durch seine Tapferkeit wie durch sein Benehmen die allgemeinste Achtung erworben und sich vom gemeinen Husaren zum Premierleutnant emporgearbeitet hatte.

Von seinem Zorn hingerissen, sprengte der König in seiner ersten Aufwallung auf den unschuldigen Leutnant mit hoch emporgehobenem Krückstock los; der Leutnant aber, um den Ausbrüchen des königlichen Zornes zu entgehen, warf sein Pferd sogleich herum und sprengte an der Linie hinauf, verfolgt von dem immer zorniger werdenden Könige, der ihn jedoch nicht einzuholen vermochte.

Die rasche Bewegung mochte den Zorn des Königs abgekühlt haben, auch mochte ihm der glänzende Ritt des vor ihm fliehenden Offiziers gefallen, kurzum, er wurde ruhiger und befahl nun, daß das ganze Manöver noch einmal gemacht werden sollte, aber in umgekehrter Ordnung, so daß nun jenes Husarenregiment das erste war. Musterhaft wurde nun die ganze Bewegung ausgeführt, namentlich zeichnete sich der letzte Zug des Premierleutnants M. durch seine stramme Haltung aus, und der König bezeigte am Schluß seine volle Zufriedenheit.

Kaum waren die Husaren wieder in ihr Quartier gerückt, als auch schon der Leutnant vor dem Chef seines Regimentes erschien, bei dem er viel galt.

„Nun, lieber M., was führt Sie zu mir?“ fragte der General freundlich.

„Nichts als die Bitte um meinen Abschied, Exzellenz!“ entgegnete der Leutnant trübe, aber fest.

Der General glaubte seinen Ohren nicht trauen zu sollen und blickte ihn verwundert an. „Höre ich recht,“ sagte er, „Sie suchen Ihre Entlassung nach? Diese Bitte kann ich Ihnen nicht gewähren, um so weniger, als ich Sie bereits zu meinem Regiments-Adjutanten bestimmt habe. Sie wissen, daß dieser Posten frei geworden ist.“

„Ich sage Ihnen meinen Dank, Exzellenz, für die Ehre, die Sie mir erzeigen wollen, und für das Zutrauen, daß Sie mir schenken. Dennoch aber muß ich um meine Entlassung nachsuchen und bitte Sie, Herr General, mein Gesuch bei Sr. Majestät zu befürworten.“

Der General schüttelte den Kopf und sagte weich: „Bedenken Sie, mein Sohn, wovon wollen Sie leben? Sie haben doch kein Vermögen.“

„Das ist mein geringster Kummer, Exzellenz. Ich bitte um meine Entlassung.“

„Aber mein Gott, was ist denn vorgefallen, besinnen Sie sich!“

„Ich habe meine Gründe, die mich zu dieser Bitte bewegen, ich würde sonst wahrlich nie an meine Entlassung gedacht haben.“

„Wollen Sie mir nicht diese Gründe mitteilen, lieber M.?“

„Es ist schon an dem einen genug, Exzellenz, daß mir der König heute im höchsten Zorn mit dem Krückstock gedroht hat und ich einer weiteren schmachvollen Behandlung, die mich auf immer entehrt haben würde, nur durch die Schnelligkeit meines vortrefflichen Pferdes entgehen konnte. Das ganze Regiment hat diesen Auftritt gesehen, und ich bin überzeugt, daß kein Offizier ferner mit mir zusammen wird dienen wollen, was ich ihnen nicht verdenken kann. Ich würde alle Tage Streit haben, und das will ich nicht. Darum bitte ich um meine Entlassung, Herr General.“

Der General reichte ihm die Hand und sagte wohlwollend: „Warten Sie bis morgen, lieber M., übereilen Sie nichts, darum bitte ich Sie. Heute will ich nichts gehört haben.“

Das versprach nun zwar der Leutnant, fügte aber noch einmal den Wunsch hinzu, daß der General sein Gesuch bei dem Könige unterstützen möchte.

Am Abend war große Tafel bei dem Könige, zu welcher auch der General, einer der Lieblinge Friedrichs, geladen war. Er saß dem Könige gegenüber. Dieser nahm Veranlassung, über das zum zweitenmal so schön ausgeführte Manöver zu sprechen und schrieb das Gelingen desselben hauptsächlich der musterhaften Haltung des Husarenregimentes zu, das der ganzen Kolonne eine so feste Richtung gegeben hätte. Er erteilte dem Regiment und dem General die höchsten Lobsprüche.

So dankbar der General dies aufnahm, so fügte er doch unerschrocken hinzu: „Dies schöne Manöver bringt mein Regiment leider um seinen bravsten Offizier.“

„Wieso?“ fragte der König verwundert.

„Der Leutnant M., den Ew. Majestät nach der Schlacht bei Burkersdorf noch auf dem Schlachtfelde wegen seiner Tapferkeit vom gemeinen Husaren zum Offizier beförderten, bittet um seine Entlassung.“

Friedrich schwieg einige Augenblicke. Dann fragte er: „Ist der Leutnant wirklich ein so braver Offizier?“

„Ich kenne keinen braveren.“

„Warum will er seine Entlassung?“

Mit möglichster Unbefangenheit erzählte nun der General die Veranlassung. Er mußte zu diesem Behufe noch einmal auf das Manöver vom Vormittag zurückkommen und legte klar, daß der Fehler an dem Regimente, welches an der Spitze



König Friedrich der Große und der Müller von Sanssouci.

geritten, gelegen habe, und der Fehler habe sich dann stetig wachsend allen folgenden Regimentern mitteilen müssen, am stärksten dem letzten und besonders dessen letztem Zuge, und das sei unglücklicherweise gerade sein Regiment gewesen. Da habe nun der Führer des letzten Zuges für den Fehler des vordersten Regimentes büßen sollen. Nun fürchte derselbe, da das ganze Regiment Zeuge des bedauernswerten Auftritts gewesen, nicht mit Unrecht scheele Blicke, wegwerfende Worte und infolgedessen stete Händel mit den andern Offizieren. Das aber wolle er vermeiden, und deshalb bittet er um seinen Abschied.

Friedrich schwieg nachdenklich und ging dann, ohne darüber noch ein Wort zu verlieren, zu andern Gegenständen der Unterhaltung über.

Am andern Morgen sollte weiter manöveriert werden. Die Regimenter nahmen ihre Stellungen ein, und Leutnant M. hielt vor seinem Zuge.

Da ritt der König langsam die Front herauf, parierte seinen Schimmel vor dem Leutnant und fragte ihn: „Heißt Er nicht M.?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Hör' Er, mein Sohn," fuhr der König mit der ihm eigenen Freundlichkeit fort, „Er ist von heute ab Rittmeister. Ich habe es ihm gestern schon sagen wollen, konnte ihn aber nicht einholen. Er reitet ja wie der Teufel."

Friedrich winkte mit der Hand und ritt weiter. Von einer Entlassung aber war nun natürlich nicht mehr die Rede.

Bci jeder Truppenrevue aber erkundigte sich der König nach diesem Offizier, freute sich, von ihm stets nur das Beste zu hören und sorgte auch für seine weitere Beförderung.

Züge aus dem Leben Kaiser Wilhelms des Großen.

Die Flasche Wein.

In dem großen französischen Kriege von 1870 und 1871 befand sich das Hauptquartier des Königs Wilhelm von Preußen, der damals noch nicht deutscher Kaiser war, auch einmal in Clermont. Für das Hauptquartier galt ein- für allemal der Befehl, daß da, wo sich dasselbe befand, nicht requiriert werden durfte. Infolgedessen gab ein bayrischer Hauptmann, der den Tag über im Regenwetter marschiert und in Clermont einquartiert war und dringendes Verlangen nach einem Glase Wein verspürte, seinem Burschen einen Taler, mit dem Auftrage, ihm dafür irgendwo eine Flasche Wein zu kaufen.

Lange suchte der biedre bayrische Krieger nach einer Weinwirtschaft umher. Endlich entdeckte er eine solche und trat freudestrahlend ein, trotz der beiden Schildwachen, die an der Tür standen und deren Anwesenheit ihm hätte andeuten können, daß hier eine sehr hohe Person einquartiert sein müsse.

Im Hause klopft der Soldat an eine Tür, und ein älterer Offizier öffnet.

„Was willst du, mein Sohn?" fragt dieser freundlich.

Der Bayer bringt sein Anliegen vor und fordert eine Flasche Wein für seinen Hauptmann. Er wird geheißen ein wenig zu warten, und bald kehrt der alte Herr mit einem jüngeren Leutnant zurück, der dem Soldaten eine Flasche Wein reicht, den dargebotenen Taler aber entschieden zurückweist.

Als der Soldat aber darauf besteht, denn es sei ihm von seinem Hauptmann streng befohlen, den Wein zu bezahlen,

sagt der alte Offizier lächelnd: „Laß nur gut sein, mein Sohn, und sage deinem Hauptmann, diese Flasche Wein schicke ihm der König von Preußen, der ihm guten Appetit wünschen läßt."

Der Soldat trollte vergnügt von dannen. Zu seinem Hauptmann zurückgekehrt, stellt er die Flasche auf den Tisch und legt den Taler daneben.

„Kerl," fährt aber der Hauptmann auf, „habe ich dir nicht gesagt, daß hier nicht requiriert werden darf, daß du den Wein bezahlen sollst?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Aber der Herr, der mir den Wein gab, sagte, er wäre der König von Preußen und er läßt Ihna a guat G'sundheit wünsche."

Das eiserne Kreuz.

In Versailles besuchte König Wilhelm häufig auch die Lazarette, fragte viele Kranke nach ihren Leiden und tröstete sie mit freundlichen Worten.

Eines Tages fand er da auch einen Soldaten, der mehrere Schlachten glücklich mit durchgemacht und keine Verwundung davongetragen, sich aber auf Vorposten einen andauernden heftigen Rückenschmerz zugezogen hatte.

„Das ist ja recht bedauerlich," sagte der König mitleidig, „hast doch sonst alles so gut durchgemacht."

„Ja, Majestät," antwortete der Leidende freimütig, „wenn man alle diese Strapazen ohne Schaden ertragen soll, muß man schon ein eisernes Kreuz haben."

„Nun," sagte der König lächelnd, „das Kreuz sollst du haben."

Am andern Tage sandte ihm König Wilhelm das „eiserne Kreuz", ein Trost, wie ihn der Soldat sich besser nicht hatte wünschen können.

Auf der Streu.

Nach der Schlacht bei Mars la Tour schien es fast unmöglich, ein Unterkommen zu finden, denn alle Räume in den Häusern waren mit Verwundeten angefüllt und von den Ärzten in Anspruch genommen. Auch für den König Wilhelm fand sich nach langem Suchen nur eine kleine Stube, die nichts weiter enthielt als ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl.

Der König nickte, als er eintrat, völlig befriedigt, fragte aber sogleich: „Wo sind Moltke und Bismarck untergekommen?"

„Bis jetzt noch nirgends," entgegnete der Adjutant achselzuckend, „und es ist auch sehr fraglich, ob noch ein Unterkommen aufzutreiben sein wird."

„So gehen Sie und laden Sie die Herren ein, daß sie zu mir kommen und mit mir hier kampieren sollen. Das Bett lassen Sie hinausbringen, das können die Verwundeten besser gebrauchen. Für uns lassen Sie dann Stroh schütten und Decken bringen, ich denke, daß das völlig ausreichen wird."

Es geschah nach des Königs Befehl. Das Bett wurde hinausgetragen, auf dem Erdboden eine dichte Lage Stroh ausgebreitet, und nachdem Moltke und Bismarck gefunden waren, verbrachten die drei Herren die regnerische Nacht auf der Streu. Und das war nicht die einzige Nacht, die der König während des Krieges in solcher Weise geschlafen hat, so gut oder schlecht es gehen wollte.

Der verspätete Einjährige.

An einem schönen Sommertage wollte Kaiser Wilhelm im Garten von Babelsberg bei Potsdam einiges besichtigen und ließ sich dabei von einem Gartengehilfen begleiten. Der junge Mann wurde, je länger es dauerte, immer verlegener, so

daß es dem Kaiser auffiel und er endlich fragte: „Was haben Sie nur? Sagen Sie mir aufrichtig, was Ihnen ist."

Die leutselige Art des Monarchen machte dem jungen Manne Mut, und er erwiderte: „Majestät, ich bin Einjährig-Freiwilliger und habe mich um diese Stunde mit Wehr und Waffen in der Kaserne einzustellen."

Der Kaiser zog die Uhr und sagte: „Ja, da wird kaum noch hinzukommen sein. Werfen Sie sich aber schnell in Uniform, nehmen Sie Ihre Sachen und melden Sie sich dann bei mir."

Als der Gärtner bei dem Kaiser erschien, saß dieser schon in der Equipage, hieß den jungen Mann einsteigen und den Kutscher im schnellsten Tempo nach der Kaserne fahren. Trotz aller Eile war die Zeit aber dennoch verstrichen und die Kompagnie bereits angetreten.

Es machte natürlich nicht geringes Aufsehen, als der kaiserliche Wagen im Trab auf den Kasernenhof fuhr und der Einjährige ausstieg. Doch der Kaiser sagte zu dem Kompagniechef: „Herr Hauptmann, hier bringe ich einen Verspäteten. Bei der abzumessenden Strafe vergessen Sie aber nicht, daß ich die Veranlassung der Verspätung gewesen bin."

Das Halsgeschmeide.

Ein Berliner Juwelier hatte einen prachtvollen Halsschmuck von Brillanten und Smaragden angefertigt und hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß denselben niemand anders tragen müsse, als die Frau Kronprinzessin. Nun gibt es ja freilich reiche Damen, die da meinten, daß ein solcher Schmuck für sie ebenso erwünscht sein würde, und, die den dafür geforderten enormen Preis von vierzehntausend Talern noch um mehrere tausend Taler überboten. Der Juwelier ließ sich dadurch jedoch von seinem gefaßten Vorsatz nicht abbringen und bot das Halsgeschmeide dem Kronprinzen für den einmal festgesetzten Preis an.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm fand den kostbaren Schmuck zwar auch sehr schön und meinte, daß es ihm großes Vergnügen gemacht haben würde, ihn seiner Gemahlin schenken zu können, daß er den Kauf jedoch des hohen Preises wegen ablehnen müßte. „Aber," setzte er hinzu, „legen Sie den Schmuck doch einmal dem Kaiser vor, es ist nicht unmöglich, daß ihn mein Vater als Wochengeschenk für seine Schwiegertochter erwirbt."

Unter solchen Umständen wurde es dem Juwelier nicht schwer, zu dem Kaiser zu gelangen und auch ihm das Halsgeschmeide vorzulegen. Kaiser Wilhelm fand dasselbe ebenfalls als ein seltenes Prachtstück. Da er aber hörte, daß es vierzehntausend Taler kosten solle, sagte er kopfschüttelnd:

„Ja, mein lieber Herr, dann muß ich bedauern, dazu bin ich denn doch nicht reich genug."

Als nun der Juwelier den Vorschlag des Kronprinzen zu dem seinigen machte: der Kaiser möge das Halsgeschmeide der Frau Kronprinzessin zum Wochengeschenk machen, lautete die Antwort: „Nein, das geht nicht; solch ein Wochengeschenk darf höchstens dreitausend Taler kosten. Aber ich will Ihnen was sagen: Gehen Sie zu den steinreichen jüdischen Damen, die haben viel Geld und werden sicherlich mit diesem Prachtstück gern Staat machen wollen."

Lächelnd gestand der Juwelier ein, daß ihm in der Tat zwei Damen schon mehrere tausend Taler mehr geboten hätten, und der Kaiser nickte freundlich: „Na, sehen Sie? was habe ich Ihnen gesagt?"

Und mit dem besten Danke für seine Aufmerksamkeit wurde der Juwelier verabschiedet.

Die Elsässerin.

In dem Sedan-Panorama in Berlin, das nach seiner Eröffnung großes Aufsehen machte und eine gewaltige Zugkraft ausübte, hatte Meister Anton von Werner den Speisesaal mit den Soldatenbildern im Frieden geschmückt. Natürlich beeilte sich alle Welt, diese künstlerische Großtat zu sehen, und eines Tages fuhr auch Kaiser Wilhelm vor.

Es war gerade Mittagszeit und Hunderte von Mittagsgästen saßen an den Speisetafeln. Beim Eintritt des Kaisers erhoben sich natürlich alle, aber wiederholt forderte sie der Kaiser in seiner herablassend liebenswürdigen Weise auf, sie möchten doch seinetwegen die Suppe nicht kalt werden lassen.

Nachdem der greise Monarch die Gemälde betrachtet hatte und sich dem Ausgange zuwendete, erwarteten ihn hier zwei der Buffetdamen in der Tracht der Elsässerinnen mit einer silbernen Bierkanne und einem Deckelglase. Die eine trat mit tiefem Knix heran und erbat sich die Gnade, dem hohen Herrn bei der Augusthitze ein Glas frisches Bier kredenzen zu dürfen. Dankend nahm der Kaiser die Erquickung entgegen, und nachdem er getrunken und das Glas zurückgereicht hatte, fragte er das junge Mädchen, in welcher Gegend des Elsaß sie daheim sei.

„Ich bin eine Straßburgerin, Ew. Majestät,“ entgegnete die niedliche Kleine, und nachdem er sie noch mehreres gefragt, äußerte er freundlich: „Es freut mich, zu hören, daß Sie wirklich eine Elsässerin sind, ich glaubte schon, Sie wären nur eine Spree-Elsässerin.“

Darauf falle ich nicht 'rein!

Nach der Besichtigung eines Regimentes wurde dem Kaiser Wilhelm ein Offizier vorgestellt, der ihm noch nicht bekannt war, und der Adjutant flüsterte dem Monarchen zu, daß derselbe soeben zum Rittmeister ernannt worden sei. Der leutselige Kaiser, der für jedermann ein liebenswürdiges Wort hatte, gratulierte dem Offizier zu seiner Beförderung.

Dieser war im höchsten Grade erstaunt und erfreut zugleich, denn er war tatsächlich noch lange nicht an der Reihe, zum Rittmeister aufzurücken. Da der Monarch ihm aber dazu gratuliert hatte, so war daran natürlich nicht zu zweifeln, und er teilte seinem Obersten die unerwartete Beförderung mit. Der Oberst, im höchsten Grade betroffen, eilte zu dem Adjutanten, und da stellte sich denn heraus, daß dieser den Offizier mit seinem wirklich zum Rittmeister ernannten Bruder verwechselt hatte.

Das war nun freilich eine böse Sache, aber nicht zu ändern. Wohl oder übel mußte der Adjutant dem Kaiser Mitteilung von seinem Irrtum machen, aber Kaiser Wilhelm lächelte und sagte nur: „Das hilft nun nichts, da ich dem Herrn einmal zum Rittmeister gratuliert habe, muß er's auch bleiben.“

Als sich aber später einmal eine ganz ähnliche Sache in Berlin wiederholte, antwortete der Kaiser dem Adjutanten scherzend: „Nein, mein Lieber, darauf falle ich nicht wieder 'rein.“

Der Schlafrock.

Ein Berliner Kaufmann, der in seinem Geschäft als Spezialität Schlafröcke führte, gedachte sich den Titel eines Hoflieferanten zu erwerben. Er ließ einen seidenen Schlafrock anfertigen von ausgesucht schöner und geschmackvoller Ausstattung und übersandte denselben dem Kaiser Wilhelm mit der untertänigsten Bitte um Verleihung des so heiß ersehnten Titels.

Der Kaufmann war der Gewährung seines Gesuches im voraus gewiß, das konnte angesichts des in der Tat wahrhaft prachtvollen Kleidungsstückes ja gar nicht fehlen. Er setzte sich daher auch schon gleich mit einem Maler in Verbindung, denn nun mußte ja auch sein Firmenschild geändert und das kaiserliche Hoflieferantenwappen möglichst prunkvoll darauf angebracht werden.

Aber o weh! An demselben Tage, an welchem ihm der Maler den Entwurf seiner Zeichnung vorlegte, die des Kaufmanns höchste Zufriedenheit erregte, kam die Antwort auf sein untertäniges Gesuch, und die lautete kurz und lakonisch: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke.“ Und da die Sache in den Kreisen des Kaufmanns keineswegs verborgen geblieben war, so hatte er zum Schaden auch noch den Spott, denn er mußte dem Maler den Entwurf anständig bezahlen und wurde dazu noch vielfach gehänselt.

Ein Jagdwunder.

Kaiser Wilhelm war, wie männiglich bekannt, ein großer Jagdliebhaber und vortrefflicher Schütze und folgte den Einladungen zu Jagdpartien, die von Besitzern großer Jagdreviere an ihn ergingen, stets mit großem Vergnügen.

Reich an Wild aller Art ist das Harzgebirge, dessen mittelalterlicher Name Hart schon so viel wie Bergwald bedeutet. Die dunklen Fichtenwälder, Jagdreviere ersten Ranges, gehören großenteils dem Grafen von Stollberg-Wernigerode. Dieser veranstaltete einst eine große Jagd und lud auch den Kaiser dazu ein, welcher, wie immer, der Einladung mit Vergnügen Folge leistete.

Die Jagd erwies sich nach ihrer Beendigung sehr ergiebig, es waren nicht weniger als achtundzwanzig Stücke Wild als von dem Kaiser erlegt, besonders gelegt worden.

Als man dies dem Kaiser meldete, sagte er zu seiner Umgebung mit feinem Lächeln: „Da ist ein Wunder geschehen. Ja, ja, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, sagt ja wohl schon Hamlet: Ich habe achtundzwanzig Stück Wild erlegt und doch nur fünfundzwanzig Patronen verschossen.“

Die Aufklärung dieses Jagdwunders ist jedoch nicht bekannt geworden.

Wiener Humor.

(Aus den „humoristischen Vorlesungen“ und andern Werken von Moritz Gottl. Saphir.)

Die ägyptische Finsternis bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Es gibt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existiert hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beispiel die „ägyptische Finsternis“, die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine ägyptische Finsternis käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie eine ägyptische Finsternis ist's jetzt, gottlob! wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands“; wenn sie jetzt lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands!“

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menschen zu suchen; jetzt gibt's gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf: hat Dio-

genes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, lieber Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Rätsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unsern Philosophen? Er war wenigstens faßlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie wie Diogenes sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich. Darum studiert man drei Jahre Philosophie; das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird bloß repetiert.

Eine ebenso abgeschmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Kulissenreißer. Überhaupt, wie kann Roscius ein großer Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, lieber Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die ägyptische Finsternis, daß Sie es nicht sehen. Das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsternis, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind. Ich habe Ihnen in dieser Finsternis einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsternis nicht alle Tage sieht.

Die ägyptische Finsternis ist die einzige ägyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Ägyptier haben es verstanden, ihre Finsternis einzubalsamieren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsternis gibt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese ägyptische Finsternis allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsternis ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsternis aber kann kein anderes Licht sein als Gas, denn die erste Gasart ist fixe Luft, und in unserer Finsternis muß man froh sein, wenn man wenigstens ein bißchen freie Luft fixiert hat.

Wenn man also die Finsternis beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe“, die „Gerechtigkeit“ und das „Glück“ sind drei glückliche Wesen, die nicht sehen; die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt. Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind, und das Glück ist auch blind. Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß das Glück blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß diese Liebe keine Liebe ist; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, so würde die Liebe sehen, daß dieses Glück kein Glück ist.

In der ägyptischen Finsternis waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur

nicht in den Tag hinein reden, sondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem andern um, und bevor eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten stockblind, die Verheirateten aber bloß staberlblind.

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann.

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten; das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge.

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz, und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht, wie seine Frau Nacht alle Tage mehr abnimmt. Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen; die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröten. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen.

Das menschliche Herz hat drei Naturreime: das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokalreim: wir haben ein Herz wie ein Herz, das ist aber ein Fastenreim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener gegen den der Berliner hat mir einen richtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Österreicher spricht alles in der längstvergangenen Zeit, der Preuße alles in der jüngstvergangenen. Der Österreicher sagt: „Ich bin spazieren gegangen.“ Der Preuße sagt: „Ich ging spazieren.“ Der Österreicher sagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße sagt: „Ich guckte sie an.“ Woher kommt dieser Unterschied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener mittags einen Fasan gegessen hat, abends scheint es ihm schon so lang, daß er keinen Fasan gegessen hat, daß er in der längstvergangenen Zeit sagt: „Ich hab' einen Fasan gegessen.“ Wenn der Berliner einen Fasanflügel ißt, so ist ihm vierzehn Tage nachher noch so, als hätte er ihn eben erst gegessen, und er sagt in der jüngstvergangenen Zeit: „Ich aß ein Fasanflügelchen.“

So spricht des Wieners Herz alles in der längstvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, so sagt er abends: „Ich hab' geliebt gehabt.“

Aber in der Liebe, verehrte Leser, gibt es jetzt überhaupt nur eine längstvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, ist längst vergangen. — Wenn mir jemand seine Geliebte vorstellt und sagt: „Das ist meine Zukünftige,“ so denke ich mir immer: das ist seine zukünftig vergangene Zeit.

Die Liebe ist blind, die Herzen der Männer aber sind so barmherzig, das jedes Herz seine eigene Blindenanstalt hat.

Die Liebe ist blind, und doch sagt man: „Die Liebe und die Zigeuner sehen im Finstern.“ — Warum sehen die Zigeuner im Finstern? Weil sie von der ägypti-

schen Finsternis herstammen. Die Finsternis ist also das Perspektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finsternis haben, die ägyptische und die europäische, so hat unsere Liebe ein ganz modernes Doppelperspektiv.

Nun sehen Sie, da sind wir schon wieder bei unserem Titel, bei der ägyptischen Finsternis, und was den Ochsen betrifft, verlassen Sie sich nur auf mich. Lassen Sie mich nur ein bißchen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochsen sein. Die Ägypter haben bekanntlich einen Ochsen angebetet; wir weichen etwas davon ab und beten bloß zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! Wie viel Mädchen beten nicht einen goldenen Ochsen, und wie viel Männer eine goldene Gans an? Am Ende nimmt der goldene Ochs die goldene Gans, und sie feiern die goldene Hochzeit; denn es ist ihnen sogleich, als hätten sie schon fünfzig Jahre zusammen gelebt.

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüste sich jeder Mann an jedem Sonntage zum Siebenjährigen und an jedem Ersten des Monats zum Dreißigjährigen Krieg.

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, ist ein Streich des Schicksals; wer die silberne Hochzeit feiert, der hat seine fünfundzwanzig glücklich überstanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage Hochzeitsfackeln an? Weil man schon bei der Hochzeit anfängt, finstere Gesichter zu machen! Wiederum eine Finsternis, die noch älter ist, als die ägyptische. — Die Ägypter in ihrer Finsternis hatten recht, die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O, ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlicheren Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist.

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, zum Beispiel große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete Redakteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen.

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsternis beleuchten kann? Nichts leichter als das. Man schlägt den Ochsen tot, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fett Lichter, man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne und beleuchtet sein Jahrhundert.

Man versuche aber einmal und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der ägyptischen Finsternis gelebt hat, daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die ägyptische Finsternis und der Ochs in ihrer Gunst gerechtfertigt, und:

> Ich sei, gewährt mir die Bitte,
> In ihrem Bunde der Dritte.

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.

Die Weisheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht im Schweigen und Wissen. Wenn ich nun schweigen wollte, so würden Sie wissen, daß ich ein — Weiser bin. Ein Weiser ist jemand, der einem etwas weist. Ein Weltweiser ist wie ein Wegweiser. Der Wegweiser sagt: „Das ist der Weg!" ohne daß er ihn selbst geht; ein Weltweiser sagt: „das ist die Welt!" er selbst hat aber keine Welt. Ein Weltweiser ist ein Uhrweiser, er will der ganzen Welt weisen, was an der Zeit ist, wenn es aber um und um kommt, so steht er auf demselben Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Weisheit besteht aus: Weltweisheit, Schulweisheit und Lebensweisheit. Früher ging die Welt in die Schule des Lebens, jetzt sucht das Leben die Welt in der Schule, darum tritt man aus der Schule ohne Welt in das Leben.

Die Griechen waren die ersten Philosophen der Welt, sie konnten es auch leichter werden als die Deutschen, denn sie brauchen weder griechisch noch deutsch zu lernen.

Früher ging die studierende Jugend aus schweren Prüfungen über in die Philosophie, jetzt geht unsere studierende Jugend aus der Philosophie zu schweren Prüfungen über. In Griechenland wurden Philosophie und Medizin verschmolzen, bei uns sind sie getrennt; die Philosophie bebaut den Acker Gottes, die Medizin den Gottesacker. Die Philosophie und die Medizin drücken dasselbe in verschiedenen Worten aus; die Philosophie sagt: der Mensch soll nur nicht viel ausgeben, die Medizin sagt: der Mensch soll nur viel einnehmen.

Der Tod schreibt zweimal an den Menschen, einmal durch die Philosophie, um ihn auf seine Ankunft vorzubereiten, aber er bestimmt weder den Weg noch die Stunde der Ankunft, sondern schreibt: „Das Nähere werde ich dir durch die Medizin melden." Dann schreibt er durch die Medizin und bestimmt die Zeit und die Art der Ankunft, ob er auf der Achse kommt, das heißt auf der Achse, um die sich die Medizin dreht, die Apotheke, oder ob er zu Wasser kommt, nämlich durch die — Hydropathie, die Wasserheilkunde.

Die Philosophie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Frauenzimmer; wenn sie keinen Grund mehr anzugeben weiß, fällt sie in Ohnmacht. Die Philosophen bewegen sich in einem ewigen Zirkel, und dennoch, wenn sie in einen ordentlichen Zirkel kommen, so wissen sie sich nicht zu bewegen, sondern verstecken sich da in alle vier Winkel.

Die Weisen suchen die Wahrheit, die Narren reden die Wahrheit, wer ist nun mehr Narr, der Weise, der etwas sucht, was jeder Narr ausplaudert, oder der Narr, der das ausplaudert, was die Weisen verschweigen? Sind die Weisen nicht rechte Narren, daß sie etwas suchen, bei dem der redliche Finder bestraft oder gebeten wird, es für sich zu behalten?

Wenn die griechischen Weisen jetzt lebten, wir würden sie alle für Narren halten. Wenn jetzt zum Beispiel Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, so würde man ihn, unnützen Lebenswandels wegen, aus der Schule fortschicken. Diogenes hat seine Weisheit alle Tage aus demselben Faß gezapft, unsere Philosophen zapfen alle Tage aus einem andern Faß. Unsere Philosophen philosophieren folgendermaßen: „Die Weisheit sucht die Wahrheit, die Wahrheit liegt im Wein, der Wein liegt im Faß, das Faß liegt im Keller, folglich muß man die Philosophie aus dem Keller holen. Es ist sonderbar, unsere Philosophen holen vom Wein und von der Wahrheit immer nur eine Halbe, und bekommen von beiden doch am Ende in gleichem

Maße nur einen Nebel. Die Heidelberger Philosophie ist deshalb so groß, weil das Heidelberger Faß so groß ist. Darum sind unsere Kellner wahre Philosophen, denn wie die Kellner verlangen auch die Philosophen von den Menschen immer mehr, als sie eigentlich schuldig sind.

Es ist sonderbar mit unseren Philosophen: sie suchen in jedem Felde neue Wahrheit, aber immer im alten Wein, und nur in einem Felde suchen sie die alte Wahrheit im neuen Wein, nämlich im Heurigen, im Lerchenfeld.

Der Weise Bias, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war zu seiner Zeit auch kein Narr. Er hatte zwei Sprüche, nämlich: „Lebe in beständiger Todesfurcht" und: „Von deinem Freunde borge so spät als möglich Geld." Herr Bias macht sich lächerlich, seine beiden Sprüche heben sich gegenseitig auf, denn eben, weil man alle Augenblicke fürchten muß, jetzt stirbt mein Freund, muß man sich so schnell wie möglich Geld von ihm leihen.

Es gibt nur eine große Schule des Schweigens: den Tod; es gibt nur eine große Schule der Beredsamkeit: das Schuldenmachen; und es gibt nur eine große Schule der Selbstverleugnung: das Schuldenbezahlen, denn da läßt man sich alle Augenblicke selbst verleugnen. Von den Toten soll man nichts als Gutes reden. Den berühmten Menschen gönnt man nur deshalb ewiges Leben, damit man ihnen nie etwas Gutes nachzusagen brauche. Das Lob, der Ruhm und die Anerkennung sind die Pensionen des Talentes, aber es ist mit ihnen umgekehrt, wie mit andern Pensionen: man genießt sie selten im Vaterlande.

Der weise Periander sagt: Zwei Dinge sind schwer, „Geheimnis bewahren und Frau bewahren". Periander war auch nicht recht gescheit, sonst würde er gesagt haben: „Bewahre das Geheimnis vor der Frau, so ist es wohlbewahrt." Aber wie man ein Geheimnis vor einer Frau bewahrt, das eben ist das große Geheimnis, und warum uns der weise Periander dieses Geheimnis verschwieg, das ist sein Geheimnis.

Wenn jemand von etwas sagt: „das kann ich nicht sagen," so fängt er schon an, es zu sagen; wenn jemand sagt: „das kann ich nicht glauben," so fängt er schon an, es zu glauben; und wenn jemand sagt: „ich besitze eine Geliebte, ich besitze ein Geheimnis," da hat er schon beide halb verraten. — Wer ein Frauenzimmer gewinnen will, der sage zu ihr: „In mir liegt ein großes Geheimnis, ich bin bloß sein Futteral, aber ich gebe das Geheimnis ohne Futteral nicht her;" dann nimmt das Frauenzimmer wegen des Geheimnisses auch das Futteral.

Die Frauen machen gern aus ihrem Herzen ein Geheimnis, die Männer gern aus ihrem Magen ein Geheimnis. Jede Frau will haben, daß der Mann ihr Herz erraten soll, jeder Mann will haben, daß die Frau seinen Magen erraten soll. Jeder Blick des Mannes soll sagen: „Herz, mein Herz, was willst du haben?" jeder Blick der Frau soll sagen: „Magen, mein Magen, was willst du haben?"

Auch im Erraten unterscheiden sich die Frauen zu ihrem Vorteil von den Männern. Die Männer erraten die Menschen nur, wenn sie sie hassen, die Frauen, wenn sie sie lieben. Unsere Männer machen es mit den Frauen wie die Rezensenten mit den Büchern: sie beurteilen sie, ohne sie zu kennen. Die Frauen machen es mit den Männern auch wie mit Büchern: sie überschlagen das ganze Buch und wollen bloß sehen, wie die Sache ausgeht. Im Herzen der Frauen ist die liebe Hausfrau, sie wird nicht gesteigert und bleibt wohnen; im Herzen der Männer wohnt die Liebe zur Miete, sie steigern sie so lange, bis sie ganz auszieht.

Die Männerherzen sind wie große Armeen. Wenn sie vorwärts marschieren und im Siege begriffen sind, werfen sie sich nur auf Hauptplätze und große Festungen; wenn sie im Rückzuge begriffen sind, nehmen sie jeden Gänsestall mit. Unsere Jünglinge sind wie die Brathühner; wenn sie so recht gebraten sind, so tragen sie auswendig unter einem Flügel den Magen und unter dem andern das Herz und die Leber; inwendig aber sind sie leer.

Die Männer sind selbst in der Liebe ein bißchen grob, die Frauen sind selbst im Hasse artig. Ein Frauenzimmer ist wie ein Brief; wenn ein Brief auch noch so grob ist, so fängt er mit einem Kompliment an und hört mit einem Kompliment auf. Wenn das ganze Frauenzimmer auch sonst gar nichts von uns wissen will, den Kopf und den Fuß zeigt sie uns immer von der schönsten Seite. Die Ehe selbst betrachten die Frauen als das letzte Avancement der Liebe, bei den Männern hingegen wird in der Ehe die Liebe bloß mit erhöhtem Charakter in Ruhestand gesetzt.

Was die Männer an den Flitterwochen abgekürzt haben, das haben sie an den Flegeljahren zugelegt. Jede Partie ist vor der Heirat eine einfache Partie, nach der Heirat wird eine Partie à la guerre daraus. Bei dieser Partie gewinnt aber der, der sich am besten verläuft.

Es gibt Mädchen, gegen die das Schicksal nur einmal Partie genommen hat. Wollen sie eine Landpartie machen, so regnet es; wollen sie eine Schlittenpartie machen, so taut es; wollen sie eine Whistpartie und eine Partie überhaupt machen, so fehlt ihnen der Mann und Strohmann. Aus Überdruß ergreifen sie endlich die eigene Partie und machen alle zusammen eine Konterpartie gegen das Schicksal und gegen ihre Schicksalsmänner und gegen ihr Männerschicksal. Die Ehe ist das Grab der Liebe, sagt man; das ist ganz richtig, denn jeder bekommt sogleich sein Kreuz; allein auf diesem Grabe kann man nicht lesen: „Hier ruhen sie."

Gegen die häuslichen Leiden der Frauen gibt es keine heilenden, aber doch schmerzstillende Tropfen: die Tränen; und gegen die häuslichen Leiden der Männer gibt es nur ein großes Heil- und Linderungspflaster: das — Straßenpflaster.

Ein anderer Weiser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Pittakus, sagt: „Handle recht und schließe mit der Zeit ab!" Wenn der weise Pittakus auf die Börse gegangen wäre, so würde er gesehen haben, daß der nicht recht handelt, der auf Zeit abschließt. Allein Pittakus ging nicht auf die Börse, und darum allein war er schon der weise Pittakus.

Die griechische Weisheit bestand in „viel Wissen und wenig Handeln". Unsere Weisheit besteht darin: von nichts wissen und mit allem handeln. Die ganze Welt scheint jetzt aus der Schule des Aristoteles zu kommen, denn der weise Aristoteles lehrt: „Die höchste Blüte der menschlichen Vernunft ist die Spekulation."

Das Echo der Liebe ist die Dankbarkeit. Sie tönt nicht aus flachen, sondern nur aus erhabenen Herzen zurück, und doch ist sie nicht bloß ein Echo, denn sie gibt nicht wie die Luft bloß einen Teil des Empfangenen zurück, sondern sie erstattet es wie die Erde zehnfach wieder. Nur die Toten gibt die Erde nicht zehnfach zurück, und das ist ein Glück, denn sonst könnte uns das Unglück passieren, daß uns die Erde die sieben Weisen Griechenlands plötzlich als siebzig Narren Deutschlands wieder erstehen läßt, und das würde uns sehr überraschen, denn unsere Philosophen sehen nicht bloß aus, als wenn sie aus der Erde kämen, sondern auch, als wenn sie vom Himmel gefallen wären.

Ein gemütlicher Abend.

Ich war in einer sehr bösen Laune. Es steckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, sollte ich zum Arzt oder zum Schreibtisch gehen.

Ich hatte fest beschlossen, damit heute abend allein und zu Hause zu bleiben, denn mit bösen Launen muß man nicht unter Menschen gehen, wenn man nicht noch obenein ausgelacht sein will. Ich sagte also zu meinem Joseph: „Heute abend bleib' ich zu Hause, du wirst Tee, Erdäpfel mit Butter und Hering bereiten, mir einen Wegweiser durch Wien, eine Karte vom Rhein auf den Tisch legen und einen Strick zum etwaigen aufknüpfen an die Wand hängen."

Somit war alles schön eingeleitet, da kam ein Brief. Der war aus der Alservorstadt, von der Frau Randhoferin, verwitwete Partikulierin, und enthielt nichts als eine dringende Einladung zu einer Partie Whist.

Frau Randhoferin war allmählich Witwe von zwei Männern geworden, deren jeder ihr zwei Töchter und für jedes dieser Kinder die Kleinigkeit von mindestens zehntausend Gulden Heiratsgut hinterlassen hatte. Sie selbst stand noch in den besten Jahren und wäre vielleicht nicht abgeneigt gewesen, noch einen dritten Mann glücklich oder unglücklich zu machen, je nachdem. Von ihrer Schönheit will ich weiter nicht reden; eins aber ist sicher: sie hatte eine sehr schöne Hand. Das wußte sie auch, und es war immer die Hand, welche sich stets mit ins Gespräch mischte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tischabstäuben oder mit Lockenzurechtlegen oder am liebsten mit und beim Kartenspiel. Sehr natürlich, denn beim Whistspielen hat die Hand freie Hand, sich zu produzieren, beim Abheben, Mischen, Stichedecken, Karten zusammennehmen usw.

Außer dem Kartengeben wußte aber diese Hand vom Geben gar nichts, am wenigsten vom Tafelgeben. Wenn also eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whistpartie kam, so stand in meiner Phantasie ein gemütlicher Abend voll Unterhaltung mit Händen, die nichts mitbringen und nichts in die unseren legen, als sich selbst und sonst nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durst und für sonstige unerläßliche Leidenschaften des menschlichen Lebens. Als Hintergrund stand nur die Tochter Johanna mit ihren blauen Augen, die deutlich sagten: „Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, heißen Hoffnung und Genuß; genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!"

Und ich ging und hoffte.

Ich küßte die Randhoferische Hand und dachte dabei an die Hand Johannas, die mir eben einen Sessel zwischen sich und die Mutter hinschob, den ich auch sogleich einnahm. „Wir haben schon auf Sie gewartet," sprach Madame, „hier Herr Gröbel und Madame Ritzinger." Ich machte mein Antrittskompliment.

Herr Gröbel war einer jener auserlesenen Menschen, die davon leben, daß sie einem die Haut abziehen und den andern damit bekleiden, d. h. er war ein Kürschner. Er war ein sehr dicker Mann mit ganz kleinen, stumpfen, fetten Fingerchen und mit dem Sprichwort: „Ei du mein Zobelchen!" Madame Ritzinger war eine Zimmervermieterin und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß sie etwas hart hörte und sehr laut schrie. Mich selbst kennt der Leser, und so kennt er die ganze Whistpartie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Die Karten wurden gebracht, und Madame Randhofer bemächtigte sich des Geschäfts, sie zu mischen, um dabei ihre schöne Hand mit im Spiele zu haben. Diese

Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechselvollen Daseins und eben dadurch eine solche gegenseitige Anhänglichkeit aneinander gefaßt, daß man sie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis sich Carreaubube von der Herzdame losriß. Vom Schicksal mürbe gemacht, verloren sie auch viel von der angeborenen Festigkeit ihres Charakters und nahmen eine Gemütsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Mischen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld und mit einer Nachbarin wie Johanna überwindet man aber manches!

Endlich war das Mischen beendet, und das Spiel begann. Vorher aber gab es noch einen Streit um die Frage: Wie hoch spielen wir? Es war jedem recht, wie der andere wollen möchte, selbst Herr Gröbel sagte: „Ei du mein Zobelchen! Ich meine, was Sie meinen," bis endlich Frau Randhofer zu dem Vorschlag kam: „Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen; was meinen Sie, Herr Saphir?"

„O ja," sagte ich, „ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen; o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig."

Auch das war also abgemacht, und nun begann das Spiel wirklich.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens von acht und neun Jahren, und ein Mädchen von Madame Ritzinger von sieben Jahren eingefunden und hatten an drei Tischecken Posto gefaßt. Auch kamen in ihrer Begleitung ihre Hausmöpse Billi und Fidel mit, welche sich auf dem Schoß der Madame Ritzinger und des Herrn Gröbel ansiedelten, und die Vorderfüße auf den Tisch stellten, als wollten sie um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Wenn ich, um den Schauplatz ganz klar zu machen, noch mitteile, daß die Beleuchtung auf dem Tische von zwei Leuchtern ausging mit einem schon halb verbrauchten und einem noch ungebrauchten Licht, so ist nur noch zu erwähnen, daß zu beiden auch eine Lichtschere gehörte, die wohl aus dem eisernen Zeitalter herstammte und völlig defekt war, so daß man häufig die Naturlichtschere, nämlich die zwei Finger, zu Hilfe nehmen mußte, dann ist der Leser hoffentlich völlig im klaren.

Ich hatte die Vorhand. Ich spielte Treff Drei aus, und da ich die Gewohnheit habe, beim Whistspiel alle Karten laut zu nennen, sowohl die, welche ich spiele, als auch die, welche die andern spielen, so rief ich nach dieser Gewohnheit laut: „Treff Drei!" Ähnlich hatte Frau Randhofer, die sehr kurzsichtig war, die Eigenheit, das sie jedesmal fragte: was ist gespielt? und dann die gespielte Karte vom Tisch nahm, sie vor die Augen führte, laut benannte und wieder niederlegte. So fragte sie, nachdem ich ausgespielt: „was spielen Sie?" nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!" Die schwerhörige Madame Ritzinger rief: „was sagt Madame Randhofer?" und ich schrie: „Sie sagt Treff Drei!" — „Treff Drei?" wiederholte Madame Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut sagte: „Treff Neun!" Herr Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?" und gab Treff Dame, worauf ich sagte: „Treff Dame!" Madame Randhofer fragte: „Was ist gespielt worden? Treff Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgespielt?" Darauf nahm sie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Ist die Dame zu nehmen?" Ich fragte ironisch, indem ich Johanna die Hand drückte: „welche Dame?" Madame Ritzinger fragte: „Was sagt Madame Randhofer?" Ich schrie: „Ob die Dame zu nehmen ist?" Sie entgegnete: „Ob die Dame zu

nehmen ist? Freilich ist die Dame zu nehmen!" Darauf warf Madame Randhofer Treff König zu und wollte den Stich einziehen; allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber seinerseits der Mops Einspruch tat, der auch schon seine Pfoten danach ausstreckte. Endlich zog Madame Ritzinger den Stich an sich, nachdem sie ihrem kleinen Ebenbilde einen starken und dem Mops einen zarten Klaps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor sich. Jeder Stich wurde zuerst einzeln ausgerufen, besprochen, hin- und hergezogen, ein Kind oder ein Hund mischte sich drein, und ein Klaps endigte die interessante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Madame Randhofer mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!" Das war leicht gesagt, aber schwer erfüllt. Ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die ausgediente Lichtschere mit List und Gewalt bei einem Ende erwischen und dann erst mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtschere und die gefallene Schnuppe aus der Affäre ziehen. Herr Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Versuche mit der Naturlichtschere und putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein schwarzer Verdacht sodann auf die von ihm ausgespielte Karte überging.

Ich sah den Moment kommen, wo er mit seinen Stumpffingern das Licht auslöschen wird, und hatte auf diesen Fall eine Haupt- und Staatsaktion vorbereitet.

Richtig, Madame Randhofer hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingestochen, als Herr Göbel das Licht putzte und es auslöschte. In diesem Moment hatte ich auch das meinige gelöscht, und die ganze edle und liebenswürdige Partie saß im Stockfinstern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitspieler zuerst darauf bedacht waren, ihre Kasse in Sicherheit zu bringen und mit der einen Hand sie zu bedecken. Indem ich mich damit beschäftigte, meiner Herzdame zur Linken einen süßen Stich von den Lippen zu pflücken, riefen alle einstimmig: „Licht! Licht!" Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpse, diese heulten, der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpse, Karten und Kasse wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb sieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber gespielt! Die große Zusammenrechnung kam, ich hatte dreizehn schwarze Groschen an Madame Randhofer, und Herr Gröbel neun dito an Madame Ritzinger zu bezahlen, woraus ersichtlich ist, daß Kürschner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer sind.

Indessen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht! Sie hatten nämlich mitunter auch Küche gespielt, Brotkrumen, Wasser u. dergl. genommen und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpse wollten auch an Aufmerksamkeit nicht zurückbleiben und zernagten meine Handschuhe, die aus dem Hute auslogiert und auf die Erde geworfen waren.

Madame Randhofer tröstete mich über den Verlust von dreizehn schwarzen Groschen und sagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!"

„Ach!" sagte ich neubelebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn schwarze Groschen hereinbringen werde?"

Unterdessen war es spät geworden, ich mußte dreizehn schwarze Groschen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche lassen, um Madame Ritzinger nach Hause zu begleiten. Es war ein Katzensprung! von der Alservorstadt bis nach der St. Marxerlinie!

Ich wollte einen Wagen nehmen, das litt sie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und sie wüßte, ich bin sehr galant.

Das sind die Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte sie wohlbehalten in ihre Heimat und versprach ihr, sie recht oft zu besuchen, denn sie meinte: „es sei ein kleiner Spaziergang!"

Der zweideutige Regenschirm.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich an zu regnen.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens, weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein bißchen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt. Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter mich tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an.

Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genötigt war, in ein Haustor zu treten und mich, wie man hier sagt: unterzustellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden. Zeuge dessen: der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabeth darüberspaziere; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig; so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der X-Gasse. Der Leser kann nicht fehlen, denn über dem Hause steht alle Abende, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild der Spika.

Ich stand im Tor und sah zum Himmel empor, denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwischen mir und dem Himmel, ein Fenster gegenüber und an dem Fenster — ach! an dem Fenster! — Nun meint der Leser gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenster ein weibliches Wesen usw.", nicht wahr? das meint der Leser?

Es ist auch wahr, und an dem Fenster ein weibliches Wesen. Ein weibliches Wesen, wie soll ich es gleich schildern? Lieber Leser, schildere sie dir selbst, nach eigenem Belieben, ich bin mit allem zufrieden. — Wie du sie schilderst, so soll sie gewesen sein.

Sie saß am Fenster und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit dem Kanarienvogel? Nein! — Ich will die Leser nicht täuschen. Ich bin in diesem Augenblicke Historiker und nicht Romantiker! Ich gebe historische Wahrheit! Sie saß am Fenster und spitzte sich die Nägel.

Ich sah hinauf, sie sah herab, es war richtig; wir sahen uns, wir liebten uns, wir schwuren uns ewige Treue! Alles durch Physiognomik.

Die Scheibe! Die Fensterscheibe! Die verfluchte Fensterscheibe genierte mich gewaltig. Der Mensch traue nie einer Fensterscheibe! Ein Mädchen hinter der Fensterscheibe ist ein ganz anderes Wesen, als ohne die Fensterscheibe. Die Glasermeister haben die größten Illusionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fensterglas bringt die größte op-

tische Täuschung hervor. Man traue dem Frieden nicht, bevor sie das Fenster aufgemacht hat.

Sie machte das Fenster auf. Ach, welche Schönheit!

Sie sah zum Himmel empor und dann zu mir. Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte sie das Fenster wieder zu. Warum machte sie das Fenster wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leser wissen jetzt gleich alles, man kann sie gar nicht mehr überraschen.

Sie sah wieder herab, auf einmal sprang sie auf, eilte vom Fenster weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In diesem Augenblick kam die beflügelte Iris, oder um deutlicher zu sein: ihr Stubenmädchen über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein sendet Ihnen hiermit einen Regenschirm!" — Sagt's und verschwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein selbst zu überbringen."

Man sage, was man will, die Frauenzimmer sind liebenswürdiger als die Männer, auch sogar wie ich! Und sie wissen mit solchem Anstand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen sind.

Am andern Tage, es war gerade den Tag darauf, es war sehr schönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterschied: gestern und heute! Gestern ging ich im Regen ohne Regenschirm, heute im Sonnenschein mit einem Regenschirm! Die Natur ist reich an solchen sinnigen Gegensätzen.

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Türe und klopfte: „Herein!" rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie saß am Fenster — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenschirm.

„Fräulein," sagte ich und korrigierte mich sogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!" Hier wartete ich, um den Effekt dieser brillanten Einleitung abzuwarten. Sie machte keinen Effekt. Aha, dachte ich, zieh' das witzige Bramsegel ein und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder:

„Verehrteste Holde, wie glücklich, wer nach Lebenssturm und aus des Daseins Wolkenhimmel sich auf die glückliche Sonnenterrasse eines empfindenden Herzens flüchten kann!"

Ich endete wieder, um die Wirkung dieses empfindsamen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, schroff, unzugänglich. Diese Heuchelei verdroß mich. Mir den Regenschirm zu schicken, mir sozusagen auf gut regenschirmerisch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!" und so die Spröde zu spielen!

Ich versuchte noch einige Anläufe; alles vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen."

Das war zu arg. Ich entschuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft und ging endlich soweit, ihr zu sagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen." Sie sprang auf, eine edle Röte überflammte das holde Gesicht, und sie sprach: „O ihr eitlen Männer! So wissen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so unleidlich, so zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenschirm zu senden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!"

Daß ich bei dieser Anrede ein verteufelt dummes Gesicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zusammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein, was hat Sie denn genötigt, am Fenster zu bleiben, wenn Ihnen mein Gegenüber so verhaßt war?"

Sie machte einen spöttischen Knix und sagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr, wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle mich Ihnen!" und damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer.

Ich machte rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historia nieder, zur eigenen öffentlichen Selbstgeißelung und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämtlicher Mannspersonenwelt.

Der Sommersprossentag.

Es gibt Tage, an denen man gerade kein Unglück, aber doch tausenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erlebt; Tage, an denen unser Genius mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen, an denen einem alles in die Quere geht. An solchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Fleckchen haben; Tagen, die sozusagen Sommersprossen haben; an einem solchen Sommersprossentag soll der Mensch nichts Wichtiges unternehmen, denn es begegnen einem dann eine Unzahl kleiner Unfälle und Undinge, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigste Natur zerfressen.

Es war ein solcher Sommersprossentag, als ich von meinem Quartier in der oberen Bäckerstraße in den Prater spazieren ging. Beim Aufstehen hatte ich den Fuß in das Bettlaken so verwickelt, daß mein Bedienter die Entwickelung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hineinfiel, ich trat stark auf, tat mir weh und zertrat das Knöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir mein Glas Trinkwasser brachte, und wurde naß von oben bis unten. An der Kaffeemaschine war das obere Sieb verstopft, der Spiritus war gerade ausgebrannt, und die Milch gerann. Gleich nach dem Frühstück kam der Friseur und verbrannte mir die Schläfe, der Barbier schnitt mich in das linke Ohrläppchen usw. Kurz, ich entschloß mich, zu entfliehen und einen Spaziergang in den Prater zu machen.

Ich schlug die Gangtür hinter mir zu, und siehe da, ich hatte den Schoß meines Überrocks eingeklemmt. Ich suchte in der Tasche nach dem Schlüssel, ich hatte ihn auf dem Tisch liegen lassen. Ich stand da und wußte mir nicht anders zu helfen, als den Überrock auszuziehen, ihn hängen zu lassen und einen Schlosser zu rufen, der öffnen mußte. Zum zweitenmal verließ ich dann meine Wohnung. Am Tore wollte ich meine Handschuhe anziehen, ich hatte sie oben niedergelegt, stieg wieder hinauf und holte sie.

Als ich die Treppe hinabstieg, trug jemand einen Sack Mehl in das obere Geschoß, streifte an mich an, und so mußte ich wieder hinaufsteigen. Da bürstete ich mich vollends rein ab und verließ meine Wohnung zum drittenmal. Am Ausgang des Hauses stand der Hausmeister und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Überschuh an!" Mit schafmäßiger Geduld stieg ich wieder zu mir selbst in die Höhe, zog den Überschuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in die Straße kam, sah ich eine bekannte Dame mir entgegen kommen. Recht graziös will ich an ihr grüßend vorüber, da sehe ich nicht, daß vor mir Holz zerkleinert wird, stolpere und falle auf den Holzstoß. Mich aufraffend und Reißaus nehmend, renne ich gegen einen

Träger, der mir ein: „Na, der Lümmel!" entgegen schleudert. Ich machte gar keinen Versuch, ihn zu besänftigen, sondern flüchtete in einen Durchgang zwischen den Häusern.

In der Eile des Durchflugs blieb mein Rock hängen, ich wandte mich rasch um und prallte gegen ein Mädchen, das ein weißes Kleid auf einem Stab trug, so daß es gegen die Wand und das Kleid zu Boden geschleudert wurde. „Na," sagte das Mädchen, „können's die Geschicklichkeit schon lange?" Wie ein gejagtes Reh entfloh ich und erreichte glücklich das sogenannte Lorenzotürl, ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzobergl, wo eben gebaut wurde, mir gerade vor der Nase ein langer Querbalken aufgezogen wurde und ich an fünf Minuten lang warten mußte.

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte in der einen Hand den Regenschirm balancieren und mit der andern den Hut auf dem Kopfe festhalten. Auf der Mitte der Brücke, die ich zu überschreiten hatte, begegnete mir ein Mann mit einem Schirm und die Hand ebenfalls am Hute festgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen und wichen mehrmals nach derselben Seite, ehe wir uns loswerden konnten.

Da reißt mir der Wind den Hut von dem Kopfe und wirbelt ihn der Jägerzeile zu. Ich dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade vor die Füße eines mir entgegen kommenden Mädchens getrieben. Ich stürze mich zu dem Hute vor ihre Füße. Sie erschrickt, springt seitwärts und stößt den Äpfelstand einer Händlerin über den Haufen, stolpert selbst, und da liegen wir, ich, der Hut, die Äpfel, das Frauenzimmer, und die Händlerin steht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind gesprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Händlerin zählt die Häupter ihrer Äpfel, das Mädchen bringt seinen Anzug in Ordnung, ich stammle Entschuldigungen und mache mich davon.

Bei dieser Affäre war mein Schirm zu Schaden gekommen, und ich mußte mit der Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu schützen, und wenn ich in die Höhe sah, hätte ich durch Löcher und Ritzen den Lauf der Gestirne beobachten können, wenn sie am Himmel gestanden wären. Als ich um eine Ecke bog, stülpte der Wind das Schirmdach ganz und gar um. Ich klammerte mich an den Stock und wurde von dieser Maschine mit fortgezogen, so daß das Ganze ausgesehen haben muß wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes riß uns mitten in eine Herde Ochsen hinein, die gerade von den Weißgerbern herübergetrieben wurde, welche stutzig über diese Erscheinung ehrfurchtsvoll auseinander ging und uns durchließ.

Im Anfang der Praterallee pauschte ich meine Montgolfiere zusammen, denn der Regen hatte aufgehört, und ich nahm meine Brille herab, um sie mit dem Taschentuche zu trocknen. Ungeschickterweise aber zerbreche ich das rechte Glas, welches sogleich in drei Teilen zu Boden fällt, muß also nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortspazieren. Über all dies Mißgeschick schließlich herzlich lachend, wende ich mich zur Seite um, wo gerade ein langer, finsterer Mann an mir vorübergeht, der nicht anders glaubt, als ich lache über ihn, und im Begriff ist, Händel mit mir anzufangen. Ich beruhige ihn, und mein besserer Genius führt einen leeren Fiaker vorbei.

Ich rufe ihn an, und der Kutscher will absteigen und den Schlag öffnen. Ich rufe ihm zu: „Bleib' nur sitzen!" reiße den Schlag auf und will flink hineinspringen, gleite aber von dem nassen Tritt ab, schlage mir das Schienbein wund und zugleich das Fenster an der Wagentür ein. Endlich sitze ich. „Rasch!" rufe ich dem Kutscher zu, und er peitscht auf die Pferde los. Am Anfang der Jägerzeile aber fällt ihm auf der schlüpfrigen Straße ein Pferd und will sich nicht wieder erheben. In einem Nu setzt sich ein Anflug von Gassenjungen um den Wagen an. Mehrere Kollegen kommen dem Kutscher zu Hilfe, aber es nützt alles nichts, und ich bin genötigt, mit einer zerbrochenen Brille, einem umgekehrten Regenschirm, einem wunden Schienbein, unter dem Lachchor der Straßenjungen auszusteigen.

Ich retirierte mich ins Gasthaus zum weißen Roß, wo ein Freund von mir wohnte, und klopfte bei ihm an.

„Wer da?"

„Ich!"

„Verzeihen Sie, ich kann Ihnen jetzt nicht aufmachen." —

So ging ich denn wieder fort und nahm einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weiteren Unfall nach Hause kam.



Berliner humor.

Wilhelm Tell in Posemuckel.

(„Lustige Werke" von David Kalisch)

Eben stopfte sich der Bürgermeister Kriesewenzel seine zweite Morgenpfeife, als der Polizeidiener den Theaterzettel brachte.

Da stand es denn groß gedrückt:

„Heute, Posemuckel, den 18. Oktober; zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig, für Freiheit, Recht und Deutschlands Einheit: Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Aufzügen. — Der Unterzeichnete hat kein Opfer gescheut, dem hochverehrten Publico einen genußreichen Abend zu verschaffen. Der Inhalt des Stückes ist ebenso unterhaltend als lehrreich. Wilhelm Tell, Demokrat vom reinsten Wasser und Präsident des Bürgerwehrklubs im Kanton Uri, schließt sich, trotz zahlreicher Familie, der Bewegung der Zeit an und legt sich selbst auf den Altar des Vaterlandes. Geßler, ein Mann der Junkerpartei, unterdrückt als solcher jede freiere Richtung und stirbt mit den Worten: Das ist Tells Geschoß! in einem von dem Theatermaler eigens dazu verfertigten Hohlwege. Um zahlreichen Zuspruch bittet Strufke, Theaterunternehmer."

„Daß ihn siebenundsiebzigmal der Teufel hole, den verwünschten Komödianten!" fluchte Kriesewenzel mit kirschrotem Gesicht. „Auf der Stelle soll er herkommen, der Schlummerkopf und das Schandstück mitbringen!"

Eiligst verließ der Polizeidiener das Amtslokal, stürzte über den Markt und erreichte bald „Die schwarze Taube", in deren oberen Räumen die Bretter, so die Welt bedeuten, aufgeschlagen waren.

Was gibt es? fragte ein kleiner, untersetzter Mann, dessen gelbes Gesicht einen Faltenwurf zeigte, der jeder Toga Ehre gemacht haben würde.

„Sie sollen gleich zum Bürgermeister rüberkommen und den Schlummerkopf, den Wilhelm Tell, mitbringen."

„Da haben wir's," rief der Erschrokkene, „da haben wir die Bescherung; das kommt aber von Ihren Annoncen, Bosenberger. Sie haben schon wieder den Namen Schiller weggelassen!"

„Aber Herr Direktor!" versetzte der Regisseur Bosenberger, „sowie die Posemuckler den Namen Schiller lesen, wird es gepfropft leer. Von dem Manne haben sie, sagen sie, schon alles aus der Leihbibliothek gelesen."

Ohne jedoch diese Antwort abzuwarten, hatte sich Strufke bereits auf den Weg

gemacht, und in wenigen Minuten stand er mit dem verlangten Buche vor der Spitze der Posemuckler Obrigkeit.

„Was besagt § 1, 2 und 3 der neuen Theaterordnung?" herrschte ihm Kriesewenzel entgegen, nahm einen dicken Quartband von seinem Schreibtisch, schlug das betreffende Gesetz auf und las: „§ 1. Keine öffentliche Theatervorstellung darf ohne ausdrückliche Erlaubnis der Behörde stattfinden. § 2. Dem Gesuche zur Darstellung muß die Einreichung des zur Aufführung bestimmten Stückes vorangehen. § 3. Die Behörde prüft demnächst, ob nach den hierüber vorhandenen Bestimmungen sicherheits- oder sittenpolizeiliche Bedenken der beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen, und wird, je nach Befund, die Erlaubnis erteilen, versagen oder von Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen. — Haben Sie die Erlaubnis eingeholt? Ist mir das Stück eingereicht? Hab' ich geprüft und befunden? Antworten! Reden!"

„Es ist ja der Wilhelm Tell, Herr Oberbürgermeister, das alte bekannte Schauspiel vom seligen Herrn von Schiller!" bemerkte schüchtern Strufke und überreichte dem Bürgermeister den sechsten Band von Schillers sämtlichen Werken.

„Faxen! Faxen!" entgegnete Kriesewenzel, auf das Titelblatt weisend, „hier steht es schwarz auf weiß: Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung 1848. Ist also in dem tollen Jahre gedruckt und wird auch wohl danach sein."

„Eine neue Ausgabe, Herr Bürgermeister —"

„Ausreden, nichts als Ausreden," meinte Kriesenwenzel. „Und," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er in dem Buche geblättert und gelesen, „hier sehen Sie her, ist ja reiner Aufruhr: „Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte schwindet, andere Zeiten kommen!" und: „Solches Regiment muß Haß erwerben!" und: „Wir könnten viel, wenn wir zusammenhielten!" — das sind ja alles Stellen aus den Kommunisten-Kongressen, das sind ja —"

„Entschuldigen Sie, Oberbürgermeister," wollte Strufke unterbrechen —

„Machen Sie mir kein X für ein U," rief aber der Bürgermeister, „die Sachen kenne ich! „Was Hände bauten, können Hände stürzen!" Kann das auf etwas anderes gehen, als auf die vielen Klöster und Kirchen und Kasernen in Berlin?"

„In Berlin?" wiederholte mechanisch der starr gewordene Direktor.

„Nu, versteht sich!" meinte Kriesewenzel, weiter blätternd. „Hier haben Sie's: „Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?" Das ist doch Berlin! Das ist klar wie Kloßbrühe; nichts wie Anspielungen und versteckte Ausfälle! Lehren Sie mich die demokratischen Theaterdichter nicht kennen. Das ist alles so schlau angestellt; wenn man das Zeug liest, merkt man gar nichts, aber des Abends, wenn die Schauspieler in die Rage kommen, wenn so was mit der richtigen Handbewegung und dem obligaten Fußtritt deklamiert wird, wie zum Beispiel hier: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?" da weiß ja jeder, was gemeint ist, und der Skandal geht los!"

„Ist es die Möglichkeit!" stöhnte angstvoll der Schauspieldirektor, „und für drei Taler zwanzig Silbergroschen Billette sind schon verkauft, und meine Frau meint, es wird heute die beste Einnahme im Orte!"

„So kann das Stück nicht bleiben," bedeutete streng Kriesewenzel.

„Aber ich will mir ja gern jede Änderung gefallen lassen," flehte Strufke.

„Wollen sehen, was sich machen läßt!" sagte der durch die Demut des Schauspielers geschmeichelte Stadttyrann. „Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie. Ich will versuchen, Ihnen einige Proben zu geben, wie das Ganze geändert werden muß."

Strufke nahm den dargebotenen Stuhl, setzte sich an das Bureau, ergriff die Feder und schickte die sehnsüchtigsten Blicke der Erwartung nach dem zusammengekniffenen Munde der Obrigkeit.

„Ist gar nicht so schwer, wie sie denken!" hob der Bürgermeister an. „Läßt sich alles machen, lieber Mann! Zum Beispiel hier diese Stelle: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!" In dem ganzen Satze ist eigentlich weiter nichts Gefährliches, als das „Volk von Brüdern". Das erinnert an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und so weiter. Das geht nicht. Nehmen Sie die „Brüder" raus und setzen Sie ganz einfach einen andern, weitläuftigern Verwandtschaftsgrad —"

„Wir wollen sein ein einig Volk von Onkeln, in keiner Not uns trennen und Gefahr?" fragte Strufke schreibend.

„Ja wohl, da haben Sie's! Das ist schon viel besser," meinte Kriesewenzel, „und dann hier: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!" Das ist viel zu stark! Wir wollen uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen, — da sind die Schutzleute gemeint, das soll das Vertrauen zur Obrigkeit erschüttern; da muß nun gerade das Gegenteil gesagt, vielleicht eine kleine schmeichelhafte Anspielung auf den Herrn Kultusminister gemacht werden."

„Wir woll'n vertrau'n auf Seine Exzellenz den Herrn Kultusminister und uns nicht fürchten vor dem höchsten Gott!" fragte der Theaterdirektor.

„So ist's richtig!" schrie Kriesewenzel. „So ändern Sie das ganze Ding, und es kann im Berliner Schauspielhause aufgeführt werden. Aber nun gehen Sie nach Hause und lassen Sie gleich den Theaterzettel umdrucken, denn der muß auch danach sein."

Der Theaterdirektor eilte nach seiner Wohnung in der schwarzen Taube, besprach mit seinem Regisseur Bosenberger die Angelegenheit, und beide setzten sich dann hin, um im Schweiße ihres Angesichtes Schillers Wilhelm Tell umzuarbeiten, das heißt alle diejenigen Stellen zu ändern, die nach der Ansicht des Posemuckler Oberhauptet für die öffentliche Sicherheit gefährdend hätten gehalten werden können.

Eine Stunde später klebte an den Ecken Posemuckels folgender Zettel:

„Heute, den 18. Oktober, „Wilhelm Tell", vaterländisches Drama in 5 Akten von Friedrich Baron von Schiller, Hofrat Sr. Hoh. des Großherzogs von Weimar. — Wenn ein Dichter, wie Schiller, einen Stoff wie diesen, in einer Zeit wie diese behandelt, wo das warnende Schauspiel trostloser Volksverblendung uns vorgeführt wird, so glaube ich einem hochgeehrten Adel und geehrten Publiko einen genußreichen Abend zu verschaffen, wenn ich dieses Trauerspiel nach dem Original aufführe, wie der Dichter es selbst geschrieben. In Wilhelm Tell sehen wir den größten schleichenden Intriganten, den noch die Bühne gezeigt hat. Seine Worte, wenn er mit sich allein spricht, atmen verwüstetes Familienglück und heuchlerische Tücke. Herr Regisseur Bosenberger hat diese Rolle aus Gefälligkeit übernommen und wird sie mit gründlicher Wahrheit durchführen. Ich selbst spiele den Geßler und mache namentlich auf meine Ermordung aufmerksam. Eine herzzerreißende Szene. Tell wird zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, mein Nachfolger jedoch, ein milder und gerechter Herrscher, erläßt ihm ein Jahr von seiner Strafe. Ein glänzendes Feuerwerk wird das Ganze beschließen. — Strufke, Theater-Unternehmer.

Schultze beim Eskimo.

(Nach David Kalisch.)

Es war am vorigten Sonntag.

Ins Opernhaus kriegt schonst lange kein Mensch kein Billjett nich, wenn er es nich schonst am Sonnabend vom Billetthändler hat, also ging ich zu dem Eskimo in der Friedrichsstraße.

Ich entfremde mir an der Kasse von vier gute Froschen; er senkt sie ein und sagt: Jehn Sie man rin, es wird jleich losjehn!

Jut! Ich warte eine Viertelstunde, es kommt kein Mensch. Ich jehe also wieder retour an die Kasse und sage: Entschuldigen Sie, Herr Eskimo, meine vier Jute haben Sie zwar verschwinden lassen, aber von Vorstellung is keine Rede nich.

So? sagt er, denn jehn Sie man rin, es wird gleich losjehn.

Schön; sage ich, ich kann ja warten, ich habe ja kein'n was zu befehlen.

Endlich bejinnt et, und er jeht über eine Friesdecke, entwickelt zwei ausgewachsene Aale und fängt nu an: Dieses ist die Anakonda oder sojenannte Riesenschlange. Sie frißt Ochsen und wird verjöttert.

Wo ist denn der Jurkensalat? frag' ich.

Wozu denn? fragt er.

Na zu die Aale, sag' ich; aber lassen Sie man, zeigen Sie mich nu man gefälligst den Eskimo. —

Paremparemhaudibum!

Und auf dieses Wort kommt hinter einer Pferdedecke ein unjlücklicher Jreis vor, mit klebrige Pechlocken, eine nackichte Brust und fremdartige Atmosphäre, so daß mich etwas übel wurde.

Dieses ist der sogenannte Eskimo, sagt er und fängt nu an, eine Menge Deubelszeug von den Menschen zu erzählen, bis es widder heißt: Paremparemhaudibum!

Er grüßt Sie, sagt der andere, und bedauert, sich nicht mit Ihnen unterhalten zu können.

Ehe ich mir aber noch von die Erklärung erholt habe, nimmt mein Eskimo janz ruhig einen Teller hinter der Pferdedecke vor und kommt bei mir sammeln.

Wie? sag' ich, das is allens vor die vier Jute, und nu ooch noch sammeln? Das wäre ja noch schöner! — und damit reiße ich mir einen wacklig gewordenen Knopp von die Buxen los und werf'n auf'n Teller.

Nanu? sagt nicht der Erklärer, sondern der Eskimo selber.

Was? sag' ich. Nanu? sagen Sie — Sie sagen nanu?

Na gewiß, sagt der Eskimojreis; wie können Sie mich einen Hosenknopp auf'n Teller werfen!

Wie? sag' ich; Sie sprechen Berlinsch und wollen Eskimo sind? Des is ja reiner Schwindel. Jehn Se ja ab, sag' ich Ihnen, sonst stech' ich Ihnen eine in die Polarjejend, daß Sie bis an die Küste vom Nordpol zurückfliegen, Sie nachgemachter Grönländer Sie!

Was ist denn hier los? fragt nu der Mann von der Kasse und jibt mir einen Stoß, daß ich auf die Straße rausfliege.

In diesem Augenblick kommt Müller und fragt mir: wo ich so rasch hin will?

Wo's hübsch is! sag' ich. Ich bin nu mal ins Etnologische und möchte fremde Völkerschaften sehen.

Na, sagt Müller, dann woll'n wir in'n Zoologschen Garten, da ist der Orangutang und das Rhinozeros und andere fremde Völkerschaften die schwere Menge.

Nein, sag' ich, das sind mir allens zu kleine Herrschaften, ich möchte was Froßartiges.

Na, denn woll'n wir bei Arnims, wo der fliegende Hund is.

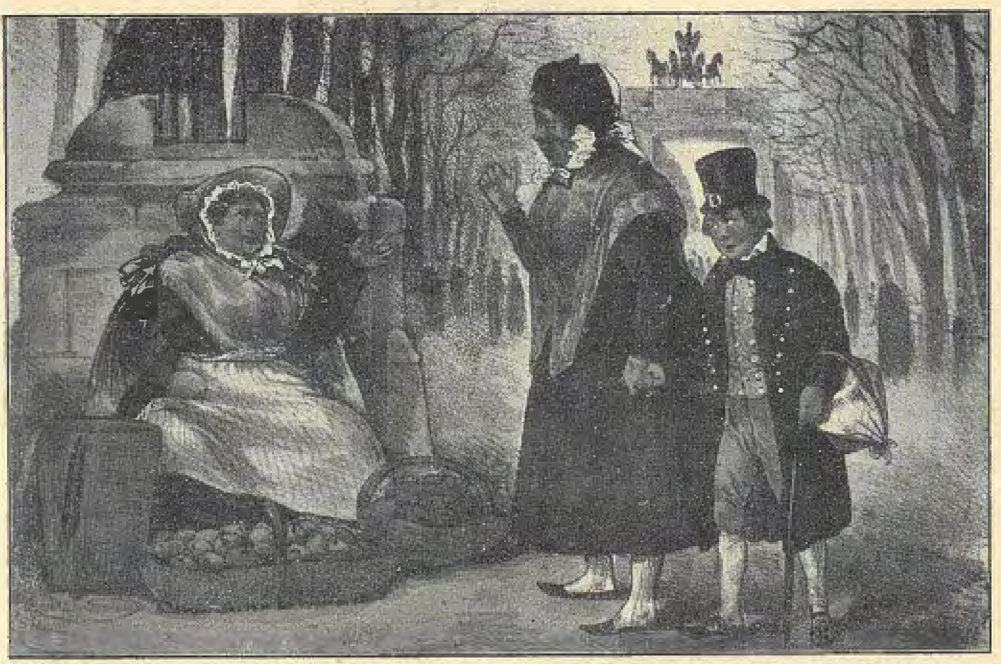
Jut! — — Wie wir da aber erscht 'ringefallen sind, das erzähl' ich Ihnen ein andermal.

Berliner Redensarten in Bildern.

Nach Originalzeichnungen von Doerbeck.

(Aus dem Kgl. Kupferstich-Kabinett zu Berlin.)

Es würde als eine Lücke in unserem Buche empfunden werden, wenn wir nicht auch dem schlagfertigen Witz, durch den die Berliner — wenn auch nicht immer



Eine Frau aus der Provinz kommt, etwa in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit ihrem Sohne nach Berlin, steht am Brandenburger Tor und fragt eine Hökerin:

„Liebeken, können se mich nich sagen, wat det da oben uf det Dohr for 'ne Puppe is?"

„Je nu," erwidert die Hökerin, „wat wird det sinn! Olle röm'sche Geschichte, Kurfürschten von Brandenburg, Siebenjähriger Krieg, det is et!"

„Ach so! na ick danke recht sehr."

zum Vorteil ihres Rufes — weltbekannt geworden sind, Rechnung tragen wollten. Wir müssen zu diesem Zweck allerdings auch schon in die Vergangenheit zurückgreifen, denn Berlin ist Weltstadt geworden, und der eigentlich echte Urberliner ist nicht häufig mehr anzutreffen.

Auch die Hauptträger dieses schlagfertigen Berliner Witzes sucht man heutzutage vergebens. Der Eckensteher, einst eine so typische Figur auf den Straßen Berlins, daß er sogar auf den Brettern, die die Welt bedeuten, eine nicht unbedeutende Rolle spielte und Fritz Beckmann, der bedeutendste Berliner Komiker seinerzeit, der Darstellung desselben wesentlich seinen Ruhm verdankte, der Eckensteher hat dem modernen Dienstmann weichen müssen; die Hökerin ist vom Wochenmarkt unter freiem Himmel in die Markthalle verwiesen worden; der Schusterjunge mit seinem ewig beweglichen Mundwerk, das sich in alles zu mischen erdreistete, ist von den Straßen gänzlich verschwunden. Ja, die rastlos fortschreitende Kultur ist mit dem Schwamm auch über die Straßen des ehe-

maligen Berlins hinweggefahren; auf den Prachtstraßen der jetzigen deutschen Reichshauptstadt, wo der Mensch vor zahllosen tutenden Autos kaum noch seines Lebens sicher ist, kann der harmlose Witz und Humor nicht mehr gedeihen.

Dazu gehört Ruhe und Bequemlichkeit, wie sie der frühere Berliner, spottweise „Spießbürger" genannt, im Überfluß hatte. Jetzt eilt alles im Fluge aneinander vorüber, niemand gönnt sich mehr Zeit, und in dem rollenden Räderwerk der Millionenstadt sind auch die vielfachen Äußerungen des Berliner Witzes und Humors auf der Straße untergegangen. Einen letzten Zufluchtsort haben sie noch in den Berliner Weißbierstuben gefunden, aber auch diese sind schon zu zählen. Dazu kommt, daß der Berliner von jeher mehr zum Spott, zur Satire geneigt ist, was ein einziger Blick in das erste beste der sogenannten Witzblätter bestätigen wird. Wirklicher harmloser Witz ist da selten zu finden, wohl aber Spott und Satire auf jeder Seite, und Politik und Tagesereignisse sind dafür stets frisch sprudelnde und nie versiegende Quellen. Der Witz aber summt wie die Biene von Blume zu Blume, saugt überall Honig und summt weiter mit leichten Flügeln, auch wohl um die Ohren; für die aber, die ihm zu nahe kommen, hat er auch den Stachel. Der Witz pflegt



Ein Berliner Bierfahrer, der bei einem Budiker Bier abgeliefert hatte, bekam, wie es üblich ist, einen Kümmel. Nachdem er denselben mit augenscheinlichem Wohlbehagen getrunken, schnitt er jedoch ein fürchterliches Gesicht und sagte: Pfui Deibel! — Noch eenen!!

auf Erregung der Lachmuskeln auszugehen, und so könnte man ihn auch den Bajazzo des Verstandes nennen. Witz und Humor sind ein Geschenk des Himmels, eine Pflanze, die auf unserem etwas schweren deutschen Boden, der noch überdies in so viele Hufen verteilt ist, nicht so häufig gefunden wird.

Sind schon Witz und Humor in Worten eine nicht gar zu häufige Gabe, so ist diese noch seltener, wenn sie sich nicht mit der Zunge, sondern mit dem Zeichenstift äußern. Bildern, aus denen beim bloßen Betrachten schon der Humor herausspringt, begegnen wir nicht häufig; meist soll die Übertreibung wirken; die mehr oder weniger Karikatur wird. Da haben wir denn gemeint, auch in dieser Beziehung in die Vergangenheit zurückgreifen zu sollen auf das Werk eines Berliner Zeichners, der zu den besten seiner Zeit gehörte. Doerbeck hieß dieser Künstler, dessen Bilderwerk heute wohl kaum jemand noch kennt und das sehr teuer bezahlt wird. Ein Exemplar desselben besitzt das Königliche Kupferstich-Kabinett, dem wir hiermit unseren verbindlichsten Dank aussprechen, daß es uns eine Auswahl behufs Vervielfältigung in unserem Buche bereitwillig zur Verfügung gestellt hat.



Straßenbeleuchtung und Straßenlaternen waren in Alt-Berlin noch wenig üblich; und Damen, welche des Abends ausgehen mußten, ließen sich von einem Diener mit einer Laterne vorleuchten. Bei spottschlechtem Wetter glaubt der Diener auf diesem Bilde seinem Fräulein Mut einsprechen zu müssen und sagt aufmunternd:

„Kommen Se man immer drieste, Mamselleken! ick habe Stiebeln an."



Mit den großen Naturforscher-Versammlungen ist natürlich auch ein Festmahl verbunden, das so mancher Unverständige für den eigentlichen Zweck dieser Zusammenkünfte hält, so daß er sich vorliegende Vorstellungen davon macht: „wie die Naturforscher naturforschen."



Eine Dame, welche ein Nierenstück kaufen will, hat daran herumgehandelt, da es nach ihrer Meinung für den verlangten Preis viel zu wenig Niere enthält. Die Schlächterfrau aber entgegnet trocken: „Wenn ick oder mein Mann die Kälber alleene besorgten, denn machten wir se aus lauter Niere, so aber seynd se nich anders."



In einer Speisewirtschaft findet ein Gast in dem ihm vorgesetzten Gericht ein Haar. Er ruft die Aufwärterin, spießt das Haar auf die Gabel und sagt indigniert:

„Mamsellken, bringen Se mich Haare apparte un Bouletten apparte!"



Auf dem Markt ist einem Kaninchenhändler eines seiner Tiere entsprungen, das von einem seinen Herrn begleitenden Windspiel gepackt und gewürgt wird. Ein von dem wütenden Händler herbeigerufener Polizist stellt den Herrn zur Rede, dem aber ein Schusterjunge als Entlastungszeuge zu Hilfe kommt, indem er beteuert: „Des Karnickel hat angefangt!"



Der Kutscher eines öffentlichen Fuhrwerks ladet einen Herrn zum Mitfahren mit den schmeichelhaften Worten ein: „Herr Baron, kommen Se 'ran, hier fehlt noch eene lumpichte Person.“



Ein großer Knabe, der einen Kinderwagen fährt, hat aus Versehen einen kleinen Jungen gestoßen, der von seinen älteren Bruder an der Hand geführt wird. Empört ruft dieser:
„Junge, wat stößt du denn mein' kleen' Bruder, ick wer' et gleich mein' Vater sagen.“ —
„Dummer Junge, du hast ja gar keen' Vater!“ antwortet der andere. —
„Schafskopp, mehr wie du.“



Plötzlicher Regen strömt aus den Wolken auf die Straße herab, glücklich, wer mit einem Regenschirm ausgegangen ist. Da sieht ein Herr, der zu diesen Glücklichen gehört, eine verhüllte Frau ohne Schirm dahintrippeln und bietet ihr galant seine Begleitung an. Keine Antwort. Als er aber zudringlicher wird, tönt es ihm zornig entgegen:

„Ekel! wenn er nu nich jeht, wer' ick ihm gleich zeigen, wat 'ne Harke is.“



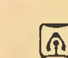
Ein Gendarm trifft auf der Straße einen Jungen, welcher der Polizei als Herumtreiber schon bekannt ist, und sagt: „Treff' ich dich Vagabonden wieder? was treibst du jetzt?“

„Ach, Herr Schandarm,“ antwortet der Junge, — „in'n Sommer — da bin ick Lakei bei de Kirchdühren, wenn Doof- oder Hochzeitswagens kommen — un — un — —“

„Nu? und im Winter?“

„Winters lass' ick mir widder bessern vort Hallsche Dohr.“*)

*) Dort befand sich nämlich das Erziehungshaus für sittlich verwahrloste Kinder.



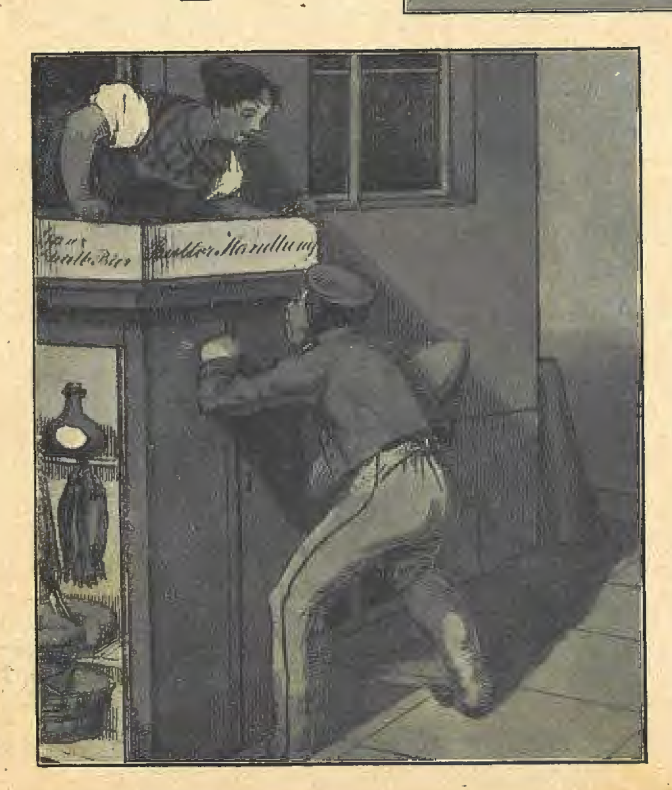


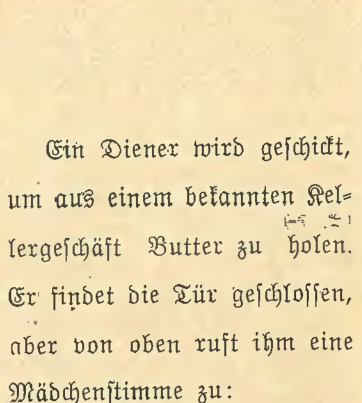
Ein Handwerker, der mit seinem Söhnchen über die Straße geht, begegnet dem Lehrer des Knaben und ist empört, daß der Junge nicht grüßend die Mütze zieht. Er reißt ihm dieselbe vom Kopfe und sagt scheltend:

„Kannst'e denn nich die Mütze abnehmen vor'n Herrn Schulmeister un sagen:

„Schön' juten Dag ooch, du Schafkopp?"







Ein Diener wird geschickt, um aus einem bekannten Kellergeschäft Butter zu holen. Er findet die Tür geschlossen, aber von oben ruft ihm eine Mädchenstimme zu:

„Männeken! der Butterkeller is jetzt eene Treppe hoch! in'n Keller is Wasser!"





Ein Zettelankleber ist beschäftigt, an einem Hause ein Plakat anzuheften. Da liest er auf einem Schilde an der Wand, daß hier das Ankleben von Zetteln bei Strafe verboten ist. Er läßt sich dadurch aber nicht stören und beruhigt sich selber mit den Worten:

„Oho! Bange machen gilt nich!" und klebt das Plakat neben das Schild.



Die Rutschbahn in der Hasenheide zog seinerzeit viele Berliner hinaus zu diesem Vergnügen. Auch Rentier Brendicke und Gattin folgten der Lockung. Madame aber wird auf der raschen Fahrt vom Schwindel ergriffen und ruft angstvoll: „Brendicke, halte mir, ick werde schwimelig!"







Auf dem Tanzboden nähert sich ein befrackter Hausknecht einer fein geputzten Mamsell, macht eine linkische Verbeugung und fordert sie zu einem Tanze auf mit der Frage: „Kann ick die Ehre haben?"

Entsetzt starrt die Mamsell auf die klobigen nackten Hände des Mannes und entgegnet: „Doch nich ohne Handschuh!"

„J, det schad't nich," lacht der Tänzer; „ick wasche mir schonst widder."





Schuster Renneberger läßt seinem Sohne, der hinter ihm seine Schularbeiten anfertigt, fortwährend Ermahnungen zukommen. Der Sprößling bleibt ihm jedoch keine Antwort schuldig, so daß der Vater endlich verweisend sagt: „Immer mußt'e det letzte Wort haben, det hätt' ick mal vor mein' Vater probieren sollen."

Wegwerfend entgegnet der Schlingel:

„Das mag mir auch ein schöner Vater gewesen sind."

Zornig aber fährt der Vater auf:

„Doch zehnmal besser, als deiner! du schnabbrige Kröte."



Das Gastmahl

(„Humor im Berliner Volksleben" von Ad. Glasbrenner.)

Bei einem vornehmen Herrn, welcher der Schicklichkeit halber ein großes Gastmahl geben mußte, ging es, was Essen, Trinken, Beleuchtung und Heizung betrifft, so karg her, daß ein Witzling späterhin nachfolgende Parodie zirkulieren ließ:

Wer wagt es, Mädchen oder Mann,
Zu tanzen in dieser Finsternis?
Und faßt ihr nicht gut die Unglückliche an,
So stolpert ihr ganz gewiß.
Und noch einmal der Wirt die Gäste fragt:
Ist keiner, der den Tanz hier wagt?

Und ein Stutzerchen, dünn und keck,
Tritt aus der Finsternis hervor,
Den Hut wirft er, das Stöckchen weg
Und wählt aus der Tänzerinnen Chor,
Und haspelt herauf und haspelt nieder,
Um zu erwärmen die starren Glieder.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Schaun's die Ritter und Edelfrauen;
Da öffnet sich eine Seitentür,
Ein zitternder Diener tritt herfür
Und meldet mit gesenkten Ohren,
Daß ein Gast erfroren.

Heil ihm, er ist heimgegangen
Eh' die Speiseglocke tönt;
Es zog ihn fort ein süßes Verlangen,
Er war ein wärmeres Klima gewöhnt.

Der Wirt aber zu dem Diener spricht:
„Frisch auf, Johann, und zög're nicht!"
Und dieser vernimmt mit Schrecken:
Er soll decken!

„Ich bin," spricht jener, „zum Decken bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du den Gästen was geben,
So fleh' ich dich um drei Tage Zeit,
Nur wenig Braten und Wein ist bereit,
Wenn sie's sehen, sie werden erbeben!"

Da rollt der Wirt die finstern Brau'n:
„Was sprichst du da, Gesell?
Sie möchten alle schon lange einhaun,
Drum richte den Tisch an zur Stell'!"

Horch! die Teller hallen dumpf zusammen
Und der Diener hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sei's denn, nun, in Gottes Namen,
Teure Gäste, brecht zur Tafel auf!

Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Wo er sitzt, daß er nicht falle:
Essen ist nicht da für alle.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Man sehnet sich nach Braten und nach Früchten,
Nach irgend etwas, warm oder kalt.

Eitler Wunsch! vergebnes Klagen!
Ruhig in dem stillen Gleis
Bleibt der Gäste leerer Magen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.

Freude hat uns Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Mit der Schüssel blank und eben,
Naht der Diener seinem Herrn.

Sie war nicht für den Gast geboren,
Man wußte nicht, wohin sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Als er von ihr ein Stückchen nahm.

Durch der Gäste lange Kette
Schauet man nach Wein sich um;
Ach wüßten wir, wer eine Flasche hätte,
Wir bäten ihn darum!

Dort erblick' ich Rebenhügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Ach, nach Grünberg zög' ich hin.

Und hungrig blieben alle Gäste.
Da nahte sich ein sattes Paar,
Das allereinzige beim Feste, —
Weil es vorher gesättigt war.

Der Stralauer Fischzug.

(Nach Adolf Glasbrenner.)

Die Völkerwanderung nach Stralau.

„Laß du man, Charlotte," sagte Schuster Renneberger zu seiner Frau. „Wenn du auch meenst, daß die Arbeit dringend und keen Geld im Hause is: Heute is Stra-

lauer Fischzug und da wird eben nich gearbeet't. Zieh man deinen Trauring ab, der soll mit mein'n zusammen Arm in Arm in't kögnigliche Leihamt wandern. Da gibt et schon so ville, daß de deinen Marchtkorb packen kannst mit Schinken, Leberwurscht, Brot un Butter, den Kümmel nich zu vergessen, kurz mit alles Nötigste zum Mitnehmen. Heute is nu mal Stralauer Fischzug, un da können wir nich fehlen. Das mußte doch einsehen."

Und Frau Renneberger säh es natürlich ein, denn der echte Berliner hat einmal das Talent, wenn ihm fröhliche Stunden winken, alle und jede Last von sich zu werfen und sich so der Freude hinzugeben, als bliebe sie die Begleiterin seines ganzen ferneren Lebens.

Der Stralauer Fischzug, der 24. August, war eine der hervorragendsten Gelegenheiten zur ungebundesten Fröhlichkeit für die Berliner seit uralten Zeiten. Den Ursprung dieses Volksfestes in dem Fischerdörfchen Stralau oder Stralow an der Spree vor den Toren Berlins kennt man nicht mehr, der Anfang verliert sich im sechzehnten Jahrhundert. Vor einem Menschenalter stand es noch in voller Blüte. Erst 1893 wurde es offiziell aufgehoben, aber Nachklänge, die freilich schwächer und schwächer werden, bringt der 24. August in Stralau jetzt noch.

Damals war ganz Berlin schon am Morgen lebendig. Was Beine zum Gehen, Geld zum Fahren hatte, zog hinaus zum Schlesischen oder Stralauer Tore, Männer, Weiber und Kinder, dicht gedrängt, bunt durcheinander zu beiden Seiten der unabsehbaren Wagenreihe. Aus den Fenstern blicken Damen und Herren dem lustigen Treiben zu. Die offenen Stellwagen, hier „Kremser" genannt, sind vollgepackt bis zu zwanzig Personen, und diese bleiben in jubelnder Korrespondenz mit den Fußgängern. Witzige Glossen fliegen herüber und hinüber. Man lacht und schreit, man will seinen freien Tag, seinen Fischzug voll haben, die schöne, lange Zeit bis zur Ankunft in Stralau oder dem gegenüber am andern Ufer der Spree liegenden Treptow nicht verlieren.

Unübersehbar flutet die Menschenmenge hinaus, und unter den Tausenden spielt auch die Uniform eine nicht unbedeutende Rolle. Und wie so viele Tischler, Schneider, Schuster, Zimmerer usw. hat auch der Soldat heute einen freien Tag und seinen „Gegenstand" am Arm. Stolz führt der Gefreite seine Amalie in dem Menschenstrom, und beide gehen, soweit möglich, im Sturmschritt dahin, um nur ja keine Zeit zu verlieren. Willig auch gibt der sonst an maschinenmäßige Bewegung gewöhnte Krieger dem Drängen der Holden nach; hat er doch in dem weiten Pompadour an ihrem Arm Dinge bemerkt, die ihn wunderbar fesseln und den Launen der für einige Zeit Erkorenen fügsam machen.

„I Herr Jeses!" ruft sie soeben einem Vorübergehenden zu, welcher ihr in dem Gedränge absichtslos eine deutliche Notiz zur Ergründung seines Gewerbes beigebracht hatte: „wat schlagen Sie mir denn so uf'n Hals, Sie Schuster! Können Sie denn nich ornd'lich wie 'n vernünftiger Mensch jehen? Sie glooben woll, Sie sitzen uf Ihren Dreifuß un arbeiten?"

„Ja," antwortet dieser, sich ein wenig umdrehend, „det is schon möglich, Mamsellken. Sowie ick Leder sehe, leg' ick los!"

„Lehmann! Lehmann!" ertönt es langgezogen aus einem Kremser.

„Wat denn?" antwortet ein Fußgänger, „wat ist'n los? Aha, du bist et, Schernitzke. Wat willst'n?"

„Wir sind 'ne gute Couleur heute. Schwammberger, Pipske, Koppel un Drewitz, alle sind da! Gleich hinter de Kirche rechts uf de Wiese findst'e uns! Ein juter Dag kann dies werden! Spute dir man, Lehmann, spute dir, damit" — — Der

Schluß seines Satzes geht im Getöse des vorüberrollenden Wagens verloren.

Und wie hier Tausende von Menschen zu Fuß und zu Wagen nach Stralau eilen, so wimmelt es auch auf der Spree von Gondeln und Kähnen, vollgepfropft mit Menschen, die alle demselben Ziele zustreben.

Die Ausgesperrten.

Dicht vor dem Fischerdorfe, auf einer Wiese zwischen der Spree und dem Fahrwege von Berlin, stehen in unübersehbaren Reihen die herrschaftlichen und Lohn-Fuhrwerke, deren Kutscher von jungen und alten Marketenderinnen aufs angenehmste unterhalten werden. Aus der kurzen Pfeife mit großem Kopfe blaue Wolken in die Luft blasend, wird immer für sechs Pfennige, einen „Sechser", der gebrannte Wein genossen, aber in kurzen Zwischenräumen und in heiterster Stimmung. Wie sich von selbst versteht, dürfen die Wagen nicht in das Dorf hinein, und so feiern die Kutscher hier ihren eigenen Fischzug. In ungenierter Weise verkehren sie mit den Mädchen und Frauen, die in großen Körben Eß- und Trinkbares umhertragen, scherzen mit ihnen, singen und lachen.

„Na, wie is es'n? Weißbier, Schnaps, Wurscht?" fragt eins der Mädchen einen auf dem Bock sitzenden Droschkenkutscher.

Dieser springt herab und ruft lustig: „I Herrjeses, in't rötliche spielende Rieke, bist du ooch da? Ne, det muß wahr sind: nich Stralow find't man so sicher uf'n Fischzug, wie dir! Du kommst nu schon achtzehn Jahr hinterenander als siebzehnjährige Jungfrau hierher! Ne, Riekekiekeken, davor, vor die Freude, deine Visage zu sehen, sollst du mir einen Habemus einschenken, einen von die Sorte, wonach man nich ohne zweeten bleiben kann. Sage mal, wie jeht et dich denn egentlich, redliche Rieke?"

„I, ick danke; uf zwee Beene, wie immer," antwortet Friederike, ihm ein Glas Kümmel überreichend.

„Na, na, Jochen, du entwickelst dir ja höllisch," lacht ein hinzutretender Kollege, „da wer' ick ooch eenen uf de Lippe nehmen."

„Wat, — een'n Kuß?" ruft Friederike auffahrend.

„Ne, Riekeken, een Schnaps," sagt der andere lakonisch.

„Na, weeßt'e, Tobias, det is mir ooch ville lieber," meint sie, „denn bei die Küsse verdien' ick nischt. Lieber dät' ick heiraten."

„Ja," sagt Tobias, „det is eben der Deibel! Det kannst'e von mir nich verlangen, Rieke. Aber weeßt'e, Jochen, du solltest det Mächen heiraten. Seh' mal, du bist öffentlicher Kutscher un hast dein Brot, un deine Frau looft denn den ganzen Dag 'rum und verkooft Schnaps un so wat; det gibt denn een scheenet Leben."

„Na," lacht Jochen, „denn nimm se du se dir se doch."

„Nee, det geht nich," wehrt der andere ab. „Rieke, gib mir mal een Helling Semmel un 'ne Wurscht un schenk' mir noch eenen in, det soll denn der letzte sinn vor den nächsten. Aber heiraten? Nee, det jeht nich. Aber danzen will ick mit dir, da kommt jrade 'n Leierkasten."

Und während der Leiermann spielt, schlägt er seine Arme um das Mädchen und tanzt mit ihr los zwischen den Wagen, rennt dabei aber gegen einen herrschaftlichen Kutscher, der die Gruppe schon lange mit geringschätziger Miene betrachtet hat, denn er dünkt sich hocherhaben über diese Droschkenfahrer und fängt nun an grob zu werden. Ist er doch in Stellung bei einem Major und will nicht kurzweg Kalbach, sondern Herr Kalbach genannt sein.

Es droht ein böser Zank auszubrechen; da tritt aber Jochen zwischen und sagt gemütlich: „Hör'n Se mal, Herr Kal-

bach, ick will Ihn'n wat sagen. Det gibt hier Krakeel un vielleicht noch Kloppe, un det stört. Wissen Se wat? Drinken Se mit meinen Kollegen Tobias bei de Rieke lieber een Offzier, un denn stoßen wir alle drei zusammen an. Det is natürlicher, als wenn et Kloppe setzt, un Keile dut weh, wenn se ooch uf 'ne Livree fällt, wie Sie eene dragen. Ick rate Ihn'n als Mann von Ehre: Drinken Sie mit uns een' Schnaps. Sie können ihn ooch bezahlen, Tobias is nich so."

„Na jut," sagt Rieke vergnügt, „ick werre immer inschenken," und Herr Kalbach meint lächelnd: „Soll mir recht sein, auf sechs Dreier soll es mir nich ankommen."

„Na, da wer ick ooch een' mitdrinken," ruft ein anderer Kutscher und beginnt vom Bock zu steigen.

„Ja woll, aber nich umsonst," antwortet Tobias, „sondern als Beitrag zu die Millejon, die Rieke nu bald zusamm' hat."

Auf dem Festplatz.

Treten wir in Stralau ein und drängen wir uns durch das Menschengewühl bis zu der grünen Insel durch, auf welcher die alte romantische Kirche steht.

In den Küchen der vielen Gasthäuser, deren Gärten bis an die Spree reichen und von Menschen übersät sind, wird gekocht und gebraten. Riesige Kaffeekannen werden umhergetragen, Tassen und Gläser klappern und klingen, und durch das Wirrgeschrei der Menge tönen Hörner, Violinen, Harfen. Wer seinen guten Platz hat, der kann lachen, sagt der Berliner, denn heute ist das Lachen seine Seligkeit, gerade weil er so ernst und tätig bei seiner Arbeit ist.

Und es gewährt heute in der Tat Vergnügen, hier einen guten Platz am Ufer der Spree zu haben. Was die Strahlen der Augustsonne zu viel tun, kühlt der breite Fluß. Man sitzt unter grünen Bäumen unter lauter fröhlichen, jubelnden Menschen, die das Joch der Zivilisation abgeschüttelt haben und sich deren gute Laune zunutze machen.

„Cigaros mit avec du feu!" tönt es von dieser Seite; „Saure Jurken, meine Herren!" von der andern, oder auch, wenn sich niemand den Durst mit einer sauren Gurke stillen will, umgekehrt: „Saure Herren, meine Jurken!"

Ein Schwarm Schusterjungen bricht sich stoßend und ein Lied brüllend, Bahn. „Alleweile! Alleweile!" schreien die Schiffer, welche mit ihren Kähnen unablässig von Stralau nach Treptow und umgekehrt von Treptow nach Stralau dreißig bis vierzig Personen übersetzen. „Ach wat, Alleweile!" antwortet ein lustiger Geselle einem Schiffer, der ihn am Arm gefaßt hatte, um ihn in den Kahn zu nötigen; „alleweile noch nich! Alleweile wird erscht nach de jrine Wiese jejangen, und da wird sich hinjelagert und jedrunken un verjnigt gesind." —

„Was suchen Sie denn so, Herr Neumann?" wird ein Berliner Bürger gefragt, der mit dem Regenschirm unter dem Arm und einem Pompadour in der Hand immer hin und her trippelt.

„Herrjes, ich suche meine Frau. Sie jab mir noch ihren Pompadour zu halten, wie wir aus den Kahn uf das Brett ans Land stiegen. Un ich nehme den Pompadour un häng 'n noch erst uf'n Ogenblick über 'n Schirm, weil ich die Börse aus die Tasche ziehen mußte, den Schiffer zu bezahlen, un so wie ich nu allens wieder eingestochen un den Pompadour in de Hand habe un ans Land steije un mir umsehe, is meine Frau verloren."

„Nu seh' eener," schreit ein Maurergeselle, „hier hat eener seine Frau verloren. Mir passiert so wat nich. Wenn ick gewußt hätte, det ick so'n Jlück haben

könnte, denn hätt' ick meine Frau ooch mit rausgebracht nach Stralow. Aber so saaß mir eener morjen früh zu Hause kommen, da sitzt se janz gewiß wie 'n Proppen in't Bett und fahrt mir an, warum ick so lange bleibe."

Wir sind endlich auf der Wiese, dem Zentralpunkt des Volksfestes.

Vor uns auf kleinen Hügeln und in deren Vertiefungen haben sich Männer und Weiber, Mädchen und Buben gelagert. Servietten sind auf den großen, grünen Tisch der Wiese gebreitet, aus mitgeschleppten Körben und Kobern werden Messer und Gabeln, Löffel, Teller, Flaschen, Wurst, Braten und Käse genommen und unter Lust und Scherz Hunger und Durst und mehr als Durst gestillt. Neben den Buden und transportablen Restaurationen prasseln Feuer, auf denen große Kessel und Pfannen stehen; hochaufgeschürzte Frauen und Mädchen rühren mit gewaltigen Kochlöffeln darin und können kaum so viel Speise fördern, als die Gäste auf Schemeln und Bänken begehren. Flaschen aller Art stehen zu Hunderten aufgepflanzt. Die Fußgänger, vornehme und geringe, drängen sich durch die Budenreihen, die von Würflern und Zuschauern dicht belagert sind. Verkäufer und Verkäuferinnen mit Gurken, Zigarren, Obst- und Kuchenkörben durchschneiden das Gewühl und verstärken mit ihren Anpreisungen den Lärm. Musik, Gesang, Gezänk, Geschrei und überlustiges Aufjauchzen ertönt von allen Seiten. Die Lagernden und Sitzenden foppen die Vorübergehenden und diese jene. Brillante Geschäfte macht ein Klempner mit Medaillen und Sternen zum Andenken an den heutigen Fischzug; man begegnet Hunderten mit solchen Sechspfennigorden geschmückt und würde darüber lachen, wenn es das kluge Volk nicht selber täte. Betrunkene wanken durch die Menge und werden von Trinkenden gehänselt, die gar nicht ahnen, daß sie nur das Spiegelbild ihrer eigenen allernächsten Zukunft hänseln.

Jetzt eilt plötzlich alles dem Ufer zu. In einer Gondel, auf deren Flagge der schwarze preußische Adler fliegt und mit den scharfen Augen Friedrichs des Großen umherblickt, sitzen die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses. Selbst sie haben den 24. August nicht vergessen und wollen auch etwas von dem Stralauer Fischzug sehen.

Da wir einmal am Ufer sind, folgen wir der dringenden Einladung eines Schiffers und steigen in seinen schon gefüllten Kahn, um nach Treptow mit hinüber zu fahren. Am Steuer sitzt ein Leierkastenmann und dreht mit großer Innerlichkeit eine Arie ab. Die Fahrgäste können sich des Singens infolgedessen auch nicht länger enthalten und legen los, daß es eine Wonne ist und die Fische, welche eben neugierig aus der Tiefe kamen, vor Schreck schnell wieder umkehren.

Hier in Treptow ist infolge des engeren Raumes das Gewühl noch dichter, noch drückender, das Getöse noch stärker, obgleich sich viele des ärmeren Volkes sich hier weiter nicht aufhalten, sondern durch den Garten des schönen Gasthauses nach dem nahen Wäldchen drängen zu munterem Spiel und Tanz, zu Liederlust und gelegentlicher Prügel. Die Wohlhabenden bleiben am Ufer und jagen die Kellner vom Tisch zur Schenke, von der Schenke zum Tisch. Der nahende Abend aber übt überall seine sänftigende Herrschaft. Wie er nach und nach alle Farben verschmelzt, den Egoismus der Natur überschattet, so erweicht er auch in der Menschenwelt das Spröde, löscht das Grelle, mildert das Strenge. Und wenn die Sonne untergegangen, bietet sich ein neues Bild.

Bald taucht hier, bald dort ein Licht auf und scheint umherzuhüpfen. Jenseits Stralow wird der grüne Wald am Ufer des Rummelsburger Sees zu einem

schwarzen Gebirge; den Wasserspiegel trüben schleichende Nebel; die Wolken wechseln von Minute zu Minute ihre Farben, wie das erlöschende Licht sich gegen den Schattentod verteidigend, und der Kirchturm drüben richtet sich ernst und dunkel aus dem ihn umschwirrenden Menschenjubel empor und schaut über die Blätterkronen der Bäume fort, wie ein Geist finsterer Jahrhunderte, der seine Macht wiedergewinnen möchte.

Droben der Himmel und unten die Menschen stecken ihre Lichter an, Seligen leuchtend, welche die Erde und ihre Sorgen vergessen haben. Stralau sieht aus wie eine Weihnachtsbescherung; auf der Spree schwimmen Tausende von Lichtern und spiegeln sich in der dunklen Flut, und Gesang und Musik ertönt fern und nah, denn noch sind die Berliner so lustig, als wenn es kein morgen gäbe, als ob alle Zukunft Vergangenheit wäre.

Endlich denkt doch mancher an die Heimkehr, und bald wird der Aufbruch allgemein. Die Herrschaften rufen ihre Kutscher, andere ihre Droschkennummern; die Fuhrleute schreien sich Fahrgäste heran und den im ersten Gedränge und in der Finsternis kreuz und quer laufenden Fußgängern warnend zu, nicht unter, sondern lieber in den Wagen zu kommen. Männer rufen nach ihren Frauen und Kindern, Frauen nach ihren Männern, Gesellen nach ihren Freunden, Mädchen nach ihren Liebsten, Betrunkene brüllen, und die Polizei wacht mit lauten Aufforderungen darüber, daß kein Wagen aus der Reihe fährt, damit kein Unglück geschieht. Erst hundert Schritte vom Platze der Abfahrt bewegen sich die Züge regelmäßig, und derjenige Kutscher, welcher zu schnell fahren will oder den Fußgängern zu nahe kommt, die längs dem Gebüsche dahinwandern, wird mit Schimpfworten und sehr glaubhaften Drohungen zurückgewiesen. —

„Ach Herrjeses!" schreit einer, „ick habe mir mein' großen Zehen an eene verdammte Boomwurzel gestoßen."

„Sein Se man stille," tröstet ein anderer, „daraus macht sich die Wurzel nischt." —

„Aber Jottlieb, Jottlieb! wo hat dir denn der Deibel hingekarrt?" kräht eine andere Stimme.

„Hier bin ick," lautet die Antwort.

„Wo denn?"

„Na hier! warte doch man 'n bisken!"

„J so stoßen Se mir doch nich, Sie beduselter Esel."

„Wie so Esel?" ist die schwerzüngige Antwort. „Sie kennen. — kennen die Naturgeschichte nich — kennen sie nich! Wie können Sie jlauben, daß ein Esel beduselt is? Kein Esel is beduselt, Sie dummer Junge Sie. Der Mensch is beduselt, der Esel is nüchtern. Alle Esel sind nüchtern, sind sie! Jeder wer nüchtern is, der is ein Esel!"

Und so geht es herüber und hinüber in dem tobenden Lärm und Gesinge, und die Wellen der Fröhlichkeit und Ausgelassenheit legen sich noch lange nicht, wenn die Stadt erreicht ist. Lärm und Musik schallt auch hier noch aus allen Wirtshäusern, mit Freuden werden hier noch die letzten übrig gebliebenen Münzen auf den Opfertisch der Schenken niedergelegt.

Im raschen Walzer drehen sich die erhitzten Paare, die dampfenden Pfeifen und Zigarren hüllen sie wie die Götter in dichte Wolken, Billardkugeln rollen auf der grünen Decke hin und her. Schäumendes Bier gleitet in die immer durstigen Kehlen, und wenn die letzten Gesellen ihre Hüte nehmen und ihre Schlafstätten aufsuchen, dann bricht wohl die Sonne des neuen Tages durch die grauen Morgenwolken.

— — — — — — — —

Tempi passati! sagte lächelnd Kaiser Joseph der Zweite, als man sich scheute, ihm im Dogenpalast zu Venedig das schöne Gemälde von Federigo Zuccaro zu zeigen,

auf welchem dargestellt ist, wie Kaiser Friedrich der Erste (1172) demütig vor Papst Alexander kniet und vom Banne losgesprochen wird. Zu den Tempi passati gehört nun auch der Stralauer Fischzug, doch teilt er dies Schicksal mit so manchem andern alten Volksfeste, auf denen der Berliner Volkshumor seine üppigsten Blüten trieb.

Die Hökerin.

(Nach Ad. Glasbrenner.)

Auch über die Berliner Hökerin ist die Zeit mit dem Schwamm hinweg gegangen. Wenigstens über ihre Eigenart, denn die Wochenmärkte auf den großen Plätzen Berlins existieren nicht mehr, die deutsche Reichshauptstadt hat dafür die modernen Markthallen gebaut, und die ehemalige Hökerin, ein Typus von urwüchsigem Humor und pyramidaler Grobheit, ist damit verschwunden.

Saß sie da auf dem Spittelmarkt in ihrer ganzen Behäbigkeit zwischen ihren Fruchtkörben und las den Beobachter an der Spree. Kommt ein Lehrjunge gegangen und ruft ihr zu: „Gu'n Morgen, Frau Geheimrätin!"

„Schafskopp!" sagt die Hökerin und schielt über ihr Zeitungsblatt.

„Hören Se mal," sagt der Lehrjunge, „haben Se keene andern Früchte, als die schlechten Dinger, die hier liegen?"

„O ja: Ohrfeigen!" antwortet die Hökerin giftig.

„Ne, ick danke," lacht der Junge, „darin bin ick selber Engroshändler, wenn Se mal wat brauchen. Ick hätte gerne een paar Kokosnüsse gegessen, wenn Se die hätten."

„Na, nu machste aber, det de wejkommst, sonst schmeiß ick dir 'ne Viertelmetze an'n Kopp, det dir det Wachsen vergeht! — Immer ran, Madamken! Scheene Borschdorfer! Zwee Jroschen die Viertelmetze!"

Eine Dame, die herantritt, fragt, ob sie Apfelsinen habe.

„J jewiß, schönste Madam! Hier de Appelsinen, Madamken, janz saftig; nich 'ne eenzige mit 'ne harte Schale drunter. Fassen Se mal an, Madamken!"

„Was sollen diese drei kosten?"

„Die drei? Zehn Silberjroschen."

„Du lieber Himmel!" ruft die Dame förmlich erschrocken, „was fordern Sie auch für Preise! Vier Silbergroschen will ich geben."

Die Hökerin antwortete gar nicht.

„Nun, wollen Sie?" fragt die Frau.

Da zeigt die Hökerin mit dem Finger in die Höhe und sagt grinsend: „Sehn Se mal da oben ruf, Schönste! Sehn Se mal da oben uf't Dach ruf!"

„Was soll denn das?"

„Sehn Se man mal ruf, sag' ick Ihnen. Sehn Sie woll da det kleene Jewächs? Det is en Appelsinboom, Schönste! Nu warten Se man noch so lange un lassen Se det Böhmken wachsen, Schönste, un wenn et jroß is und de Appelsinen sinn reif, denn soll'n Se drei Stück vor vier Silberjroschen haben."

Die Dame zuckt die Achseln und geht indigniert fort.

„Da jeht se hin mit ihr'n Pipihut un so ville Blumen uf'n Kopp, als ob se 'n Mistbeet wäre," schmält die Hökerin hinterher. „Jott verzeih mer de Sünde, wat hätt die vornehme Dame vor 'n jroßen Zobelpelz um. Seht se nich jrade aus wie 'ne Motte, die dadrin rumkrabbelt? — Kommen Se her, junger Herr, keene Nüsse heute? Ick sage Ihnen, Nüsse wie Mandeln! Wie viel woll'n Se?"

„Sind auch keine tauben drunter?" fragt der junge Mann vorsichtig.

„Ja, hör'n Se mal, junger Herr," lacht die Alte und stemmt die Arme in die Seiten, „ick wär' mit Verjnijen in jede

ringekrochen und hätte mal nachjesehn, aber ick derf de Schalen nich ufmachen. Wie viel woll'n Se'n?"

Der junge Mann nimmt eine Viertelmetze, bezahlt und geht. „Leben Se wohl, junger Herr," ruft ihm die Hökerin nach, „un komm'n Se bald widder." Dann preist sie wieder ihre Ware an und eine junge Frau tritt heran und fragt nach dem Preise der Birnen. „Drei Silberjroschen de Viertelmetze! Soll ick messen, junge Frau?"

Diese tut sehr erstaunt und bietet, nachdem sie die Birnen genau besehen, sechs Dreier.

„Wie, hör' ick recht?" grinst die Hökerin, die Hand ans Ohr legend, „sechs Dreier? oder waren's man fünfe?"

„Na, mehr sind doch die Birnen nich wert," entscheidet die Frau schnippisch.

„Nich?" macht die Hökerin ironisch, „is nich möglich! Ne, wat Sie vor'n Überblick haben, det Se so genau wissen, wat de Sechsdreierbirn'n kosten. Wo wohnen Se'n in de Woche, ick möchte Ihnen mal Sonntags besuchen. Soll ick Ihnen de Birnen vor sechs Dreier vielleicht noch in'n Stempelbogen inwickeln und nach Hause schicken? —"

Ein vorübergehender junger Mann lacht und ruft ihr zu: „Das ist recht! Schimpf' Sie tüchtig!"

Sogleich läßt die Alte von der jungen Frau ab und wendet sich zu diesem neuen Gegenstande: „J seh mal eener, is Er ooch da, Herr von Affenschwanz? Wo hat Em denn der Deibel widder hergekarrt, Er schwindsüchtijer Ellenreiter? Wat meent Er, Er jrinschnäblijer Tietkendreher, ick soll schimpfen? Loof Er doch ja, Er milcherner Heeringsfabrikante, un halt' Er sich im Rennen de Hand vor't Jesichte, damit de Leute jloben, Er kann bis fünfe zählen, Er Schafskopp! Stehl' Er doch seinen Herrn een Zentner Zuckerkant und stopp' Er sich des ins Maul, damit Er nich andere Leute annejiert, Er Wanschenvertiljungsmittel er! Du Er mir doch den Jefallen un —"

In diesem Augenblicke sind zwei Herren an den Stand der Hökerin getreten, ein Berliner und ein Fremder. Letzterer hat viel von den Hökerinnen Berlins gehört und will nun den Versuch machen, die Galle einer solchen Frau zu erregen. Sie treten heran und bieten der Hökerin einen Guten Morgen. Diese erwidert finster, weil sie durch alles Vorhergegangene schon mißgestimmt ist, kurz nur: „Ju'n Morgen!"

„Sagen Sie, gute Frau," fragt nun der erste Herr, „haben Sie Eier?"

„Eier?" entgegnet die Alte erstaunt.

„Nun ja, Eier," wiederholt der Herr und fügt sarkastisch hinzu: „wissen Sie, die länglich runden Dinger, welche die Hühner behufs Vermehrung ihrer Familie legen."

Da ziehen sich die Augenbrauen der Hökerin zusammen, und mit gewitterschwerer Miene sagt sie: „Na ja, jloben Se etwa, ick weeß nich, wat Eier sind? Ick fragte man bloß, weil ick als Obsthändlerin dachte, ick hätte mir verhört, wie eener bei mir nach Eier fragt. Ich halte mir keene Eier, weil hier manchmal Menschen herkommen, die Witze machen wollen, un denn wer'n de Eier faul."

Der fremde Herr lacht, aber der Berliner sagt zu ihm mit verstelltem Ärger: „Ei, wie können Sie denn darüber lachen, wenn die Hökerin hier malitiös wird?"

„Wat, Hökerin?" ruft diese aufstehend und stemmt die Arme in die Seiten; „hör'n Se mal, Sie Bulldock, nu blaffen Se den Dogenblick vor 'ne andere Düre, oder ick trete Ihn'n uf'n Fuß, det Sie ihn acht Dage lang wie 'ne Haarnadel dragen und schreien sollen."

„Ist mir so etwas vorgekommen," sagt der Herr ernsthaft; „was diese Hökerin schimpfen kann."

Da braust aber die Alte in hellem Zorne auf: „Schimpfen? J hör' Er mal, Er langbeiniger Kranich mit de Brille uf de Näse, wat red't Er denn von schimpfen? So'n dämlichen Sünder wie Er is, den kann man ja jar nich schimpfen, der ist ja schon allens doppelt jewesen, wat man Niederträchtijes jejen ihn aussprechen kann. Wenn Er spillrijet Jerippe zwee Pfund Fleesch uf'n Leibe hätte, denn könnte man Karmnade vor de Schlächterhunde aus Em hacken, aber die Theelen sind ville zu eitel, um an so 'nen Kerrel zu knabbern! So 'n Schatten von Mannsperschon will Leute zum besten haben? J Er Jespenst! Em blase ick ja durch seine durchsichtige Knochen in die Höchte, det Er verhungern soll in de Luft, un wenn Er sich vor vierzehn Dage zu fressen mitnimmt! Leg' Er sich doch lieber uf 'n Kälbermarcht hin, damit Er unter Seinesjleichen is, un laaß Er sich die Sonne in 'n Hals scheinen, damit Er endlich mal wat Warmes in'n Leib kriegt! Schneid' Er sich doch seine drittehalb Haare von seinen hohlen Kopp runter und stech' Er se in en Wollsack, damit Er zeitlebens zu suchen hat, wenn er seine Liebste mal 'ne Locke schenken will, un verjreif' Er sich dabei, damit Die weeß, det Er en Schaafskopp is!! J kiek Er doch mal, Er ausjehungerter Federfuchser, Er will Leute chikannieren? He? Leute will Er chikannieren? J Er abjemerjelter Menschensplinter, dhu Er mir doch den Jefallen, un reiß' Er sich lieber seine Rinderzunge aus 'n Halse, damit Er sich nich mehr blamieren kann! Häng' Er sich doch lieber an 'n Jalgen, damit keen anständijer Mensch mehr en Verbrechen bejeht! Er zweebenije Distel, um sich selbst zu füttern, nehm' Er sich doch ne Laterne un leucht' Er sich untern Rennsteen runter, damit Er endlich seine Bestimmung erlangt! So 'n Kerl, der von oben bis unten wie 'n hohler Zahn aussieht, will repitierliche Leute kujenieren? Laß' Er sich doch lieber jlühendet Blei in 'n Hals jießen, un reiß' Er sich unten seine zwee Wurzeln aus, damit Er de Welt keene Schmerzen mehr verursacht! Ick weeß woll, wat ick mir unter seine Brille uf de Näse denke, un wat Er darunter is! Knautsch' Er sich doch lieber zusammen un jeh' Er zum Plundermatz, un verkoof Er sich vor'n Viertel Pfund Lumpen, damit wenigstens noch mal en Stück Papier aus Em werdt, wat man benutzen kann! Nehm' Er sich doch de Watte aus de Waden un stopp' Er se sich in seine Eselsohren, damit Er nich seine eijene Schande hören muß! Reiß' Er sich doch seine Beene aus, nehm' Er se in seine Tatzen, und trommle Er damit so lange uf sein Kalbfell rum, bis de Amerikaner Feuer schreien! Nehm' Er sich doch Kiessand un schaure Er sich reene, damit nischt von Em übrig bleibt! Er abjeknabberte Kälberpote, laß' Er sich doch zu Leim kochen und en Stiebelknecht mit sich zusammenkleben, damit Er doch zu Etwas nutze is! Häng' Er sich doch an 'n Mond, damit de Lüderjahns früh zu Hause jehen! J Er abjejriffene Polizeiklinke, nehm' Er sich ja in acht, det Er de Kurrendejungens nich zu nah' kommt, sonst singen die: Jott bewahre mir in Jnaden!"

Das Deklamationstier.

(Nach Richard Schmidt-Cabanis: „Allerlei Humore". Berlin, O. Janke.)

Das Deklamationstierreich wird füglich zuerst in zwei große Unterabteilungen zu zerlegen sein: in die wilden oder öffentlichen und in die zahmen oder Hausdeklamatoren.

Von den letzteren dürfte, um dem Alter die schuldige Achtung zu erweisen, zuerst der „humoristische Onkel" zu nennen sein. Gewöhnlich ist es ein im Ruhestand leben-

der Geschäftsmann, der sich durch längeren Aufenthalt in Sachsen, Österreich oder Mecklenburg eine dem Dialekt jener Länder annähernde Sprechweise zu eigen gemacht hat. In diesem selbstgefertigten Jargon nun trägt er bei Familienfesten oder wann immer, aus einem ziemlich starken Heft komische Gedichte, humoristische Aufsätze in Prosa, auch kleinere Einzelszenen vor. Er ist von einer angenehmen Wohlhäbigkeit, sein Gesicht zeigt eine frische Röte, und er ist unter allen Deklamatoren unbedingt der harmloseste und erträglichste.

Gewöhnlich erscheint er in Begleitung seines Weibchens, welches ihm in den Eigenschaften der Beleibtheit und Gemütlichkeit nichts nachgibt. Bietet sich dem humoristischen Onkel keine Gelegenheit, mit einem Vortrage zu Gehör zu kommen, so ist die Gattin jederzeit bereit, durch irgendeine feine Wendung solche herbeizuführen; sie zieht mit dem Taschentuch zufällig das besagte Heft aus dem Strickbeutel oder äußert: ihr Gatte sei heute etwas belegt — das komme wahrscheinlich vom vielen Vortragen in jüngster Zeit. Ist das Männchen endlich glücklich zu Wort gebracht, so hält sie mit großer Strenge die Ruhe im Publikum aufrecht und verfehlt nie, bei besonders hervorragenden Stellen ihre Nachbarschaft anzustoßen oder mit freudestrahlenden Augen vor sich hinzumurmeln: „Er ist doch zu komisch!"

Bösartiger als dieser Onkel ist die „dramatische Mutter". Diese pflegt zwar nicht selten eigene Erzeugnisse zu Tage — oder richtiger: zu Abend zu fördern und gehört deshalb eigentlich in die Klasse der Blaustrümpfe; doch gibt es auch eine bedeutende Anzahl nur „wiederkäuender" Individuen, welche also wohl hier ihre richtige Stelle finden.

Das Hauswesen der dramatischen Mutter ist in den seltensten Fällen ein ständiges zu nennen. Bald wird eine Mädchenkammer zur Theatergarderobe, bald ein ehrlicher Speisetisch zum Podium für lebende Bilder umgeschaffen; rote Fenstervorhänge erheben sich zum Rang von Krönungsmänteln, und der große Haushund schwebt in ewiger Gefahr, mittelst Überkleidung von Gaze und Anheftung pappener Flügel zum Pegasus umgewandelt zu werden. Auch die Kinderzucht der dramatischen Mutter entbehrt in den meisten Fällen der systematischen Handhabung. Nicht nur, daß man den Sprößlingen, wenn sie mit Schularbeiten beschäftigt sind, plötzlich das Schreibbänkchen unterm Leibe wegeskamotiert, um daraus einen Moossitz für die heutige Pantomine herzustellen — die Kinder werden auch, gleichviel, ob sie Talent verraten oder nicht, zur Darstellung von Genien, Nymphen oder Zwergen gepreßt. Vergebens legt sich der Hausherr ins Mittel: seine Stimme wird übertönt von dem dominierenden Organ seiner Gattin, welche soeben im Nebenzimmer unter Beihilfe eines Mitschuldigen in Apoll die Balkonszene aus „Romeo und Julia" einübt. —

Meist von einer dramatischen Mutter stammt die dritte Spezies der zahmen Deklamationstiere ab: „das Wunderkind", die widerwärtigste Erscheinung der ganzen Klasse. Dem Wunderkinde wird von vornherein die Überzeugung beigebracht, daß es „vollkommen" in die Welt gesetzt sei und diejenigen Fähigkeiten, welche der gewöhnliche Sterbliche erst durch unermüdlichen Eifer und Fleiß zur Reife bringen muß, schon von Natur aus voll entwickelt in sich trage — selbstverständlich das geeignetste Verfahren, dies Kreatürchen auch von der letzten Spur Bescheidenheit chemisch gereinigt herzustellen. Bis zum neunten oder zehnten Jahre gehört das Wunderkind noch vorzugsweise dem häuslichen Kreise an, woselbst es entweder durch die eigenen Eltern oder von einem nahen Verwandten zum späteren öffentlichen Genuß zubereitet, also gleichsam „wild gemacht" wird. Es tritt dann durch Opferung von Schillers „Glocke", Bürgers „Lenore" oder Schubarts „Ahasver", oder auch in Gemeinschaft mit mehreren seiner Spezies durch Szenen aus Trauerspielen in die Epoche der Öffentlichkeit.

Ich verstehe hier unter „Öffentlichkeit" nicht jenes weite stürmische Meer, auf dem das Künstlerschifflein seine Befähigung zeigen, dessen Wellen es durchschneiden, dessen Stürmen es trotzen soll; jenes Meer, in das manche flotte, buntbewimpelte Brigg schon übermütig hinaussteuerte auf erster Fahrt, und von der sie zurückkam mit zerfetzten Segeln, gebrochen, ein morsches Wrack. Nein, vielmehr meine ich hier die Öffentlichkeit nur im Gegensatz zur strengsten Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens. Ich verstehe darunter all die tausend geselligen Vereine, Ressourcen, Liebhabertheater, Kränzchen, Klubs — diese stagnierenden Gewässer, darauf unschuldige Dilettanten die Borkenkähnchen ihrer größeren oder geringeren Privatbegabung schwimmen lassen.

Diese Binnengewässer sind der Tummelplatz des wilden Deklamationstieres, welches sich besonders aus der letztaufgeführten Spezies des zahmen rekrutiert, aus den Wunderkindern. Das Wundermädchen wird zur episch-lyrischen Tränenfistel, der Wunderknabe entweder zum unvermeidlichen Vortrags-Alligator oder zum Deklamations-Schmarotzer.

Die „epische Tränenfistel" gilt ihrer Umgebung als ein höheres Wesen, dessen duftiger Blütenstaub unter irgend welcher wirtschaftlichen Beschäftigung aufs empfindlichste leiden würde, daher sie nur in den seltensten Fällen einen gebratenen Hasen von einem gepökelten Schweinskopf zu unterscheiden vermag. Sie erscheint bei musikalisch-deklamatorischen Opferfesten vorwiegend in „Weiß" und wird von zwei Herren aufs Schaffot geleitet, deren einer der beglückten Versammlung mitteilt: Fräulein Else So und So werde, trotzdem sie leidend sei, die Gesellschaft durch einen Vortrag beglücken! — Hat dann die klagende Jungfrau einmal die Tribüne beschritten, so ist sie weder durch heftiges Händeklatschen, noch durch andere Schreckmittel wieder zu vertreiben. —

Bei derselben Standhaftigkeit und Unerschrockenheit ist aber der „Vortrags-Alligator" bedeutend gefährlicher und zwar dadurch, daß er nicht wie jene eine bestimmte Dichtungsart anfällt, sondern alles, was ihm vors Auge kommt, ernst und komisch, sentimental und heroisch, lyrisch und dramatisch verschlingt und in meist unverdauten Brocken wieder von sich gibt. Heute gaukelt er auf einem Liebhabertheater als Franz Moor; morgen verunglimpft er einen friedlichen häuslichen Kreis durch Entäußerung eines komischen Gedichtes, tags darauf „macht" er in einem geselligen Verein mit irgendeinem Gleichgesinnten „eine Szene aus König Lear", bei welcher Gelegenheit natürlich er selbst den unglücklichen Titelgreis mit dem mißratenen Töchterkleeblatt tragiert . . . kurz, sein Talent kennt keine Schonung und seine Mordgier keine Grenzen.

In seinen reiferen Lebensjahren geht der Vortrags-Alligator großenteils über in den „mimischen Wegelagerer". Dieses Einzelwesen bildet die alte Garde der Liebhabertheater: er liegt gewöhnlich der Darstellung von Tyrannen und rotköpfigen Bösewichtern ob, ein Fach, das mit seiner Beschäftigung im gewöhnlichen Leben — ich lernte Modewarenhändler, Gewürzkrämer, Zinngießer, Buchbinder als Vertreter dieser Abart kennen — die denkbar wenigsten Berührungspunkte hat. So harmlos aber auch dieser agierende Räuber in bürgerlich-gewerblicher Beziehung ist, so blutgierig ist er auf theatralischem Gebiet. Wehe dem talentvollen Anfänger, der sich

durch das Auftreten vor dem nachsichtigen Publikum einer Liebhaberbühne an die Schrecken des Lampenfiebers gewöhnen will und zufällig in seinem Rollenfach mit dem Wegelagerer kollidiert! Gegen solche „grüne Kunstjungen" und „Gelbschnäbel" ist er ganz Wüterich; jede Bewegung, jeder Gesichtsmuskel, jede Silbe und vor allem jede „Nüance" beurteilt er mit schneidiger Schärfe, denn Nüancen sind sein eigentliches Element. Schauspielern einer öffentlichen Bühne gegenüber ist er zahm und frißt ihnen sozusagen aus der Hand. Gelingt es ihm, sich in dem „Dunstkreis" eines solchen festzunisten, so ist sein Glück vollkommen, und er raunt jedem, der's hören will, mit weithin schallender Diskretion zu: „Da sagte mir der Y..., mit dem ich, wie ihr wißt, sehr liiert bin" — oder: „Wenn ich dem Z. nicht bestimmt versprochen hätte, über diese pikante Geschichte zu schweigen, so" usw. usw. —

Der „Deklamations-Schmarotzer" übertrifft fast noch das Widerwärtige des Wunderkindes. Er ist das aus Hunger, was der Deklamations-Alligator aus Ehrgeiz oder Gewohnheit ist. Er sucht in Theatern, in Konzertsälen oder Bierlokalen die Bekanntschaft jüngerer Söhne aus anständigen Häusern zu machen, prahlt ihnen gegenüber, ähnlich dem „Wegelagerer", mit Schauspieler-Bekanntschaften; äußert: auch er habe einst bereits mit einem Fuß auf den weltbedeutenden Brettern gestanden, sei aber durch widrige Privatverhältnisse davon zurückgehalten worden und fände jetzt seine einzige ethische Befriedigung noch im Mitwirken an Liebhabertheatern und in geselligen Zirkeln. Ist der jüngere Sohn glücklich geködert, so bittet er um seinen Besuch, welchen dieser nach kläglichem Zögern verheißt und endlich abstattet. Er wird allgemach mit der ganzen Familie bekannt, zum Tee geladen, und seiner guten Suada gelingt es über kurz oder lang, sich zum gesellschaftlichen überall und Nirgend des betreffenden, nein: des betroffenen Kreises emporzufördern. Der Deklamations-Schmarotzer beschränkt sich großenteils auf das komische Genre von Gedichten und ist, einmal aufgenommen, noch schwerer zu vertilgen wie Hausschwamm und Wanzen.

Wir wollen schließlich unseren Blick noch auf eine Gruppe der wilden Deklamationstiere richten, welche dem Zeitgeist sicher als erstes Opfer fallen wird. Mir wenigstens sind aus dieser Gattung nur noch zwei oder drei Exemplare bekannt, und auch diese gehen leider bereits gebeugten Hauptes der großen Scheidestunde entgegen: leider, sage ich, denn unter allen Deklamationstieren ist oder war gerade diese Spezies die achtungswerteste und liebenswürdigste.

Der „dramatische Subalternbeamte" ist ein hageres Männchen mit einer silbervergoldeten Dose und blendend weißer Wäsche. Über sein Antlitz ist ein Zug rührender Schwermut ausgegossen, der seine Entstehung meist einem unglücklichen Familienleben verdankt. Denn die Ehehälfte des dramatischen Subalternen kennt nichts als Prosa, ihr Gatte nichts als Poesie; so ist die Kuh mit dem Flügelrosse zu einem Gespann vereinigt, und erstere vergißt niemals, den gedrückten Gefährten ihr irdisches Übergewicht nach der Schwierigkeit fühlen zu lassen.

Für derlei häusliche Nadelstiche aber weiß sich der dramatische Sekretarius durch ein edles Wirken nach außen zu entschädigen. Er ist Mitglied unzähliger Lesekränzchen, wird als gebildeter Mann nicht selten von namhaften Künstlern in ihre heiteren Kreise gezogen und hat durch eine im Lauf der Jahre sorgfältig zusammengesparte Theaterbibliothek Anspruch auf den Dank der Vorstände und Regisseure sämtlicher Privattheater, denen er von seinen Schätzen gerne ausleiht, ohne dafür eine andere Entschädigung zu beanspruchen, als hier und da ein „hübsches Röllchen". Letztere Bitte gewährt man ihm übrigens gern, denn er ist ebenso zuverlässig als Darsteller wie als Beamter, ein Mann, der keine Silbe von seinem Part vergißt und sich die Kostüme selber besorgt.

Gewöhnlich nimmt sich der dramatische Subalterne einen Komiker oder Charakterspieler der öffentlichen Bühnen zum Muster und weiß in allen seinen Rollen die Individualität seines Vorbildes nach Maßgabe des Schiller-Ausspruchs „wie er räuspert und wie er spuckt usw." getreulich wiederzugeben. Er ist auf der Bühne wie im Leben: Kopist; aber ein redlicher, fleißiger Kopist, dem nach den Anstrengungen des Tages diese unschuldige Erholung wohl zu gönnen ist.

Mit dieser Spezies will ich denn meinen kurzen Abriß über das Leben der Deklamationstiere schließen, behalte mir jedoch vor, wenn mir bei meinen ferneren Wanderungen durchs Leben noch ein oder das andere interessante Exemplar der Gattung unter die Finger kommen sollte, selbiges zu fangen und ausgestopft oder in Spiritus dem geneigten Leser zur Ansicht vorzulegen.



Rheinländischer Humor.

Rosenmontag in Köln.

Einen öffentlichen Ausfluß des Humors, wie er in südlichen Ländern zur Fastnachtszeit in so großartiger Weise zu Tage tritt, findet man in Norddeutschland eigentlich nur in den Rheinlanden. Zwar finden um diese Zeit wohl fast überall Maskenbälle statt, denn heutzutage muß ja jede Küchenfee ihren Maskenball mitmachen, aber um den eigentlichen Humor ist es dabei gar häufig nur sehr mager bestellt. Nur am Rhein ist ein Zug von jener Ursprünglichkeit des allgemeinen Jubel vorhanden, wie er im Süden brausende Wogen schlägt, nur am Rhein wird die Fastnachtszeit zu einem wirklichen Karneval und er findet in Köln seinen Mittelpunkt.

Karneval, Fastnacht oder Fasching, ist streng genommen nur der Tag vor Beginn der großen Fasten, an dem in katholischen Ländern zum letztenmal Fleisch gegessen werden darf. Der Faschingsjubel wird aber die ganze Zeit vorher schon mit einbezogen, eine Zeit der Lustbarkeiten, der Possenreißerei, gewissermaßen eine vorausgenommene Entschädigung für die nachfolgende Zeit der vierzigtägigen Entbehrung. Auch der Name deutet darauf hin. Seine Abstammung ist zwar nicht ganz sicher, im allgemeinen aber wird angenommen, daß er aus den lateinischen Wörtern carne, Fleisch, und vale, lebe wohl, zusammengesetzt ist, also so viel bedeutet wie: Fleisch, lebe wohl!

Die Dauer des Karnevals ist je nach Land und Gegend verschieden. Im allgemeinen Sinne heißt Karneval die ganze Zeitperiode vom Dreikönigstage, dem 6. Januar, bis zum Aschermittwoch. In Venedig, dem berühmtesten aller Karnevale, beginnt derselbe schon mit dem Sankt Stephanstage, dem zweiten Weihnachtsfeiertage, in Madrid mit dem Sankt Sebastianstage, dem 20. Januar. In Rom nimmt er die elf Tage, in Frankreich, Österreich, Süddeutschland und auch am Rhein nur die letzten drei Tage vor Aschermittwoch ein, das heißt: er treibt an diesen Tagen seine höchsten Blüten, denn die Vorbereitungen dazu und die Karnevalsaufregung nehmen schon tage- und wochenlang vorher alle Geister gefangen.

Italien hat nicht nur den berühmtesten, sondern auch den ältesten Karneval. Es ist wohl keine Frage, daß der italienische

Karneval sich aus den Zeiten der alten Römer fortgepflanzt hat, daß er aus deren Fest der Saturnalien hervorgegangen ist. Diese waren ursprünglich eine Art Sonnenwendfeier und dauerten nur einen Tag, wurden aber später auf fünf Tage erweitert. Da ruhten sämtliche Geschäfte, öffentliche und private, ungezügelte Freiheit herrschte überall, den Gefangenen selbst wurden die Ketten abgenommen, und die Sklaven durften mit an der Herren Tische sitzen. Unendliche Schmausereien fanden statt, offene Tafel war bei allen Wohlhabenden. Mit Spielen aller Art, Wettrennen, Gladiatorenkämpfen und Mummenschanz vergnügte sich alles Volk, und das Fest war so tief eingewurzelt, daß an eine Aufhebung und Verdrängung desselben gar nicht zu denken war. Die christliche Kirche mußte es bestehen lassen und sich damit begnügen, ihm eine christliche Deutung zu geben und es mehr und mehr in die Nähe der großen Fasten zu verschieben.

Rom und namentlich Venedig standen und stehen heute noch mit ihrem großen Karneval, dem gewöhnlich in der Himmelfahrtswoche noch ein kleiner folgt, obenan. Aber auch in Deutschland bürgerte er sich bald ein, denn hier fand er in den Erinnerungen an die heidnischen Götterumzüge greifbare Anhaltspunkte. Die Wirren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts unterdrückten ihn hier jedoch wieder, und der Dreißigjährige Krieg machte allen Lustbarkeiten überhaupt ein Ende.

Erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist der Karneval auch in Deutschland wieder aufgelebt und hat namentlich am Rhein eine besondere Pflegestätte gefunden. Die großen rheinischen Städte, namentlich Köln, haben mit ihrem Karneval eine Berühmtheit erlangt, welche dem Ruhm Italiens nichts nachgibt. Besonders am Faschingsdienstag, dem Schlußtage des ganzen Karnevals, der deswegen auch noch insbesondere als „Narrenfest" oder „Narrenkirchweih" bezeichnet wird, entwickelt sich ein Leben, das man mit durchgemacht haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können.

Kaum ist am ersten Karnevalstage, dem Sonntag, die Mittagszeit vorüber, so öffnen sich alle Häuser, und Masken jeder Art strömen daraus hervor. Einzeln und in Gruppen wirbelt alles durcheinander, letztere förmlich dramatische Szenen aufführend. Und nicht nur die Plätze und Hauptstraßen, welche allerdings die eigentliche Bühne des tollen Wirrwarrs sind, sondern auch die Nebenstraßen und Gassen wimmeln von Rittern, Türken, Hanswürsten, Spaniern und Menschengestalten aus allen Zeitaltern der Völker. Dazu der Lärm von Trommeln, Pfeifen, herumziehenden Dilettantenmusiken, Gesang, Lachen und Jauchzen. Auch die Fenster an den Straßen sind mit Masken besetzt, die mit denen auf der Straße ununterbrochen in Verbindung treten. Geworfene Konfetti und Blumen durchschwirren die Luft und fliegen hinüber und herüber. Und im Zimmer kreist der Maiwein, dazu die unvermeidlichen „Muzen" und „Muzemändelcher" (Gebäck), denn beide gehören zusammen, wie Rheinwein und Kaviar, Sekt und Austern.

Bis spät in die Nacht hinein tollt das fröhliche Volk, jeder Erdensorge ledig, einzig und allein der Lust lebend. Und nun erst der zweite Tag, der berühmte „Rosenmontag", denn an diesem findet der großartige Umzug des Prinzen Karneval statt, und da muß doch jeder wieder dabei sein. Wer könnte da müde sein, trotzdem, daß an Nachtruhe während dieser Zeit nicht viel zu denken ist. Fragt man aber einen echten Kölner darüber, so antwortet er wohl lachend: „Och! mer schlofe jetzt jet flöcker!" das heißt zu deutsch: Ach, wir schlafen jetzt etwas flinker!



Prinz Karneval in Köln.

Auf den Straßen ist natürlich wieder alles Maske, die Bevölkerung verstärkt durch Tausende von Fremden, die gekommen sind, um den Haupttag des Kölner Faschings mitzufeiern. Und nun dieser Festzug! Die Feder ist zu schwach, um den großartigen Eindruck wiederzugeben. Und wenn dann die Sonne ihren goldenen Schein über dieses Leben und Treiben ausgießt, was ja wohl zumeist der Fall ist, denn das Rheinland heißt ja mit Recht das sonnige; wenn die herrlichen Wagen und Kostüme in ihrem reichen Gold- und Buntschmuck glitzern und glänzen, umjubelt von ungezählten Tausenden, dann muß sich jeder gestehen, daß es nirgends auf der ganzen Welt ein entzückenderes, farbenprächtigeres Bild geben kann.

Um ein Uhr setzt sich die riesige, buntprächtige, goldig schillernde Schlange unter den Klängen von zwanzig und mehr Musikkorps in Bewegung, und jede der althistorischen und der vielen andern, die Zugidee verwirklichenden Gruppen, vor allen der Staatswagen des Prinzen Karneval, wird von der jauchzenden, lärmenden, tosenden, tollenden, sich drängenden und schiebenden Menge begrüßt. So windet sich der glänzende Festzug durch die Stadt, bis er zur Abenddämmerung wieder zurückkommt zum Neumarkt, von dem er ausgegangen war, und sich hier auflöst.

Nur derjenige, welcher selber hineingeschaut hat, kann sich ein Bild von dem sich nun danach entwickelnden tollen Faschingstreiben machen, das die Luft mit himmelansteigendem Brausen erfüllt, in Hunderten von Lokalen, auf der Straße, im Familienkreise, bis in die Morgendämmerung hinein.

Und noch einmal, mit dem Ablauf des dritten Vormittags, ist alles auf den Beinen, denn heute sind die Masken wieder völlig unter sich. Auch die verschiedenen Gruppen des Festzuges machen nun unter Vortritt ihrer Musikkorps ihre Sonderkorsofahrten durch die Straßen. Alle erscheinen wieder, die gestern am Rosenmontag die Bewunderung herausforderten, aber nicht im Festzuge, sondern bunt durcheinander, alle in denselben tollen Faschingsjubel verflochten, der nun erst als solcher seine volle Höhe erreicht.

Wenn dann am Abend die Lichter aufflammen und zum letztenmal im Jahre den bunten Farbenwirrwarr beleuchten, dann ist der Fremde, der sich vorgestern noch vor Erstaunen die Augen rieb, vielleicht der Tollsten einer; denn die Karnevalsfreude ist ansteckend.

Kölsche Krätzcher.

(Nach Heinrich Mehrkens: „Was sich das Volk erzählt.)

Ein Bäuerlein hatte für einen Pastor einen Karren Holz gefahren und verlangte dafür einen Taler Fuhrlohn.

„Einen Taler? das ist zu viel," sagte der geistliche Herr.

„Wat? to vill?" entgegnete der Bauer, „Ehr laßt üch jo 'nen Dahler för een Leichprädig bezahle, die doch gar kein Möh mächt."

„Ja, lieber Mann," erklärte der Pastor, „das ist auch Kopfarbeit."

„Kopparbeit?" rief das Bäuerlein erstaunt, „jo, meint Ehr denn, mingen Ohs däht de Karr m'em Stäzz träcke?" (mit dem Schwanz ziehen?).

*

Hännesche, Hänschen, und Bestevader, Großvater, der gute Alte, sind stehende Figuren im Kölner Puppentheater. Beide werden vielfach zu humoristischen Schnurren benutzt.

So ist Hännesche einmal auf der Universität gewesen. Als er von dort zum erstenmal wieder nach Hause kam, um hier seine Ferien zu verleben, saß der Bestevader gerade bei Tisch und aß Püffelcher,

wie man hier kleine Hefenpfannkuchen nennt.

Bestevader lud Hännesche ein, sich neben ihn zu setzen und fragte, nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren: „Nun, Hännesche, was hast du denn auf der Universität gelernt für das viele Geld, das ich dir habe schicken müssen?"

„Lieber Bestevader," erwiderte Hännesche, „ich habe Logika studiert."

„Logika?" fragte Bestevader verwundert, „was ist denn das?"

„Das will ich Euch sogleich zeigen, Bestevader, paßt auf," sprach Hännesche. „In dieser Schüssel seht Ihr doch drei Püffelcher liegen; allein ich will Euch durch die Logika beweisen, daß in dieser Schüssel nicht drei, sondern fünf Püffelcher liegen."

„Aber wie ist das möglich?" fragte der gute Alte erstaunt.

„Paßt nur auf, Bestevader," erklärte Hännesche. „Es ist doch klar: wer drei Püffelcher hat, der hat auch zwei. Drei und zwei sind aber gleich fünf, wie jedes Kind weiß, und daraus folgt doch wieder ganz klar: wer drei und zwei Püffelcher hat, der hat auch fünf."

Da nickte Bestevader befriedigt, lächelte aber ironisch und sagte: „Ich sehe, Sohn, daß ich mein Geld für dich nicht umsonst ausgegeben habe. So werde ich mir denn diese drei Püffelcher nehmen, und du kannst die zwei übrigen essen, die du dir durch deine Logika redlich verdient hast."

*

Ein reicher Kappesbauer kam einmal zu einem Maler, um sich malen zu lassen. Vorsichtig aber fragte er: „Wat soll dat Porträt kosten?"

„Zwanzig Taler," antwortete der Künstler.

„Nä," meinte der Bauer, „dat es mer doch jet (etwas) vill" und drehte sich nach der Tür, um wieder zu gehen.

Der Maler aber meinte den Kunden halten zu müssen, wollte jedoch mit dem Preise nicht direkt heruntergehen, weil der Bauer sonst sicher noch mehr abgehandelt haben würde; deshalb fragte er: „Sagt einmal, wollt Ihr Euch in der staatsen (schönen) Weste, die Ihr anhabt, malen lassen?"

„Ija, Här Moler, dat sall woll sien," sagte der Bauer wohlgefällig.

„Da ist es Euch denn auch wohl einerlei, wenn ich die Weste hinten falsch mache oder nicht?"

„I, dat es mer all eins," entgegnete der Bauer, dem es ja nur auf die allein sichtbare Vorderseite ankam.

„Wenn das der Fall ist," sagte da der Maler, vergnügt lächelnd, „kann ich das Porträt auch für zehn Taler malen."

*

Ein Geizhals lag im Sterben. Es war Nacht und neben seinem Bett, an welchem seine Frau saß, brannte auf einem Tischchen eine Lampe. Er blickte in das Licht, seufzte und sprach: „Ich sinn (sehe) et wall (wohl); et es am Engk (Ende) met mer; ävver (aber) Frau, blos' de Lamp uhs, denn zum Sterben bruch mer kei Leech (Licht).

*

Als Hännesche einmal krank war, hatte ihm der Doktor eine sehr bittere Medizin verschrieben, so daß er zu ihm sagte: „Mache nur, daß du sie so schnell wie möglich herunter kriegst. Ich komme morgen wieder, um nachzusehen."

Am andern Tage kam auch der Doktor wieder und fand zu seiner Verwunderung Hännesche schon wieder auf den Beinen.

„Na, siehst du," sagte er erfreut, „das kommt davon, daß du meine Medizin so schön genommen hast."

„Den Düwel och, Här Doktor," rief aber Hännesche, „wenn ich die genommen, hätt' ich Hals un Bein gebrochen."

„Aber wieso denn?" fragte der Doktor ganz erstaunt.

„No," sagte Hännesche, „Ehr hat doch gesaht: mache, daß du sie so schnell wie möglich herunter kriegst! un do han ich se dann och glich he (hier) die zwei Stock huh (hoch) zom Finster erausgeworfe."

*

Ein Kölner Spaziergänger begegnete einem Bauersmann, der in vollem Sonntagsstaat einen Schubkarren vor sich herschob. Darüber verwundert, fragte er ihn nach der Ursache.

„Dat well ich üch sage," entgegnete der Bauer; „ich ben esu gewent (so gewöhnt), wann ich erus gon (heraus gehe), immer jet (etwas) en der Hand ze han, un do ich grad keine Stecke fung (fand), han ich de Schurreskarr (Schubkarren) genomme."

*

Ein freundlicher Gastgeber hatte in der Nacht einen Wagen kommen lassen, um vier stark beduselte Freunde nach Hause bringen zu lassen. Er bezeichnete dem Kutscher Straße und Hausnummer von der Wohnung jedes einzelnen und legte sich dann zur Ruhe. Kaum aber war er eingeschlafen, da wurde er von dem lauten Klang der Hausglocke aufgeschreckt. Er stürzt ans Fenster, sieht, daß der Kutscher mit Wagen und Gästen zurückgekehrt ist und fragt erschreckt, was los sei.

„Och Här," ruft der Kutscher kläglich, „sitt esu got (seid so gut), un sortiert mer se noch emol; se sinn mer all durcheinander gekumma."

*

Einem Jungen, der einem Bäcker die allzu kleinen Brötchen wieder zurückbrachte, sagte der Meister: „Gangk (gehe) und sag dinger (deiner) Mutter, se wöhren och eez (erst) zwei Stunden alt.

*

Eine Frau, deren Kind nicht schlafen wollte und fortwährend schrie, weckte ihren daneben schlafenden Mann, daß er sie mit dem Wiegen ablöse, da er doch auch seinen Teil an dem Kinde habe.

„Das ist wahr," sagte der Mann, indem er sich aufs andere Ohr legte, „darum wiege du deinen Teil, ich lasse den meinigen schreien."

*

Ein Doktor verschrieb einem Patienten Pulver, von denen er jede Stunde eins in Wasser nehmen sollte. Am andern Morgen fand er den Kranken viel schlechter als zuvor.

„Das wundert mich," sagte er kopfschüttelnd, „habt Ihr denn die Pulver auch richtig eingenommen, wie ich vorgeschrieben hatte?"

„Geweß, Här Doktor," stöhnte der Kranke, „ävver nix för ungot, ich gläuv, dat ich das Wasser nich verdrage kann."

„Wieso?"

„Jo, ich mein, esu (so) jede Stund em Wasser setze, dat möt angriefe."

*

Ein Sonntagsjäger, der nichts geschossen, kommt auf dem Rückwege an einem Bauernhofe vorbei, über dessen Zaun der Bauer lehnt, behaglich seine Pfeife rauchend. Auf dem Hofe tummelt sich eine große Schar Hühner, und der Jäger fragt den Bauern, ob er ihm wohl erlaube, einmal zwischen die Hühner zu schießen, wenn er ihm eine Mark zahle? Der Bauer ist's zufrieden, steckt die Mark in die Tasche, der Jäger feuert zwischen die Hühner, erlegt zwei und steckt sie vergnügt in seine Jagdtasche.

Auf dem Weiterwege fällt ihm aber ein, daß er doch unmöglich zwei Hühner für eine Mark hätte nehmen dürfen. Er kehrt also um, findet den Bauern noch und fragt ihn, wie es komme, daß er zwei

Hühner so billig hätte hergeben können.

„Och Här," versetzte der Bauer grinsend, „de Hühner sin jo nit ming (meine)."

Koblenzer Steckelcher.

(Nach Julius Wegeler: Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten.")

Eine Schusterfrau hatte einen ungezogenen kleinen Jungen, der ihr den Kopf vollschrie. Sie hatte ihn zwar schon einmal gehörig gehauen, aber der Junge kreischte in einem fort. Da sah sie vom vierten Stock den alten Armendoktor unten vorbeigehen und rief ihm zu, daß er doch einmal heraufkommen möchte. Der Doktor folgte dem Rufe, und als er oben ankam, war ihm schier der Atem vergangen.

Da sagte die Frau zu dem Jungen: „Wells du nau stell sein? Hei es dä Här Dokter, on wenns dau net stell bis, dann loße ich der zum Breche verschreiwe."

Der Junge war still, das Mittel hatte geholfen, und der alte Doktor konnte nun die dunkle Treppe wieder allein hinuntergehen.

*

Der Oberpräsident P. E. ging einmal in den Anlagen mit seinem Hündchen spazieren, ohne das Tierchen an einem Seilchen zu führen. Es dauert auch nicht lange, da kommt ein Butz (Polizist) und sagt ihm, der Hund müßte angebunden werden. Da sagt der Herr, der Hund wäre so anhänglich, daß er nicht von seiner Seite ginge.

„Dat well ich gähre glawe (gern glauben)," sagt der Butz, „awer von dem moralische Strick stiet nix en em Gesetz."

*

Bei dem Polizeigericht war einer angeklagt, der sollte „aiche Dill" gestohlen haben. Da war denn viel von diesen aiche Dill die Rede, und doch wußte einer von den Richtern nicht, was das eigentlich wäre. Darum wendete er sich an den Präsidenten und fragte: „Sagen Sie mir doch, Herr Präsident, was sind denn „aiche Dill"?" „Mei Gott," gab der zur Antwort, „dat wieren se doch wohl wesse: aiche Dill sein danne Bort (tannene Bretter)."

*

Oben an der Brücke, wo gegenwärtig die Anlagen sind, lag dicht am Lande ein Floß. Da kam ein Herr vorbeigeritten, der rief den Flößern zu: „Sagt mal, Leute, ist der Rhein noch am Wachsen?"

Dä rief einer von den Flößern dagegen: „Dat kannst dau jo doch von deinem Roßbayer (Roß-Bayard) besser sehn als wir, do doch dein Aue ojf!"

Der Reiter gab seinem Pferde die Sporen und ritt schweigend davon.

„Kohwes (Jakob)," rief ihm nun einer seiner Gefährten zu, „waißt dann och, wer de Fliezer (Flößer) war?"

„Nah (Nein)," antwortete der andere.

„Na, dann well ich der et sohn (sagen): dat wor dä Prinz von Hesse."

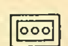
„Dä Kurprinz?" rief der andere erschrocken, „dann woret als goht (war es gut), dat ich em kein growe Antwort gewe han (gegeben habe)."

*

Off der Mussel, wu waiß ich net mie (mehr) hat vur Zeite wohl e Badheisje gestanne, da arg frequentiert wurde (worden) is, on sich deshalb als ze klain erwiß. Om dem Zwelstann (Übelstand) abzuhelfe, gof dä Vorjemaister dä Not, noch en Stock droff ze setze."

*

Kommt da neulich ein Bauer in ein feines Restaurant und zieht mächtig an seiner Pfeife. Wie das immer so geht, spuckt er dabei auch auf den Boden. Der Ober macht ein garstig Gesicht und stellt ihm einen Spucknapf dahin. Mein Bauer aber dreht sich herum und spuckt nach der andern Seite weiter. Nun muß der Stift den Napf auf die andere Seite tragen, aber wieder dreht sich der Bauer herum und spuckt nach einer dritten Seite, und wieder wird der Napf dahingestellt. Wie der Bauer das sieht, wird er grob und sagt: „Wenn der me nau dat Däbbche noch emal vur mich hinstellst, dann spucke ich der ainfach erenn (hinein)."



Herr Mahlhuber.

(Nach Fr. Gerstäcker aus „Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer", 1857.)

Die Ursache zur Reise.

In einem gemütlichen süddeutschen Städtchen, Gidelsbach geheißen, wohnte ein anspruchsloser Mann, namens Hieronymus Mahlhuber, der sich mit dem Titel eines Kommerzienrates dahin zurückgezogen hatte und still und harmlos dort mit einer alten Haushälterin lebte.

Dem Manne fehlte nichts weiter als die Gesundheit, das heißt: wie er sich einbildete! denn im Grunde genommen fehlte ihm gar nichts. Er war aber der festen Überzeugung, daß er eine mindestens drei Zoll zu große Leber habe, die in ihrer speckigen Anschwellung darauf hinarbeite, ihm den Magen abzustoßen. Selbst eine unbedeutende Balggeschwulst oben auf dem Kopfe, die früher einmal leicht und glücklich operiert worden war, brachte er damit in Verbindung, und so war er stets besorgt um sein Leben im allgemeinen, um die drohende Gefahr der speckartigen Erweiterung der Leber aber im besonderen.

Der Doktor wußte schließlich kein anderes Mittel gegen diese Einbildung, als dem Manne Zerstreuung zu schaffen. Er dachte sich, wenn er ihn so einen Monat lang auf Reisen schickte, würden ihm andere Gedanken kommen. Nicht in ein bestimmtes Bad sollte er gehen, sondern bloß planlos in der Welt umherfahren und allerlei Erfahrungen machen, dann würde sich die Besorgnis um sein Leben schon legen.

Mit diesem Vorschlage kam der Doktor bei Herrn Hieronymus Mahlhuber aber übel an, denn sein Patient liebte vor allem die ruhige Behaglichkeit seines stillen Lebens. Nur keine Aufregung! war sein Wahlspruch, und die unschuldigsten Fälle rechnete er schon zu den verhaßten Aufregungen. Und nun gar eine Reise! Das war doch nichts anderes, als eine ganze Kette von Abenteuern, die ihm als das fürchterlichste vorkamen, was einem soliden Menschen zugemutet werden konnte. Der kluge Arzt aber wußte sich zu helfen: er steckte sich hinter die Leber, und siehe da, die Symptome wurden denn auch bald so bedenklicher Art, daß Herr Hieronymus Mahlhuber in seinem „baumfesten" Entschlusse, wie er es nannte, niemals zu reisen, doch wankend wurde und anfing, die Möglichkeit zuzugeben, daß er doch am Ende würde reisen müssen.

„Es gibt nur zwei Wege für Sie," hatte der Doktor am Ende seiner langen Rede gesagt, da ihm die Geschichte nachgerade langweilig wurde. „Sie müssen sich in einen Wagen setzen, oder Sie werden in einen gesetzt. Außerdem weiß ich noch nicht einmal, ob das allein für Sie hinreichend sein und die Reise das Übel mit der Wurzel ausrotten wird. Dazu gehört schon eine Radikalkur."

„Noch etwas Schlimmeres als eine Reise?"

„Schlimmeres? — ja und nein, wie Sie wollen."

„Und das wäre?"

„Sie müssen heiraten."

„Heiraten?" rief der Kommerzienrat, mit einem Satze aus seinem Lehnstuhl aufspringend und einen scheuen Blick nach der Tür werfend, ob nicht etwa Dorothea das Wort gehört hätte.

„Heiraten!" bestätigte der Doktor, der selbst zum erstenmal an diesen Ausweg dachte, aber nun so tat, als ob er den Gedanken schon monatelang in seinem Kopfe umgewälzt hätte. „Heiraten!" wiederholte er und nahm bedächtig eine Prise. „Und je eher Sie sich dazu entschließen, desto besser für Sie. Viel Zeit haben Sie überhaupt nicht mehr damit."

„Unsinn!" sagte der Kommerzienrat, der sich von dem ersten Schreck erholt hatte und wieder in seinen Stuhl sank. „Heiraten! fragen Sie einmal meine Dorothea, was die dazu sagen würde."

„Dorothea?" rief der Doktor, verächtlich mit dem Kopfe schüttelnd, „Dorothea! Was geht uns Ihre Dorothea an, wenn es sich um Ihre lebenslängliche Behaglichkeit und Gesundheit handelt."

„Behaglichkeit? Ja, das kann ich mir denken," sagte der Kommerzienrat. „Daß ich die Hölle im Hause hätte! Nein, Doktor, meine Leber will ich Ihnen anvertrauen, aber meinen Hausfrieden nicht. Wenn es denn nun einmal nicht anders sein kann, so will ich reisen — meinetwegen, ich gehe so oder so zugrunde; aber wie? — wohin? — womit? — wie weit?"

„Sie müssen vor allen Dingen fahren," sagte der Doktor. „Zeit bringt Rosen, und wenn Sie sich hier morgen früh auf die Post setzen, können Sie übermorgen mit dem Sechs-Uhr-Zuge die Wahl haben zwischen den Weltgegenden, die Sie besuchen wollen."

„Eisenbahnen!" seufzte der Kommerzienrat. „Ich kenne kein unbehaglicheres Gefühl auf der Welt, eine Operation ausgenommen, als sich auf eine Eisenbahn zu setzen. Die unerwarteten Fälle, die da vorkommen: Zusammenrennen der Lokomotiven, Platzen der Kessel, Einschneien der Züge —"

„Wir sind ja mitten im Sommer."

„Nun ja, aber alle derartigen Aufregungen, die junge, leichtsinnige Menschen Abenteuer nennen, sind mir in der Seele verhaßt. Wenn Sie sich dadurch eine Heilung meiner unseligen Krankheit versprechen, haben Sie vorbeigeschossen. Ich fürchte, diese werden meinen Zustand, wenn das überhaupt möglich ist, verschlimmern."

„Lieber Kommerzienrat," beruhigte ihn der Doktor, „Sie haben in unserer Zeit auf einer Eisenbahn nicht mehr Abenteuer zu fürchten wie oben auf dem Kanzleigericht; es geht alles seine eingefahrene, trockene, pedantische Bahn."

„Also morgen!" stöhnte der Kommerzienrat, und „Gott sei Dank!" sagte der Doktor mit einem tiefen Seufzer, als er die Treppe hinabstieg; „haben wir ihn doch erst einmal so weit."

Das Posthaus.

Das war nun noch ein Tag größter Aufregung im Mahlhuberschen Hause, und es galt einen ernsten Krieg mit der Haushälterin Dorothea. Anfangs weigerte sie sich hartnäckig, einen Finger zu rühren, ihren armen Herrn in sein Unglück hineinstoßen zu helfen. Als jedoch alles Protestieren nichts half, hielt sie es für ihre Pflicht, selber mitzufahren, ihn nicht ohne eine zuverlässige Stütze den Weltstürmen preiszugeben, und als auch das nicht angenommen wurde, wollte sie wenigstens ihren Vetter als Bedienten durchsetzen. Aber auch der Vetter fand keine Gnade. Sollte sich Herr Mahlhuber einen Menschen aufhängen, der nachher jede Bewegung, die er da draußen gemacht, jede

Ungeschicklichkeit in den fremden Sitten ausführlich mit nach Gidelsbach zurückbrachte und den Leuten in der Schenke Stoff zum Lachen gab? Nein, er war fest entschlossen, da es doch einmal gereist sein mußte, allein zu reisen und zwar den Titel Kommerzienrat verleugnend als Herr Mahlhuber schlichtweg.

Da der Herr Kommerzienrat nur höchstens vierzehn Tage auszubleiben gedachte, hielt man auch drei Koffer, Hutschachtel und Reisesack für völlig genügend, alle die notwendigsten Gegenstände wenigstens mitzuführen, die nun einmal unbedingt zum Leben und zu anständiger Kleidung gehören. Die Sachen wurden auf die Post geliefert, und genaue Erkundigung ergab, daß die Post dazu bestimmt sei, sich am nächsten Morgen dem ersten Zuge nach der Hauptstadt des Landes anzuschließen. Da hätte aber der Herr Kommerzienrat die Nacht über fahren müssen, etwas, was ihm nicht im Traume einfiel. Seine Nachtruhe mußte er haben, und zuvor auch ein ordentliches Abendbrot; er nahm deshalb auch nur einen Fahrschein bis zu dem Haltepunkt, wo die Post etwa um 9 Uhr abends ankommen mußte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alles erzählen, was für eine Menge Unheil seine Ungeschicklichkeit unterwegs anrichtete und was er alles an Schadenersatz zahlen mußte. Wir begleiten ihn deshalb sofort nach jenem Halteplatz, wo er mit Reisesack, Schirm, Stock und Sitzkissen aus dem Wagen stieg, während sein Gepäck vor dem Postgebäude aufgestapelt wurde.

Da stand er nun mit buchstäblich offenem Munde und wußte sich nicht zu helfen.

„Nu — was soll denn hier mit den Sachen werden?" fragte da plötzlich eine Stimme hinter ihm, und als er sich umdrehte, stand eine Art Zwitterding von Postillon und Hausknecht, oben in Uniform und unten in Unterhosen und Pantoffeln, mit einer Stallaterne in der Hand, neben ihm und deutete auf die Koffer. „Es kommt heute keine Post mehr."

„So? — das tut mir leid," sagte Herr Mahlhuber ganz in Gedanken, „oder es macht eigentlich nichts," setzte er dann sich besinnend hinzu, „denn ich werde hier übernachten."

„Hier — in der Post?" fragte der Mann und leuchtete ihm erstaunt ins Gesicht.

„Nun, wird hier nicht gleich ein Wirtshaus gehalten?" fragte der Reisende, etwas unangenehm überrascht, „man hat mir doch so gesagt."

„Wirtshaus? — nee, nich so recht, — die Schenke ist da drüben," lautete die Antwort.

„Hm!" sagte der Kommerzienrat und sah etwas mißtrauisch nach dem andern düsteren Gebäude hinüber, „und kann man da etwas zu essen und ein gutes Bett bekommen?"

„Zu essen, ja," sagte der Mann und leuchtete über die Koffer hin, nach deren Zustand den Reisenden selber zu beurteilen, „gutes Bett aber nee, wenn Sie nicht auf der Streu mit den Fuhrleuten schlafen wollen."

„Auf der Streu schlafen?" wiederholte Herr Mahlhuber entsetzt, „wie kann ich auf der Streu schlafen?"

„Ja, das weiß ich nicht, wenn Sie's nicht wissen," sagte der halbe Hausknecht gleichgültig; „aber sollen die Koffer hier auf der Straße stehen bleiben?"

„Und in der Post ist keine Möglichkeit unterzukommen?"

„Na, fragen kann man ja emal," sagte der Mann, „manchmal nimmt die Mamsell Gäste ein, manchmal nich — wie's 'r gerade paßt." Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er seine Laterne nieder und schlürfte in das Postgebäude hinein, die schmale, steinerne Treppe hinauf. Die

„Mamsell“ schien seiner Beredsamkeit nicht haben widerstehen zu können, denn sie erschien gleich darauf in der Tür und fragte ermunternd: „Wer ist denn da?“

Die Gefahr, auf der Streu schlafen zu müssen, machte nun auch Herrn Mahlhuber beredt, während er mit der Laterne sich selber ins Gesicht leuchtete, und als die Dame hörte, daß er seiner Gesundheit wegen nicht die Nacht durch mit der Post fahren könne und hier zu übernachten gedächte, fühlte sie ein menschlich Rühren. Sie ersuchte ihn, näher zu treten, und beorderte den Postmenschen, die Sachen hinauf in die „grüne Stube“ zu schaffen.

„Grüne Stube!“ Schon das Wort klang behaglich, und mit einem leisen „Gott sei Dank!“ griff Herr Mahlhuber sein Handgepäck auf und folgte der Mamsell in das Haus.

In dem Gastzimmer beschlich ihn allerdings wieder ein höchst unbehagliches Gefühl. Es war ihm alles fremd und unwohnlich in der Stube; die hölzernen Stühle, der wunderbare Geruch, die niedrige, räucherige Decke, die schrecklichen Bilder an den Wänden; unheimlich sah der alte Wandschrank aus, wo neben einer alten Stutzuhr mit alabasternen Säulen ein grün angestrichener Gipsmops stand, während auf der andern Seite eine weithalsige, oben eingebrochene Glaskaraffe einen Büschel Schilfblüten mit einigen rot und gelb gefärbten Strohblumen hielt.

Die Mamsell lenkte jedoch seine Aufmerksamkeit von weiteren Betrachtungen ab, denn sie erkundigte sich nach den Befehlen des Gastes wegen des Abendbrotes. Die Auswahl war sehr beschränkt, also leicht getroffen: aufgewärmter Kalbsbraten mit getrockneten Birnen und einer halben Flasche Rotwein, aber vom besten, wie er noch vorsichtig hinzusetzte, denn die altmodischen Weingläser erweckten eine dunkle Ahnung von saurem Landwein in ihm.

„Kommen Sie schon weit her?“ fragte jetzt die Mamsell, die aus der Küche wieder hereingekommen war, sich die Schürze an der einen Seite aufgesteckt und die Ärmel, man wußte eigentlich nicht weshalb, in die Höhe gekrempelt hatte.

„Von Gidelsbach,“ sagte der Kommerzienrat in seiner Unschuld, „und — und von drüber hinaus,“ setzte er dann, sich besinnend, rasch hinzu.

„Ach, Gidelsbach liegt so schön,“ knüpfte die Mamsell an den bekannten Namen an, „es ist von jeher mein Lieblingswunsch gewesen, dort zu wohnen, das muß ein wahres Paradies sein. Sind Sie dort bekannt?“

„Wenig,“ sagte der Kommerzienrat, seine Heimatsstadt verleugnend; „das Essen ist wohl bald fertig?“

„Den Augenblick,“ antwortete die Mamsell, erhob sich halb von ihrem Stuhl, sank aber auch alsbald wieder zurück. „Aber was ich gleich fragen wollte: Haben Sie Geschäfte in Otzleben?“

„Wo?“ fragte Mahlhuber erstaunt.

„In Otzleben.“

„Otzleben? — Wo liegt das?“

„Nun, hier der Ort, wo wir uns befinden.“

„Der heißt Otzleben? So! Nein, ich wollte nur hier übernachten. Nicht wahr, der Kalbsbraten ist gleich fertig?“

„Ja wohl — den Augenblick!“ sagte die Mamsell, wieder von ihrem Stuhle aufschnellend. Aber auch der Kommerzienrat erhob sich und ging nun im Zimmer auf und ab. Es fröstelte ihn, und wie der Sand auf den Dielen, ein ganz ungewohntes Gefühl, unter seinen Füßen knirschte, kam ihm, bei dem düsteren, auf dem Tische brennenden einzigen Licht das Zimmer noch einmal so still und öde vor, als es ihm anfangs erschienen.

Die Hausmagd öffnete in diesem Augenblick die Tür und kam mit einem zwar groben, aber reinlichen Tischtuch herein, das sie aufbreitete, Teller, Messer und Gabel mit dem großen Salzfaß darauf ordnete und dann wieder hinausging, das Abendbrot herein zu holen. Die Mamsell hatte indessen eins von den geschliffenen Weingläsern von der Kommode genommen und mit dem Schürzenzipfel ausgewischt; dann stellte sie die Flasche auf den Tisch, und wenige Minuten später konnte sich der Kommerzienrat zu dem in langer Brühe schwimmenden aufgebratenen Kalbsstoß niedersetzen und nach Herzenslust zulangen.

So mitteilsam Herr Mahlhuber sonst war, besonders wenn er jemand fand, mit dem er sich unterhalten und vielleicht die Geschichte seiner Krankheit anbringen konnte, so zurückhaltend war er hier. Es gelang der Wirtin nicht, aus ihm herauszubringen, wer und was er eigentlich sei. Aber wozu besaß sie denn ein Fremdenbuch? Und als er sich das letzte Glas Wein eingoß, schob sie ihm dasselbe mit freundlichem Knix zur Beachtung hin. Da blieb ihm nun freilich keine andere Wahl, als einzuschreiben, wie es üblich ist. Seinen Namen schrieb er gleich über die Namens- und Wohnungsrubrik hinweg; aber Stand? Schon hatte er mit Ko begonnen, den gewohnten Titel hinzusetzen, als er sich glücklicherweise besann und Pr daraus machend, Privatmann einschrieb. Alles andere füllte er so gewissenhaft wie möglich aus, und so wußte die Mamsell nun wenigstens den Namen ihres Gastes. Dann bat er sie, da er entsetzlich müde sei, ihm seine Schlafstätte anzuweisen und setzte hinzu: „und wann kommt die Post morgen früh wieder vorbei?“

„Nach Gidelsbach zurück?“

„Nein, nach der andern Richtung.“

„Um 9 Uhr, Herr Mahlhuber, eher noch ein paar Minuten früher.“

„So, so, das ist mir ja sehr lieb,“ sagte Herr Mahlhuber, „da werde ich mein weiteres Ziel rechtzeitig erreichen.“

Das paßte also wunderschön, und so wünschte er denn nur noch, daß er etwas vor 8 Uhr geweckt würde und einen heißen Kaffee vorfände.

Die grüne Stube.

„Gott sei Dank, der Tag wäre überstanden,“ murmelte der Kommerzienrat vor sich hin, als er, mit dem Sitzkissen in der einen und dem Regenschirm und Stock in der andern Hand, die Treppe hinaufstieg zu dem „grünen Zimmer“, gefolgt von der Mamsell, die den Reisesack und das Licht trug. Sie stieß eine Art von Bodenkammer auf und bat ihn, näherzutreten.

„Hm, ist dies das grüne Zimmer?“ meinte der Kommerzienrat kleinlaut, „das ist ja freilich sehr einfach.“

„Ja, wir sind hier mit dem Raum ein wenig beschränkt,“ entschuldigte die Mamsell, „aber Sie finden ein vortreffliches Bett, in welchem Sie schlafen werden wie in Abrahams Schoß.“

Herr Mahlhuber hatte seine Sachen abgelegt und prüfte daraufhin das so sehr gelobte Bett, das er trotz des Lobes doch ein wenig mißtrauisch ansah.

Die Wirtin hatte das Licht auf den Tisch gestellt und sich dann nach der Tür zurückgezogen. „Nun, ist alles in Ordnung?“ fragte sie, „zu Ihrer Zufriedenheit?“

„Vollkommen; schlafen Sie recht wohl!“ sagte der Kommerzienrat.

„Wünsche angenehme Ruhe!“ sagte die Mamsell, „und wenn Sie mit dem Licht fertig sind, möchte ich Sie freundlichst bitten, es nur dort an die Tür zu stellen, ich hole es mir später. Lassen Sie sich etwas recht Angenehmes träumen!“ wünschte sie ihm noch und verschwand.

Kopfschüttelnd sah sich Mahlhuber nun in dem kleinen Raume um, dessen Grenzen an drei Seiten die weiße Kalkwand

und an der vierten, wo das Bett stand, ein niederlaufender Verschlag von ungehobelten Brettern bildete. „Das grüne Zimmer!“ Es ist kein grüner Faden in dem ganzen Raum,“ murmelte der Kommerzienrat, indem er anfing, sich zu entkleiden; „ausgefegt haben sie hier wohl seit einer Woche nicht, unter dem Bett Stroh, in der Ecke sogar ein Paar alte Stiefel. Hm, hm, ich, ein ruhiger, friedliebender Mensch, was habe ich heute nicht schon alles erlebt und ertragen. Es ist nun wenigstens Abend, und der liebe Gott gebe mir eine ruhige Nacht!“

Damit wollte er eben in das Bett steigen, als ihm das Licht einfiel und der Wunsch der Mamsell. Er zog also das schon erhobene Bein wieder zurück und trug das Licht an die Tür, legte sich dann in das umfangreiche, aber weiche Bett und zog die Decke bis an das Kinn herauf, den Augenblick erwartend, wo die Mamsell das Licht holen würde, denn vorher einzuschlafen war ja nicht möglich.

Eine Minute nach der andern verging, die Mamsell kam nicht, und der Zustand wurde endlich unerträglich. Das Licht fing an zu qualmen, und da dieser Geruch dem Kommerzienrat von jeher fürchterlich gewesen war, so beschloß er, aufzustehen und dasselbe auszulöschen. Aber gerade in dem Moment, als er darauf zuging, öffnete sich die Tür.

Die Mamsell, die das Licht hatte holen wollen, schrie auf und entfloh, nachdem sie die Tür vor Schreck ins Schloß geworfen hatte. „Bitte tausendmal um Entschuldigung!“ hatte auch der Kommerzienrat gerufen, war nicht minder erschreckt ins Bett zurückgeeilt und hatte die Decke über den Kopf gezogen. Als er endlich den Kopf wieder herauszustrecken wagte, qualmte das Licht noch immer ruhig fort, aber noch einmal aufzustehen wagte er nicht. Es mußte also niederbrennen, und mit einer verzweifelten Art von Überwindung schloß er die Augen in der festen Absicht einzuschlafen. Es ging aber trotzdem nicht, und so mochte er wohl eine halbe Stunde gelegen haben, als das Licht noch einmal aufflackerte und dann verlöschte.

„Gott sei Dank!“ sagte Herr Mahlhuber und drehte sich auf die rechte Seite, das Versäumte seiner so leichtsinnig geopferten Nachtruhe nachzuholen, als er ein Rascheln in dem Stroh unter dem Bett hörte. Er lauschte, bald darauf tönte es stärker als vorher und zugleich ein leises Winseln, als ob eine junge Katze oder etwas Ähnliches unter dem Bett läge.

„Na, das hat mir noch gefehlt!“ brummte der gepeinigte Gast grimmig vor sich hin, „das hat mir noch gefehlt.“ Er horchte eine Weile, aber das Geräusch ließ nach, und er fing eben an, wieder in Schlaf zu kommen, als es von neuem und stärker begann.

„Hilf, Himmel!“ sagte der geplagte Kommerzienrat, gewaltsam einen Fluch zurückhaltend, „ist das nicht, um selbst den gesundesten Christenmenschen aus der Ruhe zu bringen? und dabei soll ich meine speckige Leber verlieren?“

Das Rascheln und Winseln wurde jetzt stärker, und es war dem im Bett liegenden Gast bald kein Zweifel mehr, daß irgend ein junger Hund sich gerade unter der Bettstelle in dem dort befindlichen Stroh sein Lager gemacht habe und nun durch Flöhe oder böse Träume gepeinigt werde. An selber schlafen war aber unter solchen Umständen gar nicht zu denken, nach irgend einer Bedienung zu rufen blieb ebenfalls ganz außer Frage, und der Kommerzienrat entschloß sich endlich, wie das Rascheln und Winseln immer stärker wurde, noch einmal aufzustehen und den kleinen Störenfried zu fassen und aus der Tür zu werfen. Ein Überfall des Lichtes wegen war nicht mehr zu befürchten.



Herr Mahlhuber.

Vorsichtig nach den Pantoffeln fühlend, die er rasch wieder anzog, kauerte jetzt der würdige Mann vor seinem Lager nieder, mit der Hand in dem Stroh nach dem Gegenstande seines Grimms zu suchen. Es dauerte gar nicht lange, so griff er einen jungen Hund, der sich winselnd auf den Rücken legte, als er die Berührung fühlte, erwischte ihn beim Fell und trug ihn, sich schwerfällig damit am Bett aufrichtend, der Tür zu. Über den Leuchter stolpernd, an den er nicht mehr gedacht hatte, fand er zuletzt doch die Klinke, öffnete die Tür und warf den jungen winselnden Köter mit einem zwar leise gemurmelten, aber desto herzlicher gemeinten Fluche hinaus ins Freie.

„So;“ sagte er dann, als er die Tür wieder sorgfältig geschlossen hatte und sich nach dem Bett zurückfühlte, „so, nun hat der Skandal auch ein Ende, und ich werde doch einmal wenigstens zur Ruhe kommen. — O meine Leber!“

Und wieder unter die Decke fahrend, suchte er stöhnend die leidende Leber so bequem als möglich zu legen. Schon manche liebe Nacht hatte er auf ähnliche Art im Schlafe gestöhnt, und auch jetzt gewann die Müdigkeit eben wieder die Oberhand und sandte ihm schon schwankende Traumbilder der gehabten Erlebnisse des vergangenen Tages. Deutlich hörte er wieder das Rascheln und Winseln unter dem Bett im Stroh, und wollte sich mit dem Bewußtsein trösten, daß es eben nur ein Traum sei, als das Geräusch stärker und lebendiger wurde und er sich endlich, in die Höhe fahrend, wieder im Bett aufrichtete, um darauf zu horchen.

„Da ist gewiß noch so eine Bestie unter dem Bett,“ rief er, als er zu der Gewißheit gelangte, daß das kein Traum sei, „und ich habe doch vorhin rings umhergefühlt. Na, an die Nacht will ich denken. Wenn ich aber zurück nach Gidelsbach komme, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, dem Doktor dieselbe Tour und gerade dieses Nachtquartier hier zu empfehlen. Der soll mir wiederkommen!“

Betrachtungen nutzten hier aber durchaus nichts; der junge Hund ließ sich nicht wegraisonnieren, und nach mehrmaligen Versuchen, trotz der „Giftkröte“ wieder einzuschlafen, mußte der unglückliche Reisende, wenn er nicht die ganze Nacht solchen Versuchen opfern wollte, wieder heraus aus dem Bett, den Störenfried zu entfernen. Wieder erwischte er ihn hinten im Nacken, trug ihn an die Tür, die er noch fest eingeklinkt fand, öffnete sie, warf ihn hinaus, schloß sie wieder und ging nun heute zum viertenmal zu Bett, der so nötigen Ruhe zu pflegen.

Es war umsonst. Kaum hatte er lange genug gelegen, fest entschlossen, sich nicht mehr um das nun einmal Geschehene zu ärgern, als das Winseln von neuem begann. Wieder sträubte er sich gegen die Macht der Umstände, aber es half nichts, er mußte wieder aus dem Bett, den dritten Hund hinauszuwerfen, und selbst nach seinem Regenschirm tappte er jetzt umher, um, ehe er sich nun wieder hinlegte, unter dem Bett umherzufühlen, ob nicht etwa noch eine solche kleine entsetzliche Bestie darunter versteckt sei, die mit boshafter Sicherheit nur auf den Augenblick seines Einschlafens warte. Er konnte nirgends mehr etwas entdecken; Stroh lag noch überall, aber kein Hund, und den Schirm an das Bett lehnend, wie in Vorahnung eines neuen Unheils, hatte er sich eben umgedreht und auf seine Lagerstätte gesetzt, um die Beine dann unter die Decke heraufzuziehen, als ein neues Rascheln, dem bald darauf das unselige Winseln folgte, ihn in Verzweiflung die Jagd aufs neue beginnen machte. Mit dem Stock stieß er nun, nachdem er den vierten Hund hinausgeworfen, in alle Winkel und Ecken unter dem Bett in jeder Richtung hin, unter die Kommode, an deren scharfer

Kante er sich das Schienbein beschädigte, unter den Kleiderschrank, an den er mit dem Knie schmerzhaft anrannte, und warf sich dann laut seufzend zurück auf das Bett.

Armer Kommerzienrat — deine Ruhe sollte nur von kurzer Dauer sein, denn noch war er nicht in seine Lieblingslage gerückt, als das jetzt förmlich unheimlich werdende Winseln von neuem begann. Wie von einer Natter gestochen fuhr er empor, und eiskalt lief es ihm über den Rücken bei dem Gedanken, daß er es am Ende hier mit etwas Übernatürlichem zu tun haben könnte in dem fremden, alten Gebäude. Aber die jungen Hunde waren doch von Fleisch und Blut, er hatte doch bei allen das warme Fell gefühlt; wo kam dieser fortwährende neue Zuwachs her? Blieb es nicht auch rätselhaft, daß sie sich nur immer so lange still hielten, bis er eben wieder im Bett lag? Konnte das natürlich zugehen?

Er wollte es jetzt durchsetzen und die kleine Kröte winseln lassen, so lange es ihr beliebte, wickelte sich demzufolge entschlossen in seine Decke, aber — er war nicht imstande, es durchzuführen. Der feine, winselnde Ton drang ihm durch Mark und Bein, und er mußte immer wieder heraus, dasselbe Spiel wieder und wieder zu erneuern. Wie der unerschöpfliche Hut eines Taschenspielers, der Buketts und Karten, Perücken, Eier, Taschentücher in ununterbrochener Reihe ausspeit, so lieferte das lockere Bettstroh ununterbrochen junge Hunde. Da man sich schließlich an alles gewöhnt, so fing der Kommerzienrat an, es ganz in der Ordnung zu finden, daß er sich die Nacht damit beschäftigte, junge Hunde aus der Tür zu werfen, tröstete sich beim neunten mit dem Gedanken, daß er noch nie gehört habe, wie eine Hündin mehr als neun Junge gehabt, und beruhigte sich beim zehnten damit, daß sie von zwei Hündinnen herrühren könnten. Halb im Schlafe stand er auf, wenn er die furchtbaren Laute hörte, griff unter das Bett und setzte den winselnden, kleinen Köter an die Luft, in einem kaum mehr bewußten Zustande, bis sich der folgende meldete.

Erst mit dämmerndem Morgen sollte er Ruhe finden. Der halbe Hausknecht von gestern kam die Treppe schwerfällig heraufgeschlürft, gerade als der Kommerzienrat den siebzehnten jungen Hund aus der Tür schleuderte. „Da,“ schrie er dabei, „habt Ihr noch einen, und der nächste, der mir nun noch in die Kammer kommt, den werfe ich aus dem Fenster, so wahr ich Hieronymus heiße. Ist das ein Gasthaus für anständige Reisende, wo die Kammer von Hunden wimmelt?“

Und die Tür zuschlagend, warf er sich wieder aufs Bett und hörte nur noch, wie der Hausknecht den kleinen Köter aufgriff und streichelte und liebkoste und dann langsam den Gang zurücktappte, den er gekommen war.

Aufklärung.

Es hielt schwer, vor 8 Uhr, wie er angeordnet hatte, den Kommerzienrat munter zu machen. „He, holla!“ schrie ihm aber der Hausknecht in die Ohren, „der Kaffee steht auf dem Tisch, und die Post wird nicht mehr lange bleiben.“

„Wer steht auf dem Tisch?“ rief Herr Mahlhuber, plötzlich wie aus der Pistole geschossen auffahrend. „Bin ich nicht am ganzen Leibe wie gerädert? Und deshalb bin ich hier ausgestiegen, um eine ordentliche Nachtruhe zu halten. Aber der Mamsell will ich meine Meinung sagen. Wo ist die Mamsell?“

Der Hausknecht hörte aber nicht mehr, denn er war seinen weiteren Geschäften nachgegangen, als er sah, daß der Gast munter geworden war. Die Kleider lagen

gereinigt auf dem Stuhl, die Stiefel standen blank geputzt vor dem Bett, und als Herrn Mahlhuber der Gedanke kam, daß er die Post versäumen könnte und am Ende noch eine Nacht in dieser entsetzlichen grünen Stube zubringen müßte, beeilte er sich soviel wie möglich. Aber er hatte noch Zeit genug, und den dienstbaren Geist, der in Erwartung eines Trinkgeldes heute sehr flink bei der Hand war, wieder heraufrufend, hieß er ihn das Gepäck hinunter ins Packzimmer schaffen, damit es gewogen und weiterbefördert werden konnte.

Der Mamsell aber wollte er seine Meinung sagen über solche Behandlung, und er knöpfte sich den Rock bis oben hinauf zu, um recht entschlossen auszusehen. Ehe er sich aber noch recht überlegt hatte, was er ihr sagen wollte, rief der Hausknecht, den Kopf über der Treppe zeigend: „Der Kaffee ist fertig, und wenn Sie nicht gleich kommen, können Sie keinen Kaffee mehr trinken.“

Keinen Kaffee trinken — der ganze Tag wäre ihm verloren gewesen, und rasch seine Reisemütze aufgreifend, stieg er mit schnellen, entschlossenen Schritten, die aber immer vorsichtiger wurden, die etwas steile Treppe hinunter.

Unten erwartete ihn die Mamsell mit ihrem verbindlichsten Lächeln: „Wünsche herzlich wohl geruht zu haben, und wollen Sie jetzt nicht gefälligst näher treten und Ihren Kaffee trinken?“

Wohl geruht zu haben! also auch noch Hohn. Wohl zu ruhen zwischen siebzehn Hunden, ohne die Alte, das war zu arg, und jetzt sollte sie es bekommen. „Liebe Mamsell,“ sagte der Kommerzienrat mit einer Stimme, die viel weicher klang, als es in seiner Absicht gelegen, „liebe Mamsell, ich möchte Sie sehr bitten —“

„Ach, verehrtester Herr Mahlhuber,“ unterbrach ihn aber die Mamsell rasch, „Sie haben ja gar nicht um Entschuldigung zu bitten — ich war ja eigentlich schuld daran.“

„Um Entschuldigung bitten?“ fragte aber der Kommerzienrat erstaunt.

„Ich glaubte, Sie hätten sich lange zur Ruhe begeben, und wagte deshalb —“

„Ruhe begeben?“ wiederholte der Kommerzienrat und bog sich herunter, um über die in dem sehr warmen Zimmer angelaufene Brille hinwegsehen zu können, „glauben Sie, verehrteste Mamsell, daß man sich überhaupt zur Ruhe begeben kann, wenn man das ganze Zimmer voll Hunde hat?“

„Voll Hunde, Herr Mahlhuber? Aber ich bitte Sie um Gottes willen, wieso denn voll Hunde?

„Wenn man berechtigt ist,“ sagte der Kommerzienrat, seinen Grimm jetzt an dem mehr zugänglichen Kaffee auslassend und während des folgenden Gespräches trinkend, „fast anderthalb Dutzend mit dem Beiwort „voll“ zu belegen, so kann ich verantworten, was ich behaupte; wollen Sie so freundlich sein und mir meine Rechnung geben?“

„Anderthalb Dutzend Hunde? — aber bester Herr Mahlhuber — bitte — 2 Gulden 15 Kreuzer macht das Ganze — anderthalb Dutzend Hunde? Wir haben nur einen einzigen kleinen Pudel im Hause, den der Herr Postmeister vorige Woche erst mit von Bamberg gebracht hat.“

„Einen einzigen?“ rief Herr Mahlhuber entrüstet, indem er das Geld für sein Abendessen und das Nachtquartier auf den Tisch legte, „nennen Sie das einen einzigen? Siebzehn, sage ich Ihnen, siebzehn habe ich in dieser einen unglückseligen Nacht mit eigenen Händen unter meinem Bett hervorgeholt und aus der Tür geworfen, und — die Alte ist vielleicht noch oben.“

„Siebzehn Hunde?“ rief die Mamsell, das Geld erst überzählend und einsteckend

und dann die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „siebzehn junge Hunde?“

Der Kommerzienrat nickte durch die Tasse durch, die er gerade an den Lippen hielt.

„Aber wir haben nur einen einzigen Hund im Hause, der allerdings immer da oben liegt und den ich gestern ganz vergessen hatte.“

„Wollen Sie mir meine fünf Sinne und die schlaflose Nacht abstreiten?“ rief der Reisende.

„Ach du mein Himmel!“ rief die Mamsell, der nun plötzlich ein Licht über das Ganze aufzugehen schien. „Da ist die kleine Kröte immer wieder durch das eingeschnittene Loch ins Zimmer gekommen.“

„Was für ein Loch?“ fragte der Kommerzienrat erschrocken.

„Was der Herr Postmeister hat oben in die Wand schneiden lassen, damit das kleine Tier die Stube nicht verunreinigen soll, wenn die Tür verschlossen wäre.

„Und Sie haben nur einen Hund?“

„Nur einen einzigen in der Welt.“

„Und da hätte ich die kleine infernalische Bestie siebzehn verschiedene mal zur Tür hinausgeworfen und jedesmal hinter ihr abgeschlossen, während sie zu dem verfluchten Loche wieder hereinkam?“

Die Mamsell wollte etwas erwidern, als in dem Augenblick die heranpolternde Post und das fröhliche Blasen des Postillons sie abrief. Froh vielleicht, einem so unangenehmen Gespräch überhoben zu sein, sprang sie rasch hinaus, nach den neuen Passagieren zu sehen, ob sie vielleicht etwas verlangten, und der Kommerzienrat hatte ebenfalls keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren, seinen Fahrschein und die Überfracht zu bezahlen und einzusteigen.

Wie er gerade, von dem Hausknecht gefolgt, der seine Utensilien trug, aus der Tür treten wollte, saß der kleine Pudel ihm mitten im Wege und kratzte sich mit dem nur zu gut gekannten Winseln den wolligen Pelz. Der Kommerzienrat hob auch in der Tat schon den Fuß, die kleine Bestie wenigstens in etwas für die schlaflose Nacht auszuzahlen, aber seine angeborene Gutmütigkeit siegte; tief aufseufzend umging er den sich wenig oder gar nicht um ihn bekümmernden Pudel, der seine Beschäftigung ruhig fortsetzte, und bestieg, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen, den Postwagen.

— — — — — — —

Was Herr Kommerzienrat Mahlhuber weiter erlebte, wie er am andern Tage in Lichtenfels ausstieg, nur um ein Glas Bier zu trinken, und inzwischen sein Gepäck nach München weiterfuhr, während er in Lichtenfels zurückblieb, und was ihm da alles begegnete, weil seine Gutmütigkeit und Unerfahrenheit ihn in alle möglichen Unannehmlichkeiten verwickelte, das gehört nicht mehr in diese Hundegeschichte. Nach einer nicht minder schlaflos in Lichtenfels verbrachten Nacht, und nachdem sein Gepäck zurückgekommen war, machte er sich aus Angst vor weiteren Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren könnten, schleunigst wieder auf die Heimreise, nun aber still und verschlossen, scheinbar taubstumm in eine Ecke gedrückt und sich mit niemand einlassend.

Nur als er die Eisenbahn verlassen hatte und die Post zum Umspannen wieder in Ötzleben hielt, warf er verstohlene Blicke aus dem heraufgezogenen Fenster, sich bei dem Anblick des alten Postgebäudes die Szenen der vorvorigen Nacht noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen und seinem Gott zu danken, daß sie einer vergangenen Nacht angehörten.

Es war Abend, die Mamsell stand in der Haustür, die Arme mit den aufgestreiften Ärmeln in die Seite gestemmt, das große Schlüsselbund vorn an der Schürze, und nebenan aus dem Stall führte der halbe Hausknecht die frischen

Pferde herzu, mürrisch dabei mit den Pantoffeln über das Hofpflaster schlurrend. Welch stilles Bild des Friedens — und dort hinten?

„Satanskröte,“ murmelte der Kommerzienrat zwischen den Zähnen durch, als er den kleinen, siebzehnmal hinausgeworfenen Pudel gerade wieder, wie er ihn verlassen hatte, in der Tür sitzen und sich kratzen sah, „weiter fehlte mir nichts, als heute nacht noch ein solches Quartier im grünen Zimmer.“ —

Und das Ende vom Liede?

Lieber Leser, morgens um 8 Uhr sitzt ein ganz behäbiger und für sein Alter noch ziemlich rüstiger Mann an dem offenen Fenster seiner Wohnstube, trinkt seinen Kaffee und liest mit großem Wohlbehagen in der vor ihm aufgeschlagenen Zeitung die Berichte über das „Ausland“. Der Mann ist der Kommerzienrat Mahlhuber in Gidelsbach und befindet sich ganz außerordentlich wohl.



Fritz Triddelfitz und Vössing.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Ut mine Stromtid“, 1864.)

Die beiden Lehrlinge.

Nicht weit von der Stadt Rahnstädt lag das herrschaftliche Gut Pümpelhagen, welches dem Kammerrat von Rambow gehörte, der fast immer in der Hauptstadt lebte und die Bewirtschaftung des Gutes seinem zuverlässigen, treuen Inspektor Karl Habermann überließ.

Vor Jahren war Habermann Inspektor auf einem Gute gewesen, welches dem Bruder des Kammerrates gehörte, und er freute sich nicht wenig, als er von seinem jetzigen Herrn die Nachricht erhielt, daß der Sohn dieses Bruders nach Pümpelhagen kommen sollte, um hier unter Habermanns Leitung die Wirtschaft zu erlernen.

Michaelis kam ins Land und mit ihm Franz von Rambow. Dem waren beide Eltern früh gestorben, und er war jetzt ein junger Mann von zwanzig Jahren, mit Aussichten in die Zukunft wie wenige junge Leute im ganzen Lande. Zwei schöne, große Güter, die während seiner Minderjährigkeit von einer treuen Vormundschaft schuldenfrei gemacht waren, gehörten ihm. Er war nicht, was man einen schönen, jungen Mann nennt, aber er war gesund und kräftig, und wenn einer ihn genauer ansah, dann mußte ihm bei aller Ernsthaftigkeit in seinem Wesen eine große Gutmütigkeit in die Augen springen. Er hatte gesunde, natürliche Anlagen und hatte das Seinige gelernt, hatte es sich dabei aber sauer werden lassen müssen, daß er durch alle Klassen der großen Schule bis zu einem guten Abgangszeugnis für die Universität durchgekommen war, und bei der Gelegenheit hatte er das wichtigste für das ganze Leben gelernt: arbeiten.

Es zeigte sich auch gleich in Pümpelhagen, daß Franz von Rambow ein junger Baum war, der nicht eingestutzt zu werden brauchte und von dem der Gärtner wohl sagt: den laßt nur so stehen, der ist kraus und stämmig und braucht keinen Pfahl. Mit sicherer, stiller Hand brachte Habermann den jungen Edelmann in das neue und ungewohnte Geschäft hinüber. Er gab ihm auf dem Hofe und auf dem Felde Bescheid, er sagte ihm den Grund, warum eine Arbeit gemacht werden und warum sie gerade so und nicht anders gemacht werden mußte, und dabei suchte er ihn zu schonen. Als er aber merkte, daß der Schüler gar nicht geschont werden, daß er seinen Posten richtig ver-

sehen wollte, ließ er ihm seinen Willen und sagte zu sich wie der Gärtner: den laß nur so stehen, der braucht keine Stütze und keinen Pfahl.

Aber in diese zufriedene Gesellschaft sollte sich bald darauf noch ein anderer Gast einfinden, der Leben in die Bude brachte, das war Fritz Triddelfitz. Der war ein Sohn des Apothekers in Rahnstädt, und als dieser hörte, daß Habermann sich damit abgab, junge Landleute heranzuziehen, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, sein Fritz, der ein niedlicher Schlaps von siebzehn Jahren war, sollte unter Habermanns Fuchtel die Landwirtschaft lernen. „Nur das Höhere," sagte Fritz, „denn das Gewöhnliche kenne ich schon, weil ich schon zweimal in den Hundstagen bei Müllern in Bolz gewesen bin und da in der Ernte geholfen habe."

Nun war der Apotheker Triddelfitz ein Schwager des Pastors im benachbarten Dorfe Gürlitz, denn seine Frau und die Frau Pastorin waren Schwestern. Pastor Behrens aber, der, als er noch ein junger Kandidat war, Habermann als heranwachsenden Knaben unterrichtet hatte, war dem jetzigen Inspektor hilfreich beigesprungen und hatte dessen Töchterchen Luise, als die Mutter gestorben, zur Erziehung in sein Haus aufgenommen. Und so meinte der Apotheker, daß seine Schwägerin die Sache leicht vermitteln könnte.

Die Frau Pastorin wollte aber nicht recht an die Vermittelung 'ran, denn sie kannte ihren Windhund von Schwestersohn sehr gut und wollte Habermann mit ihm nicht zur Last fallen; aber der Schwager ließ nicht los, und das Anliegen mußte angebracht werden. Habermann wäre ja natürlich für die Pastorleute durchs Feuer gegangen, aber auf eigene Verantwortung konnte er das ja nun nicht tun. Er schrieb also deswegen an seinen Herrn: Der junge Triddelfitz wäre bis nach Tertia gekommen, hätte wohl viele Raupen im Kopf, wäre aber gutmütig, und was sein Hauptverdienst sei, wäre, daß er ein Schwestersohn der Frau Pastorin wäre, der er, Habermann, so viel verdankte, wie der Herr Kammerrat wüßte. Im übrigen wollte der Vater zwei Jahre lang hundert Taler Kostgeld bezahlen; ob nun der Herr Kammerrat nicht genehmigen wollte, daß Fritz Triddelfitz auf Pümpelhagen seine landwirtschaftlichen Studien durchmachen könnte.

Der Kammerrat ließ ihm umgehend wieder schreiben: von Kostgeld wäre keine Rede, die hundert Taler wären Lehrgeld, und hiermit hätte er nichts zu tun, daß wäre Habermann seine Sache; wenn er das für gut ansähe, sollte er den jungen Menschen in Gottes Namen nehmen. Das war nun für Habermann eine große Freude; von Kostgeld und Lehrgeld war ja nun natürlich keine Rede mehr, denn er konnte ja nun doch eine Kleinigkeit von der großen Schuld abtragen, die auf seinen Namen bei den Pastorleuten angeschrieben stand.

Fritz Triddelfitz kam, und wie kam er! Er war von seiner lieben Mutter als einzigster Sohn so ausgerüstet für seinen neuen Stand, daß er einen Lehrling, einen Kaffschreiber, einen Reiseschreiber, einen Inspektor und auch einen adligen Gutsbesitzer vorstellen konnte, je nachdem es von ihm verlangt wurde. Da waren Wichsstiefel, Schmierstiefel, Riemenstiefel, Stulpenstiefel, Krämpenstiefel; da waren Morgenschuhe, Tanzschuhe, Randschuhe; da waren alle Sorten von Gamaschen, Leibröcke, leinene Kittel, Tuchröcke, Flauschröcke, Überziehröcke, Regenröcke, von den verschiedenen Arten von langen und kurzen Hosen gar nicht zu reden. Diese landwirtschaftliche Aussteuer kam eines schönen Tages in mehreren großen Koffern mit einem recht vollständigen weichen Bett und mit einem gewaltig komplizierten Ungeheuer von Schreibsekretär in Pümpelhagen an, und der Fuhrmann machte die erfreuliche Anzeige, der junge Herr käme gleich nach, er wäre schon auf dem Wege. Er käme geritten und wäre unterwegs nur mit seinem Vater seinem alten Einspännerfuchs in Zwistigkeit geraten, indem daß der Fuchs nicht weiter wollte, als bis zum Gürlitzer Pastorhause, weil er überhaupt noch nicht weiter gewesen wäre in der Welt. Wie der Streit ausfallen würde, wußte er auch nicht, denn er wäre da an ihm vorbeigefahren, aber kommen täte der junge Herr.

Fritz Triddelfitz hält seinen Einzug.

Und, wie ich gesagt, er kam, und wie kam er! Diesmal als Inspektor über zwei große gräfliche Güter, dem die Ehre zugeflossen ist, mit seinem gnädigsten Herrn Grafen auf die Parforcejagd zu reiten: in 'nem grünen Jagdschniepel, in weißen, ledernen Hosen, in Stulpstiefeln mit gelben Stulpen und Aufschnallsporen, und über dem Ganzen mit 'nem Regenrock, nicht weil es nach Regen aussah, nein, weil das damals noch ganz was Neues war, und er doch mal hören wollte, was die Leute dazu sagten. Und auf seinem Vater seinem Fuchs kam er, und ihnen allen beiden war es anzusehen, daß ihr gegenseitiges Verhältnis nicht ohne Weitläufigkeiten abgelaufen war.

Gerade vor dem Gürlitzer Pastorhause in der großen Pfütze hatte „Voß" oder „Vössing" nicht weitergewollt, und Fritz hatte darin gut zehn Minuten zum Schrekken der kleinen Pastorin herumexerziert, bis er mit Sporen und Reitpeitsche doch seinen Willen gekriegt hatte: nun, als er zu Pümpelhagen von Vossen herunterstieg, sah er aus, als hätte ihm der Teufel den Regenrock mit Dreck glasiert. Und Voß stand vor dem Pümpelhäger Wirtschaftshause und sah genau auf einen Fleck und fragte sich: „Is er dumm oder bin ich dumm? Ich bin siebzehn Jahre, und er ist auch siebzehn Jahre; ich bin en Semmelvoß, und er is auch en Semmelvoß. Diesmal hat er seinen Willen gekriegt, das nächste Mal kriege ich ihn. Wenn er mich mit Reitpeitsche, Sporen und Stangenzaum traktieren will, dann lege ich mich das nächste Mal mit ihm in der Pfütze ganz sachte nieder."

Als Fritz Triddelfitz bei Habermann, der mit dem jungen Herrn von Rambow und der Wirtschafterin Marie Möllers gerade beim Mittagessen saß, in die Tür hereintrat, verstutzte sich der alte Inspektor ein bißchen, denn er hatte ihn vordem noch nicht gesehen. Fritz sah in dem grünen Jagdschniepel aus wie 'ne Spargelstange, die in die Saat schießen will, und war so schmächtig und dünn im Leibe, daß einer ihn mit seiner eigenen Reitpeitsche bequem in zwei Hälften hauen konnte. Er war ein Semmelvoß, hatte hohe Backenknochen und Sommersprossen und in seinem ganzen Wesen so was Dreistes, gar nicht en bißchen Schenierliches, daß Habermann bei sich denken mußte: Gott du bewahre! der soll bei dir in die Lehre? und er ist dir ja nun wohl schon über.

Aus seinem großen Denken wurde er aber durch ein recht helles Lachen gerissen, das von Franz ausging und worin Marie Möllers heimlich einstimmte, indem sie sich die Serviette vor den Mund hielt.

Fritz hatte gerade angefangen: „Guten Tag, Herr Inspektor, wie geht es Ihnen?" als er durch dieses Lachen unterbrochen wurde, und als er sich danach umsah, bekam er seinen Schulkameraden von Parchim her, Franzen, zu sehen, wie der sich ausschütten wollte. Er sah ihn erst ein bißchen dämlich an, aber es dauerte nicht lange, dann stimmte er in das Lachen mit ein, und nun konnte der alte, gesetzte Habermann sich der Sache auch nicht län-

ger enthalten, er lachte, daß ihm die Augen übergingen.

„Mensch,“ rief Franz, „wie hast du dich herausgeputzt!“

„Immer nobel!“ sagte Fritz, und Marie Möllers verschwand wieder hinter der Serviette.

„Na, Triddelfitz!“ sagte Habermann, „nun setzen Sie sich nur erst und essen Sie 'n bißchen Mittag.“

Das tat denn Fritz nun auch, und das muß einer sagen, der Schlingel hatte Glück; er war so recht in das fette Vierteljahr, so recht mitten in die Gänsebratenzeit auf seinen neuen Posten gekommen, und weil's gerade Sonntag war, stand so 'n schöner, brauner Gansvogel vor ihm, und der Anfang von seiner ökonomischen Schule konnte ihm wohl gefallen. Er schonte auch den Gänsebraten in keiner Hinsicht, und Habermann mußte es im stillen eingestehen, wenn er so zu Pferde saß wie zu Tisch, wenn er auf Hofjungen und Knechte so Obacht gab wie auf den Gänsebraten, wenn er so auf das Pferdefutter paßte wie auf das eigene Futter und seine Sache überall so rein hielt wie seinen Teller, dann konnte was Auserwähltes aus ihm werden.

„So,“ sagte Habermann, als das Essen vorbei war, „Triddelfitz, nun gehen Sie nur in Ihre Stube und ziehen Sie sich anders an und verwahren Sie den schmukken Reitanzug so, daß die Motten nicht 'reinkommen, denn in den ersten paar Jahren werden Sie ihn wohl nicht wieder brauchen. Wir reiten hier gar nicht, wir gehen hier alle zu Fuß; und wenn mal was zu reiten ist, dann besorge ich das selbst so nebenbei.“

Das dauerte denn auch nicht lange, da kam Fritz mit ein paar ordentlichen Schmierstiefeln, kurzen Hosen und einem grasgrünen Flauschrock wieder ans Tageslicht.

„So ist's recht,“ sagte Habermann, „nun kommen Sie, nun will ich Ihnen vorläufig Bescheid sagen.“

Sie gingen hinaus, und den nächsten Morgen stand Fritz Triddelfitz mit sieben Hofjungen und Dirnen in dem Rahnstädter Weg und ließ das Wasser aus den Pfützen; ein pläsierliches Geschäft, vor allem, wenn's im November den Tag über so sacht vom Himmel niederrieselt.

„Pfui Teufel,“ sagte Fritz Triddelfitz, „das habe ich mir ganz anders gedacht.“

Onkel Braesig prüft die jungen Leute.

Ein paar Wochen nach Fritzens Ankunft zu Pümpelhagen kam des Sonntags nachmittags Braesig auf den Hof geritten. Zacharias Braesig war Inspektor auf einem benachbarten gräflichen Gute, ein Freund Habermanns von Jugend auf, und wurde in der ganzen Gegend nur Onkel Braesig genannt.

Fritz war nun schon von Habermann, von dem einförmigen Geschäft und dem ewigen Regenwetter soweit niedergedrückt, daß er seinen Stand als Lehrling so ziemlich begriffen hatte, und daß er in seiner wirklichen Gutmütigkeit sich auf allerlei kleine Aufmerksamkeiten einließ.

Er stürzte also aus der Tür und wollte Braesig das Pferd abnehmen, aber Braesig schrie ihm entgegen: „Bleiben Sie mich vom Leibe! Fassen Sie mir nich an! Bleiben Sie mich zehn Schritt vom Leibe! Karl Habermann soll 'rauskommen!“

Habermann kam: „Mein Gott, Braesig, was steigst du denn nicht ab?“

„Korl, holl di jo nich up! Hol' mich mal so'n recht weichen Stuhl, daß ich man erst von Lieschen 'runterkomme, un denn leg' mich hier quer vor den Stuhl so'n Haufen Betten oder Hammelfelle oder sonst was Weichliches hin, denn ich hab' den verdammten Podagra wieder.“

Na, das geschah; unterhalb von dem Stuhl wurden Fußsäcke hingelegt, und Braesig krüppelte sich vom Pferd herunter und hinkte in die Stube hinein.

„Mein Gott, Braesig, warum hast du mir das nicht sagen lassen, ich wäre ja gern nach dir hingekommen,“ sagte Habermann.

„Kann mich nichts nützen, Korl; ich muß mal aus das verfluchte Loch 'raus,“ antwortete Braesig. „Aber was ich sagen wollt': ich hab' mich das begeben.“

„Was hast du dich begeben?“

„Das Heuraten. Ich nehme die Pangsionierung von meinem gnedigsten Herrn Grafen.“

„Braesig, ich glaube, das würde ich auch tun.“

„Korl, das sagst du, das sagst du wohl; aber es is schwer for einen Menschen in meine Jahre, von einer lieblichen Hoffnung Abschied zu nehmen un in eine Wasserkunst zu gehen; denn da will mich nu Doktor Strump hinschicken. Was Doktor Strump is, der behandelt mir; nich, weil daß ich glaube, daß er da was von versteht — ne, weil er selbst den sackermentschen Podagra hat, un wenn er nu so bei mir sitzt un red't so klug, un red't von Polchikum und Kolchikum, sieh, denn kitzelt mir das, un's is 'ne kleine Aufmunterung für mich, daß so'n kluger Mann auch den Podagra hat.“

„Also in eine Wasserheilanstalt sollst du?“

„Ja, Korl, aber erst aufs Frühjahr. Ich habe mir meinen Überschlag so gemacht: diesen Winter quäl' ich mich noch hin, im Frühjahr geh' ich in die Wasserkunst, un Johanni laß ich mir pangsionieren und zieh' ins alte Müllerhaus zu Haunerwiem. Ich dacht' erst: sollst nach Rahnstädt ziehn; aber da hätte ich keine freie Wohnung un keinen Torf nich gehabt, un sie hätten mir for einen Fetthammel geschimpft un taxiert, was mich zu despektierlich un auch zu kostbar geworden wäre.“

„Du hast recht, Braesig, bleib' auf dem Lande, es ist für dich besser, und bleib' hier auf unserer Nähe, mir würde gar zu viel fehlen, wenn ich dein altes, ehrliches Gesicht nicht alle paar Tage sähe.“

„O, du hast ja nu wohl genug umgänglichen Verkehr, du hast ja nu die beiden jungen Leute, un, was ich sagen wollte, der alte Bröker zu Kniep un Schimmel zu Radboom wollen dich auch noch gerne ihre beiden Jungens hergeben. In deiner Stelle nähme ich sie und baute mir noch so 'ne Art Suteräng als Apanage oben auf das Wirtschaftshaus, daß ich mehr Platz für meine Räumlichkeit kriegte, un richtete mir 'ne vollständige landwirtschaftliche Aquademie ein.“

„Na, du spaßt wohl nur, Braesig, ich habe an diesen beiden genug.“

„So? na, sind sie denn wohl?“

„Ja, Braesig, du kennst sie ja beide, und ich habe schon immer gedacht, ich wollte dich mal fragen, was du von ihnen hieltest.“

„Das kann ich so nich, Korl, ich muß erst ihre Gangart mal sehen. Mit en jungen Ökonomikus is 's just so als wie mit 'n Fohlen; aufs Aussehen kommt 's gar nicht an, bloß auf 'ne regelrechte Gangart. Sieh, da geht dein junger Eddelmann, ruf' ihn doch mal näher heran, daß ich ihn munstern (mustern) kann.“

Habermann lachte, ging aber auf Braesig seinen Vorschlag ein und rief den jungen Mann.

„Hm,“ sagte Braesig, „strammer Gang, nich zu flüchtig, hält sich auch nich mit Nebendingen auf, hat auch 'ne gesetzte Faßong. Korl, der wird. Nu den andern!“

Als der junge Mann herangekommen war, fragte Habermann: „Herr von Rambow, wo ist Triddelfitz?“

„Wohl auf seinem Zimmer,“ war die Antwort.

„Hm,“ sagte Braesig, „ruht sich wohl en bischen.“

„Das weiß ich nicht.“

„Sagen Sie ihm doch,“ fuhr Habermann fort, „er soll einmal herkommen, und Sie kommen auch wohl, der Kaffee wird mittlerweile wohl fertig sein.“

„Korl,“ sagte Braesig, „du sollst sehen, der Apthekersohn schläft sich heute nachmittag ein Stück im voraus.“

„Laß ihn, Braesig, er ist jung und hat heute morgen schon zeitig Futterkorn gegeben.“

„Muß er nich, Korl; das Nachmittagsschlafen wird bei junge Leute leicht 'ne Angewohnheit. Sieh, da kommt er. Nun schick' ihn mal so quer vor dem Fenster vorbei, daß ich ihn von der Seite munstern kann.“

„Triddelfitz,“ rief Habermann aus dem Fenster, „gehen Sie mal in den Stall und sagen Sie Jochen Boldten, er sollte sich bereit halten, er sollte später mit seinen beiden Vorderpferden den Herrn Inspektor Braesig nach Hause fahren.“

„Bon!“ sagte Fritz Triddelfitz und wakkelte den Damm entlang.

„Gott soll mir bewahren,“ rief Braesig, „was hat das Untier for eine Aktion in seine Knochen! Nu guck dir mal diese Kuhhessigkeit an und diese Weichigkeit in die Fesseln und diese Dünnigkeit in die Flanken! Korl, da kannst du lang auffuttern, ehe du da en gehörigen Rumpf inkriegst. Wo das dahindammelt! das is en lauer Hund, Korl, en richtigen Windhund, und paß Achtung, mit dem kriegst du noch was zu tun.“

„I Braesig, er ist noch jung, das muß sich erst bei ihm setzen.“

„Setzen? Schläft des Nachmittags? Sagt bon zu dir? Und nu sieh mal, wahrhaftig — kommt wieder retuhr, is gar nich in dem Stall gewesen.“

Und wirklich kam Fritz wieder, stellte sich vor das Fenster hin und rief: „Herr Inspektor, sagten Sie nicht, Jochen Boldt sollte fahren?“

„Ja,“ rief Braesig giftig, „Jochen Boldt sollt fahren und sollt nicht vergessen, was ihm geheißen is. Hast nu gesehen, daß ich recht hab, Korl?“

„I Braesig,“ sagte Habermann ein bißchen verdrießlich über Fritz seine Dummheit, „laß nur sein! Alle sind wir nicht gleich, und wenn's auch en bißchen Mühe kostet, werden soll er doch.“

Verdrießlichkeit war bei Habermann ein seltener Gast, und wenn er sich mal einstellte, dann wurde er schon vor dem Tore abgefertigt; und so dauerte es auch nicht lange, so waren sie wieder in einem zutraulichen und munteren Gespräch, bis Braesig abreiste.

Vössings Rache.

Zwischen Weihnachten und Neujahr passierte ein Stück, das nicht oft passiert. Jochen Nüßlern sein blauer Mantel mit den sieben Kragen kam auf den Pümpelhäger Hof gefahren, und als Habermann genauer zusah, saß Jochen Nüßler leibhaftig selbst in dem Mantel. Das war nämlich der Mann von Habermanns Schwester, der einen großen Bauernhof in Rexow besaß. Absteigen konnte Jochen nicht, denn er war schon anderthalb Stunden von Haus, war schon bei Pastors gewesen, und die wollten kommen zum Silvesterabend und Braesig auch, und nun sollte sein Schwager Habermann auch kommen und sollte seine beiden jungen Leute mitbringen, und was er als Wirt dabei tun konnte, das wollte er mit 'ner schönen Bowle Punsch ins Werk setzen.

Als er diese lange Rede gehalten hatte, schnappte er auf einmal ab, und als Habermann zusagte und Krischan umgewandt

hatte, murmelte da nur noch was aus den sieben Kragen heraus, das sich beinahe wie: „Adjüs ok, Schwager!“ anhörte; aber Krischan drehte sich noch um und sagte:

„Aber schon zum Kaffee, Herr Entspekter! hat mir die Madam ausdrücklich gesagt.“

Franz ließ nun Fritz, der noch bei Muttern in Rahnstädt war, die Einladung zukommen und schrieb ihm, da doch nun seine Zeit abgelaufen wäre, sollte er sich den Tag vor Neujahr gleich nach Rexow begeben, und von da könnte er dann nach Pümpelhagen fahren.

Als Habermann mit Franz an dem bestimmten Tage auf dem Rexowschen Hof angekommen war und die ersten Begrüßungen mit dem schon erschienenen Pastor und seiner Frau, mit Habermanns Tochter Luise und den beiden Zwillingstöchtern des Nüßlerschen Hauses abgemacht waren, nahm Frau Nüßler ihren Korlbruder in Beschlag und setzte ihn erst von dem Stand ihrer Wirtschaft in Kenntnis. Der Pastor war bald in einem Gespräch mit dem jungen Herrn von Rambow; Frau Pastorin redete mit den Mädchen über die Weihnachtsgeschenke; Jochen saß auf seinem alten Fleck an dem Ofen und sagte nichts; und Braesig ging mit großen Pelzstiefeln von Seehundsfell, die ihm bis an den Magen reichten von einem zum andern, als wär's heute wieder Weihnachtsabend und er müßte den Knecht Ruprecht spielen und die Kinder gruselig machen.

Die Sonne schien ab und an ins Fenster herein, in der Stube war das so behaglich warm, der Kaffeedampf kräuselte sich in dünnen Wolken in die Höhe und mengte sich in den Herrn Pastor seinen leichten Tabakrauch, bis es in der Stube so freundlich aussah, als wenn zu Sommerzeiten die leichten Federwolken sich in dem Sonnenstrahl wiegen. Nur hinter dem Ofen zog es blau wie 'ne Gewitterwolke auf, denn hier saß Jochen und rauchte, als wenn ein kleiner Mann backt. Aber das mußte er, denn seine Frau hatte ihm seine gewohnte Sorte Tabak, den „fliegenden Merkur“, aus dem Tabakkasten geschüttet und zu dieser eingeladenen Gesellschaft ein Pfund von besserer Sorte hineingelegt, und mit diesem leichten Zeug konnte er die vaterländische Force von dem Merkur nicht anders herauskriegen, als daß er es in doppelten Portionen verqualmte.

Draußen aber zog sich auch ein Gewitter zusammen, nicht gerade droben am Himmel, nein, ganz unten an der Erde; es sollte aber doch die Gemütlichkeit in der Stube eine zeitlang stören.

Frau Nüßlern ihr Stubenmädchen kam herein und meldete, draußen hielte ein Mann mit 'ner Karre, der hätte einen Reisekoffer von dem Apotheker aus Rahnstädt gebracht, und wohin der nun gebracht werden sollte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Frau Pastorin, „das sind Fritz seine Sachen. Du sollst sehen, Pastor, mein Schwager ist so unverständig gewesen und läßt den Jungen wieder reiten. Auf dem wilden Fuchs, Habermann, den sonst noch keiner geritten hat.“

„O, ängstigen Sie sich nur nicht, Frau Pastorin,“ schmunzelte Habermann so'n bißchen, „der Fuchs ist nicht so böse.“

„Ach, Habermann, ich hab's ja doch mit angesehen, als er damals nach Pümpelhagen ritt; der Fuchs wollte ja doch nicht von der Stelle.“

„Frau Pastorin,“ sagte Braesig, „das is nich so schlimm, wenn so'n Kretur mit Bockigkeit behaft't is, aber wenn so'n Rakker den Durchgang kriegt, denn fallen die lateinischen Reiter männigmal ab.“

Aber die kleine Frau Pastorin konnte sich nicht beruhigen, sie machte das Fenster auf und fragte den Mann, der die Karre hergeschoben hatte, ob Fritz geritten käme und ob der Fuchs sehr wild wäre.

„Wie en Lamm," war die Antwort, „und wenn er dem Fuchs nichts tut, der Fuchs tut ihm gewiß nichts. Er ist hier auch schon dicht bei."

Na, das war denn nun doch tröstlich, und die Frau Pastorin setzte sich wieder auf dem Sofa nieder mit einem Seufzer: „Ach Gott, ich zittere schon immer in der Seele meiner Schwester, wenn ich den Jungen bloß sehe. Er macht gar zu viel dumme Streiche."

„Die wird er wohl machen," sagte Braesig.

Ja, zwischen Weihnachten und Neujahr hatte Fritz in Rahnstädt eine ganze Menge davon fertig gebracht. Und das alles in seiner Inspektorkleidung. Denn obwohl kaltes und grausiges Wetter war, hatte er doch den grünen Jagdschniepel, die weißen Lederhosen und die gelben Stulpstiefel keinen Tag ausgelassen und manchmal auch des Nachts nicht. Dazu hatte er seinen Jugendfreund Gust Prebberow getroffen, der schon anderthalb Jahre länger in gelben Stulpen herumgelaufen war und ihm allerlei verständige Ratschläge zu geben vermochte, wie er z. B. seinem „Alten", womit Habermann gemeint war, manches X für ein U machen müßte, wie er die Hofjungen behandeln sollte und dergleichen.

Auch für die Behandlung des störrischen Vössing wußte Gust den besten Rat. „Na, Bruder," sagte er, „da will ich dir ein Mittel sagen. Sieh, du setzt dich auf ihn und nimmst en gehörigen Topf und füllst den voll Wasser, und nun reitest du immer sacht fort und tust, als wenn dir gar nichts fehlte, und wenn er dir dann an so'n Fleck kommt, wo er nicht weiter will — höre zu! — dann setzt du ihn mit dem Stangenzaum auf das Hinterteil und gibst ihm die beiden Sporen in die Rippen und schlägst ihm mit dem Topf voll Wasser zwischen die Ohren — alles zugleich! — daß ihm die Scherben den Kopf 'runterklirren und das Wasser in die Augen sauft."

Das hatte sich nun Fritz gut gemerkt, und als er an dem heutigen Tage in seinem ganzen Inspektorstaat auf Vössing abritt, hatte er die Zügel in der linken Hand, die Reitpeitsche unter dem linken Arm und in der rechten Hand einen großen Topf voll Wasser. Na, jagen konnte er ja nun nicht, weil ihm sonst das Wasser ausgeschwippt wäre; und weil Vössing nun auch nicht fürs Jagen war, so ging die Reise Schritt für Schritt in der größten Einigkeit ab, das heißt bis auf den Rexowschen Hof.

Hier wollte nun Fritz stolz in 'nem schlanken Trab vor das Haus reiten und gab Vössing die beiden Sporen in die Rippen; war es nun aber doch, daß Vössing einen schlechten Charakter hatte und ein nachträgerischer Hund war, indem ihm das Herumexerzieren in dem Pastor seiner Pfütze von vordem einfiel — bums! stand er still. Nun war's Zeit. Stangenzaum angezogen! Sporen in die Rippen und schwapp! den Topf zwischen die Ohren! Vössing stöhnte tief auf, schüttelte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er nicht weiter wollte, mußte aber doch wohl ganz betäubt von dem Schlage sein, denn er ließ sich ganz sacht nieder. Fritz mußte natürlich mit, und wenn er auch noch so viel Besinnung hatte, daß er sich nicht unter Vössing kriegen ließ, so reichte seine Fassung doch nicht so weit, daß er nicht neben Vössing zu liegen kam.

Die Gesellschaft in Frau Nüßlern ihrer Stube hatte das ganze Scharmützel zwischen Fritzen und Vössing mit angesehen. Zuerst als Fritz sich aus dem Bügel gehoben und mit dem großen Küchentopf auf sein Gegenpart niederdonnerte, da zitterte die kleine Pastorin für ihrer Schwester ihr Glück; aber als sie Vössing seine ruhigen Anstalten sah und Fritz nun weich, aber ein bißchen kühl auf dem Bette der



Triddelfitz und Vössing.

Ehre lag, das unser Herrgott mit Tauwetter und Regen und Jochen Nüßler mit seinen Mistwagen für ihn aufgepolstert hatte, da mußte sie auch in das allgemeine Lachen einstimmen und sagte zu ihrem Pastor: „Das ist ihm 'mal recht gesund!"

„Ja," sagte Braesig, „un en guter Schnuppen schad't ihm auch nich. Was hat er an das alte Kretur da herum zu dränieren."

Fritz kam nun angezogen wie der halbe Mond, auf der einen Seite noch in seinem vollen Glanze, auf der andern schwarz und düster.

„Du siehst propper aus, mein lieber Sohn," rief die Frau Pastorin aus dem offenen Fenster heraus. „Komm uns so nicht in die Stube herein! Es ist ein Glück, daß dein Reisekoffer hier schon angekommen ist, nun kannst du dich wenigstens umziehen."

Na, das geschah, und Fritz kam dann in seinem vornehmsten Anzug, in blauem Schniepel und schwarzen langen Hosen, in die Tür und ging in der Stube als junger Gutsbesitzer herum, aber in großer Verdrießlichkeit, die ihm wegen Braesigen seinen Sticheleien und Frau Pastorin ihren Bemerkungen durchaus nicht zu verdenken war.

Neujahr.

Franz war dagegen in seiner lustigsten Verfassung. Er spaßte nach Herzenslust mit den drei Mädchen und ließ sich von den Zwillingen ihre Weihnachtsgeschenke zeigen und wollte sich halb totlachen, als die beiden Dinger zuletzt mit 'nem großen Fußsack angetragen kamen, den sie von Onkel Braesig als Präsent bekommen hatten: „daß das Kropzeug die Potentaten warm halten könnte und sie nicht vor der Zeit den verfluchten Podagra kriegten." Er hatte in seinem Leben nie Gelegenheit gehabt, mit Mädchen zu verkehren, die jünger als er waren, und nun machte dies zutrauliche Reden und diese zufriedene Freude, die sich über etwas freuen konnte, was sonst in seinen Augen gar nichts war, solchen Eindruck auf ihn, daß er, als er des Abends zu Tisch ging, sich zwischen seine kleine Gesellschaft niedersetzte und Frau Nüßlern, die ihn als Edelmann eine Stufe höher setzen wollte, ein bündiges „Nein!" bekam.

Das war ein fröhliches Abendbrot. Die Rede ging munter hin und her, ein jeder gab sein redlich Teil dazu, bis auf Fritz und Jochen Nüßler. Fritzen seine Petersilie war ganz und gar verhagelt, und er ärgerte sich, daß er nicht auch so lustig sein konnte wie Franz. Jochen sagte freilich auch nichts, aber er besorgte das Lachen, und wenn Braesig bloß den Mund auftat, dann zog sich auch Jochen seine schiefe Mundecke bis ans Ohr heran. Und als der Punsch gekommen war und seine Tochter Lining den Ausschank übernommen hatte, kriegte er auch Sprache und sagte ab und an still vor sich hin: „Lining, schenk doch Braesigen in!"

Auch Fritzen verhalf der Punsch zum sprechen. Ärgern tat er sich freilich noch immer, hauptsächlich über Franz sein ungebildetes Geschwätz; denn wenn die kleinen Mädchen in seinen Augen auch nur erst halbe Backfische waren, so mußten sie nach seiner Meinung doch mittlerweile in die höhere Unterhaltung eingeführt werden. Er redete also, wie er auf dem Ball in Rahnstädt getan, Luisen mit „Fräulein Habermann" an. Luise sah ihn verwundert an, und als er nochmal mit seinem „Fräulein" herausrückte, lachte sie ihm hell ins Gesicht: „Ich bin ja kein Fräulein, ich bin ja Luise Habermann," und Franz mußte mitlachen.

Ärgerlich war dies wieder für Fritz, aber er wußte zu genau, daß er auf einem gebildeten Wege war, und daß eine richtige

Unterhaltung mit Damen so eingefädelt werden mußte. Er ließ sich also nicht verblüffen und erzählte seine ganzen Ballbegebenheiten zu Rahnstädt, und was er zu der Bürgermeisterstochter gesagt hätte und was sie zu ihm gesagt hätte, und dabei fräuleinte er auch die beiden Zwillinge immer rechts und links an. Und da das in der kleinen Gesellschaft nun ein großes Behagen und Lachen wurde, mußte er immer lauter reden, daß er durchdränge, bis zuletzt die ganze Gesellschaft stillschwieg und ihn ansah.

Jochen, der sein Nachbar war, war ein Ende von ihm zurückgebogen und sah ihn an, wie es möglich wäre, daß ein Mensch das alles fertig kriegte. Braesig sah um Jochen seine Ecke, mit 'nem ungeheuer glücklichen Gesicht über seine Menschenkenntnis, und blinzelte dann mal wieder Habermann zu, als wollte er sagen: „Sagt' ich dich's nich, Korl? ein verfluchter Windhund!" Habermann sah verdrießlich auf seinen Teller; Frau Nüßlern war in großer Verlegenheit, ob sich das für sie als Wirtin paßte, daß sie gegen solchen Unfug Einsprache erhöbe; der Pastor wiegte sachte mit dem Kopfe hin und her.

Die aber am meisten in Unruhe geriet, war die kleine Frau Pastorin. Sie warf den Kopf in den Nacken, daß die Mützenbänder unter ihrem Unterkinn bebten, und rutschte auf dem Stuhle hin und her, als wenn ihr der zu warm würde, und als Fritz gerade bei einer recht anschaulichen Schilderung von einem Bummelschottschen war, wie der Herr die Dame dabei umfassen müßte, da hielt sie's nicht länger aus, sprang auf und rief: „Schweigt alle rein still! Ich bin als Tante die nächste dazu! Fritz, komm mal hierher!" Und als Fritz nun lang und langsam aufstand und sehr vornehm und kühl an sie herangegangen war, faßte sie ihn vorn in den Gutsbesitzerschniepel und pustete an ihm in die Höhe: „Mein allerliebster Junge, komm mal heraus!" Und damit zog sie mit ihm nach der Diele hinaus.

Von dorther hörte die Gesellschaft stückweise nun eine derbe Strafpredigt, die sich von keinen Einwendungen unterbrechen ließ, und als die Tür wieder aufging, zog Frau Pastor ihren Fritz wieder hinter sich her und zeigte auf seinen Platz und sagte: „Da setzt du dich ruhig wieder hin und sprichst wie ein vernünftiger Mensch."

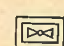
Na, das tat denn nun Fritz auch, das heißt das erste; das zweite ließ er unterwegs, konnte auch keiner von ihm verlangen, denn nach einem gebildeten Gespräch nimmt sich ein vernünftiges Gespräch nur sehr mager aus, und warum sollte er einen schönen Anfang durch einen schlechten Schluß verderben? Als nun Franz so nach und nach mit den drei jungen Mädchen wieder in dem munteren Geleise war und die älteren Leute, bis auf die Frau Pastorin, die 'ne Art von Sicherheitspolizei über den Verbrecher ausübte, auf der alten guten Landstraße von einem vernünftigen Gespräch sacht hinkutschierten und dann nur bloß einmal ein bißchen aufjauchzten, wenn Braesig an einen Stein fuhr, saß Fritz da und grollte inwendig und tränkte seinen Zorn mit Punsch, der glatt wie Öl in sein Feuer floß, und nannte innerlich Franz einen heimtückischen Schleicher und die drei kleinen Mädchen kindische Bagage, die nichts von den Perlen verstünde, die er ihnen vorgeworfen hatte. Aber trotzdem und bei der großen Verachtung, die er gegen so eine Kinderunterhaltung hatte, stieg neben seinem Zorn eine Art von Eifersucht auf, daß er nicht Hahn im Korbe war.

Mittlerweile war es schon spät geworden, und keiner dachte daran, daß es schon so spät war. Da stand auf einmal eine schreckliche Gestalt in der Stube, von oben bis unten in allerlei warme Flicken eingewickelt, und blies auf einem Kuhhorn, was schrecklich war, und fing dann an zu singen, was noch viel schrecklicher war. Das war Gust Stöwesand, der seinen Verstand nur halb hatte, und den deswegen Jochen Nüßler, weil er sonst nicht anders viel zu brauchen war, zum Nachtwächter gemacht hatte. Und in die Stubentür sahen Knechte und Mägde herein, die wollten auch sehen, wie Gust seine Sache machen würde, und lachten und stießen sich und drängten sich vor und wieder zurück.

Aufs höchste überrascht, im ersten Augenblick fast erschrocken blickten die Gäste einander an; als aber aus dem fürchterlichen Gesange des Nachtwächters soviel vernehmlich wurde, daß Mitternacht herangekommen und damit das neue Jahr angebrochen sei und nunmehr seinen Einzug gehalten habe, da erscholl von allen Lippen ein fröhliches „Profit Neujahr!"

Und nun ging das Gratulieren an, und alle wünschten sich Glück zum neuen Jahr, und als alles wieder ruhig geworden war, da hielt der Herr Pastor eine kleine Rede, die fing sehr spaßig an und schloß sehr ernsthaft, indem er sagte, wie der Mensch mit jeedem Jahr einen großen Schritt näher an sein Grab heranträte, und daß ihn das eine dabei trösten müßte, daß auch mit jedem Jahr ein neuer Knoten geschlagen würde, die Freundschaft und Liebe dicht miteinander verknüpfte. Und als er sich nach seinen guten Worten im Kreise umsah, da hatte seine kleine Frau Pastorin den Arm um ihn geschlagen, und Jochen stand bei seiner Frau, und Habermann und Braesig hatten sich an der Hand gefaßt, und die beiden Zwillinge lagen sich weich im Arm, und Franz stand bei Luise Habermann. Fritz war nicht zu sehen, er war in seiner Verdrießlichkeit ja wohl hinausgegangen.

So schloß das Jahr 1839.



Onkel Braesig in der Wasserkunst.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Ut mine Stromtid", 1864.)

Als in dem neuen Jahr Ostern ins Land kam, reiste Braesig in seine Wasserkunst, wie er die ihm gegen sein Podagra von Doktor Strump verordnete Wasserheilanstalt nannte.

Das Frühjahr war dann vergangen und der Sommer gekommen, da bekam Habermann eines Sonntags morgens einen Brief von Braesig aus Warnitz, er solle sich den Tag über zu Haus halten, Braesig wäre wieder nach Hause gekommen und wollte ihn den Nachmittag besuchen. Und das geschah.

Braesig kam auf seinem Lieschen an und sprang mit so 'ner Forsche vom Pferde, als müßte er mit beiden Beinen durch den Damm hindurch.

„Hoho!" rief Habermann ihm entgegen, „du bist ja höllsch verwegen, du bist ja so fix als en Vogel."

„Frisch verstahlt, Korl! Ich habe noch einmal aufs Frische angenommen."

„Na, wie is es dir denn ergangen, alter Knabe?" fragte Habermann, als sie auf dem Sofa saßen und die Pfeifen im Gang waren.

„Höre mal, Korl! Naßkalt, wässerig, kläterig, sieh, das ist gar nichts dagegen. Sie machen den Menschen rein zu 'ner Pogge (Frosch); un ehe sich 'ne menschliche Natur an 'ne Poggennatur gewöhnt, da hat die menschliche Kretur so viel auszuhalten, daß man immer wünschen möcht, man wäre als Pogge auf die Welt gekommen; aber gut is es doch!

Sieh, erstens morgens die gewöhnliche Abschwitzung. Da wickeln sie dir in kalte Laken ein, ganz nackt, un dann in wollene Decken un premsen (pressen) dir so zusam=

men, daß du nichts von deinem menschlichen Leibe regen kannst, als bloß die Zehen. Dann nehmen sie dir in diesen Zustand un leiten dir in eine Badestube un klingeln immer vor dir auf, daß sie die Damens wegklingeln wegen der Schenierlichkeit. Sieh, dann setzen sie dir, wie dich Gott erschaffen hat, in 'ne Badewanne un stülpen dir drei Eimer Wasser über deinen kahlen Kopp, wenn du einen hast, un denn kannst du ihrentwegen gehen. Nu meinst du, daß es zu End ist? das meinst du, Korl, aber nu geht's erst recht an; aber gut is es doch!

Sieh, nu mußt du spazieren gehen auf Stellen, wo du gar nichts zu tun hast. Ich bin in meinem Leben viel spazieren gegangen, bei's Hacken un Eggen, bei's Miststreuen un Erbsensäen, habe aber immer dabei etwas zu tun gehabt; aber hier gar nichts! Un dabei mußt du nu Wasser trinken, ümmerzu, ümmerzu! Korl, welche sind da unter, das is doch gerade, als wenn du Wässer ins Sieb gießt, un dann stehn se da un stöhnen: „Ah, das schöne Wasser!" Glaub ihnen nich, Korl, sie verstellen sich. Wasser auswendig is schon schlimm, sehr schlimm, aber inwendig da hat es eine grausame Wirkung; aber gut is es doch!

Denn kommst du in ein Sitzbad. Weißt du, wie das bei vier Grad Null is? Justement, als wenn du in der Höll bist un der Deuwel hat dir auf einen eisernen glühenden Stuhl gesetzt un heizt immer frisch unter, sieh, so brennt das, aber gut is es doch!

Denn läufst du wieder bis Mittag, un denn ißt du Mittag. Aber, Korl, davon hast du keine Einbildung, was der Mensch in einer Wasserkunst zu sich nehmen kann! Das Wasser muß doch höllschen zehren! Korl, ich hab Damens gesehen, schmal un dünn als die leibhaftigen Engels, un Karbonaden, wie die Waschhölzer groß, haben sie drei Stück aufgegessen. Un Kartoffeln? Gott du bewahre! wo du ja wohl en Scheffel Aussaat Land mit abpflanzen kannst. Darum sind die Wasserdokters auch sehr zu bedauern, denn sie fressen ihnen power (arm).

Nachmittag geht's Wassersaufen wieder munter los, un denn kannst du dir auch mit die Damens anständig unterhalten, denn 's Morgens stehen sie dir nicht Rede, indem sie das Bewußtsein haben, daß sie in einem wilden Zustand umherlaufen, einige mit nasse Strümpfe, als wenn sie von's Krebsfangen herkommen, andere mit nasse Tücher um den Kopf, aber alle mit fliegende Haare un mit en Venusgürtel, der aber nich augenscheinlich is. Du kannst dir mit ihnen erzählen, was du willst, wirst aber schwerlich 'ne Antwort kriegen, wenn du nicht von ihre Krankheitsgeschichten anfängst, wie oft sie schon Pickeln über den ganzen Leib gekriegt haben un Schwären un Blutgeschwüre, denn das is in einer Wasserkunst die gebildetste Unterhaltung. Hast du dir nu in dieser Art gut amüsiert, dann mußt du in die Tusche, brauchst dir aber nich zu denken, daß sie schwarz is, nein, lauter klares Wasser, aber gut is sie auch! Überhaupt, Korl, kannst du dir merken: alles, was schlecht schmeckt, was en Menschen eklig is, un wovor er einen Grugel (Abscheu) hat, das is gesund vor dem menschlichen Leibe."

„Na," sagte Habermann, „dann mußt du ja dein Podagra ganz los sein, denn du hast ja einen höllischen Grugel vor'm kalten Wasser gehabt."

„Da kann nu einer gleich hören, Korl," fuhr Braesig fort, „daß du mein Tag noch nich in einer Wasserkunst gewesen bist. Sieh, der Doktor hat mich das auseinandergesetzt, der verfluchte Podagra ist die oberste von allen Krankheiten; das is die Mutterkrankheit, woraus alle andern Seuchen kommen. Der Podagra kommt aus dem Gichtstoff, der in die Knochen

liegt un dir darin herumreißt, un der Gichtstoff kommt aus dem Giftstoff, den du als menschliche Nahrung, zum Exempel Kümmel oder Tobak oder aus der Apotheke, zu dir genommen hast. Sieh, nu muß einer, der den Podagra hat, so lange in dem nassen Laken schwitzen, bis er all den Tobak, den er in seinem Leben geraucht hat, un alle die kleine Kümmel, die er in seinem Leben getrunken, ausgeschwitzt hat. Sieh, dann geht der Giftstoff weg un denn der Gichtstoff un denn der verfluchte Podagra."

„Na, hast du das so gehabt?" fragte Habermann dazwischen.

„Ne!"

„Na, warum bist du denn nicht länger dort geblieben? Dann hätte ich es doch auch bis ans Ende ausgehalten."

„Korl, du redst! Das hält ja kein Mensch aus, un es is auch noch bei keinem Menschen passiert. Einen haben sie mal gehabt, der hat so lange geschwitzt, bis er leibhaftig nach Tobak gerochen hat. Da hat denn nu der Wasserdoktor auch alle Kranken 'raufgebracht, daß sie sich eigenhändig mit der Nase von dem Geruch haben überzeugen müssen, un hat's auch in die Wasserschriften setzen lassen; aber nächstens is es 'rausgekommen: der Karnaille hat heimlich eine Zichalie geraucht, was verboten is — auch Kümmel is verboten.

Aber, weiter in den täglichen Lebenslauf! Nach der Tusche läufst du wieder, un bei des Laufen is das Abend geworden. Nu kannst du noch in'n Düstern 'rumlaufen, was welche auch tun, Herrn un Dams, kannst aber auch 'reingehen un dir mit Lesen beschäftigen. Ich hab denn immer in die Wasserbücher gelesen, die ein gewisser Rausse, der eigentlich Frank heißt, gemacht hat, was der oberste von die ganzen Wasserdokters is. Korl, da steht's all in, allens kurzfertig in. Aber es is schwer for en Menschen zu verstehn; ich bin derentwegen auch nicht weiter gekommen, als bis auf die ersten beiden Seiten, un ich hab vollkommen genug daran, denn als ich die gelesen hatte, da wurd mich so wirbelig zu Sinn, als wenn mich einer 'ne halbe Stunde lang auf den Kopf gestellt hätte.

Du meinst, Korl, frische Luft is frische Luft? Denk nich dran! un du meinst, das Wasser aus deiner Pümpe is Wasser? fällt ihm gar nich ein! Sieh, die frische Luft teilt sich in drei Teilen: in den sauern Stoff, in den Stinkstoff un in die schwarze Kohlensäure; un dein Wasser in die Pumpe teilt sich in zwei Teilen: in den sauern Stoff un in den wässerigen Stoff. Auf Wasser un auf Luft is nu die ganze Wasserkunst gebaut. Un nu sieh mal, Korl, wo weise die Natur das eingericht' hat: die menschliche Natur, wenn sie in der frischen Luft geht, nimmt durch die gewöhnliche gebräuchliche Luftröhre die schwarze Kohlensäure und den Stinkstoff in sich auf, die sie beide nich vertragen kann, un da kommt nu die Wasserkunst un schafft dir diese beiden abscheulichen Dünste vom Halse, indem daß der saure Stoff in dein Pumpenwasser dir die schwarze Kohlensäure festmacht, un der wässerige Stoff dir den Stinkstoff mit Schwitzen aus dem Leibe treibt. Verstehst du mir, Korl?

„Ne," sagte Habermann und lachte recht herzlich, „das kannst du nich verlangen."

„Lach nich, Korl, über eine Sache, die du nich verstehst. Sieh, den 'rausgetriebenen Stinkstoff habe ich bei's Schwitzen selbst gerochen; aber wo bleibt die festgemachte schwarze Kohlensäure? Sieh, das ist der Punkt, un weiter bin ich in den Wasserwissenschaften nich gekommen, un glaubst du wohl, daß Pastor Behrens was davon weiß? Ich hab ihn gestern gefragt — der weiß erst recht nichts davon. Un du sollst sehen, Korl, die schwarze Kohlensäure steckt noch in meinem Leibe, und

davon werd' ich den verfluchten Podagra doch wieder kriegen."

„Aber, Zacharias, warum bist du denn nicht noch en bißchen länger da geblieben und hast dich ordentlich auskurieren lassen?"

„Korl," sagte Braesig und schlug die Augen nieder und nahm ein sehr gedrücktes Wesen an, „es ging nich! Es is mich da was passiert, Korl," sagte er un guckte Habermann dreist in die Augen, „du kennst mich von klein auf an, hast du all mein Tag an mir ein unrespektierliches Wesen gegen die Frauenzimmer bemerkt?"

„Ne, Braesig, das Zeugnis kann ich dir geben."

„Na, un nu doch! Denk' dir, wo mich das gehn muß! Diesen Freitag vor acht Tagen krieg' ich wieder so'n entfamtes Mucken in der großen Zehe, denn in dem äußersten Ende fängt's immer an, un der Wasserdoktor sagt: „Herr Entspekter, wir müssen Ihnen eine Extraeinwickelung apoplexieren, Dokter Strumpen sein verdammtes Aptheker-Kolchikum meldet sich, das muß 'raus!" Na, das geschieht, er wickelt mir selbst, un so enge, daß ich knapp Atem holen kann, wobei er sagt, Luft is mich weniger nötig als Wasser; und dabei will er sogar das Fenster zumachen. „Ne," sag' ich, „soviel versteh' ich nachgerade auch davon, frische Luft muß sein, lassen Sie das Fenster offen; un er tut's un geht ab.

Nu lieg' ich denn in meiner bedrückten Lage ruhig fort un denk' mir auch weiter nichts Schlimmes, da wird das mit einmal so'n Gebrumm un Gesumm um mich 'rum, un als ich richtig in die Höhe sehe, schwärmt ein ganzer Immen- (Bienen-) schwarm ins Fenster 'rein, un der Weiser vorauf, denn ich kenne ihn, Korl, du weißt, ich bin ein Imker. Bin mal in Zittelwitz mit dem Schulmeister zusammen frühjahrs mit siebenundfünfzig Stöcken ins Feld gezogen. Un dieser Weiser will sich ja wohl nu in meine wollene Decke, die der Doktor mir über den Kopf gezogen hatte, ordentlich anbauen. Na, was sollt' ich nu machen? Rühren konnt ich mich nich; ich puste also nach ihm, ich pust', bis mich der Atem ausgeht; aber Essig, reiner Essig! Die Bestie setzt sich gerade oben auf meinen kahlen Kopf — denn die Perücke, Korl, nehme ich immer ab, um ihr zu schonen — un nu kommt der ganze Schwarm un schwenkt sich an mein Gesicht heran. Na, da war's all!

Ich wälze mich aus dem Bett heraus. Quack, fall' ich auf die Erde, un wälze mich nu aus die wollene Decke heraus un aus die nassen Laken, bis an die Tür heran, un über mir war der Deuwel los, der leibhaftige Deuwel! Un so spring ich nu aus der Tür heraus, und so schlag ich mir mit die nachfolgenden Immen herum, wie blind und toll, un so schrei ich auch um Hilfe.

Gott sei Dank! Der Existent (Assistent) von dem Wasserdokter traf mich un brachte mich in einem andern Lokale, un von da in die notwendige Bekleidung, so daß ich nach einer mehrstündlichen Beruhigung in die Eßstube, was sie einen Salong nennen, hinuntergehen konnte, das heißt mit einem halben Schock Immenangeln in dem Leibe.

Ich fange an mit die Herren zu reden, un sie lachen sich. Worum lachen sie sich, Korl? Du weißt's nich un ich weiß es auch nich. Ich wend mir also an eine von die Dams un red' sie freundschaftlich auf's Wetter an; da wird sie rot. Worum wird sie beis Wetter rot? Das weiß ich nich, un du weißt's auch nich, Korl. Ich wend' mich an eine, was 'ne Sängerin war, un bitt ihr freundlich, sie soll das schöne Lied nochmal singen, was sie alle Abend gesungen hatte. Was tut sie Korl? sie zeigt mir ihren Rücken.

Un als ich mir denn nu so in meinen besonderen Gedanken betrachte, kommt der Wasserdokter un sagt sehr höflich zu mir:

„Herr Entspekter, nehmen Sie's nich übel, Sie haben sich heute nachmittag zu sehr bemerklich gemacht."

„Woso?" frag' ich.

„Ja," sagt er, „wie Sie aus der Tür 'rausgesprungen sind, is gerade das Fräulein von Hinkefuß über den Corydon (Korridor) gegangen, un die hat's in aller Verschwiegenheit den andern erzählt."

„Un derentwegen," sage ich, „wollen Sie mir von das natürliche Mitleid entblößen? Derentwegen wollen die Herren lachen un die Dams mich ihre angenehme Rücksicht genießen lassen? Nein, dafor bin ich nich hier. Wenn mir Fräulein von Hinkefuß so mit dem halben Schock Immenangeln im Leibe entgegengetreten wäre, ich hätte mir alle Morgen in Bescheidenheit nach ihrem Befinden erkundigt. Aber lasse ihr! Menschliches Gefühl kann sich keiner auf keinen Jahrmarkt kaufen. Aber nu kon men Sie, Herr Doktor, un ziehn Sie mir die Immenangeln aus dem Leibe!"

Sieh, Korl, da konnte er's nich.

„Was," sage ich, „nich mal 'ne Immenangel könnte er aus der Haut ziehen?"

„Nein," sagte er, „ich könnte es wohl, aber ich dürfte es nich, denn das sind Operamente (Operationen), wie sie sich for einen Gregorius (Chirurgus) gebühren, und dazu bin ich nich von der Mecklenburger Regierung qualifiziert."

„Was," sage ich, „Sie wollen mir die Gicht aus den Knochen kurieren un dürfen mir gesetzlich nich mal 'ne Immenangel aus der Haut ziehen? Sie dürfen sich nich mal mit der Haut von einem auswendigen Menschen befassen un wollen mir mein geheimnisreiches Inwendiges mit Ihr sackermentsches Wasser ausspülen? Ich danke Ihnen!"

Un sieh, Korl, von dem jetzigen Augenblicke an hatte ich das Zutrauen zu dem ganzen Wasserdoktor verloren, un ohne das können sie nichts machen, das sagen sie jeden selbst, wenn er ankommt.

Ich reiste also sofort ab un habe mir die Angeln von dem alten Gregorius Metz in Rahnstädt ausziehen lassen.

Un somit schließt sich meine Geschichte in der Wasserkunst; aber gut is sie doch. Der Mensch kriegt en ganz andern Glauben, un wenn sie auch nich den verfluchten Podagra vertreibt, so kriegt man doch einen Begriff davon, was die menschliche Kretur allens aushalten kann, un hier, Korl, habe ich dir auch en Wasserbuch mitgebracht, da kannst du dir Winters abends in den Wissenschaften mit belernen."

Habermann bedankte sich, und die Rede kam auf die Wirtschaft und so nachgerade auch auf die beiden Wirtschaftslehrlinge.

„Na, Korl," fragte Braesig, „wo geht es mit deinen Herrn Junker?"

„Sehr gut, Braesig," sagte Habermann, „der läßt sich zu allem gleich gut an; mir tut es bloß leid, daß ich den jungen Mann nicht mehr um mich haben kann. Er tut seine Schuldigkeit auf jeder Stelle, und mehr als das; ich weiß, daß er manch schönes Mal bei unserem kranken, alten Herrn nachts gewacht hat, wenn er auch noch so müde gewesen ist. Das ist ein junger Mann, wie er im Buche steht. Da ist Trieb drin zur Arbeit, und da ist auch Herz drin zur Anhänglichkeit."

„Na, Korl, aber Fritz Triddelfitz, dein Windhund?"

„I, der ist auch nicht so schlimm; in seinem Kopf stecken viele Raupen, gar zu viele! Aber böse ist der Junge nicht. Er tut auch, was ihm geheißen wird, und wenn er's nun auch mal vergißt — na, Zacharies, wir sind ja auch mal jung gewesen."

„Woll, woll!" sagte Braesig. „Das Beste bei deine beiden jungen Elemente is, daß sie schon abgehärtet sind. Sieh, da bin ich bei Krischan Klakmannen gewesen,

der hat einen, vierzehn Jahre alt, just eingesegnet, das is den ganzen Tag müde, das schläft im Gehen! Wenn das essen soll, denn ißt das nich, un wenn er das aufs Feld schickt, denn macht ihm das krank."

„O ne, so sind meine beiden nicht," sagte Habermann.

„Un der Junker wacht nachtens bei dem alten Herrn?" fragte Braesig. „Mag den jungen Menschen wohl leiden! Denn is der Kammerrat wohl schon sehr schwächlich? Grüß ihn von mir, Korl, denn ich will nu Adjüs sagen. Ich muß noch zu meinen gnädigsten Herrn Grafen, der hat mich hinbestellt in 'ner besonderen Angelegenheit."

Und damit ritt Braesig ab.



Eine Partie Boston.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Ut mine Stromtid", 1864.)

Habermann und Braesig.

Neujahr 1844 war gekommen, und der Winter war vergangen, und das Frühjahr stand schon mit Laub und Gras und Blumen hinter der Tür der Welt und lauerte nur darauf, daß der Herr vom Hause ihm einen Wink gab, daß das Ausputzen losgehen könnte, und sowie der Schnee und das Eis von der Erde verging, tauten auch die Menschenherzen auf und die Augen wurden hell, wie der Sonnenschein, der über der Welt lag.

Auch die Augen des alten Inspektors Habermann auf Pümpelhagen, dem Gut des Herrn von Rambow, waren heller und seine Brust war weiter geworden, und mit dem Schaffen und Wirken draußen auf den Feldern war das Frühjahr da hineingezogen, und so wie er in die düstere Erde die Sommersaat säte, hatte unser Herrgott sein trauriges Herz mit frischer Hoffnung zugesät. Sein alter Herr, der Kammerrat, war gestorben, und der Sohn, der jetzige Herr von Pümpelhagen, war mit der jungen Frau verreist zu Verwandten; er hatte also sein Reich so recht nach seinem Behagen für sich allein, und er konnte seine Tochter, die bei den Pastorsleuten im nahen Gürlitz aufwuchs, jetzt öfter sehen, als den Winter über.

Den Morgen hatte er sie gesprochen, als er zur Kirche gewesen war, und nun saß er den Sonntag nachmittag so recht behaglich in seiner Stube und sann über allerlei. Keiner störte ihn, denn Fritz Triddelfitz, der junge Wirtschafter, welcher unter Habermanns Leitung auf dem Gute die Landwirtschaft erlernen sollte, saß im Reitstall bei seiner Stute, die ein Fohlen bekommen sollte. Das war für den alten Inspektor recht angenehm, indem er nun immer wußte, wo Fritz zu finden war, was vordem nicht immer der Fall gewesen.

Da öffnete sich die Tür, und herein trat Habermanns Freund, Zacharias Braesig, der sich als Inspektor mit einer kleinen Pension bereits zur Ruhe gesetzt hatte: „Gu'n Dag, Korl!"

„Was?" rief Habermann und sprang auf, „ich denke, du hast das Podagra wieder, und ich hatte schon die Absicht, dich heute zu besuchen; aber der Herr ist nicht zu Hause, und auf Triddelfitz ist in der letzten Zeit wieder mal gar kein Verlaß."

„Na, was hat er denn?" fragte Braesig.

„Ach, nun soll seine alte, taube Stute, die er sich von Gust Prebberow als Vollblutpferd hat anschmieren lassen, en Fohlen kriegen," murrte Habermann.

„Haha," rief Braesig, „und noch dazu en vollblütiges, und das will er ja denn an deinen jungen Herrn verkaufen."

„Ja, so ist es wohl. Aber hast du das Podagra wieder gehabt oder nicht?"

„Korl, bei die verfluchte Krankheit läßt sich das gar nicht sagen, ob es der richtige Podagra is oder nich," meinte Braesig. „Eigentlich ist es eingal, denn die Schmerzen bleiben sich gleich; aber in Hinsichten der Ursach is ein großer Unterschied. Sieh mal, Korl, kriegst du den Podagra von gut Essen und Trinken, denn is es der richtige; kriegst du ihn aber bloß von die entfamten, niederträchtigen, zweinähtigen Wichsstiefel, denn is es der unrichtige, und den hab' ich gehabt."

„Ja, was ziehst du denn die alten Dinger immer an?"

„Korl, ich hab' sie ja noch aus meinen gräflichen Verhältnissen, ich kann sie ja doch nich wegschmeißen. Aber was ich sagen wollt — bist du heut bei Pasters gewesen?"

„Ja!"

„Na, wo is es da?"

„Ach, das sieht schlecht aus, der alte Herr ist schon gar zu schwach," sagte Habermann traurig. „Als er heute von der Kanzel kam, lief ihm der helle Schweiß über die Backen nieder, und es dauerte 'ne ganze Zeit, bis er sich auf seinem Sofa erholen konnte."

„Ha, ha!" sagte Braesig und schüttelte den Kopf, „das gefällt mich nich; aber Korl, in die Jahren is er."

„Ja, das ist er," bestätigte Habermann nachdenklich.

„Was macht denn deine Kleine?" fragte Braesig.

„Ich danke dir, Zacharias, Gott sei Dank, die ist gut zuwege. Sie war vergangene Woche hier, ich hatte aber keine Zeit, ich mußte 'raus zum Erbsensäen; aber die gnädige Frau hat sie gesehen und holte sie sich, und bei der ist sie ja bis auf den Abend gewesen."

„Korl," rief Braesig, sprang auf, ging in der Stube herum und biß in seinem Eifer einen Knopf von der Pfeifenspitze ab, „das kannst du mich zu glauben, deine gnä Frau, das ist ein kaptales Produkt von der ganzen Menschheit."

Und Habermann sprang auch auf und ging auf und nieder, und jedesmal, wenn sie sich in der Stube begegneten, dann rauchten sie fester und Braesig fragte: „Hab' ich nicht recht, Korl?" und Habermann antwortete: „Da hast recht, Zacharias."

Und wer weiß, wie lange sie sich noch in ihre Meinung verbissen hätten, wenn nicht ein Wagen vorgefahren wäre, von dem der Kaufmann Kurz und der Rektor Baldrian aus Rahnstädt herunterstiegen.

Der Besuch.

„Gu'n Dag! gu'n Dag!" rief Kurz, als er in die Stube hereinkam, „sieh da! sieh da! Da ist ja der Herr Inspektor auch. Na, wie geht's, alter Freund? Habermann, ich komme wegen der Kleesaat."

„Guten Tag!" sagte der Rektor Baldrian zu Braesig und dehnte das Wort Tag so lang, als sollte der Tag ewig dauern, „wie geht es Ihnen, mein Verehrtester?"

„Es geht mich ja noch," sagte Braesig.

„Habermann," rief Kurz dazwischen, „nicht wahr? Kaptale Saat."

„Ja, Kurz," sagte Habermann, „so toll ist das nicht mit der Saat; ich hab's auf einer glühenden Feuerschaufel probiert, und wenn's seine rechte Art hat, so müssen die Körner wie Flöhe von der Schüppe springen, aber hier blieb manches Korn still liegen."

„Sie sehen lange nicht so blühend aus, mein Verehrtester," sagte der Rektor wieder dazwischen zu Braesig, „als in jener gesegneten Stunde, in der wir beim Punsch die Verlobung meines Sohnes feierten."

„Das hat seinen Grund," sagte Habermann und schlug seinen Arm um Braesig, „mein alter, guter Freund hat wieder mal en bißchen Podagra gehabt."

„Ja, ja," lachte der Rektor und wollte recht spaßig sein: „Vinum der Vater, und Coena die Mutter, und Venus die Hebamm, die machen podagram."

„Und die Saat ist schön," rief wieder Kurz dazwischen, „daß Sie keine bessere zwischen Grimmen und Greifswald finden."

„Hoho, Kurz," sagte Habermann, „prahle sacht! ist auch ein Wort."

„Hören Sie mal," rief Braesig dazwischen dem Rektor zu, „mit Ihr Französisch bleiben Sie mich vom Leibe! Das versteh' ich nich. Was wollen Sie aber mit der Fenus sagen? Was 'hab' ich und mein entfamter Podagra mit der Fenus zu tun?"

„Mein verehrtester Freund und Gönner," sagte der Rektor mit Salbung, „Venus war im Altertum die Göttin der Liebe."

„Is mich ganz egal!" rief Braesig, „sie kann meinswegen noch ganz was anders gewesen sein, auf stunns (zur Stunde) wird jeder dämliche Schäferhund Fenus genannt."

„Ne, Habermann," krähte Kurz da wieder zwischen, „wenn die Kleesaat den richtigen Glanz hat und so violettblau aussieht, denn —"

„Ja, Kurz," sagte Habermann, „so sieht sie man nicht aus."

„Mein Gönner," sagte der Rektor wieder zu Braesig, „Venus war, wie ich gesagt habe, eine Göttin, und wie ein Schäferhund —"

„Ei was!" unterbrach Braesig, „das mit der Göttin, das haben Sie Ihnen eingebildet, Fenus bedeutet eine Art von Vogel. Korl, weißt wohl noch die Geschichten aus unsrè kindlichen Jahren von den Vogel Fenus?"

„Ach," sagte der Rektor, als ginge ihm nun ein Licht auf, „nun weiß ich, was Sie meinen, Sie meinen den Vogel Phönix, der in Arabien sich ein Nest von köstlichem Gewürz baut . . ."

„Das ist partout eine Unmöglichkeit," rief Kurz dazwischen, „wie kann auch der geschickteste Vogel sich aus Nägelken, schwarzem Pfeffer, Kardamom und Muskatnüssen ein Nest bauen!"

„Lieber Schwager, es ist ja nur eine Sage."

„Dann besagt die Sage etwas Falsches," sagte Braesig, „und Sie sprechen das Wort ganz unrichtig aus, das heißt nich „Phönix", das heißt „Ponyx", und das sind keine Vögel, das sind kleine Pferde, un stammen sich nich aus Arabien, sondern aus Schweden und Oeland, un ich kenne sie sehr gut, denn meine gnädigste Frau Gräfin hatte zwei Ponyxen, wo sie immer mit spazieren fuhr."

Der Rektor wollte nun wieder berichtigen, aber Kurz fiel ihm ins Wort: „Nein, Schwager, laß das! Daß du in solchen gelehrten Sachen Braesigen überlegen bist, glauben wir wohl."

„Ne," sagte Braesig, „laß ihn nur kommen!" und stand vor dem Rektor, als könnte seinetwegen der Streit wieder losgehen.

„Ne, ne," rief Kurz, „wir sind hier nicht 'raus gekommen, uns um Venussen und Kleesaat zu streiten; wir sind bloß 'raus gekommen, 'ne recht gemütliche Partie Boston zu spielen."

„Das können wir ja auch lieber tun," sagte Habermann und stellte den Tisch zurecht.

„Halt, Korl," rief Braesig, „das ist mich entgegen, daß du das selbst hier arrangieren willst, das gehört sich von den Wirtschafter."

Und damit brüllte er über den Hof 'raus: „Triddelfitz!"

Und Fritz kam angelaufen.

Die unterbrochene Partie.

„Triddelfitz," sagte Braesig, „wir wollen Boston spielen; machen Sie uns den Tisch in den Gang und den Poh für die Bete (Straffatz) und stoppen Sie die Pfeifen und machen Sie eine Handvoll Filibussen."

Und als Fritz das schön zustande gebracht hatte, setzten sie sich nieder, und es konnte losgehen; aber so fix ging's nicht, es mußte ja doch erst ausgemacht werden, wie hoch gespielt werden sollte. Kurz wollte den Boston Grandissimo zum Schilling spielen, aber Kurz war immer sehr wagehalsig; das war denn doch ein bißchen zu hoch, und Braesig erklärte, er setze sich nicht zum Spiel nieder, um andern Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Zuletzt kam nun unter Habermann seiner Vermittelung ein billigeres Spiel zustande, und es wurde gezogen.

„Wer hat Carreau?" fragte der Rektor, „der gibt an."

„Kurz gibt an," sagte Braesig.

So, nun konnte es losgehen; aber es ging noch nicht los. Der Rektor legte die Hand auf die Karten und sagte, indem er sich in dem Kreis umsah: „Es ist merkwürdig! Wir sind doch alle ganz vernünftige Menschen, und wir spielen ein Spiel, nämlich das Kartenspiel, welches nach urkundlichen Nachrichten zur Unterhaltung eines wahnsinnigen Königs erfunden worden ist. König Karl von Frankreich nämlich —"

„Nein, Kinder," sagte Kurz und nahm dem Rektor die Karten aus der Hand, „wenn wir spielen wollen, dann wollen wir spielen, und wenn wir uns was erzählen wollen, dann wollen wir uns was erzählen."

„Vorwärts!" rief Braesig, und Kurz gab, vergab sich aber in der Hast; also: „Nochmal!" Diesmal glückte das, und nun konnte das Anfangen losgehen.

„Ich passe," sagte Habermann in der Vorhand. Nun kam der Rektor; mit dem dauerte das aber 'ne Weile, ehe er sein Spiel gereiht hatte, denn er hatte den vernünftigen Aberglauben, daß die Karten besser würden, wenn er sie einzeln aufnahm, und weil er alle seine Angelegenheiten mit großer Gewissenhaftigkeit betrieb, steckte er die Karten immer streng der Reihe nach, und drehte die Sieben und Fünfen so, daß er das mittelste Auge zu sehen bekam, daß er sie ja nicht mit der Sechs und Vier verwechseln konnte.

Kurz hatte unterdessen seine Karten auf den Tisch gelegt, die Hände drüber gefaltet und sah ihn an und seufzte.

„Ich passe," sagte der Rektor.

„Das wußte ich so wie so," sagte Kurz, denn er wußte, daß seinem Schwager seine Karten schnurrig aussehen mußten, wenn er aus der Hand was ansagen wollte, dahingegen hatte er 'ne Himmelangst vor seinem Schwager, daß er mitgehn würde, wenn er selbst was angesagt hätte, weil er dann immer nichts hatte, oder, wenn er was hatte, das Spiel verspielte.

„Paß," sagte Braesig, der nun an die Reihe kam.

„Boston Grandissimo!" sagte Kurz. „Wer geht mit?"

„Paß!" sagte Habermann.

„Lieber Schwager," sagte der Rektor, „ich — ein Stich — zwei Stich — nun, der dritte, der findet sich. — Ich gehe mit."

„Ja," sagte Kurz, „aber zusammen wird nicht bezahlt, jeder bezahlt für sich."

„Na, Korl," sagte Braesig, „denn man raus! Denn wollen wir ihnen die Fiedel mal inzweischlagen."

„Ja," sagte Kurz, „aber gesagt wird nichts."

„Bewahre," sagte Habermann und spielte Herzen-Zehn aus: „Herzog Michel fiel ins Land!"

„Coeur, Herr Oberförster," sagte der Rektor und warf Herzbuben darauf.

„Herze mich und küsse mich und krünkle meine Krause nich," rief Braesig und stach mit der Dame über.

„Das Mädchen muß einen Mann haben," sagte Kurz und stach mit dem König über, legte seinen Stich vor sich hin und spielte ein kleines Kreuz: „Kreuzkringel und Zwieback!"

„Fritz, Peter! es sind Linsen," rief Braesig Habermann zu.

„Halt," rief Kurz, „gesagt werden darf nichts."

„Bewahre!" sagte Habermann und warf ein kleines Kreuz bei.

„Trefflich schön singt unser Küster," sagte der Rektor und brachte die Neun zum Vorschein.

„Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib hat mich der Herr beschieden," sagte Braesig und nahm den Stich mit der Dame.

„Na," sagte Kurz, „das weiß der Deuwel! Kreuz hat er auch nich. Was er nu woll wieder hat?"

„Paß Achtung, Korl," rief Braesig, „nu geht die Reise los. Herr," sagte er zu Kurzen, „ich war Ihr Whist. Hier! Pikas war ein Hühnerhund," und damit spielte er Pique-Aß aus und zog den König nach: „Vivat der König! und dann die Dame: Respekt for die Damen!"

„Herre Gott doch," rief Kurz, legte die Karten auf den Tisch und sah den Rektor an; „was er nun wohl hat? Pik hat er auch nich."

„Lieber Schwager," sagte der Rektor, „ich komme auch noch."

„Aber zu spät," sagte Kurz und nahm die Karten wieder auf mit 'nem tiefen Seufzer, als hätte der Rektor ihn nichtswürdig behandelt, er wollte 's aber als Christ tragen.

„Korl," fragte Braesig, „wieviel haben wir schon?"

„Vier Stich," sagte Habermann.

„Nein," rief Kurz, „das ist kein Spiel, gesagt darf nichts werden."

„Ist das was sagen, wenn ich bloß frag'?" meinte Braesig. „Nu paß Achtung, Korl, einen mach' ich noch, und wenn du nu noch einen machst, denn is es 'rum."

„Ich kriege meinen," sagte Kurz.

„Und ich kriege meinen auch," sagte der Rektor.

Nach ein paar Rundgängen deckte Kurz die Hand über seine Stiche und sagte befriedigt: „So, ich hab' meine."

Rauten lag auf dem Tisch, der Rektor riskierte einen Schnitt mit der Dame, Braesig schlug aber mit dem König: „Mädchen, wo willst du hin?" und der arme alte Rektor saß da mit einem Unterstich; „ja, wie das zugehen kann, begreife ich nicht," sagte er.

„Ach, du hattest ja keinen Whist," rief Kurz.

„Korl," sagte Braesig, „wenn du richtig aufgepaßt hättest, denn hätten sie noch en Unterstich gehabt."

„Ja, du hast nur das Versehen gemacht, du spieltest mir nicht Herz nach."

„Korl, hätt' ich auch einen? Ich hätte ja keinen, ich hätte ja bloß den König blank."

„Nein, Schwager," rief Kurz wieder dazwischen, „gibst das ganze Spiel aus den Händen; hast den Treffkönig und setzt die Neune vor. Das Spiel wäre groß gewonnen."

„Ach, was wollen Sie?" sagte Braesig mit großer Verachtung, „Sie Knabe, Sie Waldknabe! Ich sitze hier in der Hinterhand mit der ganzen Garnitur in Pik und denn noch mit en paar richtigen Brummern; was wollen Sie?"

„Herr, glauben Sie," rief Kurz, „daß ich mich, wenn ich Boston angesagt habe, vor Ihren lumpigen Brummern fürchte?"

„...e, ne!" rief Habermann dazwischen und gab frische Karten herum, „nu laßt das nur sein, das alte Nachspielen ist unangenehm."

So spielten sie denn nun in diesem Tempo weiter, und es war immer, als wenn sie sich beim Kopf kriegen wollten, und hatten doch die besten Gesinnungen gegeneinander. Der Rektor gewann, und er hatte auch die meiste Aussicht zu gewinnen, denn wer das erste Spiel verliert, gewinnt ja bekanntlich nachher immer. Kurz saß im Malheur; aber das gleicht sich manchmal höllisch aus: „Zehn Grandissimo," sagte er. Alles erschrak, er selbst auch, sah seine Karten nochmal durch: „Zehn Grandissimo!" sagte er nochmal, legte die Karten auf den Tisch und ging in der Stube auf und ab, „so spielt man in Venedig und in andern großen Bädern."

Der Maulesel.

Gerade in seinem größten Triumph und in der größten Verlegenheit der andern kam Fritz Tribbelsitz in die Tür, ganz verstört und blaß: „Herr Inspektor, Herr Habermann, ach, kommen Sie doch mal mit!"

„Mein Gott," sagte Habermann, „was ist passiert?" und wollte aufstehen.

Kurz hielt ihn aber zurück: „Nein, das Spiel muß erst gespielt werden. Es ist mir schon mal so gegangen; damals als das große Feuer war und ich gerade einen Grand auf den Tisch gedeckt hatte, liefen sie auch alle weg."

„Herr Inspektor," bat Fritz wieder, „Sie müssen kommen."

„Herr Gott," rief Habermann, ließ sich von Kurz nicht mehr halten und sprang auf; „was ist los? brennt es?"

„Nein," stotterte Fritz, „ich ... mir ... mir ist was passiert."

„Was ist Ihnen denn passiert?" schalt Braesig über den Tisch herüber.

„Meine Fuchsstute, die ich von Gust Prebberow'n gekauft habe, hat ein Füllen gekriegt," sagte Fritz beklommen.

„Na, das ist schon oft passiert," sagte Braesig, „aber was machen Sie denn dabei vor'n Gesicht als wie ein Leichenbitter? So was ist ja ein erfreulicher Umstand in diesen Umständen."

„Ja," sagte Fritz, „aber ... aber ... es ist so schnurrig. Sie müssen mitkommen, Herr Inspektor."

„Na, ist das Fohlen denn tot?" fragte Habermann.

„Nein," sagte Fritz, „es ist ganz gesund; aber es ist so schnurrig ... Krischan Daesel sagt, es wäre ja wohl ein junges Kamel."

„Na," sagte Habermann, „dann wollen wir das Spiel nächstens spielen, woll'n nur mitgehen."

Und was Kurz auch sagte, sie gingen alle mit Fritzen nach dem Stall.

„So ein Füllen habe ich noch nie gesehen," sagte da Fritz unterwegs, „solche lange Ohren hat es!" und er zeigte von dem Ellnbogen abwärts.

Als sie in den Stall kamen, stand Krischan Daesel an der Bucht, wo die Fohlenstute freundlich besorgt an ihrem Kleinen herumschnoberte und das Kleine die ersten unbeholfenen Versuche zu den späteren lustigen Fohlensprüngen machte, schüttelte mit dem Kopf und sagte zu Braesig, der sich bei ihm hinstellte: „Ja, nu sagen Sie mal, Herr Entspekter, was allens in der Welt jung wird."

„Ja," meinte Braesig, sah Habermann an und sagte mit Nachdruck: „Ich will's dich sagen, Korl, was er for einer is: dieses Vollblutfüllen is en Maulesel."

„Das is's," bestätigte Habermann.

„Ein Maulesel?" rief Fritz, sprang mit beiden Beinen über die Bucht 'rüber und kriegte, trotz des Schnoberns der Altschen, das Fohlen um den Hals zu fassen und sah ihm nach Gesicht und Augen und Ohren, und als ihm die schreckliche Wahrheit daraus entgegenleuchtete, rief er in heller Wut: „Oh, ich möchte das Kretur

das Genick umdrehn, samt Gust Prebberow'n."

„Schämen Sie sich, Fritz," sagte Habermann ernst, „sehn Sie doch, wie die Mutter sich freut, und wenn's auch kein Vollblut ist."

„Ja," rief Braesig, „und sie ist doch die nächste dazu, wie Frau Pastern sagt. Gust Prebberow'n können Sie meinswegen das Genick umdrehen, denn er ist ein dreimal destillierter Hallunke."

„Ne," sagte Fritz und stieg langsam wieder über die Bucht heraus, und seine Wut hatte einer großen Wehmut Platz gemacht: „Wo is's möglich," rief er aus, „is mein bester Freund und nu betrügt er mich mit 'ner tauben Fuchsstute und einem Maulesel. Ich verklage ihn."

„Ich sag' Sie ja, in den Pferdehandel gilt keine Freundschaft un keine Redlichkeit," sagte Braesig und kriegte Fritz unter den Armen zu fassen und zog ihn aus dem Stall, „aber Sie jammern mir in ihrem gerechten Schmerz. Lehrgeld in den Pferdehandel haben Sie nun schon bezahlt, un das muß jeder; aber vor einem Pferdeprozeß will ich Ihnen schützen, denn selbst wenn der Maulesel schon lange dod is, is so ein Prozeß noch lange nich zu Ende. Sehn Sie," sagte er und führte Fritz den Hof auf und ab, „da will ich Sie 'ne Geschichte als Exempel erzählen."

Ein Pferdeprozeß.

Sehn Sie, so erzählte Braesig, da war der alte Rütebusch auf den Swensin, der verkaufte an seinen leibhaftigen Schwager, der hier vor Habermannen seine Zeiten Entspekter war, 'ne entfamte Kretur von einem Stachelschimmel als Reitpferd. Gut! oder als Sie sich angewöhnt haben: Bong!

Drei Tage darauf will der Entspekter seine neue Inquisition (Akquisition) mal probieren. Er klettert also auf die Kretur 'rauf, denn es war so'n ollen Himmelhogen, un was er war, er war nur hellschen kurz gebeint; aber knappemang sitzt er drauf, da läuft dieser Schinder plängschaß mit ihm in den Dorfteich — gar kein Halten! — bis an den Hals, un da bleibt er stehen, un nu nich rück- noch vorwärts. Das war ein Glück for den Stachelschimmel und for den Entspekter, sonst hätten sie sich beide versöffen. Der Entspekter brüllte nu möglich nach Hilfe, denn er könnte hier nich gründen und schwimmen könnt er auch nich, un der alte Rademacher Flegel müßte ihn mit en Kahn erretten.

Na, nu gung denn der Prozeß los, denn der Entspekter sagte, es wäre en Dummen, was wir Ökonomiker en Studierten benennen, un Rütebusch müßte ihn wiedernehmen, denn Dummheit schützt for allens, auch in den Pferdehandel. Das wollte nu Rütebusch nich, und die beiden Schwägers spannten sich erst über den Fuß, und nachher verfeindeten sie sich so düchtig, daß sie sich auf drei Meilen nich mehr sehen konnten. Der Prozeß gung aber immer weiter. Der ganze Swensin mußte schwören, daß das Kretur bei sie seinen richtigen Klug gehabt hätte, un die Pümpelhäger Leute mußten wieder schwören, daß er bei sie sich als en Studierten auserwiesen.

So gung denn der Prozeß schon in sein fünftes Jahr, und unterdes stand das Kretur ruhig in den Stall un fraß Haber, denn der Entspekter hat sein Dag nich mehr auf ihm gesessen, indem daß er ihn for einen Seelenverkäufer un lebensgefährlichen Schinder taxierte; dodschlagen durfte er ihn auch nich, indem daß er das corpus delictas von's Ganze wäre, wie sie das nennen.

Nu wurden die gelehrtesten Pferdedokters 'rangebracht, ihrer söß (sechs), aber es half auch nich, sie waren sich uneins; drei davon sagten, er wäre klug, drei davon, er wäre dumm. Der Prozeß gung aber immer sachten weiter un 'ne ganze Partie neuer Prozessen hatte sich daraus entsponnen, denn die gelehrten Pferdedokters hatten sich untereinander mit Malitiösigkeiten und Grobigkeiten heruntergemacht und verklagt. Nun wurde denn an einen berühmten Pferdeprofesser in Berlin geschrieben, woans (wie) er die Sache taxierte. Der schrieb nu wieder, sie sollten den alten Schinder den Kopp abschneiden und ihn hinschicken, er müßte das inwendige Gehirn besehn; es wäre schon sehr schwer, von einem vernünftigen Menschen zu sagen, ob er dumm oder klug wär, aber bei ein unvernünftiges Stück Vieh wäre es noch viel schwerer, indem daß es nich Hals (Auskunft) geben könnte. Na, das sollte nu geschehen, da legte sich aber der alte Rütebusch mit seinen Advokaten quer davor und setzte es auch durch, und der Prozeß konnte nu also weiter gehen.

Da sturb nu der alte Rütebusch un en halb Jahr darauf sein Schwager, un haben sich beide nich verdragen, auch nich auf dem Totenbett, un sind beide in die Ewigkeit gegangen, ein jeder auf seine Meinung, der eine, daß der Schinder klug wäre, der andere, daß er dumm wäre. Nu wurd der Prozeß einstweilen sistituwiert und sistituwierte sich von selbsten, indem daß der olle Schimmel drei Wochen nachher auch krepierte, an pure Fettigkeit von wegen der guten Tage.

Nu wurde denn auch der Kopp sauber eingesalzen un an den gelehrten Professer nach Berlin geschickt, un der hat denn klar und deutlich zurückgeschrieben, der Schimmel hätte all sein Lebtag ebensowenig studiert gehabt, als er selbsten, und er wolle nur wünschen, daß ein jeder von die Prozessisten so verständig gewesen wäre, als die Kretur, so vernünftig hätte ihr Gehirn ausgesehen. Und der Mann hatte recht; denn ich habe nachher den entfamten Schlüngel von Jungen, der den Entspekter das Pferd vorgeführt hat, als Knecht gehabt, und er hat es mich eingestanden, daß er der armen Kretur en Stück brennenden Schwamm unter den Schwanz gebunden hat, aus purem Schawernack, daß der Entspekter ihn den Tag vorher den Puckel vollgeschlagen hat.

Und nu frag' ich jeden vernünftigen Menschen, wo verständig muß das Tier gewesen sein, daß es in den Dorfpuhl läuft, um sich den Brand zu löschen! Und so war denn der große Prozeß zu Ende; aber die kleinen Prozessen zwischen die gelehrten Pferdedokters, die laufen noch immer fort. Un nu will ich Ihnen was sagen: Habermann is en guter Freund von den ollen Prebberow, was den Halunken sein Vater is, und er soll mit ihm reden, daß Sie zu das Ihrige kommen. Und nu gehen Sie und schmeißen Sie keinen Haß auf das unschuldige kleine Vieh, auch auf die Mutter nich, denn sie können beide nich dafor, und die Mutter ist ebenso eine betrogene Kretur wie Sie. —

Damit ging Braesig den andern nach, die schon an dem Kartentisch saßen.

Die Partie kommt zu Ende.

„Nanu!" sagte Kurz, „also: zehn Grandissimo! Ich spiele selbst aus."

„Korl," sagte Braesig, „du mußt mal mit den alten Prebberow reden, daß dein verdammter Windhund nich in zu große Ungelegenheiten kommt."

„Das will ich auch, Zacharias, und das kommt auch zurecht; aber mich jammert das gar zu sehr, daß dem armen Jungen seine ganze Freude so zu Wasser geworden ist. Wer denkt auch an 'nen Maulesel!"

„Ich bemerke," sagte der Rektor und legte die Karten, die er kaum wieder in die Reihe gesteckt hatte, auf den Tisch, obwohl Kurz auf Kohlen saß, „daß man hier all=

gemein dies kleine neugeborene Tierchen einen Maulesel nennt, da es doch nach naturgeschichtlichem Sprachgebrauch Maultier genannt zu werden verdient. Der Unterschied ist nämlich der ..."

„Du kannst einen toll machen mit deiner Naturgeschichte," rief Kurz. „Spielen wir hier Naturgeschichte oder spielen wir Karten? Hier! Rautenaß liegt auf dem Tisch!"

Nun half das nicht, nun wurde bedient und bedient, und Kurz gewann sein Spiel und damit das Recht, vier Wochen lang immer von seinen zehn Grandissimo zu reden.

So spielten denn die Herren in freundschaftlicher Aufregung weiter, bis der Rektor, indem daß er sein Geld im polnischen Bogen überschoß, gewahr wurde, daß er schon drei Taler und acht Groschen gewonnen hatte; und weil ihm in der letzten Zeit das Glück nicht mehr so recht zur Seite stand, beschloß er aufzuhören. Er stand also auf und sagte, er hätte kalte Füße gekriegt, und steckte seinen Gewinn in die Tasche.

„Wenn Sie an kalte Füß leiden," sagte Braesig, „will ich Ihnen ein gutes Mittel sagen: nehmen Sie alle Morgen auf den nüchternen Magen eine Prise Schnupftobak, das hilft gegen kalte Füß."

„O was!" rief Kurz, der in der letzten Zeit gewonnen hatte, „wo kann er kalte Füße kriegen!"

„So," fragte der Rektor hastig, denn er hatte seinen Gewinn zu verteidigen, „kann ich nicht ebenso gut kalte Füße kriegen wie du? Kriegst du nicht immer auf unserm Klub kalte Füße, wenn du gewonnen hast?" und er setzte es durch. Er behielt seine kalten Füße und seinen Gewinn, und nach 'ner Weile fuhren die beiden Stadtleute ab und nahmen Braesig ein End lang mit. —

Habermann war schon im Begriff, zu Bett zu gehen, als er vor der Tür ein lautes Reden und Schelten hörte und Fritz Triddelfitz mit Krischan in die Stube 'reinkam.

„Gu'n Abend, Herr Entspekter," sagte Krischan, „un das ist mir denn auch ganz egal."

„Was ist da denn wieder los?" fragte Habermann.

„Ja, Herr, das is mir auch ganz egal! Aber das kann mir nich egal sein; ich habe mich bei Pferden und Fohlen vermietet und nicht bei Kamel und Maulesel. Wie? Dann kann mir Herr Triddelfitz ja wohl auch Affen und Bären in den Reitstall 'reinbringen?"

„Na, wen ich dir aber sage, das Tier soll in dem Reitstall bleiben, und du sollst das gerade so handhaben wie jedes andere Fohlen."

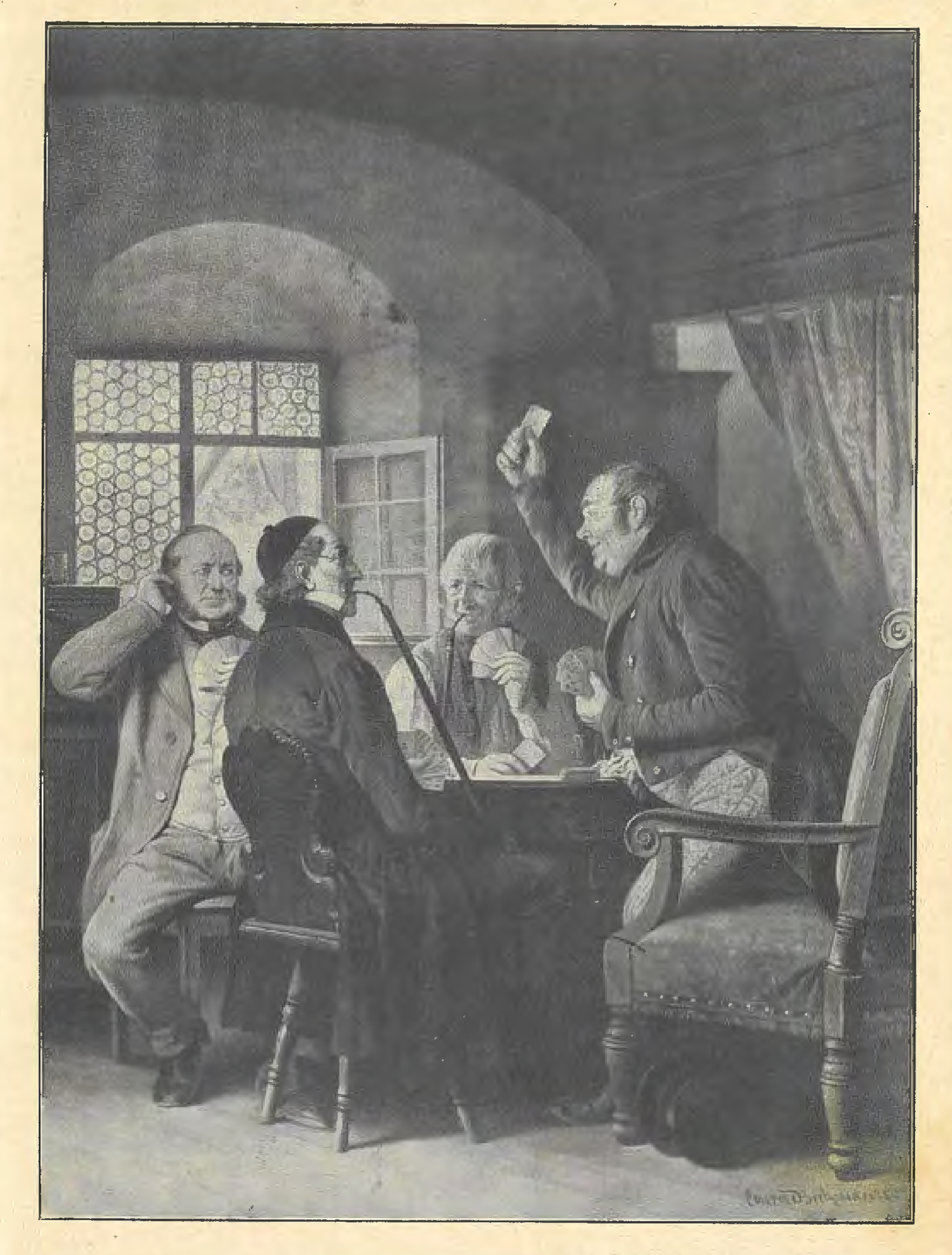
„Ja, wenn Sie mir das befehlen, denn is mir ja das ganz egal, und denn kann ja das auch immer. Na, denn gu'n Nacht, Herr Entspekter, und nehmen S't nich übel," und damit ging er.

„Herr Habermann," sagte Fritz, „was wird der Herr von Rambow zu diesem Vorfall sagen? und gar die gnädige Frau?"

„Nun, da beruhigen Sie sich nur, die werden sich nicht viel darum kümmern."

„Ja," sagte Fritz und ging aus der Tür, um zu Bett zu gehen, „es ist mir doch gar zu genierlich, daß dies gerade mit meiner Stute passiert ist." —

Als der Herr von Rambow von seiner Reise nach Hause kam, kriegte er die Geschichte von der Fuchsstute warm von Krischanen zu wissen, und weil er ein gutmütiger Mann war und Fritz gern leiden mochte, indem sie beide in einigen Stücken sich ähnlich sahen, tröstete er ihn und sagte: „Lassen Sie nur! Mit unserm Vollblutsfüllenhandel ist es nichts geworden. Sie müssen bedenken, es sind die gewöhnlichen Folgen einer Mesalliance. Wir jagen später die Stute und das Füllen in



Die Partie Boston.

die Koppel, und Sie sollen sehen, wir haben noch unsere Freude daran."

Und so kam das auch, ein jeder hatte seine Freude an dem Tier. Wenn die Dorfkinder des Sonntags nachmittags durch das Feld streiften, gingen sie nach der Fohlenkoppel und besahen den kleinen Maulesel.

„Kiek, Jöching, das is er!"

„Ja, das is 'n echter! Kiek, wie er mit den Ohren tut."

Wenn die Mädchen an der Koppel vorbei nach dem Melkplatz gingen, standen sie auch still.

„Kiek, Stine! Da is Herrn Triddelfitz sein Maulesel!"

„Komm, woll'n mal 'rangehen, Fiek!"

„Nein, das tu ich nicht. Wie sieht das Tier greulich aus"

„J, wie du dich hast! Du hast vor ihm selbst nicht so'n Grauen, denn er gibt dir ja immer die leichteste Arbeit."

Das wollte nun Fiek freilich nicht Wort haben, aber die andern Mädchen lachten sie aus, und sie stickte sich vor Ärger rot an bis unter die Haarwurzeln. Na, das sollte aber auch eine große, derbe Dirne nicht ärgern, wenn man ihr sagt, daß sie immer nur die leichteste Arbeit bekommt.

Und in der ganzen Gegend wurden die Fuchsstute und der Maulesel und Fritz nun berühmt, und wo der letztere sich blicken ließ, da wurde er nach dem Befinden von dem Maulesel gefragt, zu seinem großen Verdruß. Das nette, kleine Eselfohlen kümmerte sich aber nicht darum, das sprang den Sommer über mit den andern wohlgeborenen und hochwohlgeborenen Fohlen in der Koppel herum, und wenn ihm einer von den andern zu nahe kam, wußte es ihm wohl eins zu versetzen.



Ein forscher Regent.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Dörchläuchting", 1866.)

Adolf Friedrich der Vierte.

Adolf Friedrich der Vierte, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, war ein Sohn des Prinzen von Mirow, mit dem der alte Fritz in den flotten Rheinsberger Jahren seinen Scherz betrieb. Er folgte in der Regierung auf Adolf Friedrich den Dritten, der wohl viele Schulden, aber keine Kinder hinterlassen hatte.

Weil nun der vierte Adolf Friedrich noch nicht volle fünfzehn Jahre alt war, als der dritte starb, so hielten sie ihn zum Regieren noch nicht reif, was eine grose Dummheit war. Denn erstens war er reif. Warum? Er ist sein Lebtag nicht reifer geworden. Zweitens hätte ja seine liebe Mutter für ihn regieren können und drittens hätte dann sein Herr Vetter Liebden, Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, sein mecklenburg-strelitzisches Reich nicht mit Krieg überziehen können, denn der hatte auch stark im Sinne, für ihn zu regieren.

Er kam aber nicht dazu, denn die Mutter von dem Knaben, eine Prinzessin von Hildburghausen, kniff eines Nachts mit ihrem kleinen Herzog aus nach Greifswald. Hier ließ sie ihn studieren, denn wenn auch nicht zum Regieren, zum Studieren war er reif. Sie selbst aber schrieb einen langen Brief an den „Reichshofrat" und wies nach, daß ihr Kind ein ander Kind wäre als andere Kinder, daß das schon von klein auf höllsch klug gewesen wäre, und wenn's nun nicht bald volljährig gesprochen würde, leicht überreif werden könnte, zum Schaden der mecklenburg-strelitzischen Lande.

Der Reichshofrat sah das ein und zeigte auch ein Einsehen: er sprach unsern

Dörchläuchten volljährig, und Vetter Liebden, Christian Ludwig von Schwerin, mußte mit 'ner langen Nase abziehen und die Perle von dem mecklenburg-strelitzschen Reich, Neubrandenburg, die er mit einer Armee von fünf Kompagnien Soldaten besetzt hatte, wieder 'rausgeben.

Nun regierte Dörchläuchten Adolf Friedrich von 1753 bis 1794 in einem Ritt fort zum Segen von seinen Staaten; aber nicht zu seinem eigenen Segen, denn er war ein unglücklicher Mensch, indem er in seinem schwachen Leibe drei „Grugels" und drei „Furchten" hatte, die ihm keine Ruhe ließen. Er hatte nämlich erstens einen großen Grugel vor der Arbeit, zweitens einen noch größeren vor Spuken und Hexen und drittens den größten vor allen Frauensleuten. Dann hatte er erstens eine große Furcht vor dem Gewitter, zweitens eine noch größere vor dem Tod, und drittens die größte davor, daß ihm mal so mir nichts dir nichts seine Krone abhanden kommen könnte, indem daß er noch immer mit Schrecken an Vetter Liebden von Mecklenburg-Schwerin dachte, der ihn in düsterer Nacht nach Greifswald auf die Universität gejagt hatte.

Zu all diesem Unglück kam nun noch ein anderes Unglück: er war nach Paris gereist und hatte sich da gründlich verliebt. Nicht in ein Frauenzimmer, denn, wie ich schon gesagt habe, davor hatte er ein Grauen, nein, in schöne Kleider; die mußte er haben, die waren zu seinem und seiner lieben Staaten Glück notwendig, und seine lieben Staaten warfen nicht so viel ab, daß er seine Gelüste auf Samtröcke und seidene Hosen voll stillen konnte.

Wenn einer das heutzutage erzählt, daß ein Herzog von Mecklenburg mal in Rostock in Hosennöten gewesen ist, so hört sich das so spaßig an, daß das keiner recht glauben mag; aber lacht nicht zu laut, die Zeiten haben sich geändert. Was heutzutage der dritte Teil von dem Stargardschen Amt abwirft, warf damals das ganze Land nicht ab, und dazu waren da Schulden über Schulden, und es ging zu Zeiten an dem Hofe so knapp zu, daß Adolf Friedrich den Dritten manchmal sogar das Brotkorn ausgegangen war. Dazu kam nun noch der Siebenjährige Krieg, und der alte Fritz klopfte den mecklenburgischen Mehlbeutel aus, solange er noch irgend stäubte. Und dabei blieb's noch nicht. Pferde und Wagen wurden weggenommen, und was die Bellingschen Husaren nicht nahmen, das nahmen die Schweden, und auch dabei blieb's noch nicht: Die preußischen Werber zogen durch das Land, und wo sie einen schmucken Kerl sahen, da mußte er heran an den Baß, das heißt an den Schafschinken, wie im Volke das Gewehr des Soldaten genannt wird.

Viele Geschichten von diesen Menschenräubern spukten noch in meinen kindlichen Jahren durch das Land, wie die Kerle die Menschen mit List und Gewalt weggeschleppt haben, und mein eigener Großvater und sein Bruder, die beide 'was lang geraten waren, sind mit knapper Not und nur mit Hilfe einer braven Förstersfrau ihnen aus den Fingern gekommen. Alles wurde genommen, was Arme und Beine hatte, vor allem waren's aber die armen Schäferknechte, auf die es abgesehen war. Wenn so'n altes Gottesblut draußen auf den Feldern einsam stand mit seinem Strickzeug und an alles Mögliche dachte, bloß nicht ans Soldatwerden, hatten sie ihn beim Wickel, schnürten ihm die Arme auf dem Rücken zusammen und zogen mit ihm ab. Oder wenn er nachts in seiner Hütte lag und so süß von seinem Fiken oder Dürten träumte, dann nagelten sie ihm die Hütte zu und führten ihn in aller Gemütlichkeit über die preußische Grenze und zogen ihm den bunten Rock an.

Einige ergriffen sie denn auch mit List, wie das jenem Schäferknechte ging,

der dafür bekannt war, daß er sehr stark sein sollte. Der steht denn mal eines Tages hinter seinen Schafen, da kommt ein preußischer Werber an und sagt so recht christlich zu ihm: „Krischan, du sollst ja so ungeheuer stark sein; ich wette mit dir ein paar Buddel Bier: wenn ich dir deinen Schäferstock durch die beiden Rockärmel quer über den Buckel stecke, dann kannst du'n nicht entzweibrechen." „Das wär' der Deubel!" sagt Krischan, und der Werber steckte ihm den Stock durch die Ärmel, und als er das fertig hatte, flötete er auf einem Finger, und sein Mitkollege kommt angesprungen, und nun kriegen sie meinen lieben, langen Krischan an den ausgereckten Armen zu fassen und ziehen mit ihm in aller Gemütlichkeit ab. Na, Krischan mag spaßig genug ausgesehen haben, aber es half alles nicht.

Ja, die Not war groß im Lande, und Hilfe war nirgends zu finden, sogar bei Dörchläuchten Adolf Friedrich dem Vierten nicht, denn der war selbst in der größten Not. Er hatte unglücklicherweise in Paris Bekanntschaft mit dem ersten Modeschneider gemacht und hatte ihm den Auftrag gegeben, ihm immer die neusten Moden zuzuschicken. Das tat denn nun der freundliche Mann, aber er war so unverschämt, immer gleich das Geld zu verlangen, und Dörchläuchten hatte in seiner samtenen und seidenen Bedrängnis schon zu allerlei verzweifelten Mitteln greifen müssen. Er hatte schon die mecklenburgisch-strelitzischen Kronjuwelen für neuntausend Taler bei einem Hamburger Juden versetzen müssen. Der Krieg war freilich zu Ende, aber da ging die Not erst recht an; der Krieg hatte noch ein bißchen Leben in die Bude gebracht, aber nun lag alles danieder, glatt danieder! Landmann und Kaufmann und Handwerksmann verdienten keinen Groschen. Warum? Weil keine Groschen da waren.

Der Spuk und der große Entschluß.

An einem Maiabend, so gegen Zubettgehenszeit, saß Dörchläuchten von Mecklenburg-Strelitz, Adolf Friedrich, der Vierte seines Namens, mit seiner lieben Schwester, der Prinzessin Christel, auf seinem Schloß zu Neustrelitz zusammen und erzählte sich mit ihr wahrhaftige Spukgeschichten, tolle Dinge, die kein Mensch glauben würde, wenn sie nicht wirklich passiert wären; und sie saßen da und graulten sich, Dörchläuchten Adolf Friedrich am tollsten.

Da kam durch den stillen Frühjahrsabend über den Zierker See ein Ton herüber, ein grausiger Ton, so'n Ton, als nur der niederträchtigste Spuk sich ausdenken kann, wenn er die armen Menschen bis in den groben Grund erschrecken will. Lang und dumpf zog sich der schreckliche Ton von weitem her über ganz Neustrelitz, und die beiden hohen Herrschaften wußten nicht, kam er oben aus der Luft oder unten aus dem Erdboden; 's war auch ganz egal, denn es war gleich gruselig.

Dörchläuchten Adolf Friedrich der Vierte bebte an Händen und Füßen, und Prinzeß Christel, die ein höllsch resolviertes Frauenzimmer war, hatte noch so viel Besinnung, daß sie 'ne silberne Klingel zu fassen kriegte und Sturm läutete. Warum sie das tat, wußte sie zwar auch nicht, aber es kamen doch Menschen zu Hilfe.

Kammerdiener Rand und Kammerjunker von Knippelsdörp stürzten in die Tür und fragten woso? und wieso?

Das wußten die beiden hohen Herrschaften aber auch nicht, denn es war ja ein Spuk, und wer weiß was vor'n Spuk! Prinzeß Christel hatte aber noch so viel Besinnung, daß sie die beiden auf einen Stuhl niederwinkte, und so saßen sie denn ihrer vier und guckten sich stillschweigend an, und keiner wußte, was eigentlich los war, nur daß sie Dörchläuchten zittern sahen.

Mit einemmal kam der Ton aber wieder, und als er so lang und dumpf über Neustrelitz am Verklingen war, fuhr Herzog Adolf Friedrich der Vierte mit beiden durchlauchtigen Händen nach dem Kopfe und hielt sich die beiden durchlauchtigen Ohren zu und rief: „Da is's wieder!"

Kammerdiener Rand wollte sprechen, aber Kammerjunker von Knippelsdörp nahm ihm das Wort vor'm Munde weg, wegen der mecklenburgischen Rangordnung, und sagte: „Dörchläuchten, das sein die Rodump (Rohrdommel)!"

Und die Prinzeß Christel hatte noch so viel Besinnung, daß sie fragte, was das wieder für 'ne neue Art Spuk wäre.

Und der Kammerjunker sagte, ein Spuk wäre das gar nicht, das wär'n Vogel, der sich ab und an den Spaß machte, den Schnabel in den Sumpf zu stecken und dann loszubrüllen, um die Leute gruseln zu machen.

Ob er recht hatte, weiß ich nicht, aber wissen konnte er's, denn er war auch Jagdjunker. Dörchläuchten traute ihm aber nicht und sagte, als er sich ein bißchen besonnen hatte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! und Rand, du schläfst diese Nacht bei mir in meinem Kabinett."

Damit ging er.

Prinzeß Christel saß nun noch mit dem Kammerdiener ein Weilchen zusammen und überlegte sich mit ihm die Frage, was sie diese Nacht für Mittel gegen den Spuk gebrauchen und wen sie bei sich schlafen lassen sollte; denn ihre Kammerjungfer, Korline Soltmanns, wäre ein altes abergläubisches Waschweib. Und sie kamen zu dem Schluß, daß sie am besten täte, wenn sie sich für diese Nacht das Scheuermädchen Wendula Steinhagens inventieren würde.

Wendula war nämlich 'ne höllsch forsche Person, die sich vor dem Teufel nicht fürchtete, selbst nicht vor Dörchläuchten, denn sie hatte mal zu Dörchläuchten gesagt: „Je, Dörchläuchten, Sie! Machen Se, daß Se mich aus'm Weg kommen!" und hatte vor ihm den Besen in die Höhe gehoben. —

Die beiden hohen Geschwister hatten nun in Randten und Wendulan ihrem Schutze die Nacht ruhig hingebracht und saßen den andern Morgen beim Frühstück und tranken Schokolade. Dann gab Dörchläuchten seine absonderlich tiefen Gedanken zum besten, und sagte: „Christelschwester, du bist ein Frauenzimmer und du weißt, ich gebe nichts darauf; aber du bist aus unserm durchlauchtigsten Hause, und deswegen und in der Hinsicht will ich dich mit meinen Regierungsmaßregeln bekannt machen. Weißt du was Neus? Ich bau' mir auf 'nen schönen Fleck in meinen Staaten ein neues Palais!"

„Tu das, Durchlaucht!" sagte Prinzeß Christel, „du bist ja Herr von das Ganze. Wie reicht das aber aus mit dem Gelde?"

„Ist mir auch schon eingefallen," sagte Dörchläuchten, „aber wozu habe ich denn meine Landdrosten? Die müssen mit Holz und Steinen Rat schaffen, und die Handwerker können warten, denn es ist unerhört, daß Serenissimus Strelitziensis sich unter seiner Nase spuken lassen soll. Der dumme Kammerjunker sagt freilich: das sein die Rodump! — was ist aber 'ne Rodump? Ich glaube allens, aber daß ich so 'ne Erklärung glauben soll, kann einer von mir in meiner Eigenschaft als regierender Herr nicht verlangen."

„Rand," sagte er darauf zu seinem Kammerdiener, „Jochen Bähnhas soll anspannen, die goldene Kutsche, drei Lakaien hinten auf und die beiden Läufer vorweg. Der Kutscher und die Lakaien sollen ihre Staatsmontierung mit den goldenen Tressen anziehen, und die beiden Läufer, Halsband und Fleischfreter, sollen den neuen Blumenhut aus Paris aufsetzen, — denn ich reise durch meine Staaten."

„Ja, Dörchläuchten," sagte Rand, „das wird wohl nicht gehn, denn unser alter Wallach, der auf der Beiseite geht, hat das Spatt so tüchtig, daß er kein Bein vor das andere setzen kann."

„Was schert uns der Wallach!" rief Dörchläuchten in der größten Zornigkeit. „Wenn unser Wallach krank ist, dann gehst du zu dem Ackerbürger Sachtleben und leihst uns eins von seinen Pferden."

„Ja, Dörchläuchten, er gibt'n uns nicht. Der Mann ist zur Stunde in der dringendsten Mistfahrzeit, und dann ist ihm das nicht zu verdenken."

„Du gehst, Rand, wir sind regierender Herr!"

Und Rand ging, und Sachtleben gab seinen alten, steifen Braunen her zu dem Paradefuhrwerk.

Die Reise durch die eigenen Staaten.

Jochen Bähnhas hielt mit der goldenen Kutsche vor der Tür, drei Lakaien hockten einer nach dem andern hinten auf, die beiden Läufer schwebten die Straße entlang. Rand saß auf dem Bock, und Dörchläuchten und seine Christelschwester saßen in der Kutsche.

„Wohin?" fragte Jochen Bähnhas.

„Immer geradeaus," sagte Rand, „über Stargard weg bis an unsere Grenze, aber ja nicht 'rüber über die Grenze, denn wir bereisen bloß unsere eigenen Staaten."

Und Jochen Bähnhas fuhr durch Stargard und durch Friedland bis an die preußische Grenze und ließ da die Pferde halten: „Brr, öh ha! Hier is's zu End'."

Dörchläuchten befahl, sie wollten nun mal gegen Morgen über Woldegk reisen, und als sie über Woldegk nach Wolfshagen kamen, dann drehte sich Kutscher Bähnhas wieder auf der Mähre um und sagte: „Rand, nu is's wieder all', weiter geht's nicht."

Und Prinzeß Christel, die dies gehört hatte, sagte: „Dörchläuchten, dies ist das erstemal, daß ich so expreß durch unsere Staaten reise; ich hätte doch nicht gedacht, daß das so 'n kurzes Ende wäre."

„Christel," sagte Dörchläuchten, „du bist ein Frauenzimmer und hast keinen Verstand davon, was meinst du wohl, was noch alles gegen den Mittag zu liegt. Feldberg und Mirow und Fürstenberg, das liegt noch alles in meinen Staaten, und dann reckt sich da hinten noch ein Zipfel in das Schwerinsche 'rein, das kann sich allerwegen sehen lassen."

„Nein, Dörchläuchten," sagte Rand, der dies gehört hatte, „zum Sehnlassen ist die Gegend just nicht, denn da würde Ihnen der Sand doch eklig in die Augen stäuben, und das muß ich wissen, denn ich bin dort in der Gegend gebürtig."

Und Dörchläuchten ärgerte sich über Randten seinen dummen Schnack und guckte aus der goldenen Kutsche 'raus und rief: „Jochen Bähnhas, nach Hause! Und morgen fahren wir in die Fürstenberger und Mirowschen Tannen."

Und das geschah gerade so, als Dörchläuchten das vorausgesagt hatte, denn er war en forscher Regent, und wenn er einmal gesagt hatte: „Ich sage!" dann hatte er's gesagt.

Den andern Tag fuhren sie bis Fürstenberg und Dannenwalde, und als Rand sich nach dem Wagenschlag 'rumbog und sagte: „Dörchläuchten, nun sind wir wieder so weit," dann wurde Dörchläuchten falsch und rief aus dem Wagen raus: „Wesenberg!" — womit er sich tröften wollte, aber er kam trotz Wesenberg in einem vollständig unbefriedigten Zustande nach Neustrelitz zurück, und Rand und Christelschwester standen auf dem Korridor zusammen und schüttelten beide mit

dem Kopf und fragten sich: „Wie das woll wird?“

Und aus Abend und Morgen wurde der dritte Tag, und Dörchläuchten regierte diese Nacht nicht, denn er schlief. Rodumpen ließen sich nicht hören, und all der Spuk, der sonst in dem Schloß zu Neustrelitz sein Wesen betrieb, hatte für diese Nacht eine andere Anstellung bekommen.

Den andern Morgen kam der Kammerdiener Rand 'runter zu der Prinzeß Christel und sagte: „Gott sei Dank! Diese Nacht haben wir ruhig geschlafen und in Frieden ununterbrochen wegregiert, und heute fahren wir gegen den Westen zu nach Neubrandenburg, dann sind wir mit unserm ganzen Reiche durch.“

Prinzeß Christel meinte dazu: „Das gebe der liebe Gott! Dann kriegt er Ruh', denn er ist ein zu forscher Regent.“

Drei Stunden darauf fuhren sie über den Tannenkrug bei Neubrandenburg, und weil Sachtleben sein alter Brauner nicht mehr konnte, und von dem Tannenkrugwirt seinen Mähren eine eingespannt werden mußte, ging Dörchläuchten ein bißchen auf und ab vor der Tür und guckte über den schönen See hinüber in das Brodasche Holz und sagte zu seiner Christelschwester auf hochdeutsch — denn die Wirtsfrau stand dabei, und er mußte ihr die herzoglichen Ehren erweisen —: „Durchlauchtigste, was meinst du? Wenn wir uns da drüben über dem See ein Belvedere erbauten?“

Prinzeß Christel wollte was sagen, aber Rand sprang zuvor und sagte: „Dörchläuchten, Sie haben immer recht, 'ne Bellmandür müssen wir haben! Alle hohen Herrschaften haben 'ne Bellmandür und wir allein nicht.“

Dörchläuchten sagte: „Rand hat recht!“

Und so fuhr er nach Neubrandenburg 'rein.

Das neue Palais.

Als Dörchläuchten in diese Perle von seinem Reich hinein- und auf dem Markt angekommen war, rief er aus der goldenen Kutsche heraus: „Rand, Jochen Bähnhas soll halten!“ Und damit stieg er mit seiner Christelschwester aus dem Wagen und Rand vorn 'runter von dem Bock und die drei Lakaien hinten 'runter von dem Tritt; die beiden Läufer, Halsband und Fleischfreter, verpusteten sich.

Dann sagte Dörchläuchten Adolf Friedrich der Vierte: „Dies gefällt uns, und hier wollen wir uns ein Palais bauen.“

Dörchläuchten Christelschwester wollte was sagen, aber Dörchläuchten, der regierende Herr, brach ihr das Wort vor dem Mund ab und sagte: „Dörchläuchten Christel! was wollen Sie mehr? sind Sie unvergnügsam? Sehn Sie, Hochsie“ — denn da standen für den Augenblick allerlei untertänigste Untertanen, die sich freilich nur als kleine Straßenjungen auswiesen, aber Dörchläuchten mußte derowegen doch mit seiner Schwester hochdeutsch reden — „sehn Sie, dort zu Ende des Rathauses wird's gebaut werden!“

Er besah sich das Rathaus von hinten und von vorn, und das Rathaus ließ sich auch besehen, denn es konnte sich allenthalben sehen lassen, indem, daß es in seiner Bauart aussah, als wenn es vor langen Jahren aus einer Weihnachtspuppenschachtel genommen wäre und wäre auf den Markt von der Vorderstadt Neubrandenburg hingestellt, daß Magistrat und Bürgerschaft da ein bißchen mit spielen wollten. Und Prinzeß Christel besah sich das Rathaus und sagte zuletzt: „Dörchläuchten, du baust das Palais mit ein paar Flügeln, und ich ziehe dann in den einen.“

„Das wirst du wohl bleiben lassen, Christelschwester,“ sagte Dörchläuchten und drehte sich um, „nimm dir nichts vör, dann schlägt dir nichts fehl! Ich will

in diesem neuen Palais den alten Weiberkram nicht haben, den ich in Neustrelitz habe. — Rand,“ rief er dann, „geh' mal zu den beiden Burgemeistern, und ihr,“ sagte er zu zwei Lakaien, „ruft mir mal die Ratsherren hierher; ich lasse sie hierher zusammenrufen, Ich, der regierende Herr. — Du bleibst hier,“ sagte er zu dem dritten Lakaien, „wir wollen uns nicht ganz von Dienerschaft entblößen.“ Und somit ging er mit seiner Christelschwester auf und ab und achtete gar nicht darauf, daß seine Schwester die Unterlippe lang hängen ließ, und der Lakai trollte hinterdrein.

Die beiden Burgemeister und die vier Ratsherren kamen, und Dörchläuchten sagte ihnen seine sonderbare Intention, die er hatte, daß er sich hier auf ihrem Markt ein Palais bauen wollte, und nach altem ehrwürdigen Herkommen machten sie einen tiefen Diener. Der erste Burgemeister wollte eben von der hohen Gnade reden, als der jüngste Ratsherr, der noch nicht das Schwarze unter dem Nagel von Takt hatte, vorstellig machte, daß das doch schade wäre, den großen, schönen Markt so zu verbauen, und daß doch auch die Stadtrepräsentanten erst danach, zum wenigsten zum Schein, gefragt werden müßten.

Dann guckte ihn aber Dörchläuchten bloß mit dem einen von seinen fürstlichen Augen stramm ins Gesicht, drehte sich um und flötete eine Melodie, und diese durchlauchtigste Geistesgegenwart schnitt alle weiteren unangenehmen Verhandlungen ab. Der vierte Ratsherr aber ging nach Hause und erzählte das dummerweise seiner Frau. Die nahm zwei von ihren unmündigen Kindern, setzte ihm auf jedes Knie eins, stellte ihm das dritte zwischen seine ratsherrlichen Beine und sich selber groß dahinter und fragte ihn eindringlich, ob er sie und seine ganze Nachkommenschaft unglücklich machen wollte. Er sagte denn auch, das wollte er nicht und das könnte er nicht, und die ganze Opposition in Dörchläuchten seinen Staaten war durch diese resolvierte Frau mundtot gemacht.

Dörchläuchten fuhr aber mit Prinzeß Christel, den beiden Läufern, den drei Lakaien hinten auf der goldenen Kutsche, wieder nach Neustrelitz zurück und hatte das hohe Gefühl in seiner fürstlichen Brust, daß er nur mit dem einen Blick und dem einen Auge die Staatsmaschine in Gang gehalten und eine Staatsaktion ins Werk gesetzt hatte. Dem Tannenwirt seine alte Fuchsstute behielt er aber so lange in seinem Marstall, bis der braune Wallach auf der Beiseite wieder halbwegs gehen konnte.

Wir sahen oben, daß in den mecklenburgischen Landen knappe Zeiten waren, daß Dörchläuchten Adolf Friedrich der Vierte sogar seine Kronjuwelen mußte in Hamburg Gevatter stehen lassen. Davon ist natürlich nur Neubrandenburg ausgenommen, da ging das höllsch hoch her. Dörchläuchten schickte seinen Landbaumeister und ließ das neue Palais bauen, und 's war ein geschickter Mann, denn nur aus den Zapfenden von dem Bauholz und den Ausschußsteinen baute er so nebenher in den Feierabendstunden auch noch die „Bellmandür“ in dem Brodaschen Holz. Es war großer Verdienst in Neubrandenburg, und die zwölf Maurer und die zwölf Zimmergesellen, die dazumal fünf Groschen für den Tag kriegten, gingen 's Abends durch die Straßen, hatten den Hut schief aufgesetzt und sangen: „wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!“ und der damalige Polizeidiener Bendschnider, was der Stammvater von dem ganzen Polizei-Bendschniderschen Geschlecht geworden ist, sagte: „Laß sie, sie bringen Geld unter die Leute.“

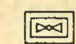
Und als das Jahr um war, da war das Palais halb fertig, und im nächsten Jahr wurde es dreiviertel fertig, und

dann verpusteten wir uns zwei Jahre von der übermenschlichen Anstrengung und den Kosten. In dem Herbst vor dem fünften Jahre stand's fix und fertig da, und die Bauern aus der Umgegend und mancher Penzliner und Stargarder Bürger kam nach Brandenburg und beguckte sich die Sache, und auch dies brachte höllsch viel Geld in die Stadt, so daß Dörchläuchten ein wahrer Wohltäter für die Stadt geworden war. Das erkannten die Brandenburger auch als getreue Untertanen an, und als Dörchläuchten im nächsten Frühjahr, wo alles fertig war, in das Palais einzog, da sammelten sie für ihn sogar zum festlichen Empfang. Dazu gab die Ratskasse die Summe von fünfzig Talern, allerdings in den alten, bekannten Münzgroschen, die dazumal schon keiner recht nehmen wollte, und im ganzen kamen zusammen einhundertundfünf Taler drei Groschen und sieben Pfennige — eigentlich aber sieben Groschen und sieben Pfennige; denn der Ratsherr, der vierte, der gleich zu Anfang gegen den Bau des Palais auf dem Markt Dörchläuchten ins Gesicht zu sprechen sich erdreistet hatte, wollte auch vier Groschen geben, seine Gabe wurde aber zurückgeschoben, weil sie von so 'ner Demokratenseite her möglicherweise Dörchläuchten, wenn er's zu wissen gekriegt haben würde, hätte beleidigen können.

Mit dem Frühjahr und dem ersten Gewitter und den ersten Schwalben zog denn nun auch Dörchläuchten in Neubrandenburg ein. Kleine Mädchen mit weißen Kleidern und Rosenkränzen und Gedichten waren dazumalen noch nicht Mode in Mecklenburg, aber eine andere kleine Art war stark im Gange und sollte ja schon zu des hochseligen Niklot Zeiten, der als der Gründer der mecklenburgischen Herrscherfamilie angesehen wird, in Mode gewesen sein: die Straßenjungen.

Diese kleine Art lief nun mit den beiden Läufern vor Dörchläuchten und Prinzeß Christel ihrer Kutsche vorauf und trabte mit Jochen Bähnhasen seinem spattlahmen Braunen um die Wette und brüllte hinter den drei Lakaien, die an der Kutsche hingen: vivat hoch! Und die Schusterfrauen und Bäckerfrauen, und die Frauen von den Pantoffelmachern banden sich die blaugedruckten Schürzen ab und wehten damit aus dem Fenster heraus riefen: „Willkommen auch, Dörchläuchten!" Und als dann die Wagen mit den Hofstaaten kamen, sagten sie so über die Schulter weg: „Na, die laßt man, das sind bloß die andern."

So hielt denn also Dörchläuchten mit seiner Christelschwester drei Tage vor Himmelfahrt seinen Einzug und zog ganz glücklich und zufrieden in sein Palais, indem der Himmel ganz klar war und Gewitterwolken sich nicht sehen ließen. Prinzeß Christel hatte sich in der Hoffnung auf den einen Flügel des Palais eklich geschnitten: sie mußte zu Kaufmann Buttermann in den Oberstock ziehen.



Allerseits Angst und Not.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Dörchläuchting", 1866.)

Ein angenehmer Morgen.

Eines Morgens, es war gerade Himmelfahrtstag, war Dörchläuchten Adolf Friedrich der Vierte von Mecklenburg-Strelitz ein bißchen zeitiger aufgestanden, als für gewöhnlich, und ging nun in einer roten, seidenen Hose, weißen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit blanken Schnallen vor seinem Palais in Neubrandenburg auf und ab. In der Rechten hielt er einen Rohrstock mit einem demantnen Knopf und hatte sie nach hinten auf seinen

violetten Samtrock gelegt, der dick mit goldenen Tressen besetzt war; hinten im Nakken lag ihm ein breiter Haarbeutel, und auf dem Kopf saß ihm ein kleiner verteufelter Dreimaster, der die schweren Regierungssorgen insoweit verdecken mochte, daß nur rechts und links ein paar Augen verloren herausgucken konnten. Zwei Lakaien gingen acht Schritt der Länge nach hinter ihm, und Kammerdiener Rand stand in der Tür und sah zu, indem er sich augenscheinlich über seinen Herrn freute.

„Gu'n Morgen, Dörchläuchten!" sagte der alte Böttcher Holz, der zur Kirche ging.

„Gu'n Morgen ok!" sagte Dörchläuchten gnädigst wieder.

„Gu'n Morgen ok, Dörchläuchten!" sagte die Schlächterfrau Jurndt, die gerade ein paar Karbonadenstücke zu Herrn Hofrat Altmann seinem Hause tragen wollte, denn der Herr Hofrat aß immer gern ein bißchen was Apartes, und Karbonaden waren damals für die Neubrandenburger noch ganz was Apartes. „Gu'n Morgen auch, Dörchläuchten! na, auch wieder ein bißchen hier? Ja, es ist hier aber auch gar zu schön bei uns, und 's Wetter ist auch so schön, und dann haben wir auch gerade so'n schönes Hammelfleisch, und —"

„Gu'n Morgen auch!" sagte Dörchläuchting und ging gnädigst weiter.

„Gu'n Morgen, Dörchläuchten!" pustete die Bäckerfrau Schulten heran, die vollkommen so aussah in ihrem grünen breiten Rock und braunseidenen Tuch und ihrer weißen Sonntagskappe, als wenn sie aus drei doppelten Strängen zusammengedrillt wäre. Und das war sie auch, denn erstens war sie Dörchläuchten seine Nachbarin gerade gegenüber seinem Palais, zweitens war sie Dörchläuchten seine Lieferanten von Stuten, wie ein feines Gebäck zum Morgenkaffee landesüblich genannt wird, und drittens war sie dem gnädigsten Herrn seine Mitkollegin im Regieren; denn was Dörläuchten für das ganze Land, das war sie für ihr ganzes Haus, und ihre Untertanen sagten, daß sie noch ein gut Teil forscher regierte als Dörchläuchten.

Als nun diese beiden Regierer auf dem Markt zusammentrafen, war das für alle Neubrandenburger, die zufällig aus dem Fenster sahen, höllsch feierlich anzusehen, wie sie sich die gegenseitigen Ehren erwiesen, indem jeder etwas von seiner eigenen Würde nachgab, um den andern zu Ehren zu bringen. Die regierende Bäkkerfrau fing schon weit von Dörchläuchten an, die Honneurs zu machen, indem daß sie da einen kleinen Knicks machte, wie sie sonst wohl für einen guten Kunden im Vorrat hatte. Darauf rückte sie etwas vor, die Hände in der Seite und machte einen Knicks, wie er sich etwa für den ersten Burgemeister paßte; dann ging sie noch näher, faltete die Hände über dem Magen und duckte, wegen ihrer Körperfülle, vor Dörchläuchten in einen runden Hümpel zusammen und sagte, als sie sich wieder in die Höhe richtete und zu Atem gekommen war: „Gu'n Morgen, Dörchläuchten!"

Der regierende Herr machte seiner regierenden Mitkollegin eine kleine Wendung halb links zu, legte seine linke Hand an den Degengriff, erhob die rechte zu dem Dreimaster und fragte: „Gu'n Morgen auch, Schultsch! Was will Sie?"

Schultsch wollte nun viel: erstens wollte sie an diesem gesegneten Himmelfahrtstage in den Augen von den Umwohnern des Neubrandenburger Marktes so hoch steigen wie möglich, und zweitens wollte sie — Geld. Dörchläuchten hatte nämlich seit dem Sommer vom verflossenen Jahr für sich und seine Armee von Lakaien und Hofbedienten den ganzen Unterhalt auf Rechnung entnommen und versprochen, künftiges Jahr zu bezahlen, vom Ratskellermeister Kunst den Wein, vom Schlächter Christlieb das Fleisch, von

Bäcker Schulten Brot und Stuten. Und Schultsch, die regierende Bäckerfrau, hatte sich nun vorgenommen, die Angelegenheit heute auf diplomatischem Wege in Richtigkeit zu bringen. Und ganz diplomatisch ging sie zu Werke.

Eine Unterredung zwischen zwei Regenten.

Als Dörchläuchten der runden Bäckerfrau die Frage: Was will Sie? so ganz unvorbereitet ins Gesicht warf, ging sie nicht gerade darauf ein, sondern holte weit aus, indem sie anfing, mit Dörchläuchten auf und ab zu gehen und sich um den hohen Herrn seinen Rücken herumzuwälzen, damit sie ihm die ehrfurchtsvolle rechte Seite überließe. Dabei sagte sie: „Je, Dörchläuchten, das sagen Sie wohl. Sehn Sie, ich bin auf Fastnacht nun schon dreiundsechzig geworden, und was mein Krischan ist — Sie kennen 'n ja, er war das, der dazumalen, als die Bürgerschaft Sie wegen des neuen Palais zu Pferde von dem Tannenkrug abholte, das Malheur hatte, daß ihm der Steigbügel riß und er vom Pferde fiel, wobei Sie noch die hohe Gnade hatten zu sagen, der Schweinigel wäre wohl besoffen; was er aber nicht war, denn — Schnaps? — nicht rühr' an! aber Bier, ja, das trinkt er — wir haben aber auch schönes Bier, doppelt und einfach, was die schlechten Menschen aus Schabernack Lütjedünn nennen. Nun frage ich Sie, Dörchläuchten, ist das Lütjedünn, wovon sechs Buddeln 'n Kerl umwerfen?"

Hier war Schultsch ihr Atem zu Ende und Dörchläuchten sein Palais. Er drehte also um und sagte, daß er solch' Bier selbst nicht für Lütjedünn estimieren könnte. Schultsch machte wieder eine Wendung hinter ihm herum und sagte: „Das sag' ich, Dörchläuchten, und der Konrektor trinkt auch immer davon, das heißt alltags, an Festtagen trinkt er Doppelbier. Aber was ich sagen wollte — mit Krischanen — ich sage, Dörchläuchten, er ißt zu unmäßig und dann so fett! Sehn Sie, da kam ich neulich drüber zu, da hatte er sich ein Stück Lederkäse abgeschnitten rund um den Käse herum und hatte sich da Butter aufgeschmiert, und das aß er ohne Brot. Das hat er nur von dem Kerl, dem Zirzowschen Holländer gelernt, und darin ist er gerade wie ein Kind. Nein, sag ich, Krischan, Kindermaß und Kälbermaß müssen alle Leute kennen. Sieh, sag' ich, sieh' mich an, ich habe Gott sei Dank auch 'nen guten Appetit, und es hilft mir ja auch; aber du übertreibst das, du gehst ja auf wie 'n Weizenteig, und der Herr Konrektor sagt das auch, denn er kommt manchmal bei uns vor und setzt sich zu Krischanen auf die Bank, indem daß er Krischanen gern leiden mag. Und dann setzt er sich immer auf Krischanen seine freundliche Seite, denn Sie wissen ja, Dörchläuchten, Krischanen hat vor einem Jahre der Schlag gerührt, und auf der einen Seite tränt ihm das Auge, und er sieht von der Seite aus, als wenn er laut weinte, was aber nicht is; denn er ist immer lustig, und darum setzt sich der Herr Konrektor immer auf seine lächerliche Seite, und Krischan erzählt dann allerlei Spaß, denn er is höllschen putzig im Erzählen."

Hier waren die Puste und 's Palais wieder zu Ende, und Schultsch machte wieder ihren Umschwung.

„Was macht denn der Konrektor?" fragte Dörchläuchten.

„Oh, ich danke vielmal," sagte Schultsch. „Das geht ja mit ihm noch immer so lala, er ist ja auch noch in seinen besten Jahren, und die Leute sagen ja, er will wieder heiraten."

„Was?" fuhr Dörchläuchten auf, denn es schoß ihm mit einemmal durch den

Kopf, daß er für das Wohl seiner Untertanen aufkommen müßte, und da ihm heiraten eine fürchterliche Sache war, weil er einen ausgesprochenen Graul vor allen Frauensleuten hatte, und da er ferner, wie wir noch sehen werden, den Konrektor und Kantor Apinus gar nicht entbehren konnte und er in seiner Umgebung verheiratete Personen nicht ausstehen konnte, so war seine Desparation wohl begreiflich. „Was will er? Freien will er?" wiederholte er noch einmal und stampfte mit dem Stock heftig auf den Boden.

„Herr Gott, Dörchläuchten," rief Schultsch förmlich erschrocken, „ist denn das so was Gefährliches, wenn Leute sich freien? Wir Brandenburger freien alle, wenn wir können, und Magistrat und Bürgerschaft . . ."

„Dummer Schnack!" rief Dörchläuchten, „welche Person will er heiraten? Wir wollen das wissen," und dabei sah er Schultsch durch all' ihre Dickigkeit bis in das Gewissen hinein, denn gucken konnte er höllsch.

Schultsch fühlte denn auch den forschen Blick von seinen Augen und fühlte, daß ein gewaltiger Herr ihre Nieren prüfte. Ausflüchte waren nicht zu machen, und sie stotterte daher: „Je, Dörchläuchten, die Leute sagen ja, das soll die Soltmannen sein, die mal Kammerjungfer bei der hochgnädigen Prinzeß Christel gewesen ist; ich sage nur, was die Leute sagen, aber ich . . ."

„Das sind Kabalen," rief Dörchläuchten heftig, „da steckt meine liebe Christelschwester hinter. Aber ich will kein verfreites Volk um mich herum haben, und der Konrektor, der Gott sei Dank Witwer ist, soll nicht heiraten, denn ich kann ihn nicht missen. Das sind Weiberkabalen."

„Hm," dachte Schultsch, „wenn er so dabei bleibt mit Toben, dann kriegst du kein Geld, du mußt ihn wieder ein bißchen besänftigen. — Dörchläuchten," sagte sie laut, „das mögen Kannebalen sein oder nicht, aber was die Leute sagen, das ist nicht; die nimmt er nicht, und ich habe schon immer zu Krischanen gesagt, du sollst sehen, wenn er eine nimmt, so nimmt er Dürten Holzen."

„Wer ist das nun wieder?" fragte Dörchläuchten bissig.

„Ja, Dörchläuchten," sagte Schultsch zutraulich zu dem hohen Herrn, „kennen Sie Dürten Holzen nicht? Das ist ja dem Herrn Konrektor seine Wirtschafterin" — der gnädigste Herr stand bei der Nachricht von dieser Mesalliance ganz starr, Schultsch hielt dies in ihrem Unverstand für pure Sanftmut und redete weiter — „und sie ist ja schon fünf Jahre bei ihm und ist eine ordentliche und fleißige und ansehnliche Frauensperson, und dabei ist ja auch weiter nichts zu sagen. Und ich bin ja auch Wirtschafterin gewesen, als Krischan mich freite — na, damals ließ mir das auch noch ein bißchen besser, als zustund — und sie ist ja die Schwester von Stining Holzen, die Ihren Läufer Halsband heiraten will, und als Hofrat Altmann gestern bei uns sagte, Sie litten das nicht, Dörchläuchten, da brummte Krischan was in den Bart und machte die Tür von der Stubenuhr auf und saß fünf Glockenstunden vor der Tür und schrieb auf dies Papier die Rechnung ab, die von vergangenem Jahr da noch von Ihnen drin steht. Und hier . . ."

Damit wollte sie ihm in vollem Vertrauen die Rechnung in die Hand stecken — aber wie prallte sie zurück! Denn Dörchläuchten bebte vor Wut am ganzen Leibe: „Impertinentes Frauensmensch!" rief er und stieß ihr die Rechnung aus der Hand. „Rand!" rief er dann, „wo ist der Esel?" Wenn er diesen Titel brauchte, dann wußte Rand immer, daß Holland in Not war und er verlangt würde. Er stürzte sich also ohne Besinnen in den diplomatischen Streit und zum vermitteln war er,

als wenn er eigens dazu angestellt wäre, denn wenn Dörchläuchten auch sein Herr war, so war die Schultsch wegen ihres Doppelbieres seine liebste Freundin.

„Mein Gott doch, Dörchläuchten,“ sagte er, „was ereifern Sie sich? wie können Sie sich über Schultschen ärgern? Mein Gott doch, Frau Schulten, so lassen Sie doch die Arme aus der Seite! Paßt sich das? Da muß sich ja Dörchläuchten drüber ärgern!“ Denn Schultsch hatte in ihrer gerechten Sache die Arme in die Seiten gestemmt. Die beiden Lakaien waren auch hinzugesprungen, und Dörchläuchten winkte bloß mit der Hand, und die Lakaien verstanden das auch gleich und trieben Schultsch weg, und Dörchläuchten winkte nochmal, und sie schoben die Schultsch über den Markt 'rüber.

„Rand!“ rief Dörchläuchten, als die Luft so ziemlich rein war, und holte tief Atem: „Der Konrektor will heiraten! Halsband will heiraten!“ hier lachte er hell auf; — „das Bäckerweib gibt mir eine Rechnung!“ hier ballte er die Faust hinter der Schultsch her, über den ganzen Markt 'rüber; „was? bin ich noch regierender Herr?“

Nun hätte Rand den gnädigsten Herrn gewiß wieder in ruhige Verfassung gebracht, wenn der Teufel diesen Morgen nicht sein Spiel mit dem Herrn Kammerpächter Hans Wendland zu Broda gehabt hätte.

Das ging aber folgendermaßen zu.

Wie der Läufer einen fangen will und wird selbst gefangen.

An demselben Himmelfahrtsmorgen standen drei Leute vor dem alten Böttcher Holz seiner Tür. Das eine war Holzens Tochter Stining, das andere deren ältere Schwester Dürten, die seit fünf Jahren Wirtschafterin bei dem Konrektor Aginus war, und das dritte war Dörchläuchtens Läufer Halsband.

„Nein, heute kann ich nicht kommen,“ hören wir den jungen Mann sagen, „da ist noch viel zu besorgen bei uns, und dann muß ich mich heute morgen auch noch ein bißchen im Laufen üben.“

„Was, können Sie das noch nicht?“ fragte Dürten scharf. „Mir däucht, nachgerade könnten Sie das alte Rennen doch wohl unterwegs lassen.“

„Dürten, das kennen Se nich,“ entgegnete Halsband. „Sehn Se, Fleischfresser läuft beinahe schon so fix wie ich, und er hat sich der Sache in der letzten Zeit höllsch angenommen. Ne, so lange ich den sackermentschen Posten versehen soll, will ich auch der oberste darin sein. Den Winter über sitzt einer sich steif, und im Frühjahr ist das zu naß. Nun ist es trocken, da muß einer die Beine geschmeidig machen.“

„Wilhelm, ich meine,“ fiel hier Stining ein, „du wolltest dies ganze Geschäft aufgeben.“

„Das will ich auch, Stining, aber ich muß die Zeit abpassen, daß ich mit Dörchläuchten im guten oder im bösen auseinander komme. Morgen komme ich wieder in Vatern seine Werkstatt.“

„Mir dauert das viel zu lange,“ sagte Dürten, „warum laufen Sie nicht über die preußische Grenze? Laufen können Sie ja doch.“

„So! das kann ich wohl. Wo bleibt aber Stining und Vater?“

„Ich —“ wollte Stining einstimmen.

„Du bleibst hier,“ fiel aber Dürten hastig ein, „wie, du und Vater werden doch nicht auch das Laufen kriegen? Nein!“ rief sie und wollte noch einen rechten Trumpf draufsetzen, wurde aber unterbrochen:

„Es wird hierdurch bekannt gemacht,“ ertönte die Stimme des städtischen Ausrufers Stamer, „daß die den das in den Kopf habenden Sohn des Schustermeisters

Grabow betreffenden, richtigen Nachweise über seinen augenblicklichen Aufenthalt liefert oder den Kranken selbst einfängt, erhält von dem das diesmal ein für allemal auslobenden Vater fünf Taler Belohnung.“

„Gott bewahr' uns, Stamer,“ rief Dürten den Ausrufer an, und da alle Fenster in der Nachbarschaft geöffnet waren und heraus guckten ebenso viele Weiberköpfe mit Nachtmützen und ohne Nachtmützen, rief es von allen Seiten: „Gott bewahr' uns, Stamer! was ist das? wer soll so was denken? Schuster Grabow'n sein Sohn! Wohin ist er gelaufen?“

„Gevatterin, bist nicht klug, so was zu fragen! Das wissen sie ja eben nicht!“

„Ne,“ sagte Stamer, „das wissen se nich, und wir vom Magistrat wissen's auch nich; aber vor dem Treptowschen Tor sagten sie, wenn er das gewesen wäre, den sie da gesehen hätten, dann wäre er nach Broda zu gegangen. Na gu'n Morgen, ich muß weiter.“

„Das habe ich mir wohl gedacht,“ sagte Schüster Knirken seine Frau, „daß er nach Broda zu gegangen ist.“

„Ja, nach Broda ist er,“ sagte eine Tagelöhnerfrau, „Jochen Mahnk, als er die Gänse gestohlen hatte, der lief da auch in das Brodasche Holz.“

„Ja, nach Broda ist er, wo sollte er sonst auch hin sein?“ riefen sie alle zusammen, „wo sollte er sonst auch hin sein?“ und Dürten winkte Stining und Halsbanden auf ihres Vaters Hausflur hinein.

„Wer ist nach Broda?“ fragte ein dikker, unverschämt klug aussehender Mann, der aussah, als hätte er's faustdick hinter den Ohren, und der auf 'ner bunten Stute die Straße entlang gekommen war.

„I Herr Wendhals,“ fingen denn nun die Weiber an zu erzählen, „wissen Sie denn nicht? Und nach Broda ist er, und hat sich in den Kopf gesetzt, er wäre einer von Dörchläuchten seinen Hofbedienten, und die Prinzeß Christel wollte ihn heiraten.“

Und Hans Wendhals, der damals Dörchläuchten sein Kammerpächter auf dem Brodaschen Amt war, ritt langsam die Straße nieder und überlegte sich die Sache und kam zu dem Schluß, wenn ihm noch am Morgen so fünf Taler in den Schoß fielen, so wäre das eine schöne Sache.

Dürten machte auf dem Hausflur auch einen Anschlag auf die fünf Taler und sagte: „Halsband, Sie können laufen, und Sie wollten doch auch heute morgen laufen; wie wäre es, wenn Sie den unglücklichen jungen Menschen so wiedergriffen?“

„I Gott, Dürten, wo soll ich den gerade finden?“ entgegnete der Läufer, „denn von Broda, das ist doch nur ein Altweiberschnack.“

„Ihnen ist's doch ganz egal, wo sie laufen,“ sagte Dürten, „und einer kann das vorher doch nicht gerade wissen. Sie können ja ebensogut wohl Glück haben.“

„I ja,“ meinte Halsband, „wenn ich kein Glück habe, so habe ich's doch nötig, mir ist's ganz egal; aber um die fünf Taler tu' ich's nicht; wenn ich's tue, so tu' ich's um den armen Menschen. Na, adjö auch!“

Als Halsband aus dem Treptowschen Tor kam, nahm er seinen Hut ab und zog seine Livree aus und ließ beides, um sich leichter zu machen, in dem Torschreiber seiner Stube. Dann trabte er zwischen den Gärten durch auf das Brodasche Amt zu. Des Festtags wegen war kein Mensch in den Gärten, bei dem er sich hätte befragen können, er lief also ohne Aufenthalt fort und kam immer toller in den Schwung. Eine Mühe war ihm das Laufen nicht, er war's gewohnt, die Luft brach bei ihm durch, und als er an Hans Wendhalsen seinen Acker kam, lief er den Schlag hinauf und wieder zurück und immer wie-

der hinauf und zurück und dachte gar nicht mehr an die fünf Taler.

Da kam nun Hans Wendhals, der Kammerpächter, langsam dahergeritten, und als er den Menschen da auf seinem Acker hin und her laufen sah, ging ihm ein Licht auf: ja, das ist der weggelaufene verrückte Schustersohn! Er strampelte nun mit Armen und Beinen auf der alten Stute herum, daß er sie zu schnellerem Gang brächte, denn er wollte Mannschaften holen. Er jagte auf seinen Hof, rief Knechte und Tagelöhner, und weil er ein gewaltig kluger Mann war, auch überhaupt keine alte Bangbüxe, und viel Geistesgegenwart besaß, stellte er seine Leute höllsch praktisch an: „Ihr sieben schleicht euch den Rüstergraben entlang, und wir andern acht schleichen uns hinter der Anhöhe herum, und wenn wir ihn dann in der Mitte haben und ich Hurra rufe, dann von allen Seiten drauf los! Haben müssen wir ihn!"

Es geschah nun auch alles gerade, wie Herr Hans Wendhals es gesagt hatte. „Hurra!" — Halsband stand still. — „Faßt ihn! Festhalten!" — und sie hatten ihn und hielten ihn fest. Hans Wendhals faßte in die Tasche und holte ein Sackband heraus, und nun sollte Halsband gebunden werden.

„Herrgott, so lassen Sie mich doch! Was ist los? was soll ich? ich bin ja der Läufer Halsband, Dörchläuchten sein Läufer!"

„Ja, es ist alles schon richtig, mein Sohn, und die Prinzeß Christel will dich heiraten. So, nun bindet ihm nur die Hände auf den Rücken."

„Herr," sagte Hans Wendhals sein Vogt, der beinahe ebenso klug war wie Hans selbst, „verrückt ist er; wenn er seinen Verstand hätte, dann liefe er hier nicht im bloßen Kopf und ohne Rock am Himmelfahrtsmorgen auf unserem Acker herum."

„Schafskopp!" rief der Läufer, und schwapp! hatte der kluge Vogt einen am Schädel, und Klughans hätte wohl den zweiten bekommen, aber die Übermacht war zu groß, Halsband wurde gebunden, und die ganze Gesellschaft gab ihm nun das Geleit nach Neubrandenburg hinein.

Als Halsband durch die Stadt geführt wurde, war alles in der Kirche, und nur die kleinen sünden- und gottlosen Straßenjungen nahmen sich seiner an, aber vom verkehrten Ende; sie schrieen hinter dem armen Läufer her: „Ho, guckt! ho! sie haben Halsbandten gegriffen! Halsband hat gestohlen!" und gaben ihm das Geleit bis zum Rathaus, denn da mußte ja Klughans seinen Fang abliefern wegen der Wichtigkeit und Richtigkeit.

Aber zwei Personen hatte Hans nicht in seine fünf Talerrechnung mit eingerechnet, die in dieser Sache ein deutliches Wort mit hineinzureden hatten und auch mit einreden wollten: Dürten Holz und Dörchläuchten.

Klughans und der regierende Herr.

Dürten machte gerade rein in ihres Herrn Stube, während er in der Kirche war. Die Fenster standen offen, und als Halsband auf den Markt gebracht wurde, hörte sie in der Stube den Lärm der kleinen Straßenjungen. Sie schaute heraus, und obwohl sie nicht neugierig war, mochte sie doch gern alles wissen, sah aber nichts als einen Haufen Leute.

„Was ist da los, Krischäning?" fragte sie einen vorüberlaufenden kleinen Straßenjungen.

„Sie haben Halsbandten die Arme auf den Puckel gebunden! Halsband hat gestohlen!" rief der Junge.

„Mein Gott, was ist das?" stöhnte Dürten auf, „was ist das?" und stürzte



Dörchläuchting und Schultsch.

auf die Straße heraus, denn sie war ein kurzresolviertes Mädchen.

Gerade zu derselben Zeit war Dörchläuchten durch die Bäckerfrau in so großen Zorn gebracht worden, und gerade, als er mit der Faust hinter ihr herdrohte, wie sie von den Lakaien über den Markt geschoben wurde, sah er die Brodaschen Tagelöhner mit all den vielen kleinen Neubrandenburger Straßenjungen auf den Markt und auf sich zukommen. Als vorsichtiger und verständiger Regent dachte er sogleich an Aufruhr. Rand war zuerst auch der Meinung, daß sich ein kleiner Aufruhr aufwerfen könnte, aber als er sah, daß seine Freundin, die Schultsch, sich jetzt auch da mit hineinmengte, sagte er: „Dörchläuchten, 's is nichts; wie wird sich eine Neubrandenburger Bürgerfrau mit einem Straßenspektakel bemengen.“ Und als sich nun die beiden Lakaien auch hineindrängten und ein bißchen Platz schafften, rief Rand erstaunt: „Na, so was kriecht nicht auf dem obersten Boden herum! Dörchläuchten, das ist ja unser Halsband! Und das ist ja unser Brodascher Kammerpächter! Dörchläuchten, sie bringen Halsbandten gebunden.“

„Halsbandten?“ rief Dörchläuchten, „na warte, den will ich — —“

„Nein, Dörchläuchten,“ unterbrach Rand schnell, „das geht nicht. In Gegenwart von allen Leuten? Wie? Sie ruinieren ja den tiefen Respekt vor Ihren Hofchargen! Er geht so schon nachgerade flöten.“

Dies sah Dörchläuchten ein. Er faßte sich also und ging in ruhigem, fürstlichem Schritt, nicht in Zorn, nur aus Neugierde auf den Menschenhaufen los.

Klughans Wendhals hatte schon in der Treptowschen Straße so 'n düsteres Vorgefühl, daß, wenn sein Gefangener wirklich Halsband wäre, wie die kleinen Straßenjungen riefen, er unmöglich Grabow sein könne, und daß ihn die Leute wegen dieses Stückes wohl Dummhans nennen könnten. Und als nun die Bäcker Schulten ihn auch Halsband geheißen und die Lakaien ihn als Kollegen begrüßten, da wurde es ihm immer deutlicher, daß er Anwartschaft auf den Titel Dummhans hatte. Das Herz fiel ihm in die Hösen, und er drückte sich hinter den einen Rathauspfeiler. Sein Statthalter kroch hinter den andern, und als die Tagelöhner sich ohne alle Führung und Dörchläuchten in seinem fürstlichen Glanz auf sich losstrahlen sahen, stieben sie wie graue Regenwolken vor der aufgehenden Sonne auseinander, die Straßenjungen folgten als Nebelwolken, und Dörchläuchten stand mit Randten und den beiden Lakaien vor dem Arrestanten. Schultsch hatte sich auch etwas zurückgezogen.

„Welcher Halunke hat meinen Läufer arretiert?“ rief Dörchläuchten, der wieder in hellen Zorn kam, als er Halsbandten gebunden sah, und das war ihm nicht zu verdenken, denn in seinem Läufer war seine fürstliche Ehre schwer angegriffen. Durch sein bloßes Auftreten hatte Dörchläuchten den ganzen Aufruhr gedämpft, und durch diese paar Worte schlug er Hansen und dessen Statthalter in die Flucht; denn als Dummhans diese Worte hörte, flitschte er hinter dem Rathauspfeiler heraus und rannte quer über den Markt nach der goldenen Kugel und suchte sich da einen heimlichen Winkel, und sein Statthalter folgte ihm.

„Wer hat dich gebunden? was hast du verbrochen? wo hast du deine Livree? wo hast du deinen Hut?“ prustete der hohe Herr dem Läufer entgegen. „Rede, Kerl, wie kannst du dich unterstehen, mir in Hemdsärmeln vor die Augen zu kommen?“

Da müßte Dörchläuchten die andern Menschen nach fragen, die ihn mit Gewalt hierhergeführt hätten, war Halsbandten seine Antwort. Das war denn doch zu

toll. Wie, so'n Kerl wie'n Läufer, will dem regierenden Herrn Vorschriften machen, was er tun soll? Dörchläuchten zitterte denn auch vor Wut und schrie: „Ich jag' dich weg, Halunke, ich jag' dich weg!" Und so schrecklich war dieser fürstliche Zorn anzusehen und anzuhören, daß die Lakaien und selbst Rand, der sonst viel Courage vor Dörchläuchten hatte, erschrocken zurücktraten.

Halsband aber sah Dörchläuchten dreist in die Augen und sagte mit ruhiger Bestimmtheit: „So! Dörchläuchten haben das eben gesagt, und ich nehme die Entlassung an. Läufer kann ich sowieso nicht länger bleiben, denn der Schimpf, der mir angetan ist, könnte auf die andern Hofbedienten fallen."

„Schurke du! nun sollst du gerade nicht weg!" schrie Dörchläuchten und wollte eben diese Worte mit seinem Rohrstock auf Halsbands Rücken unterschreiben, als sein forscher Drang zum Regieren plötzlich ganz aus der Richte kam: Dürten Holz schob sich mit ihrer kräftigen Person zwischen den Zorn des hohen Herrn und Halsbanden seinen Trotz.

„Wie?" rief sie, „das wäre ja doch schnurrig! Welcher anständige Kerl schlägt auf einen Menschen los, dem die Hände auf dem Rücken zusammengebunden sind?" Und dabei fing sie an, in aller Gemächlichkeit das Sackband loszubinden, das Dummhans dem Läufer um den Arm geschlungen hatte.

Als Dörchläuchten Dürten und ihre Anstalten sah, kam ihm sein altes Grauen vor den Frauensleuten an. Sein Stock sank nieder, er ging drei Schritt zurück, streckte die Hände vor und stotterte: „Rand, Rand, was ist dies? was ist dies?"

„'s ist Dürten Holzen, gnädigster Herr," sagte Rand und stützte Dörchläuchten von hinten unter den Arm, „die Schwester von Halsbandten seiner Braut."

„Braut? Braut? Der Kerl will freien? Warte, da will ich dir helfen. Der Kerl soll gleich in ein düsteres Loch geschmissen werden."

Halsband wollte was sagen, aber Dürten schnitt ihm das Wort ab: „Dörchläuchten," begann sie und stand aufrecht, ohne Furcht und ohne Tadel vor dem hohen Herrn, „Sie sind unser Herr, und als solchen müssen wir Sie auch estimieren. Aber warum soll Halsband eingesteckt werden? was hat er verbrochen? warum wollen Sie den jungen Menschen unglücklich machen? warum wollen Sie das unschuldige Herz meiner Schwester brechen und die weißen Haare meines alten Vaters mit Schande bedecken?"

„Sie soll auch in ein abscheuliches .." Loch geworfen werden, wollte Dörchläuchten befehlen, aber die Stimme schnappte plötzlich ab, denn er sah nun auch die Bäcker Schultsch mit der Rechnung in der Hand bei Dürten stehen, und ihm flirrte es von den Augen, als wenn alle Frauensleute von Neubrandenburg auf dem Markte hin und her tanzten, und alle seine unbezahlten Rechnungen tanzten mit, und Glocken klangen ihm in die Ohren, als wenn das die Brautglocken wären für alle Frauensleute, und Rand mußte zuspringen, und mit Hilfe der beiden Lakaien wurde Dörchläuchten in sein Palais zurückgebracht.

Soweit war denn nun alles in Richtigkeit, und auf dem Markt waren nun keine Mannschaften da, die Halsbandten und Dürten in das düstere Loch werfen konnten. Dürten sagte daher ganz richtig, das beste wäre, sie gingen nach Haus; „und Sie, Halsband, täten am besten, sich Ihre Montierung zu holen, oder wollen Sie hier zum Spektakel für alle Leute, wenn sie aus der Kirche kommen, am Himmelfahrtsmorgen in Hemdsärmeln herumlaufen? Mir däucht, Sie sind diesen Morgen schon genug zum Spektakel

geworden. Lieber Gott, was wird mein armes Stining sagen!"

„Ja, Dürten," sagte die Bäckerfrau, „das beste ist das auch; aber was ich tue, das weiß ich. Impertinentes Frauensmensch! hat er gesagt. Na warte! und wenn Rand, der alte, lauernde Hund wieder kommt und will mit Krischan Doppelbier trinken, dann sage ich: Essig!"

Dieses christliche Vornehmen von der runden Bäckerfrau konnte aber dem armen Läufer nicht helfen. Wenn auch im Augenblick keiner da war, der ihn in ein düsteres Loch stecken konnte, so hatte Dörchläuchten das doch einmal befohlen, und ein fürstlich Wort darf nicht gedreht und gedeutelt werden.

Noch an demselben Himmelfahrtstage kam der Kammerdiener Rand und kündigte dem Läufer an, daß Dörchläuchten, der regierende Herr, sein Urteil gesprochen habe, und daß es laute: acht Tage sitzen, jeden zweiten Tag bei Wasser und Brot, „damit du leichter wirst und noch besser laufen kannst," fügte Rand höhnisch hinzu.

„Was?" rief Dürten empört, „für anderer Leute Dummheiten soll der junge Mensch ins Gefängnis?"

Rand zuckte die Achseln und sagte: „Das nicht, Jungfer, sondern, weil er auf offenem Markt gegen Dörchläuchten ein freches Mundwerk gehabt hat."

Was half da alles? Dörchläuchten hatte einmal gesprochen, und dabei mußte es nun auch bleiben.

Dennoch sollte nichts daraus werden und zwar hatte das Halsband der Dürten Holzen zu verdanken. Wie das zuging, werden wir in der folgenden Geschichte hören.

Das Gewitter.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Dörchläuchting", 1866.)

Drohende Anzeichen.

Dörchläuchten Adolf Friedrich der Vierte von Mecklenburg-Strelitz war zwar durchdrungen von seiner hohen Stellung als gebietender Herr, trotz alledem aber doch auch ein gutmütiger Herr, dem man nicht nachsagen konnte, daß er jemand mit Überlegung unrecht tat. Wenn dies denn doch ab und zu einmal geschah, so war sicherlich die Bosheit oder auch die Dummheit anderer Menschen daran schuld, wie wir soeben in der vorstehenden Geschichte erzählt haben, wo sein Läufer Halsband infolge der Dummheit des Kammerpächters Hans Wendhals acht Tage sitzen sollte.

Ja, Dörchläuchten war ein gutmütiger, aber auch ein schwacher, man könnte fast sagen, ein unglücklicher Herr, insofern, als er, wie wir ebenfalls schon gesehen haben, an drei „Grugels" und drei „Furchten" litt, die ihm keine Ruhe ließen. Er hatte einen Grugel vor der Arbeit, vor Spuken und vor allen Frauensleuten, sowie eine Furcht vor dem Gewitter, vor dem Tod und davor, daß ihm mal seine Krone abhanden kommen könnte. Wer diese Dinge klug oder schlau zu benutzen verstand, der hatte bei Dörchläuchten gewonnenes Spiel. An dem gesegneten Himmelfahrtstage hatte ihn sein Grugel vor den Frauensleuten, die in der Gestalt von Dürten Holz und der Bäckerfrau so drohend vor ihm standen, beinahe umgeworfen, und am nächsten Tage sollte ihn seine entsetzliche Furcht vor dem Gewitter fast zu Tode peinigen.

Diese Furcht vor dem Gewitter war es, die dem verurteilten Läufer Hals-

band Rettung bringen sollte, und Dürten Holz, die Wirtschafterin des Konrektors, war es, in deren Kopf der Plan aufstieg, dadurch den Läufer und ihre Schwester Stining, die ja Brautleute waren, zu retten.

Halsband hatte sich schon lange bei dem Böttcher Holz, Dürtens und Stinings Vater, in dessen Handwerk fleißig geübt, denn es war seine Absicht, um Stining heiraten zu können, seinen Läuferposten aufzugeben und in die Böttcherzunft einzutreten. Dieser Eintritt aber wäre ihm verschlossen gewesen, wenn der Makel an ihm haftete, daß er hatte sitzen müssen. Das also war es, was Dürten von ihm abwenden wollte, und dazu sollte ihr Dörchläuchtens entsetzliche Furcht vor dem Gewitter oder vielmehr ihr gutmütiger Herr, der Konrektor Äpinus, helfen.

Was hatte denn der Konrektor damit zu tun? Sehr viel, wie wir sehen werden.

Wenn nämlich ein Gewitter drohte, so mußte der Konrektor mit seinen physikalischen Instrumenten kommen, und in Dörchläuchtens Privatkabinett allerhand elektrische Experimente machen, damit sich der hohe Herr die Sache als ganz natürlich vorstellen könnte und seine entsetzliche Furcht schwinden möchte. Der Konrektor ging dann mit seinem Pech- und Harzkasten unter dem Arm und dem Fuchsschwanz in der Hand, über den Markt; der Lakai, der ihn gerufen hatte, folgte ihm mit ein paar Buddeln, und Dürten trug das übrige notwendige Geschirr in einem Korbe hinterdrein.

Von allen den Dingen, die nun der Konrektor in Dörchläuchtens Allerheiligstem vorführte, begriff der hohe Herr aber auch gar nichts, und in seiner Eigenschaft als regierender Herr befahl er daher dem Konrektor: er sollte dafür sorgen, daß kein Gewitter mehr aufkäme. Als der Konrektor sagte, das könnte er nicht, so sollte er Dörchläuchtens Person wenigstens schützen. Da war das einzige, was der gelehrte Mann raten konnte, das Palais mit Blitzableitern versehen zu lassen. Das geschah denn auch, und Dörchläuchten fühlte sich ruhiger, aber das hielt nur eine Zeitlang vor, die Bedenklichkeiten stiegen nach und nach wieder hoch empor, und immer mußte der Konrektor wieder geholt werden.

Mit den Gedanken, wie er seine Person gegen den Blitz schützen könnte, trug sich Dörchläuchten ununterbrochen umher, und den letzten Winter in Neustrelitz war er zum Schluß gekommen, denn er hatte was erfunden und nach Neubrandenburg mitgebracht, und wollte den Konrektor bei erster Gelegenheit damit überraschen.

Dies sollte Dörchläuchten denn auch gleich am Tage nach Himmelfahrt gelingen.

Schon am Morgen dieses Tages begann der Ärger, denn als der Kaffee von Rand auf den Tisch gestellt wurde, war der übliche Zwieback nicht dabei. Die Bäcker Schultsch wollte nicht länger borgen, sagte Rand, verschwieg aber wohlweislich, daß Schultsch gesagt hatte: „Zwieback? Ja, Kuchen! Backt euch selber welchen, ein impertinentes Frauensmensch hat für euch keinen Zwieback.“

Man kann sich Dörchläuchtens Ingrimm vorstellen, aber da war nichts zu machen, er mußte sich ohne Zwieback behelfen. Das war jedoch noch das wenigste, denn diese kleine Sorge trat in den Hintergrund gegen eine bei weitem größere: es war nämlich schon am Morgen entsetzlich schwül, und mit Recht war ein Gewitter zu befürchten.

Auch Konrektor Äpinus hatte, noch ehe er in seine Schule ging, ein solches mit Sicherheit in Aussicht gestellt. Da schüttete Dürten die Angst ihres Herzens vor ihm aus, stellte ihm Stinings und Halsbands Lage recht beweglich vor und meinte,

in seiner fürchterlichen Angst vor dem Gewitter würde Dörchläuchten jedes Zugeständnis machen, und ganz gewiß auch den Läufer begnadigen; denn daß der Konrektor wie immer bei einem Gewitter gerufen werden würde, das stand ja außer Frage. Der Konrektor schüttelte zwar den Kopf zu diesem Ansinnen seiner Wirtschafterin, aber in seiner Gutmütigkeit sagte er doch, er wolle sehen, was sich machen ließe. Damit ging er, um die heranwachsenden Neubrandenburger Schlingels zu lehren, und als er auf dem Markt an dem Laden des Bäckers Schulten vorüberging, der in seiner Tür stand und nach dem Wetter ausschaute, fragte auch dieser, ob er wohl meine, daß es heute ein Gewitter geben würde.

„Natürlich gibt es eins,“ lachte der Konrektor, „es können aber auch ihrer sieben werden.“

Der neue Wettertempel.

Als die Schule eben erst zu Ende war, zog es schon dunkel am Himmel herauf, und es drohte ein schweres Wetter. Da ging es denn auch wieder im Palais schnurrig zu. Dörchläuchting ging bleich herum wie ein wandelnder Geist, die Lakaien standen an den Wänden, und selbst Rand schlich auf den Zehen einher, als hätte ihm einer einen Knoten vor den Mund geschlagen, während der Kammerjunker Knippelsdörp eigenhändig alle Türen und Fenster zuriegeln mußte.

„Rand,“ rief Dörchläuchten halblaut, „der Rauch zieht den Blitz an, ist das Feuer allenthalben aus?“

„Ja, Dörchläuchten, bloß in der Küche; wir haben ja noch nicht Mittag gegessen.“

„Wir speisen heute nicht zu Mittag, das Feuer soll ausgegossen werden.“

„Ja, Dörchläuchten,“ wollte Rand etwas erwidern, aber: „Es soll!“ rief Dörchläuchten so hastig, daß er vor sich selber erschrak; „es sollen auch keine Klingeln gezogen werden, der Schall zieht an.“

„Der Schall, Dörchläuchten?“ fragte Rand etwas spöttisch.

„Esel — ich — ich sage aber, er kann doch anziehen!“ flüsterte Dörchläuchten ärgerlich; „mein Gott, wo bleibt nur der Konrektor?“

„Ja,“ sagte Rand, „was soll der Konrektor? Der kann auch nicht —“

„Er soll aber können, er soll!“ rief Dörchläuchten heftig. „Löse mir die Schuhschnallen ab; Metall zieht an. Ist in meinem Kabinett alles in Ordnung?“

„Ja,“ brummte Rand auf den Erdboden nieder, als er die Schnallen ablöste, „wir haben den ganzen Krempel da aufgestellt, und Tischler Hartwig sagt, es sähe aus wie ein Vogelbauer.“

„Mein Gott — hörst du? hörst du? wo bleibt der Konrektor! Ich gehe in mein Kabinett; schick' nach dem Konrektor! So lauf doch nicht so, der Blitz wird ja angezogen. Ach, du lieber Gott!“ sagte er ganz krank, „und ich rufe auch so laut!“

Der Lakai traf den Konrektor schon auf dem Markte. Die Tür wurde dann nach den Vorschriften von Dörchläuchten nur ganz knapp aufgemacht, damit kein Zugwind entstände, und der Konrektor klemmte sich mit seinem Fuchsschwanz und so weiter herein. Er wurde nun in Dörchläuchten sein Kabinett geführt und bekam da etwas zu sehen, was ihn zuerst gänzlich aus der Fassung brachte. Einen Augenblick stand er steif und starr in der Tür, aber auf einmal brach er in ein ungeheures Lachen aus: „Was, Teufel, was ist das? Nehmen Sie's nicht übel, Dörchläuchten! nehmen Sie's nicht übel! aber was ist das?“

Und Rand lachte auch mit und sagte: „Ja, das sagen Se man mal!“

Mitten in dem Zimmer stand ein Tritt auf Flaschenhälsen, darauf 'ne Art von

Lusthaus, von Fenstern ringsum zu, die bis auf die Erde reichten, und oben zugestülpt mit 'nem halbblauen, seidenen Baldachin, der wie ein Regenschirm für fünfzehn Mann aussah. In dieser Anstalt saß Dörchläuchten in seiner Angst in 'nem gelbseidenen Schlafrock, mit 'ner grünseidenen Schlafmütze auf dem Kopf und mit 'nem paar Schuhe an seinen Füßen, die mit rotem Siegellack lackiert waren.

Ärgerlich über das Lachen fing Dörchläuchting eben an: „Was ist das für ein dummes —" als ihm ein greller Blitz das Wort abschnitt. Da schlug er sich rasch das seidene Taschentuch vor die Augen: „Ach, du lieber Gott!" und er sah hinter dem Tuch heraus und lauerte auf den Donner, und als der kam, hielt er sich die Ohren zu und rief wieder: „Ach, du lieber Gott!"

Der Konrektor hatte das Lachen eingestellt und besah sich die Anstalt hinten und vorn. Dörchläuchten sah ihn höllsch ungewiß an und sagte endlich: „Na, was meint Er? Ist das wohl so? Glas, Seide, auch Siegellack, alles, was abstößt, und alles, was Metall heißt und anzieht, habe ich 'rausbringen lassen."

„Ja," sagte der Konrektor, „es wäre wohl so, Dörchläuchten: was der Mensch tun kann, das haben Sie getan; aber nehmen's nicht übel, die goldene herzogliche Krone oben auf ihrem Thronsessel, die haben Sie vergessen."

„Sag' ich das nicht? sag' ich das nicht? Der Esel, der Rand — ach, du lieber Gott!" — denn es gab wieder einen Blitz — „Schafskopp! bring' 'nen andern Stuhl her! Ich will gar keine herzoglichen Ehren, denn ich bin bei so 'nem schweren Wetter auch nur ein gewöhnlicher Mensch — ach, du lieber Gott!" und er hielt sich wegen des Donners die Ohren zu — nicht wahr, Konrektor?"

Der Konrektor meinte, das glaubte er auch; aber der Thronsessel mit der Krone könnte ja immer bleiben; die Krone könnte ja eine Zeitlang in ein seidenes Tuch gewickelt werden. Und als dies geschehen war, hatte er seine stillen Betrachtungen darüber, wie sogar goldene herzogliche Ehren vor Gottes Donnerwort sich verhüllen und demütig beiseite gelegt werden.

„Rand, geh' 'raus und sieh ins Wetter," befahl Dörchläuchten.

Und Rand tat es und kam wieder: „Dies ist vorüber; aber es steht schon wieder eins parat, und das sieht gefährlich genug aus."

„Rand, bring' für den Konrektor en Stuhl in meinen Wettertempel."

„O, Dörchläuchten," wehrte der Konrektor.

„Ja, 's is nötig, mir is 's nötig; aber so kann Er nicht 'rein, so zieht Er mir den Blitz 'rein. Rand, en andern seidenen Schlafrock und Schlafmütze und die roten lackierten Schuh!"

Der Konrektor mochte sich wehren, so viel er wollte, es half ihm nichts: er mußte in einer ähnlichen Verkleidung mit hinein in den neuen Wettertempel, und er sah aus wie ein alter Zauberer aus vergangenen Jahrhunderten. Dörchläuchten aber jagte Randen hinaus, weil die Ausdünstung von vielen Menschen den Blitz anziehen soll, befahl ihm jedoch an, ab und zu den Kopf durch die Tür zu stecken und zu berichten, wie es mit dem Wetter stände.

Vergnügt schlüpfte Rand hinaus, denn er lief hinüber zu Bäcker Schultsch, um Doppelbier zu trinken.

Die Begnadigung.

„Was meint Er, Konrektor, ist das wohl so sicher?" fragte Dörchläuchten.

„Nach meinem Verstande ja."

„Ist das auch wohl ganz sicher?"

„Ja, Dörchläuchten, was einer tun kann, das ist ja getan; aber was ist Menschenwerk gegen unsern Herrgott seinen Willen?"

„Das sag' ich," rief Dörchläuchten, „die dummen Kerls, die Tischler und die Glaser, sollten's ganz rund machen, und sie haben's eckig gemacht. Ecken ziehen immer an."

„Ja, was können die Leute dafür? Wenn unser Herrgott will, dann pustet er in einem Augenblick ganz Bramborg weg. Denken S' doch an Sodom und Gomorrha!"

„Ach, du lieber Gott! Ja, ich weiß, ich —"

Hier steckte Rand den Kopf in die Tür: „Das kommt wieder aufs frische 'rauf, und die Bäcker Schultsch sagt —"

„Schafskopp, ich will gar nicht wissen, was das impertinente Frauensmensch sagt. Das sagt auch: Er will wieder freien, Konrektor."

„So?" lächelte dieser, „ei sieh'! Na, und wen denn?"

„Ja, sie sagt ja, der Prinzeß Christel ihre Kammerjungfer oder Seine Wirtschafterin. Aber ich verbiete Ihm das. Er kommt mir nicht mehr vor die Augen! Ich wollte ihm auch schon den Hof verbieten lassen, wie dem Hofrat Altmann, der will ja nun die vierte Frau nehmen."

„Dörchläuchten," sagte der Konrektor ruhig und stand auf, „ich estimiere Sie als meinen Landesherrn; aber ob ich heiraten will oder nicht, das muß Ihnen egal sein, da laß ich keinen Menschen mit 'rein reden. Und wenn Sie mir derentwegen den Hof verbieten wollen, dann können Sie das ja tun, das steht in Ihrer Macht; aber ich kann auch gehen, das steht in meiner Macht, denn ich bin von dem Magistrat von Bramborg angestellt. Ich empfehle mich Ihnen zu Gnaden!"

„Ach, du lieber Gott! So bleib' Er doch hier, ich habe ja meinen Trost —"

Hier steckte Rand wieder den Kopf in die Tür: „Dörchläuchten, dies wird sehr schlimm, das Gewitter kann nicht über den See kommen, und Schultsch sagt —"

„Du Schafskopp, ich will gar nicht wissen, was Schultsch sagt. Schließ' die Tür und riegele von draußen zu, daß er nicht 'raus kann."

„Ja, Dörchläuchten," sagte der Konrektor und zog seine Zaubermontierung aus und seinen ehrlichen Rock wieder an: „Mit Gewalt können Sie mich halten — ei, das war ein harter Schlag."

„Ach, du lieber Gott! Ja, das war's. Komm' Er doch wieder hierher!"

„Ne, Dörchläuchten, ich stehe hier ebensogut in Gottes Hand wie da, und was wir Menschen aussinnen, ist alles nur dummes Zeug vor Gott dem Herrn."

„Fürchtet Er sich denn gar nicht?"

„Nein, Dörchläuchten, vor dem Blitz nicht. Vor Gott als meinem Richter fürchte ich mich, denn ich weiß, ich werde als ein Hundsfott vor ihm bestehen; aber vor Gott als meinem Vater fürchte ich mich nicht, denn er weiß, was mir gut ist, und wenn er mich mit einem Donnerschlag ohne alle Krankheit zu sich rufen will, dann weiß ich, daß er das in allen Gnaden beschlossen hat, und ich danke ihm dafür."

„Aber tot? tot?" rief Dörchläuchten entsetzt, denn nun brach auch noch die Todesfurcht bei ihm durch.

„Ja, Dörchläuchten, das ist doch nun mal nicht anders. Sterben müssen wir alle, und ich kann mir's wohl denken, daß es manchem Menschen sehr schwer wird, wenn an seinem letzten Lager Frau und Kinder stehen, die er sehr lieb hat; aber für so'n paar alte Einsiedler, als wir beide sind, da muß es wohl leichter gehen. Aber wenn wir unseren Nebenmenschen beistehen in ihren Nöten nach unseren Kräften und uns vor Ungerechtigkeiten hüten —"

Ein furchtbarer Schlag fiel, Blitz und Donner zusammen, und Dörchläuchten schrie laut auf: „Das will ich ja auch, das will ich ja auch! Konrektor, bitt' Er sich 'ne Gnade aus!“

Hier hätte nun der Konrektor alles mögliche für sich erbitten können, und es würde ihm gewährt worden sein; aber er richtete sich stramm in die Höhe und sagte: „Ich brauche nur unseren Herrgott seine Gnade, ich brauche keine Gnade von Menschen, und wenn es auch ein Fürst wäre. Wenn einer richtige Gnaden austeilen will, dann muß er allwissend sein und allmächtig, dann muß er unser Herrgott selber sein, und das ist kein Fürst.“

„Er wird hier unbescheiden. Ich werde Ihn mal merken lassen, was fürstliche Ungnaden sind,“ rief Dörchläuchten wütend, denn es hatte lange nicht gedonnert, „ich will Ihm —“

Da steckte Rand wieder den Kopf in die Tür und rief: „Dörchläuchten, eben hat's eingeschlagen, Schultsch sagt, auf dem Wall in 'ne Pappel; aber es geht gleich wieder los. Schultsch sagt —“

„Das will ich nicht wissen, du Esel! Und Er, Konrektor, . . . nein, bleib' Er hier! Sinn' er was aus, was uns helfen kann. Hat schon eingeschlagen! Ach, du lieber Gott!“

„Ja, Dörchläuchten, was soll ich aussinnen? In so 'ner Lage, wo uns unser Herrgott näher kommt, als für gewöhnlich, ist das beste für den Menschen, daß er sich mal ernstlich prüft, ob er wohl nicht gegen seine Nebenmenschen ein Unrecht begangen hat, und wenn er dann das findet, und er faßt den festen Vorsatz, das Unrecht wieder gut zu machen, dann findet er auch Trost und Mut.“

„Ich tue keinem Menschen ein Unrecht,“ rief Dörchläuchten hastig; aber das Gewitter meldete sich wieder, und er schlug das Tuch wieder über sein Gesicht: „Ach, du lieber Gott!“

„Na, Dörchläuchten,“ entgegnete darauf der Konrektor, „das ist mit Ihnen wohl auch nicht anders, als mit uns allzusammen; oder ist das kein Unrecht, wenn Sie Ihren Läufer Halsbandten einspunnen lassen, weil andere Leute Dummheiten gemacht haben?“

„Meinen Läufer? Das ist mein Bedienter. Wie kann ein Fürst — ach, du lieber Gott! — wie kann ein Fürst gegen seinen Diener Unrecht haben? Hat der Kerl mir nicht Trotz geboten? Hat er nicht Redensarten gemacht?“

„Na, soll denn nun wohl ein junger, kräftiger Kerl wild werden“ — hier blitzte und donnerte es wieder stark, und Dörchläuchten schoß zusammen — „wenn er als ein Räuber traktiert wird, soll er nicht, wenn der Schimpf über ihn kommt ohne seine Schuld, ein paar dreiste Redensarten machen?“

Und wieder blitzte es, und Dörchläuchten duckte wieder hinter sein Tuch: „Ach, du lieber Gott! Laßt 'n laufen, laßt den Kerl laufen!“

„Ja, Dörchläuchten, das ist recht schön, daß Sie ihm die Strafe abnehmen, aber Sie müssen ihm auch den Schimpf abnehmen.“

„Ach, du lieber Gott!“ rief Dörchläuchten und hielt sich wegen des Donners die Ohren zu, „ich soll ihn am Ende noch um Vergebung bitten. Nein, nein, der Kerl —“

Rand guckte wieder herein: „Dies wird wieder sehr schwer, und —“

„Ich will nichts von Schultschen wissen! Lauf' hin und laß Halsbandten aus dem Loch! Er ist frei,“ rief Dörchläuchten.

„Und, Herr Kammerdiener,“ setzte der Konrektor hinzu, „mir geben Se mal Tinte und Feder und Papier.“

„Hm! Feder und Papier, das ist hier; aber unsere Tinte ist eingetrocknet. Wir sind nicht sehr fürs Schreiben, bloß wenn

Herr Hofrat Altmann wegen Geld geholt wird, dann schreiben wir.“

„Das ist wahr,“ sagte Dörchläuchten — „ach, du lieber Gott! — Gleich schaffe Tinte an!“ Denn er hatte die Hoffnung, daß der Konrektor, wie sonst welche Leute das Fieber, das Gewitter abschreiben wollte. Mein Gott! dachte Dörchläuchten, wie kann der Kerl bei so'n Wetter schreiben.

Die Tinte kam, und als der Konrektor die Schrift fertig hatte, las er: Halsband wäre ganz unschuldig durch ein bloßes Versehen und in Übereilung bestraft worden; und, nachdem seine Unschuld bei näherer Untersuchung an den Tag gekommen, wäre er augenblicklich aus dem Arrest entlassen, und jedem wurden die härtesten Strafen angedroht, der ihm bei irgendeiner Gelegenheit dies vorhalten und zum Schimpf anrechnen würde. „So,“ sagte dann der Konrektor, „Dörchläuchten, nun unterschreiben Sie sich.“

Dörchläuchten wollte nicht, er unterschrieb sich überhaupt sehr ungern, und bloß mit genauer Not kriegte ihn manchmal Hofrat Altmann dazu; und nun noch bei solchem Wetter. Aber unser Herrgott redete ein paarmal dreist in die Vorstellungen des Konrektors hinein, und dann tat er's.

„Ist Ihnen nun nicht viel leichter, Dörchläuchten, nach dieser guten Handlung?“

„Ne, gar nicht,“ sagte Dörchläuchten, „das Gewitter muß erst vorüber sein.“

Und damit log er nicht, sondern sagte nur die reine Wahrheit.

Endlich war das Gewitter vorüber, Rand steckte wieder den Kopf in die Tür und sagte: „Nun ist's vorbei; Schultsch sagt, es sind sieben Stück gewesen, und der Herr Konrektor hat dies schon heute morgen vorhergesagt.“

Der Konrektor ging und nahm die Schrift, welche für Halsbandten und Stining so wichtig war, natürlich mit.

Auch Dörchläuchten atmete tief auf und sagte vor sich hin: „Sieben Stück! und das hat er vorher gewußt! Das ist ein alter unverschämter Kerl, mit seinen verdammten Redensarten. Wo bleibt da die Ehrfurcht, die mir der Untertan schuldig ist? Aber ich kann ihn nicht missen, er weiß zu gut mit dem Wetter Bescheid. Und heiraten will er doch!“

Auch der Konrektor nickte vor sich hin, als er über den Markt ging: „Wie? ich werde ja wohl meintag nicht klug. Ich bleibe so'n alter Esel, wie ich immer gewesen bin. Was habe ich meine Nase in anderer Leute Kohl zu stecken? Halte da Dörchläuchten eine ordentliche Predigt! Gott bewahre uns, was für 'ne Dummheit! Wenn das die Leute wüßten, wenn Hofrat Altmann das wüßte, was würde der lachen. Na, laß sie! Ich hätt's wohl klüger machen können; aber ich habe doch gekriegt, was ich haben wollte, wenn ich auch zu viel Pulver verschossen habe. Ich kann doch heute drei Herzen recht fröhlich machen.“

Und wie fröhlich machte er sie, und wie dankbar waren ihm Dürten, Stining und auch Halsband, daß er alles in Schick gebracht hatte. Aber auch Schultsch freute sich, obwohl sie zu spät kam, um Halsbands Freilassung mitzuteilen, wovon sie von dem Stadtdiener gehört hatte; „aber das schad't nich,“ sagte sie, „morgen kriegt Dörchläuchten auch seinen Zwieback wieder, denn er hat heute Gutes an euch getan, und Geben ist seliger als Nehmen!“

Konrektor und Dichter.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Dörchläuchting", 1866).
(Hierzu das Titelbild.)

Der Konrektor Äpinus war ein geborener Sachse, hatte sich jedoch so in die mecklenburgische plattdeutsche Mundart hineingelebt, daß er sogar auch in seinen Schulstunden plattdeutsch redete, was für den Erfolg seines Unterrichtes selbstverständlich nur von großem Vorteil sein konnte. Er war außerordentlich tüchtig in Latein und Griechisch, das Französische aber konnte er nicht ausstehen, denn er hatte einen großen Haß gegen die Franzosen. Einige sagten freilich, den Haß hätte er bloß, weil er kein Französisch verstände und es ihm genierlich sei, das einzugestehen; aber diese Meinung schießt vorbei: er konnte eben das französische Wesen nicht leiden, und sein Haß wurde später immer größer, je toller die Franzosen in Deutschland hausten. —

Jetzt hatte der Konrektor Ferien, denn Weihnachten stand vor der Tür. Er ging in einer kurzen Jacke, die er sich vom Schneider aus einem alten Rock hatte aufbauen lassen, und mit einer langen Pfeife in der Stube auf und ab. Einen Schlafrock warfen seine Einkünfte nicht ab. Zu Mittag aber zog er sich sauber an und stand da in einem rotbraunen Rock mit großen, goldbesponnenen Knöpfen und breiten Aufschlägen an den Ärmeln, 'ner schwarzen, samtmanchesternen kurzen Hose, schlohweißen Strümpfen, blankgewichsten Schuhen mit silbernen Schnallen, und rief nach seiner Wirtschafterin Dürten, daß sie ihm den breiten Haarbeutel anknöpfen sollte. Dann aß er mit ihr zu Mittag, sah nach dem Thermometer und hielt nun sein Mittagsschläfchen.

Als es düsterer wurde, brachte ihm Dürten Licht und warme Schuhe herein und sah nach dem Feuer im Ofen.

Da stampfte sich draußen einer den Schnee von den Füßen, und herein in die Stube trat der Herr Advokat Kägebein: „Verehrter Freund und Gönner, ich konnte doch nicht unterlassen, Sie zu besuchen; ich fühlte den heftigsten Drang in mir, Sie wiederzusehen."

„So? wann sind Sie denn hier angekommen?" fragte der Konrektor.

„Gestern abend."

„Na, wenn der Drang so groß gewesen ist, dann wundert es mich, daß Sie nicht schon gestern abend gekommen sind."

„Geschäfte, mein Gönner, unaufschiebbare Geschäfte, wichtige Geschäfte, aber viel wichtigere haben mich auf Flügeln des Zephirs gestern morgen, als man mit purpurnem Gewand am östlich hohen Himmel Auroren schon verbreitet fand, von Neustrelitz nach Brandenburg entführt —"

„Alten schönen Zephir heute draußen!" warf der Konrektor dazwischen, aber Kägebein ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Ich will nämlich eine Collectio (Sammlung) meiner schönsten Gedichte hier bei Korb drucken lassen; Dörchläuchten, unser gnädigster Herr, hat die hohe Gnade gehabt, meine submisseste Dedicatio (Widmung) anzunehmen, und hier sind sie;" damit warf er einen Packen Schreiberei auf den Tisch.

„Dörchläuchten? Gedichte?" meinte der Konrektor kopfschüttelnd; „na, das hat er denn wohl aus Neugierde getan, denn ich glaube, er hat in seinem ganzen Leben noch kein Gedicht gelesen."

„Ich habe ihm welche vorgelesen, er hat sich sehr gefreut, er hat viel Sinn und Empfängnis für die feine, hohe Poesie; und unter uns, wie mir Rand, sein Herr Kammerdiener, sagt, habe ich große Hoffnung auf den Titel eines Hofpoeten," sagte Kägebein, sich in die Brust werfend.

„Gratuliere vielmal zu dem hohen Titel," entgegnete der Konrektor trocken.

„Aber die Gedichte sind auch schön, sehr schön! Sie sind im höheren Stil, ich habe Gellert und Ramler und Gleim sozusagen in eins verschmolzen. — Hören Sie mal!"

„So setzen Sie sich doch erst nieder!"

Das tat denn der Herr Advokat und blätterte in den Papieren. „Ich suche keine aus, ich nehme das erste beste zum Vortrag. Hier, dies ist mehr Gellert."

Und er las. Eine Weile hörte der Konrektor das gereimte Gewäsche mit an. Endlich aber rief er: „Nun halten Sie Pust!" und schlug ihm die Papiere zusammen, „da hat ja einer volle acht Tage dran zu tun, ehe er das begreift. — Und das, meinen Sie, wäre so in der Art von Gellert?"

„Ja," sagte Kägebein und sah ihn ganz unschuldig an. „Und hier habe ich ein Stück, welches mehr Gleim ist."

Und er las wieder. Als er geendet, sprang aber der Konrektor auf und rief: „Nehmen Sie's nicht übel, das hält der Mensch nicht aus, mir ist ganz schwindlig geworden; ich muß ein bißchen auf und ab gehen. Mich hat es ganz übernommen."

„Ja, es ist aber poetisch. In diesen poetischen Ausdrücken habe ich, wie mir schon viele gesagt haben, meine besondere Force. Ich habe hier noch ein größeres Heldengedicht, welches den Titel führt: Die auf den Backofen geschobene Schöne oder der Sprung durch den Schlehdorn. Das will ich aber noch nicht drucken lassen, denn —"

„Das ist recht," unterbrach ihn der Konrektor, „das ist das Verständigste, was Sie tun können. Geben Sie's ja nicht in Druck; an diesen Gedichten haben die Leute schon genug zu verdauen. — Sagen Sie mal, haben Sie schon lange gedichtet?"

„I ja, doch wohl schon ein Jahrener fünfzehn bis zwanzig."

„Dann lassen Sie's nun sein, dann haben Sie Ihre Schuldigkeit vollkommen getan."

„Ja, mein Gönner, das sagen Sie; wenn mich aber der Geist treibt, denn meine Natur ist eine poetische, denn —"

„Das ist 'ne verfluchte Natur und 'n infamer Geist. — Sagen Sie mal, haben Sie das Buch gelesen von Götz von Berlichingen? Mir hat das Hofrat Altmann mal geliehen, denn ich kann mir so was nicht anschaffen."

Hier zog Kägebein die Schultern in die Höhe, wackelte mit dem Kopfe hin und her und sagte: „Ja, aber das ist so roh und ungeschliffen, da ist ja nicht für einen Dreiling feine Poesie drin."

„Muß auch nicht, soll auch nicht!" rief der Konrektor hastig. „Wahrheit soll drin sein und Natürlichkeit! wie auch im alten Homer ist."

„Ja, mein Gönner, Homer hat aber doch nichts Feines, er lebte ja auch in einem höchst ungebildeten Zeitalter."

„Na ja, und wir wohl in einem recht gebildeten," sagte der Konrektor. „Sie glauben, weil Sie die Frauensleute in Ihren Gedichten mit allerlei albernen Namen anreden, deswegen schreiben Sie fein? Für alle Ihre Dorimenen, Iphigenen, Syncerenen gebe ich unsere Mariken und Dürten und Fiken noch lange nicht weg. Da hören Sie mal, wie ein Landsmann von Ihnen diese modischen Poeten zurechtsetzt." Und der Konrektor las ihm den Schluß eines Gedichtes vor.

„Aber, bester Gönner, das ist ja unser gewöhnliches Plattdeutsch," lachte Kägebein.

„Na, und warum nicht?"

„Ja, ich weiß es wohl, was auch von Ihren vielen Freunden bedauert wird, daß Sie sich gleichsam in die gemeine plattdeutsche Sprache verliebt haben und ihr den Vorzug vor der gebildeten hochdeutschen geben."

„So, na dann sagen Sie nur meinen vielen Freunden, daß sie sich darum keine grauen Haare sollen wachsen lassen. Und dann, möchte ich Ihnen sagen, ist mir das Plattdeutsche viel lieber, als das feine Hochdeutsch, das Sie schreiben; es ist doch zum wenigsten noch nicht von den Franzosen verpfuscht und verdorben."

„Es ist eine gemeine Sprache," rief Kägebein, der nun auch hitzig wurde, „es läßt sich in ihr kein einziger feiner poetischer Gedanke ausdrücken."

„Das soll sie auch nicht," rief der Konrektor und schlug auf den Tisch, „dazu ist sie zu ehrlich. Sie sagen, ich hätte mich in die plattdeutsche Sprache verliebt, und dann sagen Sie von dieser meiner Liebsten, das sie gemein ist? Herr, sehen Sie nach Ihren Worten!"

„Wir kommen heute abend nicht überein," sagte Kägebein, kramte seine Schriften zusammen und machte Anstalt, zu gehen.

Als der Konrektor dies sah, da kam das Gefühl über ihn, daß er doch wohl ein bißchen grob gegen seinen Besuch geworden wäre, und wollte das als ehrlicher Mann wieder gut machen. Er reichte Kägebein die Hand und sagte: „Ich bin älter als Sie, Kägebein, und Sie können wohl einen guten Rat von mir annehmen: geben Sie die sackermentschen Gedichte nicht heraus!"

Der Dichter zuckte zusammen, sah dem Konrektor scharf in die Augen, und es mochte ihm wohl so vorkommen, als wenn der blasse Neid daraus hervorleuchte. Er lächelte so'n bißchen vornehm und sagte, als er aus der Tür gehen wollte: „Gewiß gut gemeint, und manchem mögen meine Gedichte auch wohl nicht gefallen; aber Dörchläuchten, unser gnädigster regierender Herr, haben geruht, die Widmung anzunehmen, und so müssen sie gedruckt werden. Guten Abend!"

Der Konrektor begleitete ihn auf den Vorplatz und sagte: „Gu'n Abend auch, leben Sie recht wohl, ich wünsche Ihnen viel Glück damit."

Kägebein rief noch aus der Haustür zurück: „Gönnerchen, das wird sich finden, wird sich finden! Sehen Sie's erst gedruckt, im Druck nimmt sich das ganz anders aus." —

Er ging, und zwar ging er nach dem Ratskeller. Der Konrektor brummte vor sich hin: „Hab' ich um den Klas (Dummbart) meinen schönen heiligen Abend verloren."

Ärgerlich trat er in die Wohnstube, und Dürten lachte und sagte: „Über den wollen Sie sich ärgern? Sie sind ein Mann in Ehren und Würden, und das Wetter ist so schön, wie es in dieser Jahreszeit irgend sein kann." Und sie ging an den Kleiderschrank, warf dem Konrektor 'ne Mantille über, zog den Kragen in die Höhe, kam dann mit Stock, Pfeife und Tabaksbeutel, ein reines Taschentuch nicht zu vergessen und ein paar andere Tücher, um den Hals zu wickeln, und — der Herr Konrektor ging auch in den Ratskeller.

Müller Voß.

(Nach Fritz Reuter „Olle Kamellen: Ut de Franzosentid", 1866.)

Der Bankerottspieler.

Es war zur Zeit, als die Franzosen aus Rußland zurückgekommen waren und es sich bei uns überall zu regen begann, da saß der Amtshauptmann Weber eines Tages in seiner Amtsstube im Stavenhäger Amt in Mecklenburg. Er war ein großer Mann, der über alle andern Menschen hinwegsah und trug sich gewöhnlich

in einem blauen Rock, gelblichen Hosen und langen, blankgewichsten Stiefeln, und wenn sein Gesicht auch von Pocken zerrissen war, so stand auf seiner breiten Stirn doch geschrieben und konnte man in seinen blauen Augen lesen: „Kein' Menschenfurcht, wohl aber Gottesfurcht!"

Amtshauptmann Weber also saß in seinem Arbeitszimmer. Da klopfte es an die Tür, und er rief: „Herein!"

Und herein trat der alte Müller Voß aus Gielow, mit dem verkehrten Ende zuerst, und machte einen Diener, der höllsch verquer ausfiel, als müßt' er dem Herrn Amtshauptmann vor allen Dingen erst zeigen, von was für Art Zeug sein Hosenboden gemacht war.

„Gu'n Dag, Herr Amtshauptmann!" sagt er.

„Gu'n Morgen, mein lieber Müller," sagt der alte Herr.

Na, wenn sie sich so auch verschiedene Tageszeit boten, jeder auf seine Art, so hatte doch jeder recht, denn der Müller stand morgens gegen vier Uhr auf und es war daher für ihn schon hoher Tag, während es für den Amtshauptmann noch zeitig am Morgen war, denn er erhob sich erst gegen elf Uhr.

„Was will Er, mein lieber Müller?" fragte der Amtshauptmann mit gewohnter Freundlichkeit.

„Ja, Herr Amtshauptmann, ich komm zu Sie in 'ne große Sache. Ich will Sie man melden: ich will nu auch Bankerott spielen."

„Was will Er, mein lieber Müller?"

„Bankerott spielen, Herr Amtshauptmann."

„Hm, hm," brummte der alte Herr, „das ist ja eine verzweifelte Sache," stand auf und ging in der Stube auf und ab. „Wie lange wohnt Er schon in unserem Stavenhäger Amt?"

„Kommenden Johanni werden's dreiunddreißig Jahr."

„Und wie alt ist Er?"

„In der Erbsenernte werden's fünfundsechzig, können möglicherweise auch sechsundsechzig sein, denn was unser olle Paster Hammerschmidt war, der war nich sehr für die Kirchenbücher und für Schreiben, un die Frau Pastern, die das Anschreiben besorgen tat, ließ es immer drei Jahr ansummen un ging dann eines Nachmittags im Dorf herum un schrieb die Gören an. Dabei hat sie mir, wie mein' Mutter sagt, ein Jahr in'n Schaden gerechnet; aber von fünfundsechzig brauch' ich mir nichts abstreiten zu lassen."

Der alte Herr war in der Stube auf und ab gegangen. Jetzt blieb er vor dem Müller stehen und sagte: „Ja, Müller, dann ist Er viel zu alt zu seinem Vornehmen."

„Wie so denn?" fragt der Müller ganz verdutzt."

„Bankerottspielen ist ein schwer Geschäft, damit wird Er in seinem Alter nicht mehr fertig."

„Meinen Se, Herr Amtshauptmann?"

„Ja, das mein' ich; dazu sind wir beide schon zu alt, das müssen wir jüngeren Leuten überlassen."

Der Müller guckte seine Stiefelspitzen an und sagte bedrückt: „Wahr is 's, Herr!"

„Na," sagte der alte Herr und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, „wo drückt Ihn denn der Schuh? was quält Ihn denn hauptsächlich?"

„Quälen sagen Se," Herr Amtshauptmann? Ne, schinden, Herr, schinden! Der Jude, Herr, und denn der verfluchtige Prinzeß (Prozeß) Herr!"

„Sieht Er, Müller? Das war auch so'n Narrenstreich von Ihm, daß Er sich in seinem Alter noch in einen Prozeß einließ."

„Ja, Herr, als ich mich in den Prinzeß 'reingab, war ich noch in guten Jahren, un ich dachte ihn noch bei Lebenszeit auszufechten; aber ich merk' woll, so'n Prin-

zeß hat 'nen längeren Atem, als 'ne ehrliche Müllerlunge aushalten kann."

„Wahr ist's, Müller; aber das kann Ihn doch indessen für den Augenblick nicht so drücken."

„Drücken sagen Se, Herr? Ne, klemmen müssen Se sagen, klemmen, daß einen das Blut aus den Fingerspitzen spritzt. Der Jude, Herr, der dreimal destillierte Jude, Herr Amtshauptmann."

„Welcher Jude ist es denn?"

Der Müller sah sich scheu um, trat dann näher an den alten Herrn heran und flüsterte: „Der Itzig, Herr!"

„Ei," sagte der Amtshauptmann betroffen, „wie kommt Er denn zu dem Kerl?"

„Ja, Herr, wo kommt der Esel zu de langen Ohren? In meiner größten Not, als der Feind mir alles genommen, hab' ich mir zweihundert Taler von ihm geliehen, un da hab' ich nu von Termin zu Termin immer unterschreiben müssen, un die Schuld is 'raufgekrochen bis auf fünfhundert Taler und übermorgen soll ich se bezahlen."

„Müller," fragte der Amtshauptmann ernst, „hat Er sich unterschrieben?"

„Ja, Herr!"

„Dann muß Er sie auch bezahlen; was geschrieben ist, ist geschrieben."

„Ja, Herr, ich dacht' —"

„Hilft Ihm nichts: Was geschrieben ist, ist geschrieben."

„Aber de Jude, Herr —"

Der Amtshauptmann war während dieses Gespräches immer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er plötzlich vor dem Müller stehen und sagte: „Er ist zu alt, Müller, um diese Sache noch fertig zu bringen. Weiß Er was? Schick' Er mir ein'n von seinen Jungens."

Da sagte der Müller wehmütig: „Der Jochen, Herr, hat sich damals totgemahlen, un den Korl haben se mit nach Rußland genommen, un der is nich wiedergekommen."

Mitleidig sagte der Amtshauptmann: „Hat Er denn nun gar keine Kinder mehr?"

Der Müller wischte sich über die Augen und sagte leise: „Ja, Herr, noch so'n Dirnwerk."

„Na, Müller, Dirn' sind mir zu quarrig, und in diesen Umständen können sie uns nichts nützen."

„Ja, Herr, was wird denn nun aus meiner Sache?"

„Exekution, mein lieber Müller! Der Jude wird Ihm alles fortnehmen."

„Na, Herr Amtshauptmann," sagte der Müller traurig ergeben, „das hat der Franzose schon zweimal getan, denn kann's ja auch der Jude mal versuchen. Un zum Bankerott, meinen Se, bin ich zu alt?"

„Ja, alter Freund!"

„Na, denn adjüs, Herr Amtshauptmann!" Und damit ging er.

Müller Voß und der Franzose.

Als der Amtshauptmann den Müller noch aus dem Fenster nachschaute, wurde es auf dem Hofe lebendig: fünf französische Chasseurs (Jäger zu Pferde) ritten durch das Tor und einer stieg ab, band sein Pferd an, und ging stracks ins Haus, und zu dem alten Herrn hinein. Der konnte nicht verstehen, was der Kerl herausprustete, nahm zwar sein Taschenwörterbuch und schlug nach, wenn ihm ein Wort deutlich wurde. Aber es wurde immer toller, und der Amtshauptmann klingelte nach seinem Kalfaktor Fritz Sahlmann und sagte: „Lauf doch mal zum Burgemeister und bitte ihn, ob er nicht schnell mal herkommen möchte, denn hier ist mein Latein zu Ende."

Fritzing ging und sagte zu dem Bürgermeister: „Herr Burmeister, kommen Se fixing 'rauf aufs Schloß, sonst geht es da meindag nicht gut!"

„Was ist denn da los?" fragte der Bürgermeister, ein herzhafter, resolvierter Mann.

„Auf dem Schloßhof halten sechs französische Spitzbuben-Schassürs, un der siebente is ja beim alten Herrn un is fuchswild und fuchtelt da mit dem blanken Säbel herum, und der alte Herr versteht ja doch nicht Französisch."

„I, das wär' ja der Teufel!" rief der Bürgermeister, sprang auf und ging eilig mit aufs Schloß. Da fand er denn die Bescherung, den Franzosen, der sich wie ein wildes Tier gebärdete, und den Amtshauptmann, der diesem gegenüber seine Courage nicht verloren hatte, aber natürlich kein Wort verstand, und nun hoch aufatmete und den Bürgermeister fragte: „Mein Herzenskinting! Was will der Kerl? — Ne, wat denn? — Fragen Sie ihn doch bloß, was er eigentlich will!"

Und das tat der Bürgermeister, der leidlich französisch sprach, und er kriegte den lärmenden Menschen bald so weit, daß er dem alten Herrn erklären konnte: der Kerl verlange „bloß" fünfzehn fette Ochsen, eine Last Weizen, siebenhundert Ellen grünes Tuch und hundert Louisdor, dazu für sich und seine Leute unten viel „dü Wäng" (Wein).

Da rief der Amtshauptmann empört: „Sagen Sie doch dem Kerl, wir wollen ihm lieber brav —"

„Halt, Herr Amtshauptmann," schnitt ihm aber der Bürgermeister die Rede ab, „sagen Sie das böse Wort nicht, was Sie sagen wollten, das möchte er vielleicht in letzter Zeit schon an andern Stellen gehört haben und möglicherweise verstehen. Ich rate dazu, daß wir ihm vielen ‚dü Wäng' geben, dann möchte ja wohl das andere in die Haare trocknen."

Der Amtshauptmann gab ihm recht und rief Fritz Sahlmannen: er sollte von der Wirtschafterin Wein und Gläser besorgen, aber nicht vom besten.

Na, das geschah denn, und der Bürgermeister setzte sich mit dem Franzosen, und sie fingen an zu trinken, und der Bürgermeister schenkte dem Franzosen fleißig ein, und der Franzose dem Bürgermeister, und so ging das immer umschichtig.

Es währte aber nicht gar lange, da rief der Bürgermeister: „Herr Amtshauptmann, Sie müssen mit 'ran und mir helfen. Der Kerl ist von der Art, die keinen Boden im Leib haben."

Trotz seines Sträubens mußte sich der alte Herr mit 'ransetzen und helfen. Da aber klopfte es an die Tür, und herein trat wieder Müller Voß aus Gielow.

„Was will Er, mein lieber Müller?" fragte der Amtshauptmann.

„Ja, Herr, ich komm' noch mal in meiner Sache."

„Da ist heute keine Zeit mehr dazu," sagte der alte Herr, „Er sieht wohl, Müller, in was für Umständen wir uns hier befinden."

„Mein lieber Voß," rief aber der Bürgermeister sogleich, „komm' Er her und tu Er ein christlich Werk und leg' Er sich hier quer vor den Franzosen ins Geschirr und nehm' Er ihn zu Protokoll, aber scharf!"

Der Müller sah einen nach dem andern an und sagte zu sich: na, auf so 'nem Gerichtstag bin ich noch nicht gewesen, fand sich aber leicht in die Sache.

Die beiden Herren standen nun auf, und der Bürgermeister sagte vergnügt: „Herr Amtshauptmann, dies ist unser Mann, ich kenne ihn von der Seite."

„Ja, aber was machen wir mit den sechs Kerls da draußen?"

„I, das ist nur so 'ne plündernde Streif- und Räuberbande; lassen Sie mir nur meinen Willen, ich mach' sie graulich." Und er rief Fritz Sahlmannen und sagte zu ihm: „Fritzing, lauf mal rasch durch

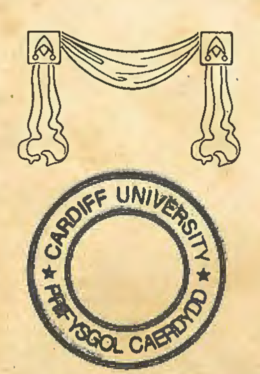
den Schloßgarten zum Uhrmacher Droz, daß dich keiner sieht, und er soll stehenden Fußes seine Uniform anziehen mit den langen, schwarzen Stiefeletten und der Bärenmütze und Ober- und Untergewehr, und er soll sich dann durch die kleine Pforte durch den Garten schleichen bis unters Eckfenster hier, und dann soll er husten."

Dieser Uhrmacher Droz war ein Neuschateller, hatte vielen Potentaten und auch den Franzosen gedient und war auf dem Zuge nach Rußland in Stavenhagen hängen geblieben, wo er eine Witwe heiratete. Seine Uniform hatte er sorgfältig aufgehoben und sich schon manchmal den Spaß gemacht, dieselbe anzuziehen und darin umher zu stolzieren. Dann redete er immer von der großen Nation und dem großen Kaiser Napoleon und kommandierte rechts und links um sich herum.

In dem Amtszimmer aber saß Müller Voß mit dem Franzosen und ließ es sich in dem Herrn Amtshauptmann seinem Rotwein sauer werden. Der Franzose stieß mit ihm an und sagte: „à vous!" und der Müller antwortete „Na nu!" und dann stieß der Müller wieder mit dem Franzosen an, und der Franzose bedankte sich und sagte: „serviteur!" und der Müller trank und sagte: „Setz' em vor de Dör!" und so redeten sie französisch miteinander. Dann umarmten sie sich und tranken wieder. Der Amtshauptmann aber sagte: „Müller, verzag' Er nicht, ich will es Ihm gedenken!" Und der Müller verzagte auch nicht, sondern trank rüstig weiter.

Da hustete es draußen unter dem Eckfenster, und der Bürgermeister stahl sich hinaus, um dem Uhrmacher Droz Bescheid zu sagen. Droz, in voller Uniform, schlich sich nun wieder durch den Garten, und es währte nicht lange, da marschierte er offen und hoch aufgerichtet durch das Schloßtor in den Schloßhof hinein, blieb wie erstaunt stehen und besah sich die bei ihren Pferden stehenden sechs Franzosen. Diese waren sichtlich erschrocken — flüsterten miteinander, und dann ging einer von ihnen an den Uhrmacher heran und fragte nach Woher und Wohin? Droz aber sah den andern höhnisch von oben bis unten an und bedeutete ihn: er wäre der Quartiermeister vom dreiundsiebzigsten Regiment, das in Zeit von einer halben Stunde hinter ihm von Malchin heraufkäme. Da hatte keiner der Plünderer mehr Zeit, auf den Kommandeur in der Amtsstube zu warten, und im Handumdrehen war der Schloßhof leer, denn die Reiter stoben eilends davon.

Der Kommandeur aber, der bereits bewegungslos auf dem Kanapee lag, wurde die Treppe hinabgetragen und samt dem Müller auf dessen Wagen geladen, der noch vor dem Tore hielt, und der Kutscher Friedrich rief lachend: „Na, denn man jüh! und dahin rollte der Wagen nach der Gielower Mühle.






Deutscher Humor

